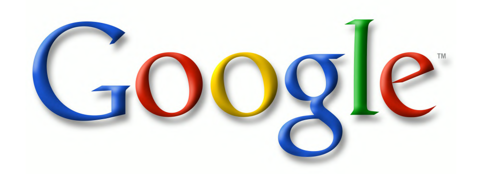


Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur

Wilhelm Braune,
Eduard Sievers


VE
RI
TAS

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE.

VII. BAND.

HALLE A/S.
MAX NIEMEYER.
1880.

1880, Jan. 14 — Nov. 13.
Sever fund.

INHALT.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE.

VII. BAND. 1. HEFT.

HALLE A/S.
MAX NIEMEYER.
1879.

INHALT.

Zur beachtung: Alle auf die redaction der **Beiträge** bezüglichen zusendungen bittet man zu richten an Professor Dr. **W. Braune, Leipzig, Sophienstrasse 38.**

DIE MUNDARTEN DES ALTEN NIEDERSACHSISCHEN GEBIETES ZWISCHEN 1300 UND 1500 NACH DEN URKUNDEN DARGESTELLT.

EINLEITUNG.

Schon 1863 hatte Fr. Pfeiffer (Germ. VII, s. 226) es als die aufgabe der wissenschaftlichen forschung hingestellt, die mundarten, die wir unter den gesammtnamen: niederdeutsch und (nach seinem vorgange) mitteldeutsch zusammenfassen, immer schärfer und bestimmter zu sondern. Aber noch 1874 muste Braune (Beitr. I, s. 1) constatieren, dass diese dialecte einer grammatischen darstellung und abgrenzung ihres gebietes grossenteils noch harren. Er füllte diese lücke für einen teil derselben, die sog. niederrheinischen mundarten namentlich in bezug auf ihren consonantenstand aus.

Unter dem einflusse dieser arbeit stand ich, als ich es in vorliegender abhandlung, die aus einer Leipziger dissertation hervorgieng und als solche zum grösten teile im herbste 1878 vollendet war, unternahm, zur kenntnis eines anderen teiles in der bezeichneten richtung einen beitrag zu liefern. Für die mundarten des alten sächsischen gebietes während des XIV. und XV. jahrh. versuchte ich eins der zu gebote stehenden hülfsmittel, die zahlreichen localen originalurkunden [1]) zu einer darstellung ihrer grammatischen, namentlich lautlichen verhältnisse zu verwerten.

Unter I. gebe ich eine zusammenstellung der quellen, und zwar unter A. der werke, aus denen ich urkunden schöpfte, unter B. der localen originalurkunden, die ich zu der grammatischen darstellung verwante.

[1]) Ueber diesen begriff s. u. s. 9.



Zu A. bemerke ich, dass die meisten werke, denen ich locale originalurkunden entnahm, im allgemeinen zuverlässig im drucke sind.[1]) Doch wurden auch manche herbeigezogen, die es mit dem drucke nicht allzu genau nahmen. Manche seltsame formen, die ersichtlich durch schuld des herausgebers entstanden sind, habe ich gar nicht aufgeführt, manche, wo der verdacht eines druckfehlers vorlag, als verdächtig gekennzeichnet.

Auf eine ausnutzung der citierten werke kam es mir nicht an. Aus vielen habe ich nur genommen, was ich brauchte, um ein bild der sprache eines betreffenden ortes zu gewinnen. Nur was für die grenzbestimmung wichtige deutsche urkunden anbelangt, so glaube ich, die unter A. 2) angeführten bände von zeitschriften (nicht so die werke unter A. 1) im wesentlichen erschöpft zu haben.[2]) Citiert habe ich bei den letzteren in der regel nach nummern, bei den zeitschriften nach seiten.

Zu B. Mit einreihung einer urkunde unter einen ortsnamen will ich nicht sagen, dass die urkunde stets in dem betreffenden orte entstanden ist. Oft mag sie in einem andern orte abgefasst sein, aber dann ist dieser jenem stets benachbart, s. u. s. 9.

Unter II. Allgemeines, bespreche ich einmal die grundsätze, die bei benutzung von urkunden zu grammatischen zwecken zu befolgen sind, und versuche dann eine genauere abgrenzung unseres gebietes, namentlich gegen süden, wobei ich auch andere quellen als die unter I. B. aufgeführten originalurkunden verwende.

Unter III. und IV. folgt endlich die grammatische darstellung selbst, d. h. eine besprechung der wichtigsten lautlichen verhältnisse und einiger wichtiger punkte aus der flexion, bei der es mir namentlich darauf ankommt festzustellen, was den verschiedenen mundarten des genannten gebietes gemein, was jeder eigentümlich ist. Auf erschöpfung mache ich aber keinen anspruch. Hinsichtlich der beschränkung grammatischer

---

[1]) Nicht zu billigen ist es, wenn der herausgeber von Gqu. v. Sachs. IV ihm eigentümlich scheinende formen im texte verändert und die urspr. lesart, z. b. 159 für openen ganz gewöhnliches opene in die anm. weist.

[2]) Doch nicht in allen fand ich, was ich suchte.

erscheinungen auf ein bestimmtes gebiet bemerke ich, dass ich eine solche nur, wo ich sie ausdrücklich bemerke, constatieren will. Wo die angabe fehlt, bitte ich, auch wo die angeführten beispiele auf beschränkung innerhalb gewisser grenzen hinzuweisen scheinen, doch nicht auf eine solche zu schliessen. Es sind dann ihrer zu wenig, um einen sichern schluss in dieser hinsicht zu erlauben.

Die anordnung ist im wesentlichen die historische, ich gehe also von den altsächsischen lauten aus. Nur in einigen fällen, namentlich in den paragraphen über umlaut und vocalnachschlag behandele ich, um diese erscheinungen nicht zu sehr zu zerreissen, zugleich mit den alten lauten diejenigen, die durch neuere entwicklung entstanden sind.

Bei den beispielen bezeichnet der voranstehende ortsname die gegend, wo, die nachfolgende zahl das jahr, in dem die urkunde, aus der das beispiel genommen ist, verfasst wurde. Aus dem verzeichnis I. B wird man mit leichtigkeit jedesmal ersehen können, wo dieselbe gedruckt ist. Diese art der anführung von beispielen ist entschieden übersichtlicher und erleichtert ihren gebrauch mehr, als wenn man sie nach dem betreffenden drucke citiert.

Geordnet sind sie nach dem entstehungsorte und zwar in von westen nach osten laufenden parallelen, die im nordwesten anheben. Bei der schreibung der beispiele habe ich mich streng an die vorlage gehalten, nur für u = v stets v, für v = u stets u, für ſ stets s gesetzt, und alle wörter klein geschrieben. Das $\overset{e}{a}$ $\overset{e}{o}$ $\overset{e}{u}$ der hss. ist durch á ó ú widergegeben worden.

Von den beigegebenen karten enthält die nebenkarte die meisten der unter I. B. aufgeführten orte, sowie die grenzen der mnd. mundarten unter einander und gegen aussen, die hauptkarte dient zur veranschaulichung der verhältnisse im SO.

Zum schlusse spreche ich die hoffnung aus, dass meine arbeit wenigstens den erfolg hat, aufs neue zu zeigen, welche reichen schätze in den urkunden für die grammatik, besonders aber die mundartenforschung bis jetzt oft kaum bemerkt, geschweige denn gehoben daliegen. Möge die sprachgeschichte, wie es die geschichte für ihre zwecke längst getan, sich immer mehr derselben bemächtigen!

I. QUELLEN.

A. Verzeichnis der werke, denen urkunden entnommen sind.

1) Urkundenbücher u. dgl.

Brem. gqu. Bremer geschichtsquellen. Beitr. III. 1858.
Brem. ukb. Bremisches urkundenbuch. 1863. II.
Calb. ukb. Calenberger urkundenbuch. 1855. Abt. IX.
Cassel, Br. Cassel, Bremensia. 1766. I. II.
Cassel, ungedr. Cassel, Ungedruckte urkunden. 1768.
Cod. Anh. Codex diplomaticus Anhaltinus. 1867. III.
Cod. Thur. Codex diplomaticus Thuringiae. 1854. Abt. I.
Dieph. ukb. Diepholzer urkundenbuch. 1842.
Dreyhaupt. Dreyhaupt, Saalkreis. 1749. I. II.
Fahne. Fahne, Geschichte von Dortmund. 1854. II.
Falckenh. Falckenheimer, Geschichte hessischer städte. 1841. II.
Francke. Francke, Neue beiträge zu den geschichten der lande des hauses Sachsen. 1765. I.
Gqu. v. Sachs. Geschichtsquellen der provinz Sachsen. 1870. II, IV, V.
Halem. Halem, Geschichte Oldenburgs. 1794. I. Anh.
Höfer. Höfer, Aelteste urkunden. 1835. I. II.
Hoy. ukb. Hoyer urkundenbuch. 1855. Abt. I. V.
Jung. Jung, Historia comitatus Benthemiensis. 1773. Anh.
Kindl., Volmest. Kindlinger, Geschichte von Volmestein. 1801. II.
Kindl., beitr. Kindlinger, Münstersche beiträge. 1787. I.
Kreysig. Kreysig, Beiträge zur sächsischen historie. 1754. II.
Lac. Lacomblet, Urkundenbuch für gesch. des Niederrheins. 1840. III.
Lepsius. Lepsius, Kleine schriften. 1854. I. III.
Leuckfeld. Leuckfeld, Historische beschreibung von drei in der güldenen au gelegenen örtern.
Ludewig. von Ludewig, Reliquiae manuscriptorum. 1720. I. XII.
Lüneb. ukb. Lüneburger urkundenbuch. 1859. Abt. V. VII.
Nies., Beitr. Niesert, Beiträge zu einem münsterschen urkundenbuch. 1823. I. 1. 2.
Nies., uks. Niesert, Münstersche urkundensammlung. 1826. III.
Pratje. Pratje, Bremen und Verden. 1757. I—VI.
Rein. Rein, Thuringia sacra. 1863. II.
Riedel. Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis. 1838. 1. abt. V, 1. XIV. XV.
Seibertz. Seibertz, Urkundenbuch für landes- und rechtsgeschichte des herzogtums Westfalen. 1839. I—III.
Spilcker. Spilcker, Beiträge zur ältern deutschen geschichte. 1827. II.
Sudend. Sudendorf, Urkundenbuch zur geschichte der herzöge von Braunschweig und Lüneburg. 1859. I. II. VII.
Ukb. f. Ns. Urkundenbuch für Niedersachsen. 1846. II. IV. VI. VII. VIII.
Varnh. Varnhagen, Waldeckische geschichte. 1825. Urkundenbuch.

Weist. Weistümer, von Grimm. 1840. III.
Wolf, Duderst. Wolf, Geschichte von Duderstadt. 1803. Anh.
Wolf, Eichsf. Wolf, Geschichte des Eichsfeldes. 1792. II. Anh.
Wolf, Heilgst. Wolf, Geschichte von Heiligenstadt. 1800. Anh.

2) Zeitschriften.

Arch. d. Stad. v. Archiv des Stader vereins für geschichte von Bremen und Verden. I—III.
Förstemann. Förstemann, Neue mitteilungen des thüringisch-sächsischen vereins. I—XII.
Fries. arch. Friesisches archiv. I.
Geschbl. Geschichtsblätter für Magdeburg. I—XII.
Ledebur. Ledebur, Neues archiv. II.
Mitt. Mitteilungen des historischen vereins zu Osnabrück. II.
Wigand. Wigand, Archiv für geschichte Westfalens. I—VII.
Zs. d. Harzv. Zeitschrift des Harzvereins. I. II. III. IX. X.
Zs. f. hess. g. Zeitschrift für hessische geschichte. I—X.
Zs. f. Ns. Zeitschrift des histor. vereins für Niedersachsen. 1850—1864.
Zs. f. vaterl. g. Zeitschrift für vaterländische gesch., vom verein für geschichte Westfalens. VII. XI—XX. XXXII.

B. Verzeichnis der zur grammatischen darstellung benutzten localen originalurkunden.

Arnsb. Arnsberg. 1348. Seibertz II, 712. 1359. 754. 1360. 1. 755. 1360. 2. 758. 1360. 3. 759. 1364. 778.
Aschl. Aschersleben. 1325. Cod. Anh. III, 497.
Benth. Bentheim. 1326. Jung 63. 1365. 94. 1386. 119. 1415. 153.
Blankb. Blankenburg. 1325. I. Cod. Anh. III, 498. 1325. 2. 499.
Brschw. Braunschweig. c. 1360. Wolf, Duderst. 46. 1361. Zs. f. Ns. 1864, 80. 1428. Ukb. f. Ns. VII, 131. 1429. 137. 1432. Zs. f. Ns. 1860, 158. 1467. Wolf, Duderst. 69.
Bred. Bredelar (2 m. ONO. Brilon).[1] 1347. Seibertz II, 705. 1366. 783. 1369. 803.
Brem. Bremen. 1350. 1. Brem. ukb. II, 616. 1350. 2. II, 621. 1364. Sudend. VII, s. 260. 1393. Hoy. ukb. V, 115. 1394. Sudend. VII, 307. 1399. Cassel, Br. I, 475. 1440. Pratje VI, 164. 1455. Cassel, Br. II, 547. 1456. I, 478. 1480. II, 497. 1492. I, 503. 1498. I, 305. 1521. Cassel, ungedr. 552.
Bril. Brilon. 1362. Seibertz II, 769. 1415. III, 914. 1417. 917. 1527. 1016.
Buxteh. Buxtehude. 1439. Zs. f. vaterl. gesch. XVIII, 267.
Cochst. Cochstedt ($1^7/_8$ m. NWN. Aschersleben). 1425. Ukb. f. Nieders. VII, 111.
Coesf. Coesfeld. 1378. Nies., Beitr. I, 2, 178.
Corvey. 1430. Zs. f. Ns. 1850, 287.
Dieph. Diepholz. 1348. Dieph. ukb. 50. 1377. 72. 1406. 113. 1422. 134. 1461. 151. 1463. 363. 1514. 373.

[1]) Die meisten ortsbestimmungen sind nach Rudolph, Ortslex.

Dortm. Dortmund. 1320. Fahne II. 1, 82. 1349. 2, 377. 1358. 2, 390. 1403. 1, 180. 1459. 1, 257. 1502. 1, 269.

Drüb. Drübeck (5/8 m. WNW. Wernigerode). 1329. Gqu. v. Sachs. V, 73. 1330. 74. 1355. 82. 1362. 85. 1407. 105. 1410. 108. 1412. 110. 1427. 113. 1440. 122. 1442. 123. 1473. 148.

Duderst. Duderstadt. 1373. Wolf, Duderst. 49. 1411. 58. 1483. 73.

Eimb. Eimbeck. 1411. Gqu. v. Sachs. II, 262. 1472, Zs. f. Ns. 1861, 175 anm.

Elberf. Elberfeld. 1366. Lac. III, 669.

Ess. Essen. 1375. Lac. III, 771. 1399. 1058.

Eversb. Eversberg (2½ m. O. Arnsberg). 1338. Seibertz II, 660.

Everst. Everstein (5 m. NW. Eimbeck). 1349. Sudend. II, 330. 1394. VII, 284.

Geism. Geismar. 1354. Falckenh. II. Ukb. zu Geism. 24. 1408. 31.

Gött. Göttingen. 1313. Ukb. f. Ns. VI, 74. 1320. 95. 1325. 104. 1329. 1. 115. 1329. 2. 117. 1334. 131. 1346. 1. 163. 1346. 2. 165. 1348. 175. 1353. 1. 188. 1353. 2. 189. 1354. 194. 1362. 217. 1363. 223. 1365. 1. 235. 1365. 2. 236. 1366. 240. 1368. 250. 1370. 260. 1371. 265. 1377. 285. 1389. 330. 1399. 380. 1404. VII, 9. 1409. 23. 1414. 42. 1417. 1. 66. 1417. 2. 70. 1420. 82. 1421. 91. 1426. 114. 1430. 141. 1432. 158. 1434. 166. 1445. 214. 1460. 275. 1467. 300. 1491. 374.

Grafsch. Grafschaft (2¾ m. S. Meschede). 1362. Seibertz II, 768. 1441. III, 947. 1483. 988.

Halbst. Halberstadt. 1477. Gqu. v. Sachs. II, 549.

Hann. Hannover. 1351. Sudend. II, 400. 1353. 445. 1393. VII, 210. 215. 219. 222.

Harb. Harburg. 1393. Sudend. VII, 212. 1394. 326.

Hildh. Hildesheim. 1313. Sudend. I, s. 251. 1321. Ukb. f. Ns. IV, 231. 1333. Sudend. I, 550. 1343. II, 48. 1346. 188. 1364. Ukb. f. Ns. IV, 350. 1394. Sudend. VII, 322. 1428. 1. Ukb. f. Ns. VII, 127. 1428. 2. 128.

Homb. Homburg (3 m. NW. Eimbeck). 1314. Sudend. I, 240. 1322. 368. 1324. 400. 1330. Spilcker II, 349. 1339. Sudend. I, 654. 1348. II, 284. 1394. 1. VII, 276. 1394. 2. 285. 1407. Zs. f. Ns. 1850, 286.

Horneb. Horneburg (1⅛ m. NNO. Harsefeld). 1394. Sudend. VII, 309.

Hoya. 1313. Hoy. ukb. I, 48. 1342. 103. 1343. 108. 1355. 143. 1357. 158. 1372. 215. 1374. 221. 1376. 228. 1394. 320. 1398. 1. 335. 1398. 2. 336. 1407. 373. 1410. 388. 1433. 445. 1477. 532. 1519. 1260. 1532. 690.

Isenh. Isenhagen. 1333. Lüneb. ukb. V, 156. 1350. 232. 1352. 236. 1364. 278. 1367. 288. 1373. 1. 298. 1373. 2. 299. 1377. 307. 1378. 317. 1383. 1. 347. 1383. 2. 349. 1384. 350. 1385. 353. 1389. 362. 1390. 363. 1406. 1. 408. 1406. 2. 411. 1414. 418. 1416. 419. 1442. 450. 1443. 452. 1448. 464. 1464. 494. 1465. 496. 1479. 514. 1484. 523. 1494. 1. 556. 1494. 2. 558. 1518. 626.

Kerstl. Kerstlingerode ($1^3/_4$ m. SOS. Göttingen). 1469. Ukb. f. Ns. VII, 307.
Lenh. Lenhausen ($3^1/_2$ m. SWW. Meschede). 1370. Seibertz II, 807.
Lübb. Lübbecke. 1350. Hoy. ukb. I, 131.
Ludolfsh. Ludolfshausen (2 m. S. Gött.). 1376. Ukb. f. Ns. VI, 280.
Lüneb. Lüneburg. 1333. Lüneb. ukb. VII, 370. 1343. Ukb. f. Ns. VIII, 410. 1345. 424. 1352. 478. 1366. 574. 1393. 1. Sudend. VII, 180. 1393. 2. 181. 1393. 3. 192. 1400. Lüneb. ukb. VII, 780. 1406. VII, 869. 1430. Zs. f. Ns. 1853, 276. 1442. Lüneb. ukb. VII, 1100. 1445. 1. Zs. f. Ns. 1854, 237. 1445. 2. 242. 1465. Lüneb. ukb. VII, 1162. 1469. 1178. 1481. 1218. 1484. 1232. 1490. 1269. 1498. 1306.
Magdeb. Magdeburg. 1336. Geschbl. VIII, 262. 1373. Riedel XV, 229. 1429. Geschbl. VIII, 269. 1443. Ukb. f. Ns. VII, 207. 1502. Geschbl. V, 544.
Mansf. Mansfeld. 1334. Höfer II, 169. 1335. 1. 178. 1335, 2. 186.
Marsb. Marsberg. 1373. Seibertz II, 836. 1383. II, 864.
Mehr. Mehringen (1 m. NWN. Sandersleben). 1339. Cod. Anh. III, 715.
Merf. Merfeld ($1^1/_4$ m. S. Coesfeld). 1353. Kindl., Beitr. I, 9. 1394. 21. 1461. 37. 1498. 53.
Mesch. Meschede. 1440. Seibertz III, 945. 1458. 963. 1486. 992.
Mind. Minden. 1392. Sudend. VII, 114.
Münd. Münden. 1488. Ukb. f. Ns. VII, 365.
Münst. Münster. 1324. 1. Nies., Beitr. I. 1, 98. 1324. 2. 99. 1386. Nies., Uks. III, s. 42. 1397. Nies., Beitr. I. 2, 15. 1398. Nies., Uks. III, s. 54. 1406. Nies., Beitr. I. 2, 133. 1472. 168.
Oldenb. Oldenburg. 1345. Halem I, 7. 1436. Fries. arch. I, 503. 1501. Halem I, 14.
Oldenz. Oldenzaal. 1382. Jung 113.
Osn. Osnabrück. 1335. Mitt. II, 344. 1362. 348. 1410. 1425. 353. 1456. 367. 1489. 371.
Osterw. Osterwieck. 1364. Gqu. v. Sachs. IV, 138. 1390. 159.
Padb. Padberg (2 m. O. g. N. Brilon). 1358. Seibertz II, 750. 1372. 834. 1378. 852. 1390. 882.
Plesse ($1^1/_2$ m. NNO. Göttingen). 1359. Ukb. f. Ns. VI, 208.
Qu. Quedlinburg. 1320. Gqu. v. Sachs. II, 91. 1326. 1. 102. 1326. 2. 103. 1330. 113. 1332. 117. 1335. 122. 1336. 1. 125. 1336. 2. 127. 1337. 130. 1338. 134. 1339. 1. 135. 1339. 2. 136. 1349. 1. 152. 1349. 2. 153. 1349. 3. 154. 1349. 4. 156. 1358. 171. 1362. 179. 1368. 1. 183. 1368. 2. 184. 1381. 193. 1383. 200. 1397. 230. 1399. 232. 1403. 244. 1404. 247. 1412. 266. 1418. 286. 1429. 315. 1434. 330. 1439. 1. 350. 1439. 2. 352. 1440. 358. 1441. 364. 1447. 1. 388. 1447. 2. 389. 1448. 391. 1449. 394. 1450. 1. 396. 1450. 2. 398. 1454. 420. 1468. 470. 1470. 478. 1471. 1. 490. 1471. 2. 491. 1477. 566.
Reinst. Reinstein ($^1/_2$ m. N. Blankenburg). 1410. Gqu. v. S. II, 255.
Rellh. Rellinghausen ($2^5/_8$ m. Og S. Duisburg). 1391. Lac. III, 957. 1394. 996.

Rietb. Rietberg. 1358. Zs. f. vaterl. g. XV, 278. 1428. 288. 1431. 289.
Rint. Rinteln. 1478. Zs. f. Ns. 1853, 121.
Salzw. Salzwedel. 1360. Riedel XIV, 164. 1362. 182. 1385. 245. 1397. 261. 1402. 273. 1415. 295. 1434. 1. 323. 1434. 2. 324. 1446. 356. 1447. 362. 1462. 397. 1474. 432. 1488. 494. 1499. 539.
Soest. 1308. Seibertz II, 522. 1363. 774. 1441. III, 946. 1491. 995.
Stade. 1310. Brem. ukb. II, 103. 1382. Arch. d. Stad. v. II, 207. 1439. Pratje VI, 162. 1453. Arch. d. Stad. v. III, 267. 1541. II, 179.
Stend. Stendal. 1342. Riedel V. 1, 136. 1345. XV, 167. 1346. 172. 1353. 196. 1385. V. 1, 199. 1390. 210. 1406. 241. 1433. 311. 1454. 337. 1473. 371. 1509. 407.
Sternb. Sternberg (4 m. W. Hameln). 1350. Zs. f. Ns. 1858, 71. 1357. 73. 1373. 85. 1381. 86.
Stöttlb. Stötterlingenburg (3¾ m. NNW. Halberstadt). 1351. Gqu. v. Sachs. IV, 119. 1352. 120. 1368. 142. 1381. 155. 1393. 161. 1395. 163. 1407. 175. 1450. 211. 1465. 229. 1486. 266.
Teistb. Teistungenburg (1⅛ m. WNW. Worbis). 1453. Gqu. v. Sachs. II, 410.
Thale. 1467. Gqu. v. Sachs. II, 467.
Volmestein (bei Rudolph: Volmerstein, ⅞ m. WNW. Hagen). 1335. Kindl., Volmest. II, 84.
Walkr. Walkenried (4½ m. SW. Blankenburg). 1446. Ukb. f. Ns. VII, 222. c. 1470 (1456—1491). Zs. d. Harzv. II. 2, 160 (Or.?).
Werd. Werden. 1398. Kindl., Volmest. II, 113.
Werl. 1321. Seibertz II, 583. 1368. 792. 1379. 853. 1395. 891. 1439. III, 944. 1494. 999.
Wern. Wernigerode. 1330. Gqu. v. Sachs. V, 76.
Wiersh. Klein-Wiershausen (1 m. WSW. Göttingen). 1363. Ukb. f. Ns. VI, 218.
Wunst. Wunstorf. 1346. Calb. ukb. IX, 106. 1361. 139. 1383. 190. 1384. 191. 1396. 215. 1420. 237. 1454. 260. 1472. 275. 1502. 303.

II. ALLGEMEINES.

Quellen für die nachfolgende bearbeitung der mnd. mundarten zwischen Rhein und Elbe sind die zahlreichen **deutschen** localen originalurkunden [1]), von der zeit ihres aufkommens, also c. 1300 an [2]) bis zum eindringen der hd. schriftsprache,

---

[1]) Zuweilen habe ich auch originalbriefe benutzt.

[2]) Die früheste mir bekannte nd. urk., deren echtheit unbezweifelt ist, ist das in der Zs. d. Harzv. III, 906 abgedruckte bündnis zwischen dem Hildesheimer stiftsadel und Hildesheim, Goslar und Braunschweig von 1272. Auffällig in derselben ist der gereimte schluss, wie er mir

also c. 1500. Und zwar verstehe ich unter localen originalurkunden solche, bei denen, weil aussteller und empfänger aus demselben oder benachbarten orten sind, über den entstehungsort keine untersuchung angestellt zu werden braucht. Denn wo eine solche nötig ist, werden wir zwar meist nach massgabe der von Braune a. a. o. s. 8 aufgestellten gesichtspunkte den gewünschten aufschluss erhalten, aber doch nicht immer mit vollständiger sicherheit, und wenn auch — wer bürgt uns dafür, dass nicht auch derjenige der beteiligten, der die uk. nicht ursprünglich aufsetzte, von einfluss war? Um nur aus mehreren eine möglichkeit anzuführen, vielleicht ist der uns vorliegende text eine von letzterem zu eigenem gebrauche genommene abschrift, die zwar im ganzen den lautstand der vorlage wahrt, aber im einzelnen zuweilen der mundart des abschreibenden folgt. Dagegen die localen uk. halte ich für die zuverlässigsten führer auf dem gebiete der mittelalterlichen mundarten. In einem teile der grossen kanzleien bildete sich freilich früh eine vom dialect nach dem hochdeutschen hin abweichende schriftsprache, wie dies Braune (a. a. o. s. 29) für die Trierer erzbischöfliche kanzlei von 1320 an, Winter (Forsch. z. d. gesch. 1874. XIV, s. 344) für die des Magdeburger erzbischofs von der mitte des XIV. jahrhunderts an nachweist. Auch kleinere kanzleien stellten früh md. uk. aus, so das noch heute nd. Grebenstein 1424 (zs. f. hess. g. I, 231), in welchem speciellen falle die nähe der grenze eingewirkt haben mag. Aber durchschnittlich dringen in die schriftstücke letzterer und auch vieler bedeutender kanzleien hd. formen in grösserer anzahl nicht vor ende des XV. jahrhunderts ein, und sonst geben sie im allgemeinen die mundart ihres entstehungsortes wider. Ich halte dies schon durch den obigen aufsatz Braunes für bewiesen, der zeigte, dass die aus dem consonantenstande der uk. für die dialectscheidung gewonnenen ergebnisse durch die heutigen mundarten bestätigt werden.

Heinzels in seinem buche über die niederfränkische geschäftssprache vertretene ansicht von über der mundart schwe-

---

sonst nicht wider vorgekommen — charakteristisch dafür, wie sich die wissenschaftliche prosa aus und nach der poesie entwickelt.

benden 'sprachtypen, die einander im laufe der zeit verdrängen oder deren sphären in derselben zeit sich decken oder schneiden' (nfr. gsp. s. 1), vermag ich mir in seiner ausdehnung nicht anzueignen.

Doch nur im allgemeinen — ich widerhole es — glaube ich durch die localen uk. ein bild der volksmundarten gewonnen zu haben. Im einzelnen mögen die schreiber hinter der entwicklung derselben zurückgeblieben, ihr voraus geeilt, zu gunsten benachbarter mundarten oder der hd. schriftsprache (abgesehen von deren oben erwähntem ende des XV. jahrh. beginnenden einflusse) abgewichen sein. Das würde sich, soweit es überhaupt erkennbar ist, aus der vergleichung mit den nicht localen uk., den schriftstücken der die hd. schriftsprache mehr oder weniger annehmenden kanzleien, ferner mit den andern denkmälern, die man örtlich und zeitlich bestimmen kann, also namentlich andern rechtsdenkmälern, chroniken u. dgl., doch auch im engeren sinne mit eigentlich literarischen werken, vor allem aber mit den heutigen mundarten ergeben. Doch in dieser hinsicht habe ich nur wenig getan: es kam mir vor der hand nur darauf an, für die weitere forschung eine grundlage zu schaffen.

Es bleibt mir noch übrig, ehe ich zur eigentlichen grammatischen darstellung übergehe, genauer die grenzen des von mir zu bearbeitenden gebietes darzulegen.

Ich habe es oben bezeichnet als das der mnd. mundarten zwischen Rhein und Elbe. Diese bezeichnung ist jedoch rein äusserlich und zu allgemein. Richtiger gesagt, es ist — mit ausschluss des betr. teiles von Schleswig-Holstein — das ganze gebiet, wo, so weit wir es verfolgen können, oder wenigstens von 1300 an, sächsisch gesprochen ward. Wir müssen also feststellen, in welchem umfange dies geschah.

Hauptquelle der untersuchung, so weit ich eine solche selbständig angestellt habe, sind auch hier wider uk., doch habe ich auch andere denkmäler benutzt und von den uk. nicht nur locale in dem oben s. 9 entwickelten sinne und nicht nur im original erhaltene. Derartige sind mir nicht in genügender anzahl bekannt. Ausserdem kommt es uns hier ja nicht auf grammatische feinheiten, sondern nur darauf an, festzustellen, ob der entstehungsort sächsisch war oder nicht.

Ferner habe ich hier[1]) deutsche namen[2]) in lateinischen uk. herbeigezogen, aber nur ganz gelegentlich: eine umfassende benutzung derselben, die noch vielfache aufklärung verspricht, ist in keiner weise von mir angestrebt worden. In bezug auf sie würde der historische atlas von Spruner (in der neuesten 3. auflage von Menke besorgt) eine bedeutendere hülfe gewähren, wenn das quellenmaterial, auf dem seine angaben ruhen, ausführlich angegeben wäre. So aber weiss man nicht, ob die schreibung der namen, bei denen es oft auf einen einzigen buchstaben ankommt, auf schriftstellern oder uk., auf originalen oder copien beruht, geschweige denn, sind es uk., von wem und zu welcher zeit sie abgefasst worden sind. Darum dürfen wir uns bei seinen angaben, wenn wir auch auf sie achten müssen, nicht beruhigen. Begegnen wir z. b. einem ortsnamen auf -dorf endigend, so braucht darum noch nicht in der betreffenden gegend zu der betreffenden zeit hd., resp. md. gesprochen worden zu sein: um nur éinen fall anzuführen, so kann f dem abschreiber einer zeit, in der schon die nhd. schriftsprache herschte, seine entstehung verdanken, während im original, das ihm vorlag, -dorp stand. — In betreff des ostens, zu dem wir uns zunächst wenden, gehen wir vielleicht über die oben gesteckten grenzen hinaus. Nach Spruner no. 67 nebenkarte 1 reicht zwar Sachsen, mit ausschluss eines kleinen gebietes, überall bis an die Saale und Elbe, aber noch diesseits der beiden flüsse wohnten Slaven bis zu einer linie, die an der Jetze entlang, durch den Drömling, über Quedlinburg und Mansfeld läuft. Da es jedoch unsicher ist, ob sie das ganze gebiet besassen oder nur zerstreut daselbst zwischen Sachsen wohnten, so erlaubte ich mir, es mit in den bereich meiner untersuchung zu ziehen.

Ausgeschlossen ist dagegen im norden Friesland, und

---

[1]) In der grammatischen darstellung habe ich namen vollständig ausgeschlossen.

[2]) Jetzt handelt Althof (Paderborn 1879) über altsächsische eigennamen in westfälischen urkunden, bespricht s. 1 ff. die stellung der namen zur übrigen sprache und stellt grundsätze auf über die benutzung derselben zu grammatischen zwecken.

zwar in dem umfange, wie er von Spruner no. 33 angegeben wird.

Aus dem mir bisher von festländischen germanischen mundarten nur aus dem friesischen (vgl. Heyne, Gramm. der altgerm. dialecte 3. aufl. s. 135) bekannten lautwandel von k zu z, s, wie er sich in Zeven, c. 5 meilen SWS. Stade, für Kivinan (vgl. die namensformen in den Brem. Gqu. Beitr. III, 2. 986 Kiviuan, 7. 1129 Kivena, 8. 1141 scivena, 9. 1158 Cyvena, 10. 1184—1201 Zcivena, 11. 1188 Quivena, 74. 1383 Tzevena, 156. 1499 Tzevena), in Tzersenholte (a. a. o. 98. 1400), jetzt Sassenholz, 1 m. NNW. Zeven für ein mir allerdings nicht belegbares Kersenholte, in Poitzendorf, dem heutigen namen eines dorfes 1½ m. SO. Zeven für noch c. 1200 (a. a. o. 14) und 1242 (a. a. o. 19) vorkommendes pokenthorp, pocenthorpe zeigt, glaubte ich schliessen zu dürfen, dass die friesische sprache einst weiter reichte, als Spruner die friesische stammesgrenze angibt, dass also auch vielleicht Stade, Buxtehude, Harburg und Oldenburg auf altfriesischem boden liegen und wir uns mit benutzung von uk. aus diesen orten auch hier eine überschreitung unserer grenze erlauben. Aber Walther, Hansische gesch. bl. 1873 s. 166 stellt, leider ohne quellenangabe, eine reihe von norddeutschen ortsnamen zusammen, deren träger sämmtlich ausserhalb des Spruner'schen Friesland liegen, und zum teile so entfernt, dass für sie eine frühere zugehörigkeit zur friesischen zunge ausgeschlossen ist. Es sind aus Holstein: Mözen = Moikinge, ½ m. SW. Segeberg, Wasbeck = Werkebike, ¾ m. W. Neumünster, Seester = Kiestera, 2 m. SO. Glückstadt, aus dem lande zwischen Weser und Elbe ausser Zeven: Celle = Kiellu, Sarstedt = Kerstede, 1⅜ m. NNW. Hildesheim, Zersen = Kersne, ½ m. NOO. Oldendorf bei Rinteln, Severlingeborch = Keverlingeborch (wo?), aus Ostflandern: Semmersaeke = Cimbersaka, 2 m. SSW. Gent, und Cherscamp oder Serskamp im arrondissement Dendermond.

Der übergang scheint also doch nicht auf das friesische beschränkt. Nähere untersuchung ist noch nötig.

Heut ist das friesische durch das sächsische fast ganz vom deutschen festlande verdrängt, ein vorgang, der uns in seiner unbestreitbarkeit als analogie zu einem bestrittenen

ähnlichen vorgange sehr wertvoll ist. Winter a. a. o. s. 340 erklärt es nämlich bei der frage, wie die nd. schriftstücke in dem jetzt md. Halle zu erklären sind, für unberechtigt, daraus auf eine veränderung der volkssprache zu schliessen. 'Es sei undenkbar, dass in vergangenen zeiten, in denen die volksdialecte ja noch eine grössere gleichberechtigung hatten, als jetzt, das volk seine nd. mundart in einem gebiet von vielen quadratmeilen sollte aufgegeben haben.' Hier haben wir den beweis für die möglichkeit.

Im westen bei der grenze gegen das niederfränkische ist eine strecke von Braune a. a. o. s. 11 ff. bestimmt worden (vgl. auch Heinzel, für S. u. W., der jedoch vielfach zu berichtigen ist). Er weist Elberfeld, Werden und Essen als grenzorte dem sächsischen zu: die altdeutschen denkmäler, die dort entstanden, sowie die uk. sind im wesentlichen sächsisch, wenn sie auch manches fränkische zeigen. Zu dem bisher bekannten material füge ich noch aus dieser gegend zwei uk. aus Rellinghausen (ort zwischen Essen und Werden) v. 1391 und 1394 (Lac. III, 957. 996), und eine Werdener v. 1398 (Kindl., Volmest. II, 113). Etwa 3 meilen nördlich Essen liegt Dorsten, nach dem liber statutorum (Zs. f. vaterl. g. VII, 172) zu schliessen im XV. jahrh. auf sächs. gebiete, aber in der nähe der grenze. Bis zum ende herscht uns, umme statt ons, omme, dagegen wechselt seit 1488 die mit de, dey. Dem ist häufiger als den, aber eynen, unsen häufiger als eynem u. s. w.; neben s. 229: der hilligheu christligen kercken steht s. 185: up der hilligher kynder daghe; s. 188: der gantzer gemeynheyt. Vgl. Braune a. a. o. s. 14. 15. Bisweilen findet sich in der 3. p. pl. die dem sächsischen eigentümliche endung -et: s. 187 hebbet, helpet, doch überwiegt hier vollständig -en, ist aber für diese zeit nichts speciell unsächsisches; vgl. Braune a. a. o. s. 13, anm. 2 und u. § 73. 2.

Dann scheint die grenze westlich ausgebogen zu haben. Eine uk. aus Bocholt v. 1393 (copie, bei Wigand II, 346) ist sowol im vocalismus überwiegend sächsisch, vgl. unser, he, veyr, als zeigt auch die pluralformen: wy bekennet u. tughet, wy hebbet.

Während dann der vocalismus in Bocholt überwiegend sächsich bleibt, so zeigt zwar noch die uk. v. 1462 (copie

bei Wigand II, 357) die schwachen dative: van der einen unde van der anderen syden, aber in dem 1481 abgeschlossenen statutenbuch (bei Wigand III, 1 s. 1 ff.) heisst es z. b. s. 20: der hilger juncfrowen, s. 21: yn der selver vryheit, daneben jedoch s. 20: der hilgen dre konnynge. Ganz nfr. auch im vocalismus ist eine doch wol in Mariengarten (2 m. NOO. Bocholt) entstandene uk. v. 1488, in der dies kloster einige leibeigene befreit (Hoy. ukb. V, 154), vgl. kond, ons, onsen, om, brieve, sie, ghiestelick, syner liever moder, onser liever vrouwen, den (dat.). Ist also hier vielleicht ein zurückweichen des sächsischen anzunehmen? Oder biegt die grenze wider zurück der art, dass Bocholt auf einer sächsischen sprachhalbinsel liegt? Oder gibt die Mariengartener uk. nicht den dialect der gegend wider? Oder ist auf die sächsischen formen der frühesten Bocholter uk. kein gewicht zu legen? Am meisten scheinen die plurale auf -et zu beweisen, aber gerade solche weist Braune a. a. o. s. 13 aus dem niederfränkischen Duisburg nach, und umgekehrt findet sich vereinzelt in sächsischen uk. die md. endung -ent, s. u. § 73, 1.

Weiter nördlich bieten ein hofrecht aus Stadt-Lohn v. 1363 (Weist. III, s. 145. Or.?) und eine uk. aus Oldenzaal (Jung 113) v. 1382 neben überwiegend sächsischen formen auch manches fränkische, vgl. aus Stadt-Lohn: 3. pl. hebbet, ruymet, rydet, der selvigen gestalt, neben: toir rechter wegenschap, ons, oircondt, die, hie. Aus Oldenzaal: 3. pl. willet, alle siner rechten tobehoringhen, orcunde, cummerloes, neben: omme, ons, onsen.

Für die sächs. sprache von Merfeld und Bentheim, wenig östlicher gelegen, haben wir fast für unsern ganzen zeitraum belege aus localen originalurkunden. Für die nördlich daran sich anschliessenden gegenden fehlen mir leider uk.: das ist zu beachten, wenn ich in der grammatischen darstellung von der westgrenze und den westlichen teilen unseres gebietes spreche. Der der grenze zunächst liegende ort ist hier Oldenburg. Wahrscheinlich bieten die niederländischen urkundenpublicationen noch stoff.

Wir gehen nun zur abgrenzung unseres gebietes nach süden gegen die md. mundarten über. Zunächst stösst das

sächsische an das mittelfränkische, und auch hier hat Braune a. a. o. s. 16 und 27 die grenzbestimmung schon besorgt.

Aus Hilden und Haan v. 1386, aus Höhscheid v. 1352 bringt er uk. bei, die zeigen, dass das mfr. schon damals hier im allgemeinen dieselbe ausdehnung gehabt haben muss wie heute. Ich füge noch bei die Siegener fragen aus dem XV. jahrh. (Wigand VII, 57 ff.), die übrigens auch schon das dem Siegener dialect noch heute zukommende dat in: daz verschoben haben, doch vgl. s. 62: wat. Niederdeutsche formen, wie s. 62 twelff sind selten. Als sächsischen grenzpunkt kann ich nur Valbert zwischen Meinertshagen und Attendorn anführen, und den erst nach einem weistum v. 1533 (Weist. III, s. 71. or.?); aber dafür, dass die gegenden, die heute nd. sind, es auch in jener zeit waren, brauchen wir auch weniger notwendig beweise. Es ist schon von selbst unwahrscheinlich, dass das sächsische auf das gebiet einer mehr hd. mundart, wie doch das mfr. ist, vordrang.

Für die nun folgende, an das rheinfränkische, resp. hessische angrenzende strecke von Siegen bis zur Weser besitzen wir über die heutige grenze eine auf eigener anschauung beruhende arbeit von Werneke (Zs. f. vaterl. g. XXXII, 1874 abt. II, 33), die jedoch eine nochmalige noch genauere untersuchung nicht überflüssig macht. Ich verzeichne hier die sämmtlichen von ihm angeführten, in der nähe der grenze gelegenen orte.[1] Es sind von westen angefangen auf der md. seite Littfeld (2 m. N. g. W. Siegen: ist wol noch mfr.), Hallenberg, Braunshausen, Neukirchen, Sachsenberg, Altlothheim, Schmidtlothheim, Bringhausen, Vöhl, Niederwerbe, Naumburg, Weimar, Gertenbach (rechts an der Werra), auf nd. seite Welschennest ($2^1/_2$ m. N. Siegen), Hessborn, Dreislar, Berge, Medebach, Kirchlothheim u. Harbshausen (noch rechts a. d. Eder), Asel[2]), Dorfitter, Thalitter, Obernburg, Oberwerbe, Sachsenhausen, Freienhagen, Ippinghausen, Wolfhagen, Altenhasungen, Zierenberg, Dörnberg, Grebenstein, Immenhausen, Wahnhausen (liegt

---

[1]) Medelar bei Medebach soll wol Medelon sein.

[2]) Zwischen Asel und Bringhausen überschreitet die grenze die Eder.

a. d. Fulda), Münden, Hedemünden (1 stunde flussabwärts von Gertenbach rechts a. d. Werra).

Hier haben wir die oben vermissten beweise einer schon im mittelalter vorhandenen herschaft des sächsischen in den heutiges tages plattdeutsch redenden orten: aus Grafschaft oder Schmalenberg von 1362 an, aus Corbach v. 1454 (Weist. III, s. 79; or.?: schon viel hochdeutsches ist vorhanden), vom knappen von der Malsburg v. 1469 (Falckenh. II. ukb. zu Geism. 44. 45. or.? Malsburg liegt etwa $^3/_4$ m. NO. Zierenberg, der heute als letzter nd. ort angegeben wird), aus Geismar vgl. Quellen B, ferner das 1490 beginnende Ratsbuch (a. a. o. s. 370 anm. 390 u. s. w.), schliesslich aus Münden v. 1488 (ukb. f. Ns. VII, 365). Für Medebach vgl. den namen Medebeke z. b. Seibertz I, 157. 1220 (copie). 409. 1288. Nd. sind natürlich auch alle die orte, die nördlich von dieser linie liegen: Meschede, Eversberg, Brilon, Padberg, Bredelar, Marsberg (vgl. Quellen B.), Helmarshausen (vgl. Falckenh. II, ukb. zu Geism. 20. 1337). Dagegen fehlen uns wenigstens auf dem ersten teile dieser strecke beweise für die md. seite. Aus der md. abfassung eines bündnisses zwischen den vier städten Medebach, Winterberg, Schmalenberg und Hallenberg v. 1370 (Seibertz II, 818) könnte man versucht sein, beweisen zu wollen, dass eine dieser städte damals md. war, was nur Hallenberg hätte sein können, da die andern noch heute auf nd. gebiete liegen. Aber md. abfassung kommt auch bei bündnissen vor, wo alle beteiligten nd. sprechen, so schon 1336 bei einem zwischen Göttingen, Minden, Northeim abgeschlossenen (ukb. f. Ns. VI, 139). Ein bündnis zwischen Warberg, Geismar, Volkmarsen, Wolfhagen, Marsberg v. 1358 (Falckenh. II, ukb. f. Geism. 25) zeigt wenigstens zahlreiche md. formen.

Der nächste ort, den wir wenigstens von 1343 an als sicher md. bezeichnen dürfen, ist Waldeck, vgl. die uk. von 1343 (Sudend. II, 45. 46), 1347 (Seibertz II, 707), 1376 (Seibertz II, 846), 1380 (Varnh. 92), 1385 (ders. 93), 1388 (ders. 94), 1397 (ders. 95). Die erste von 1343 und die von 1347 zeigen noch nd. formen: 1343 di sehen odir horit unde bikennit, sij willet; 1347 uflop, ut, daz dat, sie wirt (pl.), wie sie in der zweiten von 1443 und später fehlen. Vielleicht sind diese auf

rechnung der beteiligten, 1343 des herzogs von Braunschweig-Lüneburg, 1347 eines herrn von Padberg zu setzen, vielleicht aus der nähe der grenze zu erklären. — Ob man berechtigt ist, in ihnen überbleibsel von völliger herschaft des sächsischen zu sehen, erscheint zweifelhaft. Wenigstens müste dieselbe ziemlich weit zurück liegen. Schon 1216 kommt in 2 uk. (Varnh. 12), wo das kloster Beriche, etwa 1/2 m. WSW. Waldeck und der herr von Steinbach (wüster hof in der nähe von Nezze) beteiligt sind, der wol auf der 2. lautverschiebung beruhende name Nezze[1]) für einen ort etwa 1/2 m. NO. Waldeck, am gleichnamigen bei Affoldern 1 m. S. Waldeck in die Eder mündenden bache vor, daneben allerdings 2 mal steibaic (stebaic) neben einem steibach. Die durchweg nd. formen der deutschen worte in einer lateinischen uk. v. 1297 (Wigand I, 4, 106. or.?) vgl. markenoten, holtgreve können, obgleich Waldeck an der spitze steht, nicht für dasselbe in anspruch genommen werden, da die uk., in der Waldeck einen wunsch des klosters Hardehausen, 1 1/4 m. NWW. Warburg erfüllt, jedesfalls in Hardehausen aufgesetzt ist.

Weiter östlich ist Cassel schon von Braune a. a. o. s. 33 für das md. in anspruch genommen worden. Dass in dieser gegend die 2. lautverschiebung schon sehr früh eingedrungen wäre, würde der name Wizenstein zeigen, den ein auf der stelle des heutigen Wilhelmshöhe liegendes kloster führte, und den ich in dieser verschobenen form schon 1147, dann 1196 (in vom Mainzer erzbischof zum vorteil von Wizenstein ausgestellten uk.: Falckenh. II, s. 168, 174) nachweisen kann, wenn fest stünde, dass damit die locale aussprache widergegeben ist.

Jenseits der Weser verlässt uns Wernekes oben s. 15 erwähnter aufsatz über die heutige grenze und wir müssen uns in betreff derselben mit vereinzelten angaben namentlich bei Bernhardi, Sprachkarte v. Deutschland 2. aufl. 1849 begnügen. Da ist, nach Menke (bei Spruner s. 21 und karte no. 33) zu schliessen, Ludolfshausen, 2 m. S. Göttingen, heute ein äusserster grenzpunkt des nd. und hatte, wie wol die verein-

---

[1]) Allerdings dient der name hier nur zur bezeichnung eines zeugen. Die erste wahrscheinlich in Nezze entstandene uk., die mir bekannt ist, ist die v. 1256 (Varnh. 40).

zelten md. formen, vgl. gheheissen, dorffe, thun, in einem vertrage zwischen ihm und einem wol einer Göttinger familie angehörigen ritter v. 1376 (ukb. f. Ns. VI, 280) beweisen, schon im mittelalter solch vorgeschobenen posten inne.

Hanstein dagegen, wider 1 meile südlich, ist und war nach einer kundgebung Heinrichs v. Hanstein, des Mainzer amtmanns v. 1354 (ukb. f. Ns. VI, 191) ganz md. Dann werden von Bernhardi s. 105 für heute Heiligenstadt und Worbis als md., wird Duderstadt als nd. bezeugt. Wir können Heiligenstadt als md. beweisen v. 1335 an, aus welchem jahre wir md. willküren von da haben (Wolf, Heilgst. 3), vgl. ferner die uk. v. c. 1350 (ukb. f. Ns. VI, s. 180), 1422 (Wolf, Eichsf. II, 66), 1424 (Wolf, Heilgst. 12) u. s. w.; als nd. Kerstlingerode, $1^3/_4$ m. SOS. Gött. (ukb. f. Ns. VII, 307, 1469) und Duderstadt vgl. die willküren der schmiede v. 1337 (Wolf, Duderst. 34), und die uk. unter Quellen B.

Bisher hatten wir auf der südgrenze keinen wesentlichen unterschied zwischen der ausdehnung des sächsischen heut zu tage und in der zeit von 1300—1500 bemerkt. Das wird jetzt anders. Wir begegnen nd. schriftstücken auf jetzt md. redenden gebieten, und haben also nach unserer bisherigen methode veränderung der volkssprache zu gunsten des md. anzunehmen. Und zwar haben wir es nicht nur mit fortsetzung der lautverschiebung zu tun, der art, dass die sprache dieser gegenden im übrigen entweder schon md. gewesen wäre oder sächsisch bliebe, sondern der ganze sprachtypus war früher nd. und wird im laufe der zeit md. Charakteristisch dafür ist, dass früher noch, wenn auch in unserer periode nur noch vereinzelt, die speciell sächsische pluralendung -ath, -et vorkommt, z. b.

Merseb. gl. nietath, aeschiað;
Halle (Höfer II, 129) 1329 willet;
Walkenr. (ukb. f. Ns. VII, 222) 1446 biddet, bruket, hebbet,

während später die gewöhnlichen md. endungen eintreten. Natürlich lässt sich dies und ähnliches aus den deutschen namen in lat. uk. nicht schliessen: sie versagen uns oft die antwort auf die frage, ob das niederdeutsch einer uk. speciell sächsisch ist.

Winter, wie wir oben s. 13 sahen, leugnet überhaupt die möglichkeit einer veränderung der volkssprache in bedeutenderem massstabe, aber wie wir gleichfalls schon bemerkten, mit unrecht. Allerdings die gründe, warum das md. damals gerade hier vordrang, entziehen sich für jetzt unserer genauen kenntnis. Der hinweis darauf, dass das md. für gebildeter galt, genügt nicht. Gesetzt auch, dies war das motiv, warum wirkte es gerade hier und gerade in dieser zeit, wo sonst die grenzen schon feststehen? In dieser hinsicht machte herr prof. Zarncke mich darauf aufmerksam, dass die veränderung hauptsächlich in den ursprünglich slavischen gegenden stattfindet und vermutete, dass die anfangs dort herschende nd. sprache auf dem neu erworbenen boden nicht so festen fuss hatte wie auf dem alten erblich besessenen, und so leichter einflüssen vom md. sprachgebiet her nachgab[1]), oder dass die umwandlung geradezu durch md. colonisationsbestandteile hervorgerufen ward. Aber das slavische reichte nur bis Mansfeld, die sprachveränderung noch weiter westlich. Immerhin könnte ja die erscheinung wenigstens von jenen gegenden ausgegangen sein. Auch der umstand trug nach Zarncke zur veränderung vielleicht bei, dass die fragliche gegend, ja ein gebiet, das sich noch weit nördlicher erstreckt, bis c. 530 thüringisch war, und erst dann sächsisch wurde, wobei allerdings zu berücksichtigen bleibt, dass die hauptunterschiede beider sprachen erst aus späterer zeit stammen. — Andere mir über die sprache unseres gebietes bekannt gewordene ansichten sind folgende:

Müllenhoff nimmt (Denkm.[2] s. VIII) im anschluss an W. Grimm, der in Hessen ein zurückweichen der plattdeutschen elemente in dem masse, als der gebrauch der schrift vordrang, gezeigt habe, für c. 800 in Hessen und Thüringen vollständiges übergewicht des nd. an. — Stobbe, Rechtsquellen I, s. 314 (1860) behauptet, die Magdeburger rechtsquellen zeigten, dass in der nähe von Magdeburg das obersächsische vorherschte. — Homeyer, Sachsenspiegel I[3], s. 15 (1861) weist nicht nur Nordthüringen, sondern auch den ganzen, das Anhaltische ein-

[1]) wozu eine analogie bilden würde, dass auch im osten auf dem urspr. ganz oder zum teile slavischen boden md. ie, i für nd. ê, md. û für nd. ô beliebt ist, s. u. § 41, § 37, I.

schliessenden landstrich zwischen Wittenberg, Halle, Quedlinburg im mittelalter der nd. sprache zu. — Pfeiffer, Germ. VII, s. 230 (1862) hält Halle wie jetzt so auch im XIV. jahrh. für md. — Heinzel, Zs. f. öst. gymn. XXV, s. 168 (1874) meint, dass bei Halle und Merseburg das nd. geherscht habe; in der schriftsprache sei hier der umschwung in der zeit zwischen dem X. und dem XIV. jahrh. geschehen, dort c. 1400. Das beste hat herr prof. Braune in seiner vorlesung über altsächs. grammatik gegeben, die ich im wintersemester 1877/8 hörte: durch widerlegung Winters trat er aufs neue für frühere weitere ausdehnung des nd. ein; was ich biete, wird nur eine genauere ausführung seiner darstellung sein.

Wir gehen nun zur grenzbestimmung in jetziger und früherer zeit über. Vorher jedoch noch ein wort der warnung davor, in den einzelheiten der früheren zu viel zu erwarten! Wir wiesen schon darauf hin, dass die aufnahme des md. als der allgemeinen schriftsprache bereits jetzt ihre schatten voraus zu werfen beginnt. Sie wird es in hervorragendem masse getan haben, wo das nd. so unsichern boden hatte wie hier, und es mag oft, wo wir eine schon vollzogene umwandlung der volkssprache zum md. annehmen, das md. der betreffenden uk., auf die wir uns bei jener annahme stützen, dem wunsche die feinere sprache zu gebrauchen zuzuschreiben sein. Nehmen wir dazu die lückenhaftigkeit und mangelhaftigkeit des beweismateriales, das zum teil nur in namen oder in copien besteht, die in alten, unzuverlässigen drucken enthalten sind, so werden wir begreifen, dass wir zu sichern ergebnissen im einzelnen oft nicht gelangen können: die sicherheit des gesammtergebnisses, dass eben eine änderung der volkssprache stattfand, wird dadurch aber nicht im geringsten berührt.

Nun zur grenzbestimmung in heutiger zeit! Im ganzen verfolgt jetzt die grenze eine nordöstliche richtung, nur gleich im anfange mit einer bemerkenswerten, bedeutenden ausnahme. Vom md. Sachsa an nämlich biegt sie nördlich aus, so dass ein grosser teil der Harzstädte, nämlich: Wieda, Zorge, Hohegeiss, Andreasberg, Clausthal, Zellerfeld, Schulenburg, Wildemann, Lautenthal dem md. sprachgebiete zufällt, und so eine md. halbinsel im nd. meere bildet. So die karte. Richtiger und besser ist es aber wol, von einer insel zu reden, da wol

der zusammenhang zwischen Clausthal und Andreasberg durch nd. dörfer, weiler oder meiereien unterbrochen wird. Nd. sind im westen derselben: Lauterberg, Dorste, Grund, im osten Goslar, Braunlage, Schierke, Tanne, Benneckenstein. Ein mischdialect herscht in Altenau (auf der karte als nd. angegeben). Dem md. fallen nach Bernhardi s. 106, und nach den mitteilungen, die von H. Böttger, Zs. d. Harzv. III, 415 ff. anm. gemacht werden, denen, sowie den angaben bei Firmenich (II, s. 208 anm. und III, s. 279 desgl.) ich auch die nachrichten über den Harz verdanke, natürlich auch die südlich vom Harz gelegenen ortschaften: Neuhof, Walkenried, Ellrich, Sulzhayn zu. Dann schliesst nach Bernhardi a. a. o., zu dem durch Winter a. a. o. s. 333 mehrere berichtigungen kommen, die md. grenze Hasselfelde[1]), Bernrode, Mägdesprung, Ballenstedt[2]), Hoym, Meisdorf, Harkerode, Sandersleben ein, Blankenburg, Gernrode, Quedlinburg, dann wider den zipfel nach süden mit Ermsleben und Aschersleben aus[3]), wendet sich abermals nordöstlich, schliesst Güsten, Neuendorf und Hohenerxleben ein, Hecklingen und Stassfurt aus, Löbnitz, Hohendorf und München-Nienburg ein, Förderstedt, Uelnitz und Brumby aus, und folgt von München-Nienburg an dem laufe der Saale. — Bei der bestimmung der grenze für das mittelalter müssen wir von den eigentlichen Harzstädten absehen: sie verdanken ihre entstehung dem XVI. jahrh., wo sie jedesfalls von Mitteldeutschen bevölkert wurden: aus den geringen anlagen, die wie z. b. in Zellerfeld schon im mittelalter bestanden, sind mir keine uk. bekannt.

Als sächsisch kann dagegen nachgewiesen werden Walkenried und zwar bis zur zweiten hälfte des XV. jahrh. Wir haben eine sächsische uk. v. 1446 und einen brief, der zwischen 1456 und 1491 fallen muss (vgl. Quellen B). Letzterer zeigt übrigens schon das (art.) neben dat (conj.). Beweisend für herschaft des nd. in diesen gegenden sind auch die deut-

---

[1]) Ist Stiege, $^1/_2$ m. SO. Hasselfelde md. oder nd., vgl. Zs. d. Harzv. III, 416 anm. 27 mit 417 anm. 29? Die lage spricht für md.

[2]) Vielmehr B. u. umgeg. ist nach Firm. I, 171. III, 138 nd.

[3]) Ist Mehringen, $^3/_4$ m. SO. Aschersleben, wo wahrscheinlich die in Quellen B. unter: Mehr. verzeichnete nd. uk. entstanden ist, auch heute noch nd.?

schen namen in den lat. uk., worin Walkenried mit leuten der umgegend unterhandelt, die md. sprachen oder es wenigstens jetzt tun. Die orte selbst, auf die sich die namen beziehen, brauchen darum noch nicht nd. gewesen zu sein: sie können von denen, die die uk. aufsetzten, also wol meist mönchen des klosters Walkenried, zu dessen vorteile die meisten uk. sind, in die nd. form umgesetzt sein. Aber dann sind sie eben ein beweis für die zugehörigkeit der letzteren zum nd. gebiete. So ist wahrscheinlich die form: Urbeke für heutiges Urbach, $1^1/_2$ m. SOS. Neustadt, in einer uk. v. 1187 (ukb. f. Ns. II, 26) aufzufassen, so vielleicht zu erklären, wenn das heutige Flachdiendorf 1 m. W. Nordhausen in einer uk. v. 1229 (ukb. f. Ns. II, 165) Fladekendorp heisst, während Fladengendorf, Fladekendorf (a. a. o. II, 72. 95) v. 1209 und 1216 der richtigere name sein dürfte. Dagegen ihrer lage nach zu schliessen gehörten entsprechend ihrer überlieferten form zum nd. sprachgebiete: Saswerpen = Sachswerfen, $^1/_2$ m. W. Neustadt (a. a. o. II, 26. 1187) und Elrike (a. a. o. II, 235. 1240. 317. 1256). Schreibungen als Elrich (a. a. o. II, 541. 1292 und Zs. d. Harzv. III, 259, auf einem ca. 1300 verfertigten siegel) zeigen uns ebenso wie der name eines fischteiches: Hymelriche (bei Elrich, in der erwähnten uk. v. 1256), und das û in: Nuwendorp = Neuhof, $^3/_8$ m. W. g. S. Walkr. (a. a. o. II, 221. 1238; die entsprechende nd. form wäre Nigendorp), wie früh md. formen sei es in der schrift sei es in der sprache sich eindrängten. — Wol vom grafen von Hohnstein aufgesetzt ist ein schiedsspruch zwischen Anhalt und Halberstadt v. 1322 (Cod. Anh. III, 438), der überwiegend sächsisch, aber schon mit md. formen untermischt ist. Fast ganz md. ist die Ilfelder uk. v. 1423 (Zs. d. Harzv. III, s. 267), doch vgl. dryentwentigesten, aber seiner lage nach gehörte I. früher zum nd. gebiete. Auch die uk. aus dem ende des XV. jahrh. aus Hohnstein und Stolberg sind ganz md. (z. b. Gqu. v. Sachs. II, 523. 1477. II, 477. 1470).

Dass das nd. bis in die gegend von Nordhausen sich erstreckte, haben wir schon oben (s. 22), indem wir Flachdiendorf dem md. zuwiesen, bezweifelt. Vielleicht war hier schon 1131 die 2. lautverschiebung vorgedrungen, wie der name Salzaha = Salza, $^1/_4$ m. N. Nordhausen in einer auf befehl

des abtes von Huisburg (zum nd. gehörig) geschriebenen aufzeichnung (ukb. f. Ns. II, 1) vermuten lässt. In betreff unseres zeitraumes sind schon von 1300 an md. statuten aus Nordhausen vorhanden (Förstemann III, 2, s. 42). Wider sicher sächsisch — und damit kommen wir auf das einst zum teil oder ganz von Slaven besessene gebiet — war die gegend um Eisleben.

Eisleben selbst trägt die nd. form: Ysleve z. b. 1314. 1320 (Ledebur II, s. 151. 152 [1]). Allerdings kein schlagender beweis, da v für b auch md. vorkommt). Das heutige Helfta $^1/_2$ m. SSO. Eisleben heisst Helpede 1311 (Zs. d. Harzv. I, 33, siegelinschrift), 1316 (Förstemann III, 3, s. 100), 1346 (Ledebur II, s. 154), 1384 (Zs. des Harzv. III, 533. or.?), Hedersleben, $^7/_8$ m. O. g. N. Eisl.: Hedersleve (siegel, aus welcher zeit? Zs. d. Harzv. I, s. 31), 1341 (Förstemann III, 3, s. 100), Sittichenbach, $1^1/_2$ m. NNW. Querfurt: Sitkenbecke in einer md. in Allstedt ausgestellten uk. v. 1364 (Leuckfeld s. 275). Der herr von Mansfeld verhandelt sächsisch 1334 mit von Stolberg (Höfer II, 169), 1335 mit von Schraplau, $1^1/_2$ m. SSO. Eisleben (a. a. o. II, 178. 186). Nd. verhandeln auch 1353 Eisleben und Sittichenbach (Förstemann IV, 1, s. 151). Dagegen eine abmachung zwischen von Mansfeld und Eisleben v. 1373 (Kreysig III. s. 410. or.?) ist md. Auch die späteren mir bekannten uk. sind md., so die oben erwähnte v. 1384 (Zs. d. Harzv. III, s. 533. or.? — Von all den folgenden uk., die ich aus dieser nahm, sind übrigens nur kleine stücke abgedruckt), worin der name Helpede noch unverschoben ist, die bestätigung eines schiedsspruches zwischen Helfta und Eisleben durch von Mansfeld v. 1429 (a. a. o. s. 559), eine Eisleber uk. v. 1433 (a. a. o. s. 543), ein vertrag zwischen Eisleben und von Mansfeld v. 1444 (a. a. o. s. 534). Nur die Eisleber uk. von 1423 (a. a. o. s. 534. or.?) bietet neben entschieden md. formen auch verschiedene solche, die mehr nd. sind: vgl. unszrer stadt Iszleben, aber: ghemeyne, ghetruwen, leven (= lieben), Iszleven. Erhalten hat sich die nd. form in dem ortsnamen Lüttgendorf ($^7/_8$ m. SOO. Eisleben) bis heute, vgl. Luttiche Eiszleben = minor Isleve, im lütgen Eiszleber felde in

[1]) Sind diese s. 149 ff. abgedruckten uk. originale?

acten v. 1573 (Zs. d. Harzv. III, 566. 567). Ob lütt, lüttig auch losgelöst von dieser verbindung noch heute im gebrauche ist, weiss ich nicht. 2 m. S. Eisleben ist Querfurt und seine umgebung sächsisch, vgl. Eilwardisdorp = heutigem Marienzelle, 1/2 m. SWW. Querfurt (siegelinschrift von ca. 1200, Zs. des Harzv. I, 27. Es verhandeln nd.: Eilwardsdorf und Querfurt 1352, 1357, 1358 und noch in einer lat. uk. v. 1364 heisst es Elverstorp (Ludewig I, s. 353, 356, 359, 369, der alle diese uk. nach einem Eilwardsdorfer copialbuch abdruckt). Die erste md., übrigens schon die nhd. vocale, z. b. bleyben, zeigende uk. ist die v. 1368 (a. a. o. s. 370).

Der südlichste mir bekannte nd. ort ist Merseburg. Da zeigen die lateinischen uk. bis ca. 1340 nd. formen, z. b. 1334 Ghevehardi, Rokkendorp = Rockendorf, 1 3/8 m. NNW. Merseburg, 1344 Zwestorp, vielleicht = Zwetschdorf, anger bei Cröllwitz, 1 m. SSO. Merseburg (Förstemann I, 4. s. 51 ff. no. 35, no. 40). Md. ist schon: 1340 Gebehardus, de Zhustorf noster civis Merseburgensis (a. a. o. no. 39). Die in den sechsziger jahren aufkommenden deutschen uk. sind md., z. b. 1367 (a. a. o. no. 53). — Ganz sächsisch sind die Merseburger glossen, bei Heyne, kleine and. dm. 2. aufl. s. 95, deren lautstand nach s. XIII mit dem der deutschen namen in Thietmars chronik, deren teils von ihm selbst, teils nach seinen aufzeichnungen oder nach seinem dictat geschriebenes original wir noch besitzen, sich decken soll. Heyne erklärt dies so, dass Thietmar (als sohn des grafen von Walbeck etwa 976 geb., 1002—1009 propst in Walbeck, gestorben 1018 oder 1019 als bischof von Merseburg) die glossenhs. aus Walbeck mitgebracht und die namen der chronik in seiner, der Walbecker mundart geschrieben habe. Doch steht nichts im wege, den ort der auffindung der glossen auch für den der entstehung derselben zu halten; ihre übereinstimmung mit dem dialect der chronik, der wol allerdings der Walbecker ist, würde bei der geringen entfernung von Walbeck und Merseburg nicht auffallen. Heinzel am oben s. 20 citierten orte hält, ohne Heynes localisierung der glossen zu widerlegen, die schriftweise beider denkmäler für Merseburger schriftsprache. — Was die nächsten md. orte anbelangt, so ist in Sangerhausen herschaft des md. seit dem XII. jahrh. aus folgendem grunde wahrscheinlich:

nicht weit davon ($^7/_8$ m. NW.) liegt Mohrungen, heimat des minnesingers Heinrich von Mohrungen, dessen gedichte, entsprechend der überlieferung durch reime wie: M.S. Fr. 125, 27. 29 hân : enphân, 126, 4. 5. 7 lac : erschrac : mac, 128, 32. 33 sach : sprach, 130, 9. 12 sagen : verdagen, 133, 6. 8. 9 tât : lât : hât, 135, 11. 14 gesprach : geschach, als md. erwiesen werden. Etwaige nd. formen erklären sich aus der nähe der grenze, wie das von Gottschau in einer arbeit über den dichter, die in diesen beiträgen veröffentlicht werden wird, widerhergestellte nat im reime auf bat (131, 5. 7). — Allerdings ein vollständiger beweis, dass darum auch die volkssprache md. war, ist, wie Albrecht von Halberstadt und Berthold von Holle zeigen, damit noch nicht erbracht.

Aus Capelle (ca. 3 m. SW. Sangerhausen) und umgegend sind schon von 1309 an md. uk. vorhanden (Cod. Thur. 22 ff.).

Ergebnislos ist ein diplomatar aus Laucha, $2^1/_2$ m. SOS. Querfurt (Francke I, s. 1 ff.).

Spruner no. 33 (Gaukarte von Sachsen, nördl. Thüringen) gibt noch jenseits der Unstrut nd. namen an, namentlich Altocesthorp (ca. $^1/_2$ m. W. Memleben), Haichonthorp bei Wieha[1]), aber, wie oben s. 11 gesagt, ich weiss nicht, ob sie gewähr haben, und wenn, ob für unseren zeitraum. Sind die namen für die zeit, die die karte umfasst, zuverlässig, so hätte sich damals das nd. so weit, ja noch ein wenig weiter erstreckt, als die grenzen reichen, die Spruner hier dem herzogtum Sachsen, speciell dem Hassago, der zu Sachsen gehört, gegeben hat. Sächsisch braucht deshalb die sprache selbstverständlich nie gewesen zu sein.

Die gegend um Naumburg war schon vor 1300 md., und zwar muss sie es im vocalismus nach dem namen von Naumburg bereits sehr früh gewesen sein: als Nuenburc kann ich es schon 1032 nachweisen (Lepsius I, s. 27), dann 1137 (a. a. o. I, s. 29), XII oder XIII. jahrh. (siegelinschrift a. a. o. III, s. 75), während die sächsische form: Niwenburch, Nigenburch mir nicht begegnet ist. Das sächsische hat also hier vielleicht nie geherscht. Im consonantismus dagegen begegnen früher

---

[1]) auf no. 34 Südl. Thür. übrigens Haichonthorf lautend; aus dieser karte notiere ich aber wider: Haholtestat, ca. 1 m. O. Weimar.

noch spuren von nicht ganz durchgedrungener lautverschiebung, vgl. die namen für das kloster Heusdorf, 1/4 m. NOO. Appolde: Hugestorp 1197 (Georgenthäler copiar, Rein II, II, 11), Hustorp 1205 (päpstliches commissorium, a. a. o. 16). Doch kommt schon vorher die verschobene form mit: dorph, dorf vor, und ist im XIII. jahrh. die herschende, vgl. z. b. Hugestorf 1146 bis 1153? (päpstliche confirmation, a. a. o. 3), Hustorff 1174 (confirmation durch den bischof von Naumburg a. a. o. 7), Hustorph 1260 (Heusdorfer bittschreiben a. a. o. 68). Ich verweise ausserdem, um die durchführung der 2. lautverschiebung vor 1300 zu beweisen, auf die namensformen: Wicenfels 1288 (Förstemann III, 2, s. 77), Sulza und Sulzbeche 1271 (Rein II, II, 124).

Innerhalb des so wenigstens in den allgemeinsten umrissen gegen das md. begrenzten gebietes war natürlich alles nd. Die hd. formen bei Spruner no. 33 (Gaukarte v. Sachsen u. nördl. Thür., also die zeit bis ca. 1000 umfassend): Asundorf, Panicendorf, Scafstede (nördl. Merseburg), Millerendorf (nördlich der seen), sind wie z. b. auch Liemuntesdorf bei dem noch jetzt nd. Magdeburg in der oben s. 11 angegebenen oder in ähnlicher weise zu erklären.

Sächsisch war, indem ich mir einmal gestatte, noch über die Saale hinauszugehen, vor allem Halle, vgl. die Halleschen stat. aus dem anfang des XIV. jahrh. (Förstemann I, 2, s. 62), die uk. v. 1329 (Höfer II, 129), 1333 (Dreyhaupt, Saalkr. II, s. 877), 1339 (I, s. 777), 1341 (II, s. 252), 1343 (I, Beilage s. 148, II, s. 253), 1358 (v. Ludewig, XII, s. 243. or.?). Schon sehr mit md. formen versetzt ist eine uk. v. 1344 (Dreyhaupt II, s. 253). In den uk. aus dem ende des jahrh. v. 1386 (Förstemann II, s. 319), v. 1390 (Dreyhaupt II, s. 254) finden wir dann nichts nd. mehr. — Anders liegt die sache in den schöffenbüchern, aus denen Dreyhaupt II, s. 478 mitteilungen macht, die aber einmal nach der hs.[1]) näher untersucht zu werden verdienten. Da begegnen zwar schon früh einzelne md. oder einen mischdialect zeigende stücke, aber im allgemeinen herscht das nd. bis in den anfang des XV. jahrh. und erst 1418 fängt der regelmässige gebrauch des md. an.

[1]) Nach Winter s. 339 anm. 1 befinden sie sich auf der universitäts-bibl. zu Halle, eines in Wernigerode.

Diese aufzeichnungen, die ja auch einen geringeren wert hatten als die eigentlichen uk., sind also hinter den letzteren — wenn man nach den zwei oben angeführten auf die gesammtheit schliessen darf — erheblich zurückgeblieben.

Noch eher als die urkundensprache hätte sich die der literatur dem md. zugewant, wenn die md. evangelienübersetzung v. 1343, in der sich zuerst der name mitteldeutsch nachweisen lässt, vgl. Pfeiffer, Germ. VII, s. 226 ff. wirklich in Halle entstanden ist, wie Pfeiffer annimmt: aber ohne zwingenden beweis; denn die worte: 'Mathie von Beheim dem clusenere zů Halle' heissen, worauf Pfeiffer selbst aufmerksam macht, nicht: 'von', sondern 'für Matthias von Beheim geschrieben'. Immerhin ist es ja wahrscheinlich, dass der übersetzer nicht allzu weit von Halle lebte. — Uebrigens hängen vielleicht die dargelegten sprachlichen verhältnisse mit md. bevölkerungselementen zusammen (s. oben s. 19).

Gleichfalls nd. war die gegend von Gerbstädt, $1^1/_2$ m. NON. Eisleben, vgl. den in einer Gerbstädter uk. v. 1190 (Kreysig II, s. 352) vorkommenden namen: Adhendhorp = Adendorf, $1^3/_4$ m. NO. Eisleben, sowie 1342 den namen eines Gerbstädters: Heinricus dictus Vos et dictus up dem Grashove (Ledebur II, s. 153).

In Kölbigk, kaum 1 m. von der heutigen nd. grenze entfernt, gewinnt nach dem copialbuch, aus dem Winter a. a. o. s. 336 proben mitteilt, das md. erst seit 1450 eigentlichen eingang.

Wir haben also eine, wie sich erwarten liess, von S. nach N. allmählich fortschreitende verdrängung des nd. durch das md. anzunehmen. Ich verzeichne noch einmal die ungefähren zeiten des umschlags in den uk. im engeren sinne derjenigen orte, aus denen wir mehrere besitzen. Derselbe fand statt: in Merseburg ca. 1340, in Eilwardsdorf, Halle und Eisleben in der 2. hälfte des jahrh., in Kölbigk ca. 1450, in Walkenried nach 1456.

Winter, wie wir oben s. 13 sahen, leugnet überhaupt die möglichkeit einer veränderung der volkssprache auf einem grösseren gebiete und stellt, um sich mit dem ihm allerdings nur zum teil bekannten tatbestande auseinander zu setzen, verschiedene theorieen auf. Von den angeführten nd. zeugnissen

kennt er nur die aus Kölbigk und Halle. Für ersteres nimmt er a. a. o. s. 340 nd. colonisation durch mönche des Halberstädter und Magdeburger gebietes an: in folge der nähe der nd. grenze hätte sich hier die nd. sprache so lange behauptet. Für Halle — nach seiner ansicht mitten im md. sprachgebiet gelegen — hält er dies für unmöglich, sucht s. 343 die beweiskraft der nd. denkmäler durch den hinweis auf eine md. willkür v. 1316 (Förstem. II, 326) abzuschwächen, und greift, um die nd. zeugnisse zu erklären, s. 342 zur annahme einer nd. rechtssprache, die im XIII. bis XV. jahrh. im gebiete des sächsischen rechtes, ganz besonders aber im bereiche des erzstiftes Magdeburg geherscht habe: die volkssprache sei dagegen von anfang an in Halle md. gewesen. Während nun die zuhülfenahme von nd. colonisation für jenen einzelnen fall nicht unmöglich ist, so besagt, in betreff Halles, einmal jene willkür nicht allzuviel. Selbst wenn zugegeben wird, dass sie ursprünglich md. abgefasst war, so ist dies kein beweis gegen eine nd. volkssprache, s. oben s. 20. Aber da sie in einem transsumpt des bischofs von Merseburg v. 1420 enthalten ist, so kann leicht die vorlage nd. gewesen, und sie aus dieser erst ins md. umgeschrieben sein: der versicherung der uk., dass in der abschrift 'keine schrift, buchstab, wort oder sinn des buches verwandelt oder verändert sei', ist nicht unbedingt zu trauen, vgl. E. Wülcker Beitr. IV, s. 3 anm. 1; und von einem unterschiede der willkür und der uk. hinsichtlich der orthographie und formenlehre, den Winter behauptet, habe ich nichts bemerkt.

Was aber sodann eine nd. rechtssprache anbelangt, so wird deren existenz schon durch tatsachen fraglich, wie die, dass die rechtsmitteilungen von Magdeburg an Breslau v. 1261, an Görlitz v. 1304 (noch im or. erhalten) md. sind. Ferner: sie soll in jenen gegenden nach Winter erst im XIII. jahrh. bestanden haben — und kann gar nicht vorher, denn im XII. jahrh. kannte man sie in den noch heute plattdeutsch redenden landen noch nicht, schrieb vielmehr die rechtsdenkmäler lateinisch — und doch sind die namensformen auch schon im XII. jahrh. nd., so Adhendhorp 1190 (s. oben s. 27), Urbeke und Saswerpen 1187 (s. oben s. 22). Also die annahme der nd. volks- kann durch die einer rechtssprache nicht ersetzt werden.

Wie es mit dem gebiete rechts von der Saale bestellt ist, mit dem als der heimat Eikes von Reppichau (in der nähe von Aken) sich der erwähnte Wintersche aufsatz hauptsächlich beschäftigt, darüber steht mir kein urteil zu. Aber die annahme einer nd. rechtssprache ist sicher auch hier nicht möglich, vielmehr wird anfangs auch hier die bevölkerung überwiegend nd. gewesen sein. Denn um Winters eigene worte s. 340 zu brauchen: 'die deutschen stämme haben im ganzen parallel sich nach osten vorgeschoben', also hat auf das rechte Saalufer 'das Mansfelder land den überschuss seiner bevölkerung geworfen', uud das Mansfelder land haben wir eben als nd. nachgewiesen. Doch mag auch hier durch md. bevölkerungselemente die umwandlung der sprache beschleunigt sein. Von selbst versteht es sich, dass nördlich von dem gebiet, das die sächsische sprache verloren hat, also in den gegenden, wo noch heute platt geredet wird, das sächsische auch im mittelalter geherscht hat, vgl. z. b. die uk. aus Blankenburg, aus Thale, aus Quedlinburg, aus Aschersleben (s. Quellen B. und Winter s. 335).

Wir sind am ende unserer untersuchung über die grenze des niedersächsischen, die aber, wie wir noch ausdrücklich bemerken wollen, durchaus nichts abschliessendes bieten soll, angekommen, und fassen deren ergebnis für die frage, welcher art das gebiet ist, mit dem wir uns in der folgenden grammatischen darstellung beschäftigen, noch einmal kurz zusammen.

Es gehört im osten ein streifen zu demselben (namentlich mit folgenden orten, aus denen wir uk. benutzen: Salzwedel, Stendal, Magdeburg, Quedlinburg, Mansfeld), der ursprünglich zum teil oder ganz slavische bevölkerung hatte, im südosten einer (mit Walkenried und Mansfeld[1]), der im laufe unseres zeitraums md. wurde.

Seinem kerne nach ist jedoch unser gebiet ein solches, wo ursprünglich niedersächsisch gesprochen wurde, und noch heute wird.

---

[1]) Die zahlreichen andern orte, aus denen wir oben bei der grenzbestimmung schriftstücke benutzten, kommen hier nicht in betracht, weil diese schriftstücke keine deutschen localen originaluk. sind. Aus gleichem grunde geht uns das stück, das im westen (nach s. 14) vielleicht an das nfr. verloren ging, hier nichts an.

III. ZUR LAUTLEHRE.

I. abteilung. Vocale.

Vocale der stammsilben.

Capitel 1. Allgemeines.

§ 1. Vocalnachschlag. — Hinter jedem betonten vocale (ausser kurzem u) kann sich ein zweiter einstellen, und zwar ist am beliebtesten e, i, y (letztere mehr im westen als im osten vorkommend). Seltener wird derselbe vocal widerholt, gleichfalls selten ist das vorkommen von u hinter a, o, häufiger nur hinter ô. Ausser seltenem ie, ii kommt ij, y für i und î vor. Ueber das ganze gebiet verbreitet ist nur ei, ey für das alts. ê, welches hochdeutschem ei entspricht und y, ij für i, î. Die andern verbindungen, soweit sie überhaupt häufig sind, sind im westen, namentlich im südwesten beliebt, sonst kommen sie meist seltener und spät vor. Am häufigsten finden sie sich in langen oxytonis, erscheinen jedoch auch in langen paroxytonis und in kurzen oxytonis und paroxytonis.[1]) Am häufigsten und frühesten von den deutschen mundarten haben das mfr. und nfr. derartige vocalverbindungen, doch finden sie sich auch in den md. mundarten häufig genug. Scherer, z. G. D. S. 1. aufl. s. 125 für kölnisch âi, ôi, ûi, und Heinzel, nfr. G. SP. s. 197 für mfr. und nfr. âi, ôi, ûi, ai, oi, ui, sowie für mnd. âe, ôe, ûe nahmen diphthongische aussprache an (vgl. ausserdem für das mitteldeutsche die betreffenden paragraphen von Weinholds mhd. grammatik und Wülcker, Beitr. IV, s. 30). Humperdinck, die vocale und die phonetischen erscheinungen ihres wandels, Siegb. 1874 anm. zu s. 32 hält die nachgeschriebenen vocale im niederrheinischen und niedersächsischen für nichts anderes als zeichen der production. Dadurch ist Scherer, z. G. D. S. 2. aufl. s. 59 anm. 2 wider zweifelhaft geworden. Er hält die sache aus dem bis jetzt vorliegenden material nicht entscheidbar.

Auch ich wage sie nicht zu entscheiden, möchte aber mit Scherer zu gunsten eines nachklingenden vocales (von diphthongierung zu reden geht wol zu weit) auf die reime z. b. bei

---

[1]) Das nähere s. u. in den einzelnen 'Vocalnachschlag' überschriebenen paragraphen.

Weinhold a. a. o. s. 82 hinweisen, und kann Humperdincks gründen nicht allzuviel beweiskraft zuerteilen. Allerdings wird nach ihm am Niederrhein, auch wo in namen oi u. s. w. noch geschrieben wird, doch nur ô gesprochen, z. b. Troisdorf = Trosdorf, aber hier könnte ein rückschlag stattgefunden haben. Und dass in kölnischen uk. stan, stain, staen wechseln, beweist gar nichts. Möglich ist es also, dass auch im mnd. für die betreffenden zeichen nachklang anzunehmen ist.

Nerger, Gramm. des meckl. dial. § 33 und andere hielten sie in letzterer sprache für quantitätszeichen, für zeichen der länge, wenn er auch s. 30 anm. eine gewisse berechtigung derselben hinsichtlich des qualitativen wertes annimmt. Dies aber wird unwahrscheinlich dadurch, dass sie im westen wenigstens häufig in silben vorkommen, in denen wegen folgender doppelconsonanz die kürze anzunehmen sein wird. Unmöglich ist es freilich nicht, dass, da der laut namentlich bei langen vocalen beliebt war, und also auch das zeichen hauptsächlich nach ihnen angewant ward, letzteres zuweilen, namentlich am ende unserer periode und im osten zum blossen ausdruck der länge diente.

Für einen quantitativen unterschied zwischen den lauten mit und ohne nachfolgenden vocal im mnd. sprachen sich schon Regel, Zs. f. d. alt. III, s. 56 und, wie gesagt, Heinzel a. a. o. aus. 'Diphthongierung' nimmt letzterer nur für âe, ôe, ûe an, ee (viel häufiger übrigens ist ey, ei) und ij schliesst er von dieser bedeutung aus. ee bezeichne geschlossene aussprache: es fände sich nur bei ê = germ. ê und ai, dem dieser laut zukäme, das in offenen paroxytonis aus germ. i und e entstandene ê, das = è sei, zeige keinen nachgeschriebenen vocal. Aber einmal trifft diese behauptung, wenigstens für den südwesten nicht zu, und dann, mag man jenen unterschied in der aussprache zwischen altem und neuem ê anerkennen, warum soll derselbe durch nachgeschriebenen vocal bezeichnet worden sein, der sonst nach Heinzel diphthongierung bedeutet?

Was die genauere beschaffenheit des nachklingenden lautes betrifft, falls nachklingen anzunehmen ist, so dürfte derselbe ursprünglich von heller, zwischen e und i schwankender

klangfarbe[1]) gewesen sein, wie sieh heute in nd. mundarten ein i hinter ê hören lässt, so im westfälischen (vgl. Wenker, das rheinische platt. 1877 s. 11), im mecklenburgischen (vgl. Nerger § 172). Hinter dunklen vocalen, namentlich hinter o wird derselbe jedoch schon damals eine dunkle färbung gehabt haben, wie die schreibung eines u, besonders bei ô = got. ô beliebt lehrt, und vielleicht noch häufiger als diese vermuten lässt: die schreibung e, i, zuerst und am häufigsten angewant, hielt sich wahrscheinlich noch, als der laut schon ein anderer geworden. Jetzt wird ô = got. ô in nd. mundarten oft ou, au gesprochen, vgl. Wenker a. a. o., Nerger § 174.

Entscheiden lassen werden sich die angeregten fragen durch genauere beobachtung auch der literaturdenkmäler (meine beobachtungen stützen sich ja nur auf uk.), durch studium der reime, durch eingehende betrachtung und vergleichung der andern dialecte, die die erwähnten zeichen haben, und des heutigen standes der mundarten.

§ 2. Umlaut. — Ueber den umlaut von a s. unten § 4. Hier beschäftigt uns die umlautfrage bei o, u, ô, û. Es ist bekanntlich ein streitpunkt, ob diese vocale bereits mnd. umgelautet wurden. Ich bin nicht in der lage, auch nur für das von mir behandelte gebiet eine entscheidung zu geben: schon das material, das mir zu gebote steht, würde nicht immer zuverlässig genug sein. Ich will nur angeben, was, nach meinem material zu schliessen, durch die fraglichen zeichen nicht angedeutet werden soll.

Nicht können sie einen quantitätsunterschied zum ausdruck bringen sollen, denn sie zeigen sich über kurzen und langen vocalen. Ebensowenig dürfte angehn, zu glauben, dass sie, wie nachgeschriebenes e, i, einen nachklingenden vocal dargestellt hätten. Während der letztere bei o, û, ô s. u. § 23. 29. 39 (bei u fehlt er § 14) mehr oder weniger auf den westen beschränkt ist, kennen die übergeschriebenen e eine solche beschränkung nicht. Auch für blosse schreiberlaune sie zu halten wäre gewagt: es wäre dann nicht einzusehen, warum sich

[1]) E. Wülcker hält ihn im md., speciell im Frankfurter dialect nach der heutigen Wetterauer mundart für keinen der im alphabete fixierten selbstlauter, sondern für den ächten indifferenten laut.

dieselbe nicht öfter auf a, e, i erstreckt hätte, wovon ja einige vereinzelte beispiele allerdings vorkommen (s. unten § 7). Möglich ist es dagegen, sie auf einwirkung der hd. schriftsprache zurückzuführen, oder anzunehmen, dass durch sie wirklich der umlaut bezeichnet werden soll. In letzterem falle ist man freilich gezwungen, eine ausdehnung des umlautes im mnd. über seinen organischen gebrauch anzunehmen, vgl. Hoya 1433. út. Isenb. 1465. hündert. Homb. 1394. 2 behúlpen. Hildh. 1346. wórden (= worten). Aber analogieen dazu finden sich auch in heutigen nd. mundarten, vgl. z. b. Nerger § 162. — Um die frage zu entscheiden, bedarf es noch eingehender untersuchung ganz sicherer texte, sowie der genauen vergleichung des heutigen verhaltens der verschiedenen nd. mundarten. Auch der reim muss natürlich zugezogen werden, doch wird er häufig die auskunft verweigern, da, wenn der umlaut anzunehmen ist, auch der unorganische gebrauch desselben wol feststeht. — In manchen fällen mag übrigens auch die oben für die mehrheit derselben zurückgewiesene schreiberwillkür oder die bedeutung eines vocalnachschlages anzunehmen sein.

§ 3. Sonstiges. — Von sonstigen mehrere vocale betreffenden lautwandlungen führe ich noch an, dass namentlich in offener vorletzter silbe i und u neigung zur senkung e und o haben, verbunden mit der an derselben stelle auch bei a und ursprünglich e und o vorkommenden von Nerger entdeckten und benannten tondehnung, welche letztere hauptsächlich durch reime erkennbar von uns ausgeschlossen wird. Auch die durch verdoppelung des folgenden cons. bezeichneten ausnahmen derselben ziehen wir nicht in unsere untersuchung.

Capitel 2. Altsächsische kurze vocale.

1) a.

§ 4. Umlaut. — As. war der umlaut durch folgendes ht gehindert, mnd. wird er da durchgeführt: Beisp.: Hoya 1433. mechtich, dechtnisse. Wunst. 1472. mechtich. Die umgelautete form wechselt mit der unumgelauteten:

1) In den comparativ- und superlativformen von alt und arch.

Beispiele: Oldenb. 1501. older. Stade 1382. olderen. Isenh. 1464. oldere. 1494. 1. 2. older. Münst. 1324. 1. olderen. Dortm. 1358. alderen. 1502. aldesten. Padb. 1390. aldeste; neben: Hoya 1372. Isenh. 1364. eldeste. 1384. Homb. 1324. Qu. 1383. 1403. elderen. Münd. 1488. elderen. Gött. 1368. Mansf. 1335. 1. eldere. Oldenb. 1436. 1501. argeste; neben: Hoya 1410. ergeste. Hildh. 1346. ergheste.

2) bei

Osn. 1335. halften. Padb. 1372. halfte; neben: Hoya 1343. 1372. Münst. 1397. 1472. helfte. Geism. 1408. Gött. 1491. helffte.

3) in der 3. p. sing. von verben wie:

Oldenb. 1501. falt. Osn. 1335. valt. Osterw. 1364. holt. Qu. 1330. behalt; neben: 1477. heldet.

4) in der neubildung jeghenwardich = as. geginward. Doch beschränkt sich hier der wechsel zwischen jeghenwerdich und den sonst herschenden formen jeghenwardich, jeghenwordich auf den osten und die äusserste südgrenze:

Beisp. des umlautes: Stend. 1342. jeghenwerdeghen. Stöttlb. 1393. jegenwerdighen. Qu. 1330. jeghenwerdigheme. 1332. cgeghenwerdichheyt. 1335. 1412. jeghenwerdeghen. Marsb. 1373. eigenwerdicheit. Beisp. von jeghenwardich, jeghenwordich s. u. § 5, 4.

Regel ist wol die erhaltung des a in der neubildung -haftich (= as. haft) s. u. § 56, und ausnahme: Drüb. 1410. wonheftech.

5) in den deutschen formen für lateinisch sancti. Die erhaltung des a ist sehr selten.

Beisp.: Drüb. 1410. Qu. 1449 (ö.).[1]

Meist wird a entweder zu u verdumpft, s. u. § 5, 3) oder mit umlaut zu sente, das oft zu sinte weiter geht.

Beisp. für sente: Osn. 1335. Stend. 1345. Qu. 1358. 1403. Werl 1494. Marsb. 1373.

Beisp. für sinte, synte: Münst. 1324. 2. Qu. sehr oft, z. b. 1320. 1448. Padb. 1372. Geism. 1354. Mansf. 1335. 1. 2.

§ 5. Verdumpfung. — a wird verdumpft:

1) meist vor ld, lt, wozu alts. erst ganz schwache anfänge gemacht wurden, vgl. Gallée, Alts. laut- u. flexionslehre 1878. I, s. 7.

---

[1]) (ö.) bedeutet öfteres vorkommen; doch ist dies zeichen nicht immer gesetzt.

Beisp. von o: Oldenb. 1345. holden. 1501. older. Buxteh. 1439. holdende. Lüneb. 1366. sacwolde. 1406. sulfwold. Benth. 1326. holdet. 1415. wolde. Wunst. 1383. holdende. 1454. older. Salzw. 1385. olde. 1462. olderen. Werl 1321. soltwerk. 1395. solt. Gött. 1354. olde. 1191. beholde. Qu. 1349. 2. 1450. 2. olden.

Beisp. von a: Osn. 1335. walt. Salzw. 1462. aldere. Werl 1321. saltwerk. 1395. salthusz. Padb. 1378. haldin. Qu. 1320. behalden. 1471. 2. alderlude. Mansf. 1335. 2. halden.

Die verbindung eines l mit andern cons. bringt in der regel keine verdumpfung hervor, ebensowenig die verdoppelung. Ausnahme ist: Padb. 1378. olle (ö.).

2) stets bei der copula. Bloss im westen kommt neben ihr noch vereinzelt ande, wechselnd mit ende (en) und inde vor, weshalb wir beispiele nur aus dieser gegend bringen. (Im Helj. heisst es schon endi, en; in der Freckenh. rolle kommt noch ande neben endi, ende vor. Oder ist dies ande erst aus ende entwickelt?)

Beisp. von ande, and: Benth. 1326. Osn. 1335 (fifandertighesten). Münst. 1324. 1. 2 (ö.). Dortm. 1320 (ö.). Volmest. 1335 (ö).

Beisp. von ende, end: Münst. 1386 end (ö.), en. Volmest. 1335. ende.

Beisp. von inde, ind: Münst. 1324. 2. Dortm. 1358. Werl 1395 (ö.). Soest 1491 (ö.). Mesch. 1458. Bril. 1417. 1527. Elberf. 1366 (ö.). Grafsch. 1441 (ö.).

Beisp. von unde, und: Benth. 1365. 1415 [unn (ö.)]. Münst. 1324. 1. 2. 1472. Ess. 1375. Bril. 1362. 1415. Grafsch. 1362. 1441. 1483. — Vereinzelt ist Dortm. 1320 onde.

Häufig

3) in lat. sancti zu sunte (neben uml. s. oben § 4, 5. Vielleicht fand hier und bei unde die verdumpfung aus e statt).

Beisp.: Oldenb. 1436. Lüneb. 1333. 1393. 1. Benth. 1386. Wunst. 1396. Magdb. 1429. 1502. Qu. 1440.

4) in jeghenwardich zu jeghenwordich, wo vielleicht der stamm word einwirkte, oder w einfluss hatte, vgl. Heyne, Kl. alts. u. anfr. gr. s. 26, der wiđerword Helj. 4136 anführt. — Die citate gebe ich nach Heynes Helj. und and. dm.

Beisp. für jeghenwordich: Lüneb. 1333. Benth. 1326. Sternb. 1357. Qu. 1337. 1358. Werl 1395. Gött. 1320.

Beisp. für jeghenwardich: Oldenb. 1345. Harb. 1393. Lüneb. 1366. 1484. Mansf. 1335. 2.

5) in -schap zu -schop, -schup.

Beisp. von schop, scop: Oldenb. 1345. Stade 1382. Lüneb. 1366. 1406. Wunst. 1472. Qu. 1358. 1454. Gött. 1420.

Beisp. von schup, scup: Oldenb. 1501. Hildh. 1428. 1.
Beisp. von schap, scap: Münst. 1324. 2. Homb. 1394. 1. Qu. 1403. Gött. 1320. 1432.

6) in aver zu over.

Beisp. von over: Oldenb. 1436 (overst.) Salzw. 1462. Osn. 1425. Qu. 1335. 1336. 2.
Beisp. von aver: Benth. 1415. Münst. 1386. Hildh. 1321. Magdeb. 1336. Qu. 1349. 3.

Nur auf einem teile unseres gebietes findet statt die verdumpfung von:

7) van zu von, welche zwei formen schon im Helj. wechseln. Während nämlich die form van im innern unseres gebietes fast ungestört herscht, hat sie namentlich an der süd-, aber auch an der ostgrenze die herschaft mit von zu teilen.

Beisp. des wechsels: Dortm. 1320. 1459 van (ö., aber je ein von). Werl 1321. van. 1395. van, von. 1494. van, von. Padb. 1358. von. 1372. von, van. 1390. van. Bred. 1366. von. Geism. 1354. von, van. 1408. von (ö.), van. Münd. 1488. von. Gött. 1325. 1354. 1421. 1491. von. 1313. 1404. 1491. van. Mansf. 1334. von (ö.), van. 1335. 1. von (ö.). Qu. 1320. 1403. 1471. 2. von. 1358. 1440. van. Drüb. 1329. van (ö.), 1410. van, von (ö.). Magdeb. 1336. von. 1373. 1429. van. 1443. 1502. von. Stendal 1353. (ö.) von, sonst z. b. 1345. 1433. van. Salzw. 1360. 1415. 1474. van. 1397. 1462. 1499. von.

Nördlich und westlich von den genannten städten ist von ausnahme. Ich führe einige beispiele an:

Benth. 1365 (ö.). Homb. 1322. Hildh. 1394 (ö.). Braunschw. c. 1360. 1432 (ö.). Isenh. 1464.

Nur vereinzelt kommt vor:

8) wot für wat: Hoya 1394. Walkr. c. 1470. wort für ward (= wurde). Stöttlb. 1352.
schol für schal: Isenh. 1479.
off für af: Merf. 1461. (Druckfehler?)
on für an: Münst. 1397 (wie bisweilen im Cott.).

§ 6. Schwächung zu e. — Schwächung zu e findet sich

1) in wante, sowol wenn es aus wan te entstanden und also bis heisst als auch wenn es altsächs. hwanda = denn, weil entspricht; e kann zu i weitergehen. Daneben kommt erhaltung des a vor.

Beisp. von wante:
1) = bis. Hoya 1313. Werl 1395. 2) = hwanda. Ess. 1399. Werl 1395. Lenh. 1370. Gött. 1491.

Beisp. von wente:

1) = bis. Oldenb. 1345. Brem. 1455. Salzw. 1385. Osn. 1335. Rietb. 1431. Ess. 1399. Padb. 1358. Gött. 1417. 2. 2) = hwanda. Harb. 1393.

Beisp. von winte:

1) = bis. Padb. 1378. 2) = hwanda. Werl 1321.

2) bei man, wenn es unbestimmtes pronomen ist.

Beisp.: Oldenb. 1345. Brem. 1455. Lüneb. 1442. 1498. Hoya 1433. Isenh. 1333. Benth. 1326. Qu. 1358. Werl 1321. 1395. Gött. 1389. 1491.

Dafür kommt auch me vor.

Beisp.: Oldenb. 1436. 1501. Brem. 1440. Lüneb. 1481. Isenh. 1333. 1364. 1406. 1. Qu. 1349. 2. 1471. 2. Werl 1368. Duderst. 1483. Mansf. 1335. 2.

Seltener wird man in dieser bedeutung verwant:

Qu. 1337. Mansf. 1335. 1.

Sonst ist schwächung ausnahme, wie z. b.

Werl 1379. det.

§ 7. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag findet sich fast nur im südwesten unseres gebietes, namentlich in einsilbigen wörtern, doch auch in zweisilbigen, sowol solchen wo nach Nerger § 24 ff. (s. o. § 3) tondehnung stattfindet als wo die kürze bleibt.

Beisp.: Ess. 1375. ayldes. Werd. 1398. plaes. Elberf. 1366. betailt. Dortm. 1502. aene, aen. Werl 1368. payschen. 1395. ghesaet. Soest 1363. haylden. 1491. staidt (ö.). Arnsb. 1348. aen, slaygh- ter, waes, stayt, ghesayt. 1360. 1. stayd. 1360. 3. wait, aine. Bril. 1362. ghesayt, haynt. 1417. vaest. Lenh. 1370. wayter.

Ausserhalb des südwestens ist der vocalnachschlag sehr selten.

Beisp.: Brem. 1492. paeschen, waert. Wunst. 1396. staet. Münst. 1386. gaerden. Gött. 1491. vaet. Walkr. c. 1470 stait.

Aber auch im SW. herscht er nicht. Ich führe einige beispiele für erhaltung des a an:

Ess. 1399. halden. Elberf. 1366. heirschap. Dortm. 1320. hant. 1358. alderen. 1502. stadt, an. Werl 1321. stades. 1368. stat. Soest 1308. hant. 1441. alden, swart. Arnsb. 1360. 3. dat. 1364. stat. Bril. 1362. stat, halden. 1415. gesad, stad.

au findet sich vor ld selten und spät:

Bril. 1527. haulden. Teistb. 1453. aulden. (Geism. ratsbuch v. 1490 s. oben s. 16. gehaulden, aulden).

Ob die formen Benth. 1386. swäger, Hildh. 1394. ghesât. Werl 1321. städes hierher zu ziehen sind, oder welche bedeutung oder ob sie keine haben, wage ich nicht zu entscheiden (s. o. § 2).

2) i.

§ 8. Senkung zu e. — Die stärkste einbusse erfährt alts. i durch senkung zu e.

1) Dieselbe tritt immer ein in der betonten silbe mehrsilbiger wörter vor einfacher consonanz, auch wo dieselbe, um die kürze zu bezeichnen, mnd. verdoppelt wird, z. b. Lüneb. 1406. Gött. 1491. wedder, sowie in ein- und mehrsilbigen wörtern vor r und r-verbindungen. Es heisst also z. b. weten, ingheseghele, kerke. Ausnahmen sind selten und beschränken sich (abgesehen von mehrsilbigen formen des pron. der 3. pers. s. u. § 9, 2) auf die nähe der südlichen grenze.

Beisp.: Dortm. 1349. gescriven, ghive (1. ps. sg. praes.). Werl 1321. besigelet, gesigele. 1379. wyder. Arnsb. 1360. 1. jenne. Padb. 1372. syventigestin, gescriven, ingesigle. Marsb. 1373. wydir. Bred. 1369. sykerheyt; und oft. Ludolfsh. 1376. widder. Gött. 1329. 1. inghesighele, widder.

2) l-verbindungen lassen senkung eintreten, ausser l + dent. und lv. — Es heisst also:

Eimb. 1472. pelgrimme. Werl 1439. pelgeryme,

aber stets:

silver (und sulver s. u. § 10, 1).

Ferner:

Grafsch. 1441. wyltban. Qu. 1320. wicbildes. Stend. 1345. gilde, ghylde.

Daneben kommt allerdings widerholt, z. b. Hoya 1374. wicbeldes vor.

Alts. hwilik müste eigentlich welik, welk heissen. Daneben kommt aber wilk vor.

Beisp. für welik, welk:

Hoya 1433. yewelk. Lüneb. 1393. 1. iewelken. Osn. 1425. jewelicke. Werl 1395. welych. Grafsch. 1441. juweliken. Padb. 1378. welke. Gött. 1354. iowelk. 1491. iewelke.

Beisp. für wilk:
Hildh. 1313. wilke. Ess. 1399. wilche. Dortm. 1358. wilke. Grafsch. 1441. wilke. Duderst. 1411. wilker.

3) Alle anderen consonantenverbindungen, sowie alle consonantenverdoppelungen (wol ausser rr, doch fehlen mir die beweise) hindern die senkung. Ausnahme ist: Wunst. 1361. scellenge.

Ueber vefte aus vîfte, vifte s. u. § 26, 3.

4) Von einsilbigen wörtern kommt die senkung vor bei met, wo das e vielleicht aus der daneben üblichen zweisilbigen form mede zu erklären ist. Doch findet sich schon in der Freckenh. rolle med.

Beisp.: Homb. 1314. 1322. Gött. 1320. 1354. Duderst. 1373. Walkr. c. 1470.

Beisp. von mit, myt.
Lüneb. 1406. 1498. Isenh. 1443. Qu. 1440. Gött. 1320. Aschersleb. 1325.

Sonst ist die senkung selten.

Beisp.: Isenh. 1443. Sternb. 1381. Homb. 1314. es (3. p. sg. von wesen). Gött. 1368. ben.

Häufig findet sie sich indes auf einem teile unseres gebietes, im süden bei ik, mik, sik (oder erhalten die formen mit e das ursprüngliche? Vgl. alts. ec im Taufgelöbnis, während sonst auch alts. i herscht).

Beisp.: Hildh. 1394. b. sek. 1428. 2. sek. Homb. 1394. 1. sek. Eimb. 1472. ek. Drüb. 1407. ek. 1427. mek. Qu. 1448. ek, mek. 1454. ek, mek. Mesch. 1440. mek. Padb. 1358. ek, mek. Münd. 1488. sek. Gött. 1362. 1420. ek. Duderst. 1373. 1483. ek. 1411. sek.

Doch auch auch da kommt i oft genug vor.

Beisp.: Mesch. 1440. 1458. ich. Padb. 1372. ich. Bred. 1369. sich. Geism. 1408. ik. Gött. 1420. ik. 1491. sick, ick. Qu. 1449. sik.

Sonst herscht i. Ausnahmen sind:
Hann. 1353. ek. Isenh. 1419. ek.

§ 9. **Senkung zu e und verdumpfung.** — Verdumpfung wechselt mit senkung:

1) bei alts. sibun und den abgeleiteten formen.

Beisp.: Isenh. 1479. soventigesten. 1494. 1. soventich. Stend. 1390. sovende. 1473. soventigesten; neben: Lüneb. 1352. Benth. 1326. seventich. Wunst. 1472. seventigsten. Magdeb. 1373. seventigesten. Homb. 1407. sevenden. Qu. 1337. seveden. 1471. 2. seventichgesten.

2) beim pron. der 3. pers. Bei diesem findet sich im osten, mit ausnahme des nördlichsten teiles, in den formen auf r, n, m (also er, eme, en, und im abgeleiteten possessivpron.): o, selten u, aber daneben auch erhaltung des i und senkung desselben zu e.

Beisp. für verdumpfung: Hoya 1398. 2. ome, one. 1433. orer, on. 1477. or, ome. Wunst. 1361. orer, orem. 1396. orer. 1454. on, ore. Isenh. 1464. on, oren. 1479. one, orem. Salzw. 1447. ome. 1488. ohm. 1499. ore. Sternb. 1350. orer, ore. 1357. ore, orem. Mind. 1392. oreme. Hildh. 1333. ome. 1394. on, ore, oren. 1428. 1. on. Magdeb. 1336. orme, ores. Gött. 1313. oreme. 1362. ome. 1445. orer. Qu. 1326. 1. on. 1349. 4. ůn, ůren. 1440. ohn.

Beisp. für i, e: Hoya 1372. en, erer. Isenh. 1333. erer, ene. Salzw. 1360. eme, eren. 1415. en. 1462. ehrer. 1474. eres. Stend. 1353. iren. Sternb. 1357. eren. Hildh. 1321. eren, ereme. 1346. eres. Magdeb. 1336. en. 1429. ere. Qu. 1320. en. 1326. 2. iren. Plesse 1359. eme. Mansf. 1334. eme, erer. 1335. 1. em. 1335. 2. inne, en, in.

Beispiele von o aus anderen teilen unseres gebietes sind selten:

Oldenb. 1345. óren. Brem. 1492. one, on. Lüneb. 1445. 1. ore. Dieph. 1356. on. Elberf. 1366. oren.[1])

Da herscht in ein- und mehrsilbigen formen e, neben seltenerem i:

Beisp. von letzterem: Oldenb. 1345. in. Dieph. 1348. iren. 1356. irer. Osn. 1362. yren. Münst. 1386. inne.

In der form auf t, also in it, ist verdumpfung auch im südosten selten.

Beisp.: Hildh. 1346. ot. Gött. 1445. od (ö.).

Regel ist in dieser form wol i, doch kommt auch senkung vor.

Beisp. von it: Oldenb. 1345. Stade 1382. Lüneb. 1445. 1. Hoya 1313. Brschw. 1360. 1428. Werl 1439. Gött. 1491.

Beisp. von et: Werl 1321. 1439. Gött. 1320. 1445. Magdeb. 1336.

Bei dut, neutr. von dese, welche form ich ihrer ähnlichkeit wegen hier gleich mit behandele, herscht i, senkung fehlt, verdumpfung zu u kommt zuweilen vor:

Sternb. 1350. dut (ö.). Qu. 1450. 2. duth.

---

[1]) Häufig ist o im angrenzenden nfr, vgl. Heinzel, nfr. gsp. s. 190.

§ 10. Verdumpfung. — Nur verdumpfung zu u, nicht senkung findet sich neben erhaltung des i:

1) in silver.

Beisp. für sulver: Salzw. 1360. Homb. 1339. Hildh. 1394. b. Gött. 1320. 1404. 1491.

Beisp. für silver: Homb. 1314. Hildh. 1313. Qu. 1330. Soest 1491. Mansf. 1334.

2) bei dridde und drittich, verkürzt aus alts. thrîtig.

Beisp. von u: Lüneb. 1481. drudden. 1498. druttich. Salzw. 1488. drudde. Stend. 1433. druttichsten. 1509. druttich. Qu. 1336. 1. drutteghesten.

Beisp. von i: Buxteh. 1439. drittigsten. Lüneb. 1333. drittighestem. Isenh. 1333. drittich. Homb. 1407. Corvey 1430. drittich. Hildh. 1346. dridden. Qu. 1332. dritteghesten. Mansf. 1335. 1. drittech.

3) Sonst notiere ich:

Dortm. 1459. ducke.

§ 11. Vocalnachschlag. — ie und ii ist selten.

Beisp.: Hoya 1343. lieghen.[1]) Isenh. 1443. driittich. Rellh. 1391. dieser. Werl 1395. siich. Arnsb. 1360. 1. jenne. Padb. 1390. wieder. Qu. 1368. 2. siek.

Häufig, und zwar an jeder wortstelle, ist dagegen im ganzen gebiete, namentlich in der zweiten hälfte unseres zeitraumes y (ij), wenn auch i vielleicht noch häufiger erscheint.

Ueber den wert der zeichen s. o. § 1.

3) u.

§ 12. Umlaut. — Wir stellen unter dieser überschrift bei: u, o, û, ô die hauptsächlichsten der worte zusammen, die als umgelautet aufgefasst werden können. Dass wir die frage, ob wirklich umlaut anzunehmen ist, nicht entscheiden wollen, wurde schon oben § 2 bemerkt. Das zeichen des umlauts findet sich:

1) bei urspr. u in fällen wie:

Oldenb. 1345. múnte, stúcken. Brem. 1440. súnder. Isenh. 1465. hüundert. Stend. 1346. schüin (debemus). 1353. rügge. 1454. süimmen. Osn. 1335. stücke. Hildh. 1343. orkúnde, schúllet. 1346. stúcke, brúge. Magdeb. 1336. dúnket. Merf. 1394. kündich (ö.), schüldig, nüt, sünder u. s. w. Rietb. 1428. stúcke. Homb. 1391. 1. kúnt-

[1]) Vielleicht druckfehler für lieghen.

scap, púncte. 1394. 2. in vorbúnde. Qu. 1368. 2. búrgir. Reinst. 1410, múntliken. Dortm. 1502. rüstene. Soest 1491. düncken, gemüntet.

2) bei u für urspr. a in sunte:

Brem. 1440. súnte. Rietb. 1358. súnte. Dortm. 1502 sünt.

3) bei u für urspr. e:

Rietb. 1428. 1431. dússe. Brschw. 1467. dússer.

4) bei u für urspr. i:

Soest 1491. tüschen.

5) bei u für urspr. o:

Homb. 1394. 2. behúlpen.

Ein übergeschriebenes o wird vielleicht urspr. die vocalische natur des u bezeichnen sollen, im gegensatze zu dem u in der bedeutung unseres v, ebenso ein übergeschriebenes v. Findet sich dies auch über u = v, so wird dies späterer misbrauch sein, z. b. Hann. 1393. touvoren, gheuve (vgl. ebenda: worúen neben scriuer).

Nicht ausgeschlossen soll damit sein, dass ů in manchen fällen mittellaut zwischen u und o oder geradezu die senkung zu o bezeichnen soll, wie z. b. Münst. 1324. 1. 2. sûne.

§ 13. Senkung zu o. — I. Bei einfacher consonanz ist zu scheiden zwischen ein- und mehrsilbigen wörtern.

1) Von ersteren erwähne ich un- als unveränderlich. Dagegen ur- wird regelmässig zu or- (vgl. orlobu Helj. 4213). Ausnahme ist Dortm. 1403. urdel. Duderst. 1373. urkunde. Ebenso heisst es stets dor (= alts. thurh, Cott. thuru, Bed. 16 thur, also nicht, wie Lübben, Mnd. wb. III, s. 394 meint, aus dwer, quer entstanden, s. u. § 60.)

Up aus as. ûp entstanden und mit alts. uppa in der bedeutung zusammengefallen, wechselt mit op, wie uppe mit oppe:

Beisp. für op, oppe: Stade 1439. op. 1453. op, opt. Lüneb. 1333. oppe. 1393. 3. op. Qu. 1339. 1. opstot. Aschl. 1325. oppe. Ess. 1375. oppe, op. Dortm. 1320. 1358. 1459. op. Werl 1321. op, oppe. 1439. op. Grafsch. 1362. Arnsb. 1348. op. 1360. 3. oppe. Mansf. 1335. 1. op.

Beisp. für up, uppe: Lüneb. 1345. 1406. 1469. uppe. 1481. Hoya 1374. Benth. 1386. 1415. up. Brschw. c. 1360. up, uppe. Qu. 1358. 1403. 1471. 2. up. Dortm. 1502. up. Soest 1363. Arnsb. 1359. uppe. Gött. 1354. 1426. up.

2) in offener vor- oder drittletzter silbe mehrsilbiger wörter tritt regelmässig senkung ein, auch wenn z. b. Hoya 1372 sommer, um die kürze zu bezeichnen, der consonant verdoppelt wird. Ausnahmen sind selten:

Beisp.: Werl 1395. vorluren. Marsb. 1373. kuninges.

As. sculun, pl. von scal sollte mnd. solen, scholen heissen, und diese formen kommen auch, oft zum zeichen der nicht eingetretenen tondehnung mit ll geschrieben häufig vor.

Beisp.: Oldenb. 1345. scolen. 1436. scholet. Lüneb. 1445. 1. schollen. Osn. 1335. scolen. 1410. solen. Brschw. c. 1360. scolen. Bril. 1362. 1415. sollet. Qu. 1326. 1. scollet.

Daneben findet sich jedoch u, und in diesem falle ist verdoppelung des l die regel.

Beisp.: Brem. 1455. Lüneb. 1481. Hoya 1433. schullen. Hildh. 1346. scullen. Soest 1363. sulen. Qu. 1404. schullen.

Aehnlich erscheinen neben einem aus alts. sulik zu erwartenden und auch wirklich vorkommenden solich, solk

Beisp.: Grsch. 1483. sollich. Qu. 1477. solks,

formen wie:

Oldenb. 1436. sulker. Brem. 1440. sulcke. Osn. 1461. sulkes. Magdeb. 1502. sulken. Werl 1399. sullich. Gött. 1491. sulker.

II. Bei consonantenverbindungen und verdoppelungen ist die trennung von ein- und mehrsilbigen wörtern nicht nötig.

3) Von consonantenverbindungen tritt die senkung meist vor r + consonant ein.

Beisp.: Oldenb. 1436. worden. Buxteh. 1439. borger. Lüneb. 1366. 1442. bort. Hoya 1372. storve. 1519. foirsten. Osn. 1362. bort. Magdeb. 1336. borgere. Qu. 1320. vorsten, bort. 1471. 2. borg. Werl 1439. borger. Gött. 1325. bort. 1421. forsten. Mansf. 1335. 1. worden.

Doch fehlt es auch nicht an ausnahmen.

Beisp.: Oldenburg 1501. furder. Lüneburg 1481. vurdere. Dortm. 1502. durch. Marsb. 1373. burgere, wurde (neben borger). Duderst. 1373. burgern.

Andere consonantenverbindungen hindern meist die senkung.

4) Vor l + consonant ist die neigung für u so stark, dass sogar alts. holpan zu hulpen wird, z. b.

Homb. 1394. 2. behulpen. Gött. 1445. behulpen,

dass neben scolde u. s. w. aus alts. scolda z. b.

Hoya 1477. scholden. Wunst. 1472. scholde. Hildh. 1321. scolde, auch z. b.

Oldenb. 1345. sulde, sculde. Hildh. 1346. sculde vorkommt.

5) Vor m + consonant, n + consonant kommt senkung zuweilen im westen, in der nähe des mfr. und nfr. vor.

Beisp.: Oldenz. 1382. onsen. Merf. 1353. monte. 1461. onsse. Soest 1308. kontschap.

Indes u überwiegt auch in diesen gegenden, und ganz selten ist o in diesem falle im innern unseres gebietes.

Beisp.: Homb. 1330. orkonde. 1339. hondert. Brschw. 1360. mónte.[1])

Wie as. holpan zu hulpen wird, so as. konsta zu kunde.

Beisp. von konde: Hoya 1372. 1433. Gött. 1417. 2.
Beisp. von kunde: Stade 1382. Merf. 1353.

Was consonantenverdoppelung resp. deren vereinfachung im auslaute anbetrifft, so findet vor rr die senkung wahrscheinlich statt, doch fehlen mir beweise.

6) Vor ll kommt sie nicht selten vor, meist wird sie jedoch gehindert.

Beisp. von u: Stade 1310. vulborde. Lüneb. 1333. wlbort. Isenh. 1333. wlborde. 1494. 1. vulwichtige. Münst. 1397. vulbord. Homb. 1330. vullenkomelecken. 1339. vu^{v}llen. Qu. 1403. vulbort. 1412. vul. Werl 1368. vuleste. 1439. vullest. Soest 1441. wullen.

Beisp. von o: Stade 1439. volborde. Lüneb. 1366. wolmacht. Münst. 1324. 2. vollen. Homb. 1339. voltoghen. Qu. 1337. ervollen. 1349. 3. vollen. 1397. volbort. Arnsb. 1360. 1. wolbort.

7) Regel ist die erhaltung von u vor nn.

Beisp.: Oldenb. 1436. tunnen. Stade 1310. wunen (= gewönnen). Osn. 1335. orkunne. Münst. 1397. gewunnen. Walkr. c. 1470. tunnen.

Häufig ist o in sunnen-, sunn-, wo dann oft einfaches n geschrieben wird.

Beisp.: Brem. 1492. sonnavendes, sondages. Lüneb. 1352. sonendaghes. 1442. sonnavende. Hoya 1313. sonendaghe. Oldenz. 1382. soendaghes. Qu. 1450. 1. sonnavende; neben: Qu. 1449. sunnavende. Werl 1395. sunnendages. Arnsb. 1364. sunnendages. Gött. 1389. sundaghes.

---

[1]) Schon alts. ist aus dem lateinischen moneta : munita (muniterios, gemunitod) geworden: immerhin könnte hier ein zurückgreifen auf die grundform vorliegen.

8) Auch vor mm herscht u, doch vgl.

Oldenz. 1382. omme. Dortm. 1502. koemerliche.

9) Vor andern consonantverdoppelungen findet keine senkung statt. oppe neben uppe (s. o. I, 1) ist ausnahme.

§ 14. Vocalnachschlag. Vocalnachschlag fehlt bei u. Nur Lüneb. 1345. sultebruegghen ist mir zur hand. Ist dies vielleicht druckfehler für sultebrucgghen? Oder umlautzeichen? Vgl. u. § 29 ûe in derselben uk.

4) e.

§ 15. Uebergang zu i. — Alts. e war hauptsächlich einmal = germ. e, dann umlaut von germ. a.

In beiden fällen war es gelegentlich schon alts. zu i übergegangen, eine wandlung, die got. bei dem erstgenannten i bekanntlich regelmässig eintrat. Mnd. findet sie sich gleichfalls vereinzelt, zum teil in denselben worten wie as.

I. Germanisches e.

1) Wie alts. gevan mit givan wechselt, so hier gheven mit ghiven, allerdings nur im südwesten unseres gebietes.

Beisp. für i: Werl 1368. ghiven (datum), to givene. Arnsb. 1359. gheghyven. 1360. 3. ghegyven, ghyvet (1. p. pl.). 1364. ghegyven, ghiven (inf.). Marsb. 1373. given (inf.).

Beisp. für e: Arnsb. 1348. gheve wy, ghegheven. 1360. 1. gegeven. Bril. 1417. geven (inf.). Padb. 1358. gegeven. Bred. 1369. gheven (inf.).

2) Nicht selten ist der übergang bei self, während das altsächs. hier nur e kennt. Häufiger als silf kommt indes auch mnd. self, und verdumpfung zu sulf vor.

Beisp. für i: Brem. 1350. 1. Homb. 1314. Stöttlb. 1352. Qu. 1320. 1349. 1. 2. Geism. 1354.

Beisp. für self, selve: Hoya 1313. 1372. Benth. 1415. Hildh. 1428. 2. Magdeb. 1443. Homb. 1339. Qu. 1330. 1349. 4. 1381. Werl 1395. Arnsb. 1360. 2. Gött. 1329. 1. Mansf. 1335. 2.

Beisp. für sulf, sulve: Brem. 1393. 1440. 1492. Stade 1439. Lüneb. 1366. Salzw. 1385. 1415. 1434. 1. Stend. 1509 (sulvigen). Benth. 1326. Wunst. 1361. 1383. Werl 1395. Bril. 1527 (sulbigen). Gött. 1320. 1404. Qu. 1326. 1. 2. 1383. 1450. 2.

3) Ebenso findet sich i und u, selten o in dese = alts. thëse ein, und zwar regelmässig mit verdoppelung des s.

Wird der urspr. vocal gewahrt, so wechselt s und ss. Am üblichsten von diesen formen sind desse und dusse.

Beisp. für disse: Hoya 1410. Stend. 1390. Homb. 1322. 1324. Brschw. 1361. Magdeb. 1429. Werl 1321. 1368. Qu. 1412.

Beisp. für dusse: Oldenb. 1501. Stade 1453. Salzw. 1474. Wunst. 1472. 1502. Merf. 1461. Homb. 1394. 1. Dortm. 1358. Soest 1308. Qu. 1440. 1471. 2.

Beisp. für dosse: Qu. 1349. 3.

Vereinzelt ist: Mesch. 1440. duse.

Beisp. für dese: Oldenb. 1345. Stend. 1345. Benth. 1326. 1415. Werl 1439. Soest 1491.

Beisp. für desse: Oldenb. 1501. Stade 1382. Buxteh. 1439. Lüneb. 1352. 1498. Salzw. 1360. 1415. Benth. 1386. 1415. Wunst. 1346. 1454. Arnsb. 1359. Gött. 1353. 1. Qu. 1358.

4) Neben häufigerem efte, ofte (s. § 16, 5) kommt vor:

Lüneb. 1345. gichte. Dortm. 1459. ichte. Hildh. 1428. 2. ifft.

5) Vereinzelte fälle sind:

Dieph. 1348. ider. Brschw. c. 1360. diste. Arnsb. 1348. ghynnen (vgl. Cott. 4960. ginuuuar = dort).

II. Für e als umlaut findet sich alts. i namentlich in dem suffix -scepi, das mnd. fehlt. In der Freckenh. rolle kommt ferner stidi vor, ebenso:

Qu. 1339. 2. in des stide.

Sehr beliebt ist mnd. der übergang von e zu i in mensch, ghenge, wo er alts. fehlt. An ghenge (adj.) schliessen wir die verbalform ghenge (conj. praet. von gân) an, obgleich dies e nicht durch umlaut entstanden ist.

Beisp. von 1) mynsch: Stade 1541. Isenh. 1385. Sternb. 1350. Gött. 1460.

2) mensch: Sternb. 1350.

3) ghinge (adj.): Osn. 1335. Sternb. 1373. Padb. 1358.

4) ghenge (adj.): Isenh. 1494. 1. Münst. 1386. Marsb. 1383 (geynghe).

5) ghinge (verb.): Oldenb. 1345. Hoya 1343. Salzw. 1360. Magdeb. 1429.

6) ghenge (verb.): Werl 1395. Soest 1441.

Ich bemerke ausserdem:

Hildh. 1313. sitten (= setzen). Qu. 1349. 3. scifferinne (= Schaffnerin). Bred. 1366. kyghenwordighen. 1369. ghyhenwordighen. Gött. 1417. 2. slicht.

Ueber sinte für sente s. o. § 4, 5; über inde für ende § 5, 2.

§ 16. Verdumpfung. — Verdumpfung tritt nur bei einigen wörtern, und auch da nicht durchgreifend ein.

1) bei vrend s. u. § 40.
2) bei self, s. o. § 15, 2.
3) bei dese, s. o. § 15, 3.
4) bei ses, das zu sos wird.

Beisp. für sos: Stade 1541. sostehalff. Isenh. 1494. 1. sósz. 1494. 2. sostich.

Beisp. für ses: Brem. 1492. sesz. Salzw. 1474. sestich. Osterw. 1364. sees. Werl 1395. seesteynen.

5) bei ef, efte, selten ifte[1]), die mit of, ofte, selten af, ufte wechseln. Alts. waren ef, neben dem schon im Mon. widerholt of, und efđa, efđo, neben dem mon. 3630 ohtho vorkommt, der bedeutung nach geschieden. ef hiess: wenn, efđa: oder. Mnd., wo aus efđa: efte, effte, eft, efft geworden ist, gehen diese bedeutungen durcheinander: nur für ef = oder ist mir kein beispiel zur hand.

Beisp. 1) für ef, eff = wenn: Gött. 1313. 1417. 2. 1445.
2) für of, off: 1) = wenn. Hoya 1372. Werl 1395.
2) = oder. Soest 1491. Grafsch. 1483 (aff[2]).
3) für efte. 1) = wenn. Dortm. 1320. Werl 1395. Wiersh. 1363. 2) = oder. Brem. 1440. Lüneb. 1406. Salzw. 1474. Stend. 1454. Werl 1395. Soest 1308. Arnsb. 1359. Gött. 1404. Qu. 1397. 1450. 1.
4) ofte. 1) = wenn. Hoya 1433. uft (ö.). Stend. 1433. Werl. 1494. 2) = oder. Hoya 1433 (ufte ö.). Salzw. 1462. Stend. 1433. Merf. 1353. Qu. 1335. 1342. Lenh. 1370. Werl 1395. 1494. Arnsb. 1348. oyfte.

6) Eine beschränkung einer dieser formen (allerdings habe ich in grösserem umfange nur für efte, ofte gesammelt) auf gewisse gegenden habe ich nicht beobachtet. Wol aber findet sich eine solche bei eder, oder, ader, die in der bedeutung oder neben efte und seinen nebenformen vorkommen und sich aus alts. ettho[3]), das sich im Mon. öfters neben efđa findet, entwickelt haben.

Im innern unseres gebietes herscht nämlich eder, edder

---

[1]) Ueber ifte s. o. § 15. I. 4.

[2]) Vgl. af. Mon. 1524.

[3]) Ueber den wechsel von þ und f vgl. Paul, Beitr. I, s. 184. IV, s. 384 anm.

mit geringen ausnahmen, im süden und osten kämpft es mit oder um die herschaft. — Ganz auf die südlichen und östlichen grenzstriche beschränkt und auch da selten und spät ist die md. form ader.

Beisp. für eder, edder: Brem. 1350. 1. 2. 1492. Stade 1382. 1439. Lüneb. 1406. 1445. 1. Stend. 1385. 1509. Benth. 1386. 1415. Wunst. 1346. 1472. Qu. 1326. 2. 1362. 1477. Padb. 1358. 1378. 1390. Gött. 1353. 1. Duderst. 1411 (ö.).

Beisp. für oder: Salzw. 1397. Isenh. 1385. Osn. 1461. Münst. 1324. 1. 2. (ö.). Bred. 1366. Gött. 1320. 1365. 2. Qu. 1332. 1397. 1418.

Beisp. für ader: Magdeb. 1502. Dortm. 1502. Bril. 1527. Kerstl. 1469. Duderst. 1411 (ö.).

7) Schon alts. kam durch w hervorgerufen wola (allerdings nur als interjection) neben wela, wel, wolda neben welda, twulif (Freckenh. rolle) neben twelif, twilif vor. Mnd. wird wel meist zu wol, doch ist auch wal (vgl. wala im altniederfränkischen) nicht selten, und kommt schon früh vor. Erhaltung des e ist ganz vereinzelt.

Beisp. für wol: Oldenb. 1501. Brem. 1492. Lüneb. 1406. 1481. Benth. 1365. Hann. 1393. Stend. 1346. 1473. Qu. 1440.
Beisp. für wal: Dieph. 1461. Hoya 1398. 1. Elberf. 1366. Bred. 1347.
Beisp. für wel: Lüneb. 1484.

Oefters findet sich erhaltung des e in welde, z. b.

Hildh. 1321. Stöttlb. 1351.

neben wolde, z. b.

Oldenb. 1345 (wulde). Stend. 1345. Werl 1395. Qu. 1471. 2.

Auch twelf wechselt mit twolf.

Beisp. für twolf: Brem. 1399. 1455. 1521. Hoya 1477. Wunst. 1383. 1454. Brschw. 1361.

Beisp. für twelf: Isenh. 1448. Sternb. 1373. Homb. 1339. Qu. 1440.

§ 17. Uebergang zu a. — Schon früh zeigt sich vor r neigung des e, zu a überzugehen (vgl. barahtun Cott. 3655. waroldi Bed. 14).

Beisp.: Brem. 1393. 1399. 1456. Lüneb. 1345. Hoya 1398. 1. Wunst. 1383. warent. Mehr. 1339. leinwar; neben: Gött. 1353. 1. gheweren.

Vor r + consonant geht (nach Nerger § 13) e im XVI. jahrh. regelmässig zu a über. Diese bewegung zeigt sich in vorläufern schon in unserer periode:

Osterw. 1364. Duderst. 1373. gewarcht; neben: Drüb. 1410. ghewercht.

§ 18. Zusammenstoss zweier e. — Derselbe ist sehr häufig durch ausfall eines h. Bei as. tehan (schon die Freckenh. rolle hat tein) entsteht dann regelmässig ei, ey, an der grenze kommt auch tin vor (vgl. tian in der Ess. heberolle 17).

Beisp. für tein, teyn: Oldenb. 1345. 1501. Brem. 1350. 2. 1492. Hoya 1433. Isenh. 1479. 1494. 1. Benth. 1365. 1415. Magdeb. 1336. Werl 1395. Marsb. 1383. Qu. 1358. 1381.

Beisp. für tin: Münst. 1324. 1. achtinhundert. Qu. 1383. drettinhundert. Padb. 1372. druttinh. Bred. 1369. tynden.

Bei as. sehan und *giscehan wechselt ê, ee, ey. Namentlich in den grenzländern kommt auch ie, î vor.

Beisp. für ê: Lüneb. 1345. gheschen. Hoya 1313. set. Benth. 1365. gheschen. Homb. 1407. geschen.

Beisp. für ee: Stade 1382. zeen. Hoya 1343. seen. 1372. seet. Salzw. 1385. seen. Werl 1395. gescheen. Gött. 1421. vorseen. Qu. 1349. 3. 1362. seen.

Beisp. für ey: Wunst. 1396. 1472. gheschein. Merf. 1353. zeit. Münst. 1386. zeyt. 1397. gescheyn. Homb. 1324. ghescheyn. 1348. seyit. Qu. 1471. 2. seyn. Werl 1395. scheyn (inf.). Gött. 1325. gheschein. 1409. geseyn.

Beisp. für î, ie: Hoya 1357. syed. Stend. 1433. geschien. Münst. 1324. 2. siet. Qu. 1358. geschin. Padb. 1372. gescyn. Mansf. 1335. 1. 2. gheschin.

§ 19. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag ist namentlich im südwesten unseres gebietes beliebt. Sonstige beispiele sind selten.

Beisp. von ee, ei = alts. e: Benth. 1386. heer. 1415. beer. Salzw. 1434. 1. heeft. Rietb. 1431. deen. Sternb. 1350. beyde. 1373. gheyne. Osterw. 1364. weesen, sees. Qu. 1349. 4. steyde. Elberf. 1366. heirlicheiden, heirschap. Dortm. 1349. heylt. Werl 1321. gheyne. 1379. eyndreychtlike. 1395. seesteynen, peynden. Arnsb. 1348. reyghte, weysle, steyde. 1360. 1. beyteren. 1360. 3. leisen. Bred. 1347. bekeynnen, reychte.

Beisp. von ee, ei = alts. i: Oldenb. 1436. een (ŏ.). Benth. 1415. een, eer. Rietb. 1431. een. Sternb. 1350. beneyden. Arnsb. 1360. 1. meyde. Padb. 1347. zeyghele.

Erhaltung des e überwiegt jedoch auch im südwesten bei weitem.

5) o.

§ 20. Umlaut. — Das zeichen des umlauts findet sich für:

o = as. o: Hildh. 1346. wórden, pórten. Gött. 1426. genömen, mörgen (neben morgen). Qu. 1368. 2. ópintlekir (neben opinbar).

o = as. u: Oldenb. 1345. sónen. Brschw. c. 1360. mónte. 1467. kóninge. Hildh. 1346. wórden (conj.). Mansf. 1335. 1. jóden, sóne, ghebóret.

o = as. i: Oldenb. 1345. óren. Hildh. 1346. óme. Homb. 1322. ón, on. Qu. 1368. 2. ón. Gött. 1430. ör. Duderst. 1373. ón. 1411. óne.

o = as. e: Isenh. 1494. 1. sósz. Qu. 1349. 2. óder.

Ob und welche bedeutung zeichen wie ǒ, ŏ, oº, ø haben, wage ich nicht zu entscheiden. Sie kommen in unsern urkundentexten selten vor.

Beisp.: Stade 1382. nach einer anmerkung, aber im text nicht widergegeben, oft ǒ. Lüneb. 1333. lŏve, hŏve. Isenh. 1383. 2. schøllen (aber openbar). Münst. 1386. oºrkunde. Everst. 1349. gǒdes.

§ 21. Wechsel mit u. Im westen kommt nicht selten vur als praep. und adv. vor. In den übrigen teilen unseres gebietes herscht vor, das sich auch im westen findet. — Im alts. kommen furi, fora, fur, for, far vor.

Beisp. für vur: Elbf. 1366. vur. Rellh. 1391. vurgenante. Dortm. 1459. vurss. 1502. vurss. Soest 1441. vurgesacht. Lenh. 1370. vurghenant. Padb. 1358. vur.

Beisp. für vor: Dortm. 1459. vorss. Arnsb. 1360. 2. voer.

Ueber hulpen, sculde, kunde für holpen, scolde, konde s. oben § 13, II, 4, 5.

Andere beispiele solches übergangs sind selten:

Brem. 1480. ghewurden. Qu. 1404. ghesturven. Dieph. 1463. upenbar. Qu. 1337. uppenbar. Stend. 1406. muchte.

§ 22. Uebergang zu a. — In offener dritt- oder vorletzter silbe, seltener in einsilbigen wörtern tritt im laufe des XV. jahrh. an stelle des alts. o: a ein. Frühere beispiele sind mir vereinzelt fast nur an der westgrenze bekannt, wie denn im mfr. und nfr. (vgl. Heinzel, Nfr. gsp. s. 183. 190. 281. 353) dies schon im XIV. jahrh. häufig ist. — Auch im XV. jahrh. findet sich o neben a noch oft genug.

An stelle eines erst im mnd. aus alts. u entwickelten o kenne ich dies a nur bei frame:

Salzw. 1499.

Ein sane, samer für as. sunu, sumar ist mir nicht bekannt. Auch Heinzel a. a. o. kennt entsprechende formen nicht. Nerger führt § 28 samer an.

Die fast unbestrittene herschaft des o im XIV. jahrh., die sich auf das ganze gebiet erstreckt, ist auffallend, da schon in den Merseb. gl. utbislatenun, in der Freckenh. rolle hanig neben honig vorkommt.

Beisp. des wechsels: Oldenb. 1436. wanaftich, openbaer. 1501. wolgebarn, inwaner, unvorbraken, nakomelinge. Brem. 1393. godes. 1440. godes, gade. 1455. godes, openbare. 1492. kamende, lave, wonhaftich. 1498. haves, ghenamen. 1521. kamen, bevalen, opembare. Lüneb. 1352. bevalen. 1481. godes. 1484. wanet, apenbare, haves. 1498. opembare, baven. Hoya 1477. wolgeborn, apenbare, love. Salzw. 1402. var, apenne, godes. 1434. 1. 1447. apenbar. 1447. godes. 1474. apenbar, laven, gades. 1499. varstender, vorstender, gekamen. Osn. 1425. love wy. 1456. gelavet, gelovet. 1489. loven. Merf. 1394. apenen, lave wy, openbare. 1498. love. Coesf. 1378. lave wi, vorspraken. Qu. 1450. 2. opene. Grafsch. 1483. aff (= oder). Dortm. 1502. gelavet, gods. Kerstl. 1469. avermode, overtogen. Gött. 1491. godes.

Zu dem in der Freckenh. rolle neben thorp, horn vorkommenden tharp, harn, wo also a für o in einsilbigen geschlossenen wörtern auftritt, ist mir als mnd. analogie nur

Werl 1494. vart (neben vort)

zur hand.

Bei antwardet, respondent Blankb. 1325. 1. (ö.) liegt vielleicht schwächung wegen der geringeren betonung vor, oder verwechslung mit antwarden (tradere). — Auf dieselbe weise ist jedesfalls die ebenda vorkommende gleichbedeutende form antwerdet zu erklären.

Vielleicht durch den sing. hervorgerufen wurde

Gött. 1445. schalde.

Ueber wal für wol s. oben § 16, 7.

§ 23. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag (oi, oe, selten oo, ou) ist auf den westen beschränkt. Er steht für:

o = alts. o: Dieph. 1348. wounen. Benth. 1386. voer. Coesf. 1378. voortmer. Soest 1441. woende. 1491. noich. Arnsb. 1348. hoyve, hoyf, loyvet. 1360. 1. noich. 1360. 2. voer. Grafsch. 1483. goitz.

o für alts. u: Dieph. 1348. bourchmanne. Hoya 1519. foirsten, veroirsaket. Dortm. 1349. soene. 1459. geboirde. 1502. koemerliche.

o für alts. a: Dieph. 1463. oilden. Benth. 1386. hoeldene. Soest 1491. schoip.
o = alts. e: Arnsb. 1348. oyfte.

Capitel 3. Altsächsische lange vocale.

6) â.

§ 24. Umlaut. — Alts. kommt der umlaut bei â nur vereinzelt vor, vgl. Gallée a. a. o. s. 9. Mnd. ist der umlaut von â durchgeführt stets beim conj. praet. der abl. verba der 2. und 3. klasse. Druckfehler wird sein

Oldenb. 1501. kame (neben queme).[1]

Das suffix -ig scheint stets den umlaut zu bewirken bei: gnedich.

Beisp.: Oldenb. 1501. Osn. 1425. Wunst. 1396.

Dagegen wechselt selich mit salich, selicheit mit salicheit.

Beisp. für salich: Rint. 1478. Brschw. 1428.
Beisp. für salicheit: Brem. 1440. Salzw. 1462. Werl 1494. Gött. 1491.
Beisp. für selich: Lüneb. 1442. 1498. Isenh. 1479. Stend. 1390. Merf. 1461.
Beisp. für selicheit: Brem. 1350. 1.

Vgl. ferner:

Qu. 1448. underdanich. Qu. 1449. underdenich.

Ebenso herscht schwanken bei dem adjectivischen ja-stamme -bar.[2]

Beisp. von -bar: Stade 1453. Isenh. 1378. Gött. 1417. 1.
Beisp. von -ber: Dieph. 1463. Merf. 1498. Münst. 1472. Corvey 1430. Mesch. 1440.

Vgl. ferner

Gött. 1404. swar,

aber

Gött. 1404. Qu. 1449. bequeme.

In fällen wie:

Dortm. 1320. openberlike. Bred. 1347. openbeyrlike; neben: Qu. 1439. 1. openbarlike.

kann der umlaut auch durch folgendes -like hervorgerufen sein, wie dies bei jerlike neben häufigerem jarlike sicher ist.

---

[1]) Ebenso Oldenb. 1345. grave für sonst herschendes greve.

[2]) In sämmtlichen beispielen ist -bar, -ber mit êr zusammengesetzt. Wie es mit den andern adj. auf -bar steht, weiss ich nicht.

Beisp. für jarlike: Brem. 1492. Lüneb. 1481. Benth. 1365. Wunst. 1346. 1383. Werl 1494. Arnsb. 1360. 3. Qu. 1439. 2. 1450. 1.

Beisp. für yerlike: Salzw. 1434. 1. Magdeb. 1502. Qu. 1440. Padb. 1383.

Meist tritt der umlaut ein im superlativ von na.

Beisp. von ê: Stade 1453. Lüneb. 1445. 1. negesten. Osn. 1362. Hildh. 1313. 1333. 1394. neysten. Arnsb. 1364. nesten. Gött. 1354. Mansf. 1335. 2. neysten.

Selten sind fälle wie:

Hoya 1313. nogesten. Salzw. 1385. naghest. Merf. 1353. naeste. 1394. nasten.

Vgl. Hildh. 1321. nar (comp.). — Ueber den aus dem conj. in den ind. eingedrungenen umlaut beim praeteritum der abl. verba der 2. und 3. klasse wird bei der flexion unten § 74 zu handeln sein.

Selten, und nur im südosten geht durch umlaut hervorgerufenes ê zu ie, î weiter. Die meisten mir zu gebote stehenden beispiele sind conj. praet.:

Qu. 1368. 2. wiere, dieden. 1418. wyr. Mansf. 1334. wir. 1335. 1. ghieve wy, wir. 1335. 2. spriken, diede.

Vereinzelt ist:

Padb. 1358. give (adj.).

§ 25. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag (ai, ae, selten aa) ist besonders in einsilbigen consonantisch schliessenden, doch auch in mehrsilbigen wörtern von c. 1350 an namentlich im westen beliebt; sonst kommt er spät und mehr vereinzelt vor.

Beisp.: Oldenb. 1436. openbaer. 1501. raed. Brem. 1350. 2. daar. 1455. raedmanne, jaer, waerschup. 1480. nae (ö.).[1] 1492. yaer. Lüneb. 1465. woldaet. 1498. ghedaen. Dieph. 1514. cappelaen. Salzw. 1434. 1. maendage. Stend. 1406. ghedaen. Benth. 1326. staet. 1386. jaer. Osn. 1362. raet. 1425. raed. 1456. rayd, rayde. Wunst. 1396. raet. 1502. staen. Brschw. 1428. rayd (ö.). Merf. 1353. naeste, jaer. 1394. maenden. 1498. gedaen. Münst. 1386. affslaen, jaerlikes. 1397. gedaen. 1472. gedaen. Sternb. 1350. gayd. Qu. 1471. 1. jaer. Ess. 1375. ghedayn, rayd, entfayn, ghenayden. 1399. raidmanne. Dortm. 1349. raethus. 1358. jaer, staene. 1459. altaire. Arnsb. 1348. ghaen, ghedaen. 1360. 1. raide. 1360. 3. gedain. Gött. 1491. maent.

---

[1]) Nach dem oben gesagten ausnahme; na ist regel.

7) î.

§ 26. Veränderungen ausser vocalnachschlag.

1) Alts. -lîk ist wol mnd. meist als gekürzt anzusehen (vgl. formen wie Lüneb. 1406. truwelken); die senkung, die in urspr. kurzem i namentlich bei offener vorletzter silbe üblich ist (s. oben § 8, 1), tritt aber selten ein.

Beisp. von -leke: Isenh. 1385. -leck. Stend. 1342. 1345. 1346. 1433. (neben 1385. 1473. -liken). Padb. 1378. (ö.) (neben 1358. -lichen). Gött. 1320.

2) Alts. thrîtig wird über drittich zu druttich, s. oben § 10, 2.

3) Auch der weg von vîfte u. s. w. zu vefte, selten vofte wird über verkürzung zu vifte geführt haben.

Beisp. von i: Brem. 1350. 1. viftichsten. Lübb. 1350. viftigesten. Rint. 1478. vifthalff.

Beisp. von e: Oldenb. 1501. vefteynh. Brem. 1350. 2. Stade 1453. Isenh. 1352. veffthegesten. Salzw. 1415. vefteynden. Stend. 1345. veftigesteme. 1509. vefteinh. Hann. 1353. veftighesten. Hildh. 1346. veften. Drüb. 1329. veftich. Qu. 1358. veftighesten.

Beisp. von o: Brem. 1455. voftigesten.

4) Ohne vorhergegangene kürzung ist also veränderung von alts. î nicht nachweisbar. Ist diese verkürzung auch bei der verwandlung von alts. wi zu we, die schon alts. vorkommt, als zwischenstufe anzusetzen? Auch we ist dann natürlich urspr. als kurz anzusehen; dass es später freilich wider gedehnt wurde, dafür dürften die formen wey und wie sprechen, die in denselben gegenden vorkommend wol am besten als durch vocalnachschlag und brechung aus wê entstanden aufgefasst werden.

Was die örtliche verbreitung der genannten formen betrifft, so herscht im ganzen westen und norden wy, wi, wij, wii.

Beisp. für wy, wi, wij: Oldenb. 1345. 1436. 1501. Brem. 1393. 1455. Stade 1382. 1439. 1453. Horneb. 1394. Lüneb. 1393. 3. 1430. 1442. Dieph. 1348. 1461. Hoya 1343. 1372. 1433. Salzw. 1385. 1434. 1. 1488. Benth. 1326. 1415. Merf. 1353. 1461. Münst. 1324. 2. 1472. Sternb. 1350. 1381. Rint. 1478. Arnsb. 1359. 1364. Grafsch. 1362. 1483. Padb. 1390. Marsb. 1373. Geism. 1354.

Beisp. von ii (selten): Dieph. 1463. wii. Salzw. 1434. 1. wii.

Die formen we, wie sind hier selten.

Beisp.: Stade 1310. (ö.). Hoya 1313. we. Salzw. 1499. wie. Mind. 1392. we (ö.).

Dagegen im südosten wechseln: wy, we, wey, wie.

Beisp. von wy, wi, wij: Isenh. 1333. 1406. 1. 1479. Stend. 1390. 1406. 1454. 1509. Wunst. 1361. 1396. 1454. Hildh. 1346. 1428. 1. 2. Brschw. 1428. Magdeb. 1443. Qu. 1320. 1383. Gött. 1399. 1417. 1. Mansf. 1334. 1335. 1.

Beisp. für wii: Brschw. 1467.

Beisp. für we: Isenh. 1333. 1364. Stend. 1345. Wunst. 1346. 1383. Brschw. c. 1360. 1361. 1429. 1432. Homb. 1314. 1322. 1348. 1407. Corvey 1430. Hildh. 1313. 1321. 1346. 1364. Magdeb. 1429. Qu. 1320. 1330. 1403. 1477. Gött. 1320. 1325. 1362. 1467.

Beisp. für wey: Gött. 1320. 1354. wey. Reinst. 1410. wei. Qu. 1383. wey. 1440. wee.

Beisp. für wie: Stend. 1346. Qu. 1332. 1368. 1. 1477. wie. 1383. wye (ö.). 1412. wy[e]. Duderst. 1411. Mansf. 1335. 2. wie.

§ 27. Vocalnachschlag. — ie, ii für î kommt namentlich im westen vor, ist aber selten.

Beisp. für ie: Benth. 1386. blieven. Magdeb. 1336. sieden. Merf. 1353. tyet. 1461. lyefflichen. Qu. 1362. biesundern. 1383. liechamme. Elberf. 1366. blieven. Münd. 1488. wiesen.

Beisp. für ii: Oldenb. 1436. tiid. Benth. 1386. wiif. Rietb. 1431. Werl 1395. Soest 1308. tiit.

Ueber wii s. oben § 26, 4.

Die form hiir.

Benth. 1415.

kann nicht sicher hierzu gestellt werden, weil sie noch die brechung aus hêr bezeichnen könnte. Allerdings ist dies sehr unwahrscheinlich.

Dagegen ausserordentlich häufig und über das ganze gebiet verbreitet, im osten aber vielleicht nicht von anfang an, ist in jeder wortstelle, besonders aber in einsilbigen vocalisch schliessenden wörtern die schreibung y (ij, ij), die wir schon, aber nicht so häufig angewant bei kurzem i trafen.

8) û.

§ 28. Umlaut. — Das zeichen des umlautes findet sich vor:

bei û = alts. û: Oldenb. 1345. múren. Hoya 1433. út. Salzwedel 1385. hüs (plur.). Hildesheim 1346. versúmt. Merfeld 1394. hüs, hüse.

bei û = alts. iu (s. u. § 40): Oldenb. 1345. betúghe. Brem. 1394. lúde, gestúret. 1440. lúden, enstúrede. 1492. betúge. Stade 1439. lüden. Benth. 1326. trüwen. Osn. 1335. betüghet. 1362. betüchnisse, betüghet. 1425. lüden. Brschw. c. 1360. untbúdet (3. sg.). Rietb. 1358. lúden. Qu. 1368. 2. lúden. Werl 1321. buwlüde. 1395. vür. Bred. 1366. vründe. Duderst. 1373. túghen.

bei û = alts. ô (s. u. § 36): Lüneb. 1393. 2. ghúdes. 1393. 3. behúff. Hildh. 1346. gúd (ö.). Homb. 1394. 2. uppstúnde.

ů wird wol wie bei kurzem u urspr., im gegensatz zu u als zeichen für v, die vocalische natur des u bezeichnen sollen.

§ 29. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag (ui, uy, ue)[1], namentlich in einsilbigen consonantisch schliessenden wörtern vorkommend ist fast ganz auf den westen beschränkt und auch da selten.

Beisp. für as. û: Lüneb. 1345. afghetuenet (ö.), thuenen, brueken, thuen. Dieph. 1461. huesfrouwen (ö.). Merf. 1394. hüis. 1411. hues. 1498. hues. Elberf. 1366. uytganc. Dortm. 1459. huysfrow, puyrlichen. 1502. duyssent, huesse. Soest 1441. uit. Bril. 1417. hues.

Beisp. für as. iu: Benth. 1415. lueden. Bred. 1347. thuychnise.

Fälle wie:

Brem. 1399. stuel. Lüneb. 1345. duen. Hoya 1477. guetliken. Benth. 1365. gued. 1415. guede. Rellh. 1391. gued. Bred. 1347. guyt

können nicht sicher hierher gezogen werden: bei ihnen kann die brechung aus alts. ô bezeichnet werden sollen: allerdings ist dies recht unwahrscheinlich.

§ 30. Sonstige veränderungen.

1) Ueber die verkürzung von ûp zu up und die wandlung zu op s. oben § 13, I, 1.

2) û in alts. buan, frua (scheint nur einmal und zwar als gen. sg. fruon belegt: Bred. 6) wird zu ûw, ôw oder ouw.

Beisp. von uw: Brem. 1350. 1. ghebůwet. 1399. Stade 1382. buwet. Lüneb. 1465. buwen. Hoya 1374. buwet. Salzw. 1360. buwe. Wunst. 1472. buwende. Magdeb. 1429. buwen. Werl 1321. buwlüde. Gött. 1491. buwete. Qu. 1440. gebuwet. Salzw. 1488. 1499. Wunst. 1502. Hann. 1351. 1353. Gött. 1320. 1409. 1491. Qu. 1439. 1. 1450. 2. vruwe (fruwe).

---

[1]) Was bedeutet alts. buidi Bed. 6?

Beisp. von ow, ouw: Homb. 1407. bowet. Dortm. 1358. ghebowet. 1502. bowynge. Oldenb. 1436. Dieph. 1406. bouwet. Benth. 1326. bouwene. Merf. 1461. bouwheit. Dieph. 1377. Isenh. 1333. 1406. 1. 1464. Wunst. 1346. 1361. vrowe (frowe). Lüneb. 1333. 144?. Dieph. 1461. Isenh. 1479. Wunst. 1361. Merf. 1498. Qu. 1471. 1. Soest 1441. Padb. 1358. vrouwe (frouwe).

Statt frouwe findet sich vereinzelt frauwe.

Beisp.: Drüb. 1442. Qu. 1449.

Ebenso kommt für uw = alts. euw (s. u. § 40) ow, ouw vor.

Beisp. von uw: Oldenb. 1436. Brem. 1364. 1492. Lüneb. 1333. truwen. 1406. truwelken. Hoya 1343. antruwen. 1477. truwen. Benth. 1326. trüwen. Hann. 1353. truen. Qu. 1440. getruwen. Dortm. 1502. ungetruwe. Gött. 1421. truwe. 1491. getruwe. Mansf. 1334. trůwen.

Beisp. von ow, ouw: Brem. 1350. 1. nouwen. Lüneb. 1352. entrowen. Benth. 1326. trouwen. 1386. trowen. Münst. 1324. 2. trowen. Dortm. 1320. trowen, trowelike. 1502. browen.

9) ê.

§ 31. Allgemeines. — Alts. ê ist aus germanischem ai hervorgegangen, und zwar vor h, r, w und im auslaute nach gemeindeutschem lautgesetze, sonst nach speciell sächsischem.

Ferner steht alts. ê in:

1) her (= hier), daneben oft hir.
2) in den präteritalformen der redupl. verba mit langem, hellem praesensvocal.
3) in den pronominalformen he, de, hwe.
4) in den lehnwörtern: bref (für urspr. brĕve), prestar.

In den unter 1—3 genannten wörtern steht in den Werdener denkm. statt ê: ie.

§ 32. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag in dem falle, wo ai schon gemeindeutsch zu ê übergieng, sowie bei den im vorigen paragraph unter 2—4 aufgeführten ê hält sich in den gewöhnlichen schranken und ist unten in § 42 zu besprechen.

Allgemein dagegen auf dem ganzen gebiete und von anfang an kommt er vor bei ê, das nach speciell sächsischem lautgesetz aus ai hervorgieng, und mit diesem haben wir es hier zu tun. Beispiele von ey, ei anzuführen ist überflüssig: fast in jeder uk. kommen sie neben ê vor.

Verdoppelung des ê ist selten, ich gebe daher beispiele:

Stade 1382. meenheyd. Dieph. 1461. eens. Salzwedel 1434. 2. deel. Benth. 1386. een. Rint. 1478. geestliken. Brschw. 1361. een. Coesf. 1378. eendrechtelike. Dortm. 1320. een.

Herschend ist der vocalnachschlag ey, ei bei -heit, -heyt. Die folgenden fälle von -het können bei dem häufigen vorkommen des wortes nur als ausnahmen gelten:

Coesf. 1378. menet. Münst. 1324. 1. stedichet. Qu. 1349. 4. nodtorftichet. Dortm. 1320. stedechet. Arnsb. 1348. meynet. Gött. 1421. gutlichet.

§ 33. Uebergang zu ie, ye, î, ŷ.

I. Bei dem speciell alts. ê ist übergang im allgemeinen sehr selten. Vereinzelt ist:

Qu. 1342. ghistlik. (Gqu. v. Sachs. II, 140).

Drei fälle führe ich auf, wo er häufiger eintritt:

1) Regelmässig wird, wol wegen der folgenden consonantenverbindung mit verkürzung, alts. twêntig zu twintich.

Beisp.: Stade 1310. Isenh. 1333. Benth. 1326. Hildh. 1364. Dortm. 1320. Marsb. 1383.

Vereinzelt ist:

Münst. 1324. 2. twentich.

2) Für alts. hêlag finden sich folgende formen, in denen gleichfalls, wenigstens zum teil, die kürze feststeht:

Dieph. 1356. hilch. 1463. hilgen. Salzw. 1415. hilghen. 1474. hilgen. Osn. 1335. 1425. hilghen. Hann. 1351. hilghen. Magdeb. 1502. hillighen. Dortm. 1459. hilgen, hillich. 1502. hilge. Gött. 1354. hilghen. 1491 hilgen. Qu. 1326. 1. hilleghen. 1358. hylghen. 1383. hilighen. 1404. hilghen.

Daneben, aber seltener, kommen jedoch auch, namentlich im süden und osten, ê und ey vor.

Beisp.: Salzw. 1362. 1385. heylighen. Sternb. 1381. helighen. Hildh. 1343. heylighen. Magdeb. 1336. heylighen. Homb. 1322. helyghen. 1394. 1. heyligen. Osterw. 1364. heylghen. Qu. 1477. heilig. Soest 1363. heylgen. Gött. 1365. 2. heyligen. 1404. heylgen. Walkr. 1446. heligen. Mansf. 1334. heyleghen.

3) Wol aus analogie der mit eo (s. u. § 41, 2) zusammengesetzten formen erklärt sich ienich, inich, jenich für alts. ênig.

Beisp.: Oldenb. 1345. jenig. Hoya 1343. yenich. Isenh. 1333. ienich. Stend. 1433. jengher. Benth. 1326. ienighen. 1415. yenich. Wunst.

1472. jenigherleighe. Werl 1321. ynich. Gött. 1399. iennige. Mansf. 1335. 2. iennech.

Erhaltung des ê als ê oder ey scheint selten:

Ess. 1399. enigher, enich. Dortm. 1459. einicher. Werl 1494. ennicht. Soest 1441. 1491. eynige.

Ich schliesse hier an

4) alts. nig-ên. Daraus wird entweder nien, z. b.:

Merf. 1394. nyen. Magdeb. 1336. nicn,

oder nin, z. b.:

Münst. 1324. 1. niner. 1324. 2. nime. Rietb. 1431. nyne. Dieph. 1348. ninen,

oder nen, neyn.

Beisp.: Brem. 1350, 1. nene. Hildh. 1428. 2. neyner. Homb. 1314. nein. 1339. Qu. 1320. neyn. 1358. nenerleye. 1410. neyn. Werl 1368. neine. Gött. 1353. 1. nener. 1377. nene.

II. Was die ê betrifft, die gemeindeutsch aus germ. ai entstanden, so gehen diese bisweilen im süden und osten in î über.

Beisp.: Isenh. 1378. irbarn. Magdeb. 1373. irgenanten. 1443. irst. Qu. 1336. irst. 1339. 1. írsten. Bred. 1369. syle. Qu. 1440. sijle (vgl. alts. siole Mon. 3302. 3354. neben dem gewöhnlichen seola, und unten § 41, 2 io aus eo).

III. Von den oben § 31 unter 1—4 genannten wörtern kommt übergang zu î vor

1) regelmässig bei as. her (vgl. oben § 27; Rietb. 1431. húr ist wol fehler);

2) in betreff der redupl. verben fehlt es mir an genügenden beispielen.

Oertlich ebenso beschränkt wie ie, î aus as. io (s. unten § 41) ist der übergang von

3) he, de, we (s. unten § 41) und von

4) bref, prester.

Beisp. von ie, î: Werd. 1398. brief, brieve. Dortm. 1403. brief. Werl 1379. bryff. Padb. 1372. bryff. Bred. 1366. bryve. Wiersh. 1363. brif. Gött. 1329. 1. brieve. Qu. 1358. brive. 1404. bryve. Mansf. 1335. 1. brive. Magdeb. 1336. brieve. Stend. 1353. brive. 1406. bryve. Qu. 1349. 1. Stend. 1353. Salzw. 1415. prister.

Beisp. von ê, ey s. u. § 42.

§ 34. Zusammenstoss von ê und e. — Bei zusammenstoss von ê und e, der durch ausfall eines h stattfindet, entsteht ê oder ey.

Beisp. für ê: Dieph. 1422. belenet. Hoya 1313. vorlent. Homb. 1348. lenware. Qu. 1320. len. 1440. lehne. Grafsch. 1441. belenen. Homb. 1314. Arnsb. 1364. nesten.

Beisp. für ey: Arnsb. 1360. 1. beleynt. Qu. 1330. leyn. Osn. 1362. Hildh. 1313. 1333. 1394. Homb. 1407. Gött. 1354. neysten. 1467. feide.

10) ô.

§ 35. Umlaut. — Alts. ô ist entweder gleich got. ô oder gleich got. au.

Das zeichen des umlautes findet sich bei ô = got. ô in fällen wie:

Oldenb. 1345. mólen. Stade 1439. wy bröder. Lüneb. 1445. 1. dón. Hoya 1433. dón (ŏ.). Hildh. 1346. sóne, vóghen, besónt. Gött. 1426. höven.

Bei ô = got. au:

Hildh. 1346. hórde, nóden, lópen. 1394. lós, nóden, hóren. Qu. 1349. 1. hóren. 1440. erlóvet. Gött. 1426. geköft. Mansf. 1335. 1. hóer, lóseden;

vgl. Isenh. 1383. 2. behøringhe, benømden neben klosters, benomde.

§ 36. Uebergang zu û. — Uebergang zu û kommt vor bei ô = got. ô. Allgemein ist er bei alts. god.

Beisp.: Oldenb. 1436. guden. 1501. gutlich. Brem. 1350. 1. gût. 1455. ervegud. Lüneb. 1393. 2. ghûde. Hoya 1372. 1477. guden. Benth. 1365. gued. 1415. guede. Magdeb. 1336. 1429. gut. Werl 1321. guden. 1395. gude. Gött. 1421. gutlichet. Qu. 1349. 3. guden. 1448. ghudem.

Ausnahmen sind selten:

Oldenb. 1345. got. Hoya 1376. ghoeden. Benth. 1326. goet, goede. Lübb. 1350. Homb. 1339. got. Gött. 1320. got, godeme.

Auch bei der verbalform stonde findet er sich auf dem ganzen gebiete, neben erhaltung des ô.

Beisp. von stunde: Münst. 1386. Stade 1310. Hoya 1372. Münst. 1386. Homb. 1394. 2. stúnde. Eversb. 1338. Gött. 1389. stunt. Mansf. 1335. 1. stunde.

Beisp. von stonde: Merf. 1394.

Sonst ist das häufigere vorkommen des übergangs auf den osten beschränkt (fehlt also im westen, z. b. in Werden, wo im alts. uo vorhanden war, vgl. Braune, Beitr. I, s. 11).

Beisp. von û: Lüneb. 1345. duen. 1366. bruderen. 1393. 3. grute, behúff. 1445. 1. grut. 1465. behuf. Isenh. 1385. můder, tů, do^v^en. Salzw. 1360. vuder. 1385. behuf. Stend. 1346. dun, tu, brudere. 1390. tu, mude. 1406. unmud. 1473. vornughet, behuff. Magdeb. 1336. tu. 1373. tu (ö.). 1443. thuvor. Qu. 1349. 4. tů. 1368. 1. dun. 1383. tu. 1404. dun.

Beisp. von ô: Lüneb. 1366. to. 1393. 1. boret. 1393. 3. moden, mot, to. 1442. to, mole, anroren. 1498. to, dhon. Isenh. 1385. broderschop. 1465. behoff. 1479. molen, to. 1494. 1. to. Salzw. 1360. broder (ö.), to. 1385. don, to (ö.). Stend. 1345. to, schomeker. 1385. 1433. to. 1454. to, -dom. Magdeb. 1336. to. 1429. ghenogen. 1443. to, mode. 1502. tho. Reinst. 1410. doin. Qu. 1330. 1403. 1448. broderen. Mansf. 1335. 1. 2. to.

Selten ist û im süden.

Beisp.: Arnsb. 1348. mulenstede. Padb. 1358. brudere. Wiersh. 1363. thu. Gött. 1334. dun. Ludolfsh. 1376. thu.

Im übrigen gebiete bildet û die ausnahme.

Beisp.: Brem. 1364. bruderen. 1399. stuel. 1492. -dum. Hildh. 1394. behúve. Brschw. 1361. ho^v^ve. Homb. 1394. 1. borchůde.

Die beispiele mit o^v^ sind nicht ganz sicher, da mit diesem zeichen auch vocalnachschlag angedeutet werden könnte.

§ 37. Uebergang in â. — Uebergang zu â kommt bei ô = got. au vereinzelt vor. Die regel bildet aber ô. — Auffallend, da schon das alts. formen wie bâg, frâno, hârad kennt. Eine ähnliche erscheinung bemerkten wir bei kurzem o (s. oben § 22).

Beisp.: Grafsch. 1483. tobeharynge.

Dagegen ist ta = to Oldenb. 1501. wol druckfehler.

Ueber au für ou in frauwe s. oben § 30, 2.

§ 38. Vocalnachschlag.

1) Namentlich im westen ist, besonders in einsilbigen consonantisch[1]) schliessenden wörtern, weniger in vorletzter offener oder geschlossener silbe oi, oy, oe beliebt. Selten ist oo.

Beisp. für ô = got. ô: Oldenb. 1345. doyt. Brem. 1364. doen. 1492. behoeff, doen, moet. Dieph. 1406. doen. 1463. behoiff, doen. Hoya 1477. doen, behoif. Benth. 1326. goet, goede, doet, doen.

[1]) Merf. 1461. toe (ö.), soe (ö.) ist ausnahme.

1386. doen. 1415. doet, doen. Osn. 1425. doen. 1456. doen. Münst. 1386. doen. 1406. doen. 1472. doin. Qu. 1349. 1. hoyve. 1448. moyde. 1450. 2. behoiffet. Ess. 1375. voyre. Dortm. 1459. broidere. 1502. doen. Soest 1308. doen, stoel. 1363. doet, genoeghe. Grafsch. 1483. hoyve, doyn. Gött. 1348. voyte. 1404. doyn. 1467. tofoir.

Beisp. für ô = got. au: Brem. 1350. 1. noet. 1492. noeth. Dieph. 1463. kloisters. Hoya 1343. loos. 1376. noed. 1477. noet. Salzw. 1434. 1. 1447. loes. Benth. 1326. doetslach. Osn. 1461. noet. Merf. 1394. oik. Rietb. 1358. hoeret. Dortm. 1358. vroewen, cloester. 1502. noitbowich, oik. Soest 1308. koep. Grafsch. 1441. boemgarden. Padb. 1372. verkoyft. Wiersh. 1363. troyste, koypen.

2) Nachschlag von u kommt namentlich bei ô = got. ô vor.

Beisp.: Lüneb. 1352. goudes, gout. 1366. brouderscop. Dieph. 1356. gouden. Hildh. 1428. 2. dounde. Qu. 1450. 2. behouff. Gött. 1467. gouderen. Walkr. c. 1470. houfslagel (ö.).

Bei ô = got. au zeigt er sich, besonders im süden, in ouk:

Volmest. 1379. Marsb. 1373. Ludolfsh. 1376. Gött. 1348. ouch. 1414. ouk. Qu. 1330. ouch (ö.)

neben:

Padb. 1390. och. Gött. 1320. och. 1353. 1. 1421. ok. Qu. 1338. 1383. 1449. ok.

Vgl. Ludolfsh. 1376. verkouft.

3) Ausserdem zeigt sich ou = got. ô in:

Hildh. 1394. rouwelken. Padb. 1358. rouwelichen

neben:

Hildh. 1394. rowelken. Padb. 1358. rowelichen. Bred. 1369. roweliken.

Capitel 4. Altsächsische diphthonge.

11) au vor w.

§ 39. Uebergang zu ou. — Alts. auw in hauwan wird zu ow, ouw.

Beisp.: Stend. 1345. hower. Eversb. 1338. howen. Oldenb. 1345. houwen. Lüneb. 1393. 2. hoůwende. Benth. 1415. houwen.

12) iu, eu.

§ 40. Uebergang zu û und e. — Alts. iu, eu (letzteres vor w bei folgendem a) wird in der regel zu û. Das aus euw entstandene uw kann zu ow, ouw weitergehen, s. oben § 30, 2.

Der i-laut erhält sich, wol weil zu j geworden, meist im plur. des pron. der 2. pers.

Beisp.: Brem. 1394. iu. Lüneb. 1393. 1. jú, ju. 1445. 1. iw, jw, juw. Hoya 1477. iuw. Hann. 1393. iw. Brschw. 1428. iuwer. Münd. 1488. iuw. Gött. 1421. iuwe. Kerstl. 1469. iuwer (neben uwir). Duderst. 1411. juk. Walkr. 1446. iu. Qu. 1336. 2. jův.

Zu e, das wegen des weiteren übergangs zu o und weil nie vocalnachschlag eintritt, als kürze aufzufassen ist, wird alts. iu bei vriund, und zwar namentlich im westen. Der weg wird über io geführt haben, das dann der regel gemäss zu ê wird: dies wurde wegen folgender doppelconsonanz gekürzt. — u kommt übrigens auch im westen noch vor.

Beisp.: Stade 1382. vrend. Hoya 1410. vrendliken. Benth. 1326. vrent. 1365. vrende. 1386. vrenden. Merf. 1353. frent. 1394. vrentschapen. 1498. vrentlike. Münst. 1324. 1. 1397. vrenden. Ess. 1399. vrentliche. Dortm. 1320. vrentschapen. Werl 1379. vrend.

Beisp. für o: Rietb. 1358. Werl 1494. fronde.

Beisp. für u: Hoya 1433. fruntliken. 1477. frunde. Benth. 1415. Münst. 1386. vrůndschapen. Dortm. 1459. vrunde.

Die as. formen thiu, siu (nom. sg. f., nom. acc. pl. n., instr. sg. vom artikel und pron. der 3. pers.) werden über thie, sie — eine bewegung, die as. schon begonnen hat — zu de, se. Bei ihnen hat die analogie der formen thia, thie, sia, sie (acc. sg. f. und nom. acc. pl. m. f.) eingewirkt: mit diesen zusammen werden sie unten § 41, 1. 42 behandelt werden.

Eine ausnahme ist su (acc. sg. f. und nom. pl. m.), Qu. 1429. neben sii (nom. pl. m.) vorkommend.

13) io.

§ 41. Uebergang zu ê und ie, î, ye, ŷ.

1) Der häufigste vertreter von alts. io, ia, ie ist ê (vgl. therna Cott. 502). Uebergang zu ie, î, ye, y^e, ŷ, ii kommt in den grenzgegenden vor, aber mit ausnahme von in nächster nähe der grenze entstandenen uk., wie denen aus Padberg, sowie denen aus dem osten, d. h. den städten Quedlinburg, Magdeburg, Stendal und Salzwedel nur vereinzelt und auch an den genannten orten mit ê, ey (s. § 42) wechselnd.

Beisp.[1]: Münst. 1324. 1. sie. Werd. 1398. sy, dye (ö.). Werl 1395. viirteyn. Padb. 1358. vyrden. 1372. dy. 1390. die. Marsb. 1383. vyrdin. Wiersh. 1363. dy. Gött. 1329. 1. die, sie. Kerstl. 1469. dinstlicken. Duderst. 1411. dii. Mansf. 1335. 2. liven, ghebiede. Qu. 1320. dy (ö.). 1368. 1. lichtmissen. 1404. dy^{e}, wy^{e}, sy^{e}. 1412. hy^{e}, dyę. Magdeb. 1336. sieden (ö.). 1429. vier, dy. 1502. die, ssie. Salzw. 1360. kysen, byrs. 1488. liven, hie. Stend. 1353. hi, vir. 1406. lichtmissen. 1433. hie. 1454. vir. 1509. die.

2) Besonders betrachten wir die schicksale des mit andern wörtern zusammengesetzten alts. io, gio, neben dem noch das ursprünglichere eo vorkam. Es findet sich dafür mnd., soweit ich beobachtet habe ohne örtliche bedingtheit (ausser e, ey wahrscheinlich, das so wechseln wird wie § 42 über die andern ê = io angegeben ist): io, jo, iu, ju, u, ie, je, i, e, ey.

Beisp.: Stöttlb. 1407. jowelk. Gött. 1430. iowelkem. Qu. 1440. yowelken. Hildh. 1343. Aschl. 1325. iummer. Dortm. 1358. jummer. Werl 1395. juwelike (ö.), iuwelich (ö.). Oldenb. 1436. Buxteh. 1439. Soest 1308. Bril. 1415. Padb. 1378. Gött. 1325. nummer. Mesch. 1440. umer, ummer. Grafsch. 1441. numant. Oldenb. 1345. jewedder. Lüneb. 1393. 1. iewelken. Osn. 1425. jewelicke. Brem. 1350. 1. yemand. Osn. 1425. yemand. Hildh. 1346. iemende. Qu. 1332. jemant. Brem. 1521. yderen. Lüneb. 1445. 1. Hildh. 1428. 1. itlike. Salzw. 1360. yslekeme. Werl 1321. ylich. Stend. 1473. nymande. Benth. 1415. nymanne. Padb. 1390. nymant. Hoya 1433. nergen. Wunst. 1396. nement. Ess. 1399. emande, nemande. Brschw. 1432. neymet. Qu. 1330. eymant. 1368. 2. neymant.

§ 42. Vocalnachschlag. — Vocalnachschlag: ey, ei, ee bei ê = alts. io[2]) kommt namentlich im südwesten, doch auch sonst nicht selten vor: er findet sich namentlich in einsilbigen consonantisch und vocalisch schliessenden wörtern.

Beisp. von vocalnachschlag: Oldenb. 1501. beer. Lüneb. 1393. 3. veerde. 1442. veher. 1484. veer. Dieph. 1377. zee. 1422. deynen. Hoya 1343. hee. Isenh. 1464. veer, see. 1479. veir. 1494. 1. deynst. Benth. 1386. veertich. Osn. 1425. veer. Hann. 1393. deenst, veer. Merf. 1498. veyr. Rietb. 1358. sey. Qu. 1349. 1. veyr. 1383. leycht. 1471. 2. veir, sey. Ess. 1375. dey (ö.), wey, hey. Werd. 1398. dey, sey. Werl 1321. hey. 1368. dey, veyr. 1395. seyden, leyven. 1439. beyr, zey. 1494. dey (instr.). Soest 1308. leyven, sey. 1363.

---

[1]) wo wir auch die formen: die, sie, wenn sie = alts. the, thiu, siu (vgl. § 33, III, 3. § 40) stehen, sowie hie, wie = alts. he, hwe behandeln.

[2]) Auch hier gilt mutatis mutandis die vorhergehende anm.

deynst, deynen. 1441. dey, hey, wey. Grafsch. 1362. 1441. 1483. dey. Gött. 1325. leif. 1389. dey. 1491. veyre, beyrs.

Beisp. von erhaltung des ê aus den grenzländern (sonst überflüssig): Münst. 1324. 1. se (ö.), ver. Werl 1379. 1395. de. Soest 1363. denstes, we, he. 1441. denste. Bril. 1362. de, se. 1521. se. Gött. 1325. de, se. 1354. vertegede. 1421. denst. Kerstl. 1469. leve. Qu. 1320. 1358. de. 1440. leven. 1471. 2. leven. Magdeb. 1429. seden, ver. Stend. 1345. de, vertich. 1433. de. 1509. de, he. Salzw. 1360. de. 1415. leven. 1474. vertich.

Ungefähr dieselbe ausdehnung hat der vocalnachschlag bei den nach gemeindeutschem lautgesetze aus germ. ai entwickelten, sowie dem oben § 33. III, 2. 4. genannten, endlich dem durch umlaut aus as. â entstandenen ê.

Beisp.: Hann. 1393. eer. Brschw. 1432. meir. Merf. 1498. eer. Qu. 1404. seyle (ö.). 1455. eyrgen. 1471. 2. eywigen. Dortm. 1502. eirsten. Soest 1441. eer, eirsten. Arnsb. 1364. eirsten, seilemissen. Bred. 1347. zeyle. Wiersh. 1363. seylgereyde. Gött. 1434. mehir. Duderst. 1483. meher. Dortm. 1320. 1358. leet. Gött. 1467. leyten. Benth. 1386. breef. Osn. 1456. breyf. Hann. 1353. Merf. 1498. breyve. Rietb. 1358. breyf. Qu. 1450. 1. breiff. Werl 1321. 1439. Soest 1308. Bril. 1362. Bred. 1347. Gött. 1354. breif; breyf. Bred. 1347. preyster. Qu. 1450. 1. preister. Benth. 1386. greefynnen. Soest 1441. weer (= wäre). Bril. 1417. weert. Bred. 1347. openbeyrlike. Marsb. 1383. gheyve. Gött. 1420. deide. 1467. weyren. Qu. 1450. 1. weire.

Beisp. von erhaltung des ê aus den grenzländern (sonst überflüssig): Merf. 1394. Werl 1368. Gött. 1399. mer. 1491. ersten. Qu. 1403. selen. 1471. 2. ewigen. Isenh. 1406. 1. erliken. Dortm. 1358. leet. Osn. 1456. breve. Dortm. 1320. bref. Gött. 1426. Mansf. 1335. 1. breve. Qu. 1320. Stend. 1345. Salzw. 1385. bref. 1499. bref, breff. Qu. 1349. 1. Salzw. 1499. prester. Benth. 1386. greve. Soest 1441. wer. Bril. 1417. wert. Gött. 1467. were. Qu. 1335. weren (conj. praet. von wesen).

Vocale der ableitungs-, flexions- und proklitischen silben.

§ 43. Vertretung von e durch i, o, u. — I. In den ableitungs- und flexionssilben steht für alts. a, i, e, u, o in der regel e. Daneben ist in den grenzländern im süden und osten i nicht selten, von etwa 1350 an.

Beisp.: Arnsb. 1360. 2. unsir. Marsb. 1373. wydir. 1383. teyndin. Bred. 1366. allim, hebbin. Geism. 1354. hundirt. Gött. 1389. irstadet. 1491. willin, geleginheit. Duderst. 1411. edir, setin. Mansf.

1335. 1. manniscap. Qu. 1358. unsir. 1403. goddis. 1450. 1. schullin. Magdeb. 1443. sehin. Stend. 1385. eddir. 1390. godishuse. 1433. 1473. vorseghilt. Salzw. 1434. 1. unsir. 1462. unsis. 1474. dussis.

Weiter im innern ist i selten.

Beisp.: Hoya 1313. sulveris. 1433. unsir. Isenh. 1378. godis. Hildh. 1394. goddis, edir (ö.).

II. Neben den praefixformen ent, ver, be kommt unt (ont), vor (vur), bo vor. Namentlich vor ist häufig, selten bo.

Beisp. von vor-, vur-: Brem. 1350. 1. 1492. Lüneb. 1406. Wunst. 1383. Stend. 1433. Münst. 1324. 2. Qu. 1320. 1454. Werl 1395. Gött. 1354.

Beisp. von ver-: Brem. 1350. 1. Wunst. 1361. Stend. 1473. Münst. 1324. 2. Qu. 1358. Werl 1395.

Beisp. von unt-: Dieph. 1463. Hoya 1343. Magdeb. 1336. Werl 1379. Qu. 1330. Thale 1467 (oentledingen).

Beisp. von ent-: Hoya 1477. Brschw. 1167. Ess. 1375. Qu. 1448. 1471. 2. (eyntfangen).

Beisp. von bo-: Hoya 1532. Salzw. 1474. 1499. Werl 1439. 1494.

Beisp. von be-: Hoya 1398. Salzw. 1462. Werl 1491.

II. abteilung. Consonanten.

Capitel 1. Altsächsische sonore consonanten.

1) Halbvocale.

§ 44. w. — w vocalisiert sich nach cons. öfters,

1) bei twischen.

Beisp. von tuschen: Benth. 1326. Merf. 1498. Dortm. 1358. Werl 1395. 1439.

Aber auch erhaltung ist häufig.

Beisp. von twischen: Sternb. 1350. Magdeb. 1429. Gött. 1389. 1417. 2. Qu. 1332. 1448.

Vereinzelt ist

Halbst. 1477. twuschen.

2) bei alts. swestar.

Beisp. von suster: Wunst. 1420. Stöttlb. 1393. Drüb. 1407. Dortm. 1358. Padb. 1390.

Erhaltung des w ist mir bei diesem worte nicht bekannt.

3) bei got. quiman, das schon alts. kuman heisst. w verschwindet bei diesem worte, wenn o, i, e folgt: i und e werden zu o verdumpft. Vor ê bleibt w in der regel.

Beisp. des ausfalls: Oldenb. 1345. Brem. 1350. 1. komen. 1393. ghekomen. Salzw. 1360. Benth. 1326. komen. Asch. 1325. Bril. 1362. komet. Gött. 1325. komenden. 1417. 2. kemen. Mansf. 1335. 1. kómt.

Beisp. der erhaltung in queme: Oldenb. 1501. Stend. 1433. (quwemen). Benth. 1326. Osn. 1335. Magdeb. 1336. Bril. 1362. Gött. 1432. queme.

Kein beispiel des ausfalls ist mir bekannt in worten wie:

Lüneb. 1481. qwijt. Stend. 1433. swerleken. Merf. 1461. swager.

Seltene schreibungen sind:

Arnsb. 1348. tuyschen. Blankb. 1325. 2. thuwintegheste. Stend. 1342. eveleke, ghesvoret.

Bei bent Hoya 1343 wird auch eine änderung des lautes angedeutet werden sollen.

§ 45. j. — Gewöhnliche bezeichnung von j, das alts. mit i, g, gi widergegeben wurde, ist: j, i, y. In der form für got. jains (fehlt alts., doch vgl. genouuer, ginuuuar Helj. 4960.) herscht gh, g und die gewöhnlichen bezeichnungen für j sind seltener.

Beisp. von ghene, gene, ghenne, genne: Oldenb. 1345. Dieph. 1343. 1461. Salzw. 1385. Arnsb. 1348. (ghynnen). Qu. 1336. 2.

Beisp. von j, y: Brem. 1440. demjennen. Lüneb. 1445. 1. deyennen. Hoya 1433. yenne. Salzw. 1499. dejennne.

Ausnahme ist aber Ludolfsh. 1376. gerlicher.[1])

2) Liquidae.

§ 46. l. — In als findet im südwesten ausfall des l statt.

Beisp. von as: Ess. 1375. (ö.). Werd. 1398. 'Elberf. 1366. Dortm. 1459. 1502. Werl 1395. (ö.). Soest 1491. (ö.).

Doch überwiegt auch hier erhaltung des l.

Beisp. von als: Ess. 1399. Werd. 1398. Elberf. 1366. Dortm. 1459. 1502. Werl 1321. 1395.

Heute findet wol der ausfall auf dem grössten teile unseres gebietes statt: ich stelle aus Winkler, Nederduitsch en friesch dialecticon. 1874. einige orte zusammen, wo er sich findet:

I. s. 117 Brem. 133 Lüneb. (ass). 218 Osn. 35 Altmark. 233 Sauerland. 37 Meitzendorf in der Börde vers 25 as, aber vers 14 als.

---

[1]) Im Mon. heisst es durchgängig gêr.



Vereinzelt findet sich ferner der ausfall von l im plural von as. scal

Beisp.: Dieph. 1356. schon (1. p.). Stend. 1345. 1346. schun (3. p.). Lübb. 1350. scon (2. p.). Wunst. 1346. schon (3. p.). Homb. 1314. scun (1. p.)

neben überwiegender erhaltung, von der ich nur aus denselben orten, in denen ich eben ausfall nachwies, einige beispiele beibringe:

Dieph. 1406. scolen. Wunst. 1346. scholet. Homb. 1314. scole we.

Anmerkung: Die consonantenverdopplung, die die kürze eines vocales bezeichnet, haben wir schon oben § 3 von unserer betrachtung ausgeschlossen. Wir tun es auch mit derjenigen, die als zeichen der beginnenden verwilderung der orthographie an stellen, wo sie nichts zu bedeuten hat, sich einfindet.

§ 47. r.

1) Metathesis des r findet statt

a. seltener, indem es vor den vorhergehenden vocal tritt.

Beisp.: Brem. 1440. bevruchteden. Werl 1494. nottrofft. Qu. 1349. 4. brot (= geburt; ganz vereinzelt; durchaus die herschende form ist bort).

b. oft, indem r hinter den folgenden vocal rückt (vgl. schon alts. hers: Segen A, ferscanga: Freckenh. rolle).

Beisp. der metathesis: Oldenb. 1345. bernen. 1436. dertigesten. Brem. 1455. bernende. 1521. dertich. Stade 1310. ors. Sternb. 1381. kerstenen, derden. Qu. 1450. 2. bernende. 1471. 2. bernen. Werl 13‾9. dertich. Eversb. 1338. bernen. Gött. 1334. dirteghesten. 1445. armborste.

Beisp. der erhaltung: Salzw. 1474. brennende. Sternb. 1357. cristen. Qu. 1471. 2. cristenluden, dritten. Vgl. § 10, 2.

Bei vrowe findet gern metathesis statt, wenn es als titel vor namen steht.

Beisp.: Dieph. 1377. vor. Isenh. 1383. 2. vor. 1465. vorn. Drüb. 1355. vern. Qu. 1349. 3. vorn.

2) Abfall findet statt

a. bei mer als compositionsglied.

Beisp. des abfalls: Ess. 1375. vortme. Elberf. 1366. ummerme. Dortm. 1320. vortme. Padb. 1378. nummerme. Gött. 1334. vortme.

Beisp. der erhaltung: Oldenb. 1345. Lüneb. 1406. 1442. Salzw. 1360. Münst. 1324. 2. Rietb. 1358. Qu. 1320. Werl 1395. vortmer. Dortm. 1403. numermer.

b. ganz vereinzelt bei hir:

Homb. 1314. hi.

3) Verwandlung zu l tritt ein in: merteler.

Beisp.: Brem. 1350. 1. Dieph. 1348. Osn. 1335. Geism. 1354. Drüb. 1410. Qu. 1358.

3) Nasales.

§ 48. **m.** — Zwischen m und einem folgenden d oder t schiebt sich gern b, p ein.

Beisp.: Oldenb. 1501. kumpt. Sternb. 1373. ghenompt. Dortm. 1502. genombd. Werl 1321. kompt.

Vgl. Isenh. 1406. 1. sampninge.

§ 49. **n.**

I. Ausfall.

1) Alts. fiel n in uns und den abgeleiteten formen aus: mnd. bleibt es im westen unseres gebietes regelmässig, bis incl. Oldenburg, Rietberg, Brilon. In Diepholz, Sternberg, Padberg kommt schon vereinzelt ausfall vor

Beisp.: Dieph. 1348. user. Sternb. 1357. use. Padb. 1378. use, useme neben

Dieph. 1348. uns. 1406. unsse (ö.). 1461. unse. Sternb. 1350. unse, uns. 1357. unsen, unses. 1381. uns, unser. Padb. 1378. unsir. 1390. uns. Marsb. 1373. unsir,

weiter östlich dann häufig, namentlich im süden. Gleichfalls im süden tritt mit ausfall des n in uns oft senkung des u zu o ein. Ueberall kommen jedoch auch formen mit erhaltung des n vor.

Beisp. von us, use u. s. w.: Brem. 1350. 2. us, use. 1498. us. Stade 1310. use, user. Lüneb. 1345. use. Hoya 1313. 1343. use. 1477. usen, user. Isenh. 1333. use, useme. Salzw. 1385. us, use, user. 1415. us, user. Stend. 1345. use, us. 1390. user. Wunst. 1346. usem, user. 1361. us, user. 1383. user, usen, us. 1420. user. Brschw. c. 1360. use. 1361. usen. Geism. 1354. user, us. Gött. 1365. 1. user. Qu. 1326. 1. use. 1349. 2. user, us, usen.

Beisp. von os: Hildh. 1313. 1346. Drüb. 1407. Qu. 1326. 1. 1339. 1. Gött. 1362.

Beisp. von uns, unse u. s. w.: Brem. 1350. 1. uns. 1393. uns. 1440. unse. 1455. uns. Stade 1382. uns, unse. Buxteh. 1439. unszes. Horneb. 1394. unseme. Lüneb. 1393. 1. uns. 1406. unse, uns. Hoya 1372. unses, unse. 1433. uns. Isenh. 1333. unser. 1406. 1. unse. Stend. 1345. 1454. uns. Hildh. 1313. unse. 1428. 1. uns, unse. Magdeb. 1429. unsem. Qu. 1320. unses. 1358. uns, unse. 1403. unseme. 1440. uns. Gött. 1370. 1421. unses. Mansf. 1335 1. unsen.

Dieser wechsel legt die vermutung nahe, dass der schwund des n in der aussprache kein vollständiger war. Dadurch, dass wir, wie schon Heyne a. a. o. s. 24 tat, auch im alts., dessen local bestimmbare denkmäler doch zum grossen teil nach Westfalen gehören, den schwund für nicht vollständig halten, wird sich, wenn wir nicht blossen schreibgebrauch, durch das hochdeutsche bestimmt annehmen wollen, wie er ja allerdings gerade in dem südlich und westlich gegen das hd. offen stehenden Westfalen leicht möglich ist, am besten erklären, wie im westfälischen des XIV. und XV. jahrh. n geschrieben wird.

Ein scharfes n wird damit übrigens nicht bezeichnet werden sollen, sonst würde es schwerlich in den heutigen westfälischen mundarten, nach Firmenich zu schliessen, wider ausgefallen sein, vgl. Firmenich, Völkerstimmen I, 245. Osn. uss. 289. Münst. uesse. Dortm. 371. ussem. Schwelm 364. us. Bril. 337. us. Sonst ist mir von ausfall oder stehenbleiben eines n vor s ausser goser (Sternb. 1350) kein beispiel bekannt; die andern wörter, die Heyne a. a. o. s. 24 aus dem alts. noch anführt, sind in den benutzten uk. nicht belegt.

Ausser vor s fiel n as. aus

2) vor f in: fif, safto, haf;

3) vor ð in: kuð, muð, fiðan, liði, oðar, soð, vor dem ordinalzahl-suffix -ða, und in der endung der 3. p. pl.

Von den unter 2) aufgeführten wörtern ist fif in den uk. belegt und zeigt stets ausstossung des n.

Dagegen zeigen die unter 3) genannten wörter, soweit belegt, stets erhaltenes n: nur vor dem jetzt -de lautenden suffix und in der 3. p. pl. kommt ausfall vor.

Beisp.: Oldenb. 1345. thegheden. Hoya 1313. druttegedeme. Homb. 1314. vertegeden. Qu. 1337. seveden. 1418. achteyden

neben

Stend. 1390. sovende. Homb. 1407. sevenden. Padb. 1383. teyndin.

Auch vor der endung des part. praes. fällt n jetzt öfters aus.

Beisp.: Lüneb. 1465. tokomeden. Stend. 1406. tokomeden;

wie es umgekehrt fälschlich im part. praet. öfters eintritt.

Beisp.: Qu. 1349. 3. vorbenomenden.

4) Neu ist der abfall eines n bei man:

a. wenn es als unbest. pron. der 3. pers. steht, häufig s. o. § 6, 2).

b. selten mit ie, nie zusammengesetzt.

Beisp.: Brschw. 1432. neymet. Gött. 1421. nemedes.

Ein beispiel von ausfall des n, wenn d, t nicht folgt, ist mir nicht bekannt. Beispiele von erhaltung des n siehe oben § 41, 2).

c. häufig mit -lik zusammengesetzt.

Beisp.: Oldenb. 1345. malkes. Hoya 1372. 1433. malk. Benth. 1415. malkandern. Ess. 1375. mallich. Qu. 1349. 2. allermalken.

Beisp. von erhaltung des n: Stade 1310. allermanlich.

Unbelegt im alts. ist auch

5) covent für und neben convent.

Beisp.: Isenh. 1333. covent. Qu. 1332. coventes.

6) Schon alts. (vgl. Heyne a. a. o. s. 20) kam wider der jetzt vereinzelt sich findende ausfall des gutturalen nasals vor.

Beisp.: Dieph. 1514. hagen. Drüb. 1407. juchvrowen. Wern. 1330. sygen (ö.).

Häufiger ist er wol in pennig für penning.

Beisp.: Lüneb. 1498. pennige

neben

Lüneb. 1352. 1498. penninghe. Hildh. 1428. 2. penninge.

II. Assimilation.

Vor einem labial wird n öfter zu m (vgl. alts. embar, aus enbar).

Beisp.: Brem. 1521. Lüneb. 1465. opembare. Lüneb. 1445. 1. embeden wij, opembar, umbelastet. Wunst. 1361. umbeworen. 1472. ummod. Arnsb. 1364. wam men. Werl 1368. dem me (= den man).

Capitel 2. Altsächsische geräuschlaute.

4) Dentales.

§ 50. **th, ð.** — As. th fängt bereits alts. im inl. an, in ð (bisweilen d geschrieben) überzugehen. In unserem gebiete ist in unserer periode die erweichung der spirans vollständig durchgeführt. Aber auch die weiterentwicklung zum weichen verschlusslaut ist bereits vollendet oder wenigstens der vollendung nahe. Zwar gibt es, namentlich im norden, noch zahlreiche reste der alten spirans, aber in keiner mir bekannten uk. steht sie (jetzt regelmässig dh geschrieben) neben richtiger anwendung nicht auch fälschlich für den schon as. vorhandenen verschlusslaut d, oder findet sich für sie nicht wenigstens schon der letztere. Und sehr häufig sind zu derselben zeit und an demselben ort, woher wir uk. besitzen, die dh noch zeigen, solche ausgestellt, die d consequent durchführen.

Beisp.: Oldenb. 1345. dat the, dat therden, dat thar[1]); stades, deme, der. Stade 1310. dher, dhe; dat, de, der. Lüneb. 1333. dhat, dheme; medhe.

Lüneb. 1345. 1352. u. s. w. haben nur d.

Hoya 1343. dedhen, rydhen; dessem, des. 1374.[2]) dhe, dhen, weydhe, edhelm; godhes, bezittendhe, oldhen, sundher, tidhen, dhon; desses, deme.

1313. 1372. 1398. 1. haben nur d.

Isenh. 1333. dheme (ö.), dhat (ö.), dhesse, dhusent, edher; desseme, dre. 1364. dhe (ö.), dher, dhat; dhan (getan), dhaghe, holdhen; desseme, dre. 1384. dhar, dheme, dhes, dodhe; goddhes; de, deme. 1389. dher, dhe, dheme; godhes; deme, desse, den.

Andere uk., z. b. 1352. 1364. 1406. 1 ff. haben nur d.

Brschw. c. 1360. dhen (ö.), dhe, vordheren[3]); vorderet, dem.

---

[1]) th darf hier nicht als alte harte spir. aufgefasst werden, sondern ist aus assimilation an vorhergehendes t entstanden; und zwar vielleicht nicht einmal aus dh, sondern aus d über t, wie in derselben uk. noth, stath, vgl. Merf. 1461. Homb. 1314. dat te. th für t ist gerade im anlaut sehr häufig, s. u. § 52. Oldenb. 1501. gementhe ist vielleicht druckfehler, was auch bei den 1345. vorkommenden th nicht ausgeschlossen ist, wenn auch hier die anzahl auffällt.

[2]) Diese uk. hat eine vorliebe für h, vgl. vorkophe, knaphe, nuthicheit, seeht.

[3]) Druckfehler ist wol umme the mónthe.



1361. hat nur d.

Homb. 1314. dorch that[1]; dat dat, dat te.

1322 ff. haben nur d.

Die aus andern orten von mir benutzten uk. zeigen fast nur d von anfang an, z. b. die Bremer (1. uk. von 1350), Diepholzer (1348), Salzwedler (1360), Münsterer (1324), Quedlinburger (1320), Göttinger (1313).

Weitere wandlungen hat das aus as. th entstandene d mit urspr. d gemein.

§ 51. **d.** — Im auslaut wird d (= alts. d und = alts. th) meist durch t ersetzt (wie alts. namentlich in den Werdener denkm. üblich ist, vgl. Heyne, Kl. alts. gr. s. 32), wofür bisweilen dt, und wie bei urspr. t auch th eintritt.

Beisp.: Stend. 1346. vorbortd. 1509. tydt. Homb. 1314. godt. Werl 1494. radt. Grafsch. 1483. gudt. Oldenb. 1345. noth. Stend. 1454. borth. Magdeb. 1336. rathmanne.

Vereinzelt kommen schon früh in uk., die sonst nd. sind, fälle von verhärtung zu t vor, von denen einige allerdings als druckfehler zu beseitigen sein dürften, namentlich der erste:

Oldenb. 1345. huslúte. Brem. 1393. vertel (ö.). Brschw. 1467. bitten. Magdeb. 1373. halten. Merf. 1461. rytter. Münst. 1324. 1. unter. Rietb. 1358. alten. 1428. guten. Qu. 1320. thaghe, hatten. Dortm. 1459. gottes, gudestagh. Gött. 1377. tonde.[2]) 1421. vorantwortende.

Assimilation tritt namentlich im westen öfters an ein vorhergehendes n ein (vgl. alts. en, Mon. 990).

Beisp.: Osn. 1335. orkunne. Stade 1439. un. Dieph. 1348. 1377. un. Benth. 1365. 1415. (ö.) unn. Osn. 1335. unn, un. 1362. unn (ö.), un. 1425. un (ö.). 1489. unn (ö.), un. Merf. 1498. en. Homb. 1314. u^{n} (ö.).

Nur aus denselben örtern führe ich einige beispiele der erhaltung des d an:

Buxteh. 1439. und (ö.). Dieph. 1348. 1377. uñ. Benth. 1365. unde. 1415. und. Osn. 1335. 1425. unde. Merf. 1498. und (ö.). Homb. 1314. unde.

---

[1]) Vgl. erste anm. auf vor. seite.

[2]) Vielleicht wegen des vorhergehenden to verschrieben.



§ 52. t. — Wie d im auslaut mit t wechselt, so t — doch seltener — mit d, namentlich in it. Vereinzelt ist:

Gött. 1348. dwu.

Häufig, namentlich im anlaut, so ungemein oft bei to, steht von anfang an th.

Beisp.: Benth. 1326. tho (ö.), vorsathe. Eimb. 1472. bethuge. Werl 1494. beth.

Vereinzelt erscheint sehr früh, namentlich in der nähe der grenze: z, s.

Beisp.: Osn. 1425. das. Marsb. 1373. das dat.[1]) Wiersh. 1363. zcwelften. Gött. 1320. szalt. 1325. zalt. Thale 1467. cu.

Selten ist das schwinden von t, wie:

Benth. 1365. richer (druckfehler?). Blankb. 1325. 2. rech (neben recht). Qu. 1330. achbaren.

§ 53. s. — Für s findet sich besonders im anlaut und inlaut gern z ein. Im auslaut wird es im allgemeinen seltener, in einigen uk. jedoch mit vorliebe gebraucht, z. b.

Gött. 1399. loz, aber wis, sin, se. Mansf. 1334. dez, goddez, aber unses, sine, gheweset. 1335. 1. dez, alz, iz, aber son, sinen, is.

5) Labiales.

§ 54. v, ƀ. — Herschend ist jetzt das zeichen v, u, selten u^v, ú, s. o. § 12. Ausnahmen sind schreibungen mit w.

Beisp.: Stend. 1342. gheghewen. Wunst. 1396. lowe. Thale 1467. awer. Qu. 1471. 2. sulwen,

und mit b:

Brschw. 1467. geschreben. Thale 1467. globin, gescrebin (neben geven). Qu. 1320. silberes, ghegeben (neben gheven). Padb. 1372. geghebin. Marsb. 1373. abir (neben given). 1383. sunabindes. Mansf. 1334. gegheben (aber loven, ghelevet).

Im auslaut, sonst z. b.

Werl 1494. selffen

selten, wird v wie alts. zu f verhärtet.

Wol druckfehler ist:

Oldenb. 1345. halp.

---

[1]) Mehrere fälle solches syntaktischen gebrauches der verschiebung aus seinem sprachgebiete führt Heinzel, Nfr. gsp. s. 178 an. Vgl. oben s. 16 daz dat in der Waldecker uk. v. 1347, und s. 21 die Walkr. uk. von c. 1470.

§ 55. **b.** — Wie alts. findet b sich im anlaut, und im inlaut nach m und in verdoppelung.

Nach m findet oft assimilation an dasselbe statt (vgl. emmar in der Freckenh. rolle neben embar).

Beisp.: Oldenb. 1501. umme. Stend. 1345. umme. Hildh. 1321. 1428. 1. 2. umme. Werl 1439. umme. Dortm. 1502. koemerliche,

aber:

Osn. 1362. umbe. Münst. 1397. umb. Werl 1321. umbe.

Umgekehrt findet sich für ummer (wovon beisp. oben § 41, 2):

Oldenb. 1345. júmbermer. Dortm. 1320. umbermer.

Selten steht für b: v.

Beisp.: Qu. 1336. 1. ervarme.

§ 56. **f.** — f wechselt im anl. mit v (u), im ausl. und im inl. vor consonanten herscht f, im inl. vor vocalen steht v, selten f. Seltene schreibungen sind:

Oldenb. 1345. ophte, tvelephten, vyfh. Rietb. 1428. wast. Arnsb. 1360. 1. 3. wolbort. Bril. 1362. welde, wast.

Die verbindung ft gieng schon alts. vereinzelt in ht über. In unserer periode ist der übergang (jetzt in cht) häufig.

Beisp. von cht: Brem. 1350. 1. 1440. stichtes. Hoya 1477. achter. Dieph. 1348. schelachtich, wonachtich. Salzw. 1462. gestichtet. Stend. 1385. wonachtich. Benth. 1415. schelachtich. Osn. 1335. wonachtig. Rint. 1478. stichtes. Münst. 1397. gestichte (ö.), bekrechtiget. 1472. achter. Drüb. 1440. stichtes. Qu. 1349. 3. achter. Werl 1439. Soest 1491. achter. Grafsch. 1441. gestichtes. Padb. 1372. Bred. 1366. 1369. stichtes. Geism. 1354. stichtes.

Beisp. von ft: Brem. 1350. 1. wonaftich. 1492. wonhaftich. Stade 1439. gestifftet. Stend. 1433. erhafftighen. Drüb. 1473. stiftes. Qu. 1326. 1. wonhaftich. 1448. gestifftes. 1450. 2. wonhaftich. Geism. 1408. tynsaffthich.

Trotz ihres häufigen vorkommens ist mir kein beispiel zur hand bei den wörtern verkoft, hefft, vifteyn, wo die verbindung nicht alt ist. Von den formen, die as. efða entsprechen, ist mir der wandel nur bei der mit i belegbar, s. o. § 15. I, 4. § 16, 5.

Ein consonant vor ft scheint den übergang aufzuhalten, z. b. helfte, notdorft.

§ 57. **p.** — Vereinzelt kommt f für p vor.

Beisp.: Homb. 1339. vruᵛntschaf (aber herscap). Padb. 1390. kuntschaff (aber 1378. kuntschap). Ludolfsh. 1376. dorffe (aber: open, kopes).

Regelmässig in: verkoft. Deshalb soll wol ph:

Münst. 1324. 1. vorcopht. 1324. 2. verkopht

die harte spirans bezeichnen, in der regel aber wird für dies nicht häufige zeichen höchstens aspirata als laut, der widergegeben werden soll, anzunehmen sein (wie bei th für t).

Beisp.: Stade 1310. grafscaph. Hoya 1374. ophenbare, uph, vorkophe, knaphe (s. o. s. 72 anm. 2). Münst. 1324. 2. coph, ůph. Padb. 1358. kunscaph. Gött. 1426. phernere.

6) Gutturales.

§ 58. g. — g bezeichnet alts. die spirans, so auch in unserer periode. Zeichen ist dafür im anl. und inl. gh und g, im ausl. meist ch, daneben g und gh. Schon in der Freckenh. rolle kommt vereinzelt im anl. gh, häufig im ausl. gh, ch vor. (tuenthic, vierthic des cod. M. ist jedesfalls nur ungeschickte schreibung für tuentich, viertich, vgl. das ebenda vorkommende tuentihc). Hinter n zeigt sich im inl. zwar auch g, gh, aber auch cg, cgh, im ausl. zwar auch ch, gh, g, aber auch c, k, ck, cg.

Beisp.: Salzw. 1402. dink. 1499. sanck. Stend. 1345. dincg. 1385. dynk. Merf. 1353. dinc. Gött. 1325. dink. 1354. dynck. Osn. 1425. huldyncge. Hann. 1353. hancghet. Münst. 1386. behorincge. Ess. 1399. syncget, huldincghe.

Ausnahmsweise kommen vor schreibungen wie:

Brschw. c. 1360. junchre. Qu. 1320. inghesechele, betuchen, tuche. 1471. 2. seventichgesten. Dortm. 1459. einicher. Bril. 1362. schillinche. Gött. 1329. 2. jeschege.

Vgl. iegivan Bed. 6. i = gi. Merseb. gl.

Nur in éinem worte, wo as. g steht, bildet j, y die regel, in: jegen.

Beisp.: Brem. 1440. jegen. Buxteh. 1439. yegen. Lüneb. 1366. yeghenwardighen. Bril. 1415. jegenwordigen. Geism. 1408. jeghen. Qu. 1330. jeghenwerdigheme. 1450. 2. jegen.

Selten sind schreibungen wie:

Münst. 1324. 2. geghenwordicheit. Stade 1310. keghen. Qu. 1332. cgeghenwerdicheyt. Bred. 1366. kyghenwordighen.

§ 59. k.

1) Der harte verschlusslaut, c, k, ck geschrieben, wird

im ausl. bei ik, mik, sik[1]), ok, -lik, seltener im inl., wenn letzteres flectiert wird, namentlich im westen in ch verwandelt.

Beisp.: 1350. 2. och, jewelich. Lüneb. 1333. -lichen, ich. 1366. ich, och. Dieph. 1348. ich. Hoya 1372. ich, ewelich. Benth. 1326. och. 1365. ich, och. 1386. zich. Osn. 1335. Hildh. 1321. och. Merf. 1394. zich. 1461. -liche (ö.). Münst. 1324. 1. sich, jewelich. 1386. och, ich. Homb. 1314. och. 1339. sech. Qu. 1330. ouch. Ess. 1375. och. 1399. sich, oich. Dortm. 1459. -liche (ö.). Soest 1308. ich, ouch. 1441. sich. 1491. ich. Grafsch. 1441. oich. 1483. -lich (ö.), -lichen. Padb. 1372. ich, mich. 1390. och. Gött. 1320. och. 1348. ouch. Ludolfsh. 1376. ouch, -lichen.

Nur aus dem westen führe ich einige beispiele von erhaltung des k an:

Benth. 1415. -likes, zick. Merf. 1353. ik, ok. 1461. itlik. 1498. -like, ock. Münst. 1324. 2. -liken. 1386. ock. Rellh. 1391. oik. Ess. 1375. -liken. Soest 1441. oick. Grafsch. 1441. oik.

Auch bei mark findet sich ch:

Lüneb. 1366. march (ö.) Münst. 1324. 1. marich (ö.).

sowie (regelmässig?), wenn es vor t zu stehen kommt.

Beisp.: Buxteh. 1439. vorwrachte. Osterw. 1364. gewarcht. Bril. 1415. sochte. Duderst. 1373. gewarcht.

In letzterem falle dürfte wirkliche verschiebung anzunehmen sein; ob aber auch in ersterem? Oder hier nicht vielmehr, wie bei th, ph nur aspirierte aussprache oder nur hd. schreibgebrauch?

Formen wie:

Lüneb. 1333. gestlighen. Salzw. 1447. redeligen. Stend. 1390. witlighen. Stöttlb. 1368. ewelighen. Qu. 1383. marg

würden es nahe legen, auch in ersterem falle verschiebung anzunehmen, wenn sie nicht gerade in gegenden vorkämen, wo dieser erstere fall, also schreibung von ch in -lik u. s. w., geschweige denn in den flectierten formen selten ist.

Reim und neuere mundart werden auch hier licht bringen.

2) Mit sc wechselt von anfang an überall sch, das später herscht: jenes hält sich besonders lang in: screven und dessen ableitungen. Auch hier treten die eben erörterten, aber unbeantwortet gelassenen fragen heran.

---

[1]) sik fehlt alts.; vielleicht ist die form aus dem hd. entlehnt, und daraus erklärt sich ch. So ist Paul, Germ. XIX, s. 227 geneigt, g in altnfr. sig zu erklären.

In as. sculan fällt k im westen aus, im osten bleibt es als c oder ch. Auf einem grenzstriche wechseln scolen und solen. So findet sich:

Oldenb. 1345. sulde, sculde, scal, scole. Dieph. 1461. sollen. 1348. schole (ö.). 1422. 1514. schal. Osn. 1362. 1425. zolen. 1335. scolen (ö.), scal, sculde. Mind. 1392. schal. Sternb. 1381. sal. 1350. scholen. 1357. scal. 1373. scholet. Rietb. 1428. sollen, solt 1358. scolen. 1428. schollen. Homb. 1339. sal. 1339. schal. 1348. scolet. 1394. 1. schal, scholde. 1407. schulle. Padb. 1390. sollen. 1378. schall, scholde. Marsb. 1373. sal, sullen.

Vereinzelt steht weiter östlich:

Isenh. 1333. Magdeb. 1336. sal (1336. scal. 1429. schal, schullen. 1443. scholde. 1502. scholle). Mansf. 1335. 2. sal (scolden. 1335. 1. scal).

Alts. zeigen sogar die Werdener denkm., die doch sonst viel nfr. haben, den ausfall, der im nfr. derselben zeit schon vorhanden ist, noch nicht (vgl. Heyne a. a. o. s. 29). Seltene schreibungen für sch sind:

Harb. 1394. bysghop (neben bischopes), esghe. Qu. 1332. twinghen. Gött. 1399. twisgen (ö.). Sternb. 1350. twyssen (neben twysschen). Dortm. 1320. shap [neben schap (ö.)], vielleicht druckfehler.

Häufig ist dagegen vor kurzen und auch vor langen vocalen ssch.

§ 60. **h.** — Anlautendes h vor vocalen bleibt in der regel. Es verschwindet indes öfters bei her, wenn dies wort als titel gebraucht wird.

Beisp.: Magdeb. 1502. ern, er. Qu. 1468. er.

Anlautendes h vor consonanten verschwindet regelmässig, wie schon alts. einzeln, vgl. Gallée a. a. o. s. 17.

Beisp. von wegfall des h in -haftich s. o. § 56, in -het s. § 32 (vgl. selfêdia Merseb. gl. 33). — Im inl. zwischen und im ausl. nach vocalen schwindet h: zu beidem ist alts. bereits der anfang gemacht, vgl. Heyne a. a. o. s. 22. Gallée a. a. o. s. 21. Daneben kommt jedoch auch erhaltung vor, dort als g, gh, hier als ch.

Beisp. im inl.:

1) Verlust s. o. § 18. 34.

2) Erhaltung:

Lüneb. 1406. schege. 1498. negest. Hoya 1313. nogesten. 1372. seghen. Brschw. c. 1360. Werl 1395. hogeste. Wiersh. 1363. negestin. Qu. 1418. scheghe.

Beisp. von teghede s. o. § 49, I, 3.

Beisp. im ausl.:

1) Verlust:

Stend. 1406. Magdeb. 1429. na. Münst. 1324. 2. scha. Grafsch. 1441. howalde.

2) Erhaltung:

Magdeb. 1429. Salzw. 1360. 1434. 1. nach.

Auch dorch wechselt mit dor (vgl. o. § 13. 1, 1).

Beip. von dorch: Brem. 1350. 1. 1498. Salzw. 1385. Stend. 1433. Homb. 1314. Qu. 1349. 3. Gött. 1329. 1.

Beisp. von dor: Salzw. 1385. Wunst. 1383. 1472. Sternb. 1350. Qu. 1349. 2. Gött. 1329. 1.

Was das verhalten des h vor cons. betrifft, so schwindet es vor s, vgl. ses des cod. M. der Freckenh. rolle; uuassad Strassb. gl. 59.

Beisp.: Lüneb. 1366. ses. Benth. 1415. wosse. Osn. 1335. sesse, weslen. Wunst. 1346. ses.

Sonst, d. h. vor andern consonanten, bleibt es als ch (selten gh, g geschrieben).

Beisp.: Oldenb. 1345. regten u. s. w. Hildh. 1343. aghte. Arnsb. 1348. styghte, reyghte.

Ganz vereinzelt ist:

Soest 1308. nyth.

Der cod. M. der Freckenh. rolle hat oft th für ht, vgl. Gallée a. a. o. s. 22.

IV. ZUR FLEXION.

Cap. 1. Declination.

1) Substantivum.

§ 61. Genetivus singularis von femininis auf -es. — Im westen[1]) kommen die genetivformen: der, des stades, der brudes neben dem sonst herschenden: der stat, der brut vor.

Lübben, Mnd. wörterbuch III, s. 368 setzt als ursprüngliches genus für das wort stat das neutrum an und meint, dasselbe erscheine noch hin und wider und auch der plur. stedere mache es kenntlich. Aber der einzige fall, der ausser den genetiven als beweis vom vorkommen als neutrum aufge-

[1]) Lübben führt auch beisp. aus Lübeck an.



führt wird, kann anders aufgefasst werden. Wildeshusen alze dat stad in einer uk. von 1429 braucht nicht zu heissen: Wildeshausen, nämlich die stadt, sondern stad kann eben so gut — wenn es der zusammenhang nicht verbietet — gleich stade : gestade, hafen sein (vielleicht auch 3. ps. sg. praes. von stan, so dass die bedeutung wäre: wie es sich geziemt, oder dgl.). Und ein plur. stedere ist mir nicht bekannt, und wird auch von Lübben s. v. stat nicht angeführt, s. v. steder ist aber zu der hier vorsichtig geäusserten auffassung der form als pl. von stat statt von steder gar kein grund vorhanden.

Da die entsprechenden wörter : alts., altniederfränkisch stede, ahd. stat nur femininal gebraucht werden, fasse ich auch das mnd. wort als fem. und erkläre mir die oben erwähnten genetivformen auf folgende weise.

Sehr häufig kommt der gen. vor dem ihn regierenden, durch ihn näher bestimmten worte vor, in verbindungen wie van der stat weghen, der stat ingheseghel. Hier verlor man nun das bewusstsein von der eigentlichen bedeutung der form und fasste die beiden wörter als eines auf, und liess das bei uneigentlichen compositis übliche -es [1]) eintreten, ohne jedoch den artikel wegfallen zu lassen; nun hiess es also: van der stades weghen, der stades ingheseghel.

Wie sich dann schon alts. Helj. 584 thes giburdies, mnd. oft des nachtes statt thera giburdies, der nachtes findet, so veranlasste auch bei stades die sonst nur dem masc. und neutr. zukommende endung -es den häufigen gebrauch der masculinen, resp. neutralen form für den gen. des artikels; es entstand: van des stades weghen. Sie blieb auch, wenn, wie Oldenb. 1501. unses stadingesegel das genetiv-es wider geschwunden war.

Wie zuerst, so am häufigsten kommt stades in dieser stellung vor dem durch dasselbe näher qualificierten worte vor, wird dann aber auch ausserhalb derselben gebraucht.

Beisp. von: der stades: Coesf. 1378. Münst. 1398. Dortm. 1349. Werl 1321. 1439. Bril. 1362. (ö.).

Beisp. von: des stades: Oldenb. 1345. Hoya 1372. Osn. 1362. 1410. 1456. Ess. 1399. Werl 1368. 1379. Padb. 1378.

---

[1]) Mhd. war -es bei uneigentlichen compositis so häufig, dass wörter wie triuweshende entstehen, vgl. Weinhold, Mhd. gr. § 288.

Beisp. von: der stad: Brem. 1350. 1. 1455. Lüneb. 1343. 1445. 1. Wunst. 1420. Brschw. 1428. Dortm. 1320. Bril. 1415. Gött. 1325. 1426. Mansf. 1334.

Auf gleiche weise entstand: der brudes. Es findet sich vor dem dazu gehörigen worte 3 mal Werl 1379. (vgl. to der brudes hus. Geseker statuten v. c. 1360. Seibertz II, s. 477. eyn ghemeyndes man, van der ghemeyndes weghen. Dorstener stat. v. 1427. Wigand VII, 183. Ferner Scherer, z.GDS.[2] s. 573).

§ 62. Plural auf -s, -es. — Im XV. jahrh. tritt bei masculinis in denjenigen pluralcasus, die schon alts. oder durch spätere entwicklung flexionslos sind, ein jedesfalls aus dem gen. sg. m. n. der st. declination entlehntes -s oder -es auf.

Beisp.[1]): Brem. 1455. kopers. Dieph. 1463. unser borger und inwoners (gen.). Dortm. 1459. preisters. Stade 1453. wy vorstenders u. broders. Bril. 1527. brodersz. Brschw. 1429. vrundes (nom.) desgl. (voc.). Thale 1467. frundes (voc.). Benth. 1415. borchmans. Bril. 1527. mytborgersz.

Eine form wie:

Dieph. 1463. unsen inwoners (dat. pl.),

die nicht in die bezeichnete kategorie gehört, erklärt sich aus analogie.

An die dativendung angehängt findet sich -s:

Thale 1467. mynen frundns.

Neben den formen mit -s halten sich auch im XV. jahrh. die früher herschenden flexionslosen und die auf -e.

Beisp.: Brem. 1455. vorstendere. Hoya 1372. borghere (gen.). 1433. Merf. 1394. brodere. Dortm. 1459. broider. Merf. 1353. frent (gen.). Dortm. 1459. vrunde (gen.). Brschw. 1428. frunde (voc.). Brem. 1350. 1. 1455. ratmanne. Lüneb. 1442. manne. Hoya 1372. radman. Stend. 1346. ratman. 1406. radmanne. Bril. 1362. raytman. Hildh. 1321. ratman.

2) Adjectivum und pronomen.

§ 63. Allgemeines über den gebrauch der st. u. sw. flexion. — Nach dem artikel steht fast durchweg die sw. form.

Nach eyn ist die sw. form vorwiegend.

---

[1]) Wo keine angabe über den casus sich findet, ist es der nom. oder acc.

Beisp. der sw. form: Oldenb. 1436. myd ener halven ploch. Hoya 1398. 1. to enem rechten steden ervekope. Stend. 1385. to eyner grothen hekantnitzen. Mesch. 1458. eyns rechten u.s.w. kopes. Gött. 1366. to eyner openbaren betughinge. Stöttlb. 1407. to ener witliken bekantnisse.

Beisp. der st. form: Lüneb. 1352. to ener vullenkomener bekenninghe. Stend. 1390. to ener groter bevestinghe. Volmest. 1396. eyns ganses vastes u. s. w. kopes. (Kindl., Volmest. II, 109.) Qu. 1332. to ener vollenkomener openbarichheyt.

Nur im acc. sg. f. herscht nach eyn die st. form.

Beisp.: Brem. 1350. 1. in ene vaste betughinge. Sternb. 1373. ene halve mark. Dortm. 1320. een rechte warschap. Gött. 1491. eyne reddelicke summen.

Nach disse und dem pron. poss. überwiegt überhaupt die sw. form.

Beisp. der sw. form: Oldenb. 1345. desse vorbenomden stücke. Brem. 1350. 1. dese silven borch. Hoya 1372. desse vorscrevenen stucke. Werl 1439. deses selven landes. Qu. 1335. 1358. 1397. in disseme jeghenwerdeghen breve. 1383. disse vorghenanten jartit. Hoya 1477. in syne rouweliken were. Salzw. 1488. unser liven fruwen. Stend. 1345. unser meynen borghere. Wunst. 1383. in ore hebbenden were. 1454. unses benomden stichtes. Dortm. 1459. unser leyven vrowen. Gött. 1491. myne elicken huszfruwen.

Beisp. der st. form: Oldenb. 1345. an deser jeghenwardiger scryft. Stend. 1345. dusse vorbenumede lude. 1353. in disme opeme brive. Stöttlb. 1450. dusse genante memorien (acc. sg.). Qu. 1330. in disseme jeghenwerdigheme breve. Salzw. 1474. ehrer zeliger olderen. Münst. 1324. 2. unses vorsprokenes sones, unser benomder heren. Dortm. 1320. unse halve grafschap (acc.). Gött. 1421. unse truwe willighe denst (acc. pl.).

Auch nach al scheint die sw. form zu herschen.

Beisp.: Dortm. 1459. vor alle gelovigen zeilen. Qu. 1403. aller loveghen sele.

Es findet sich sogar:

Münst. 1324. 1. aller dessen bescrevenen rede,

dies allerdings wol vereinzelt, vgl.

Werl 1321. aller disser vorsprokenen deghedinghen.

Folgen zwei eigentliche adjectiva aufeinander, so hat meist das zweite dieselbe flexion wie das erste, doch kommt auch wechsel vor.

Beisp.: Lüneb. 1481. myt unseme guden woll bedachteme mode. Wunst. 1420. guder honoverschen penninghe. Hildh. 1321. dere

voresprokenen gheystliker lude. Gött. 1377. arthaftighes eghenen landes. Qu. 1450. 1. de anderen achte swarte mark.

§ 64. Einzelne formen in bezug auf st. und sw. declination.

1) Im st. dat. sg. m. n. des pron. und adj. dringt die namentlich in der sw. flexion in fast allen casus übliche endung -en ein. Kein fall dieser art ist mir beim pron. der 3. pers. und beim fragepron. we bekannt, und auch beim artikel kommt die erscheinung seltener vor als sonst. Besonders beliebt sind die formen auf -en im westen, aber nicht wie nfr. (vgl. Braune a. a. o. s. 14. 20) fast herschend, sondern mit denen auf -eme, -em wechselnd.

Beisp. auf -en: Oldenb. 1345. desen, den. 1436. dessen. Brem. 1393. dessen. 1455. den. Dieph. 1348. sinen. 1463. sodanen. 1514. den. Hoya 1343. usen. 1477. enen. Stend. 1345. ghuden. 1390. bedachten, dissen. 1509. bereiten. Merf. 1353. minen. 1461. den. 1498. dessen. Rietb. 1358. dessen. 1431. den. Qu. 1418. unsen. Ess. 1375. dessen. Grafsch. 1441. frygen.

Beisp. der endung -em(e): Oldenb. 1501. dessem. Brem. 1350. 1. desem, deme. 1393. allem. Lüneb. 1333. deme. 1366. desseme. 1442. vryem. 1481. deme. Dieph. 1463. dessem. Hoya 1398. 1. ghudem. Stend. 1345. eneme. 1433. cleynem, deme. Osn. 1335. 1425. deme. Hildh. 1321. disseme, deme. Ess. 1399. unseme. Gött. 1325. dusseme. 1491. oreme. Qu. 1320. dissem. 1403. eyneme, deme.

Kein starker dat. bekannt ist mir bei jenne mit artikel, das in den übrigen formen meist st. declination zeigt.

Beisp.: Brem. 1440. demjennen. Sternb. 1381. der ghenen. Padb. 1358. deme genen,

aber:

Brem. 1350. 2. der ghener. 1393. der ghenner. Dieph. 1514. de genne (acc. pl.). Salzw. 1499. de jenne (desgl.). Hildh. 1394. der jenner. Werl 1395. des gheynes.

Umgekehrt tritt bisweilen im dat. sg.[1]) der ordinalzahlen die st. form nach dem artikel an stelle der schwachen auf, was um so auffälliger ist, als sie alts. nur sw. decliniert werden.

Beisp.: Lüneb. 1333. in deme drittigestem yare. Hoya 1313. an deme druttegedeme iare. Gött. 1354. in dem verdem iare.

---

[1]) Belegt nur im neutr.

Ausgegangen ist dieser gebrauch vielleicht von fällen wie:

Lüneb. 1366. in deme ses u. sestigesteme yare. Salzw. 1488. im achte u. achtentigesteme iare. Stend. 1353. in deme dri u. veftigesteme iare. Qu. 1332. in deme twe u. dritteghesten jare,

wo der st. dat. vom artikel durch unde getrennt ist. Uebrigens bilden auch solche fälle die ausnahme.

2) Im gen. dat. sg. f. und gen. pl. aller geschlechter des adj. wird in den westlichsten grenzstrichen bisweilen die st. form statt der schwachen gebraucht, was im nfr. und mfr. herschend ist, s. o. s. 13, Braune a. a. o. s. 14. Weiter östlich, schon in Bentheim, Merfeld, Dortmund gilt die sächsische regel, und formen wie:

Gött. 1445. der vorlopener tijd. Qu. 1447. 1. der hilliger dryer konninghe

gehören zu den seltenen ausnahmen.

3) Im acc. sg. f. notiere ich als beweis des eindringens der nominativform:

Dortm. 1459. de selve bede. Werl 1395. dey hogeste brucke.

Doch überwiegt hier noch das ursprüngliche.

Beisp.: Sternb. 1373. de anderen halven mark. Arnsb. 1348. dey meynen stayt (ö.). Qu. 1330. de nigen stad. 1397. de vorbenomeden tit.

4) Die form der casus obliqui ist in den nom. gedrungen:

Isenh. 1518. ick upgenanten Cordt.

§ 65. Die formen auf -neme und -nen. — Synkope kann bei auf n ausgehenden adj. eintreten in der art, dass aus -neme: -me wird.

Beisp. von -me: Münst. 1324. 1. eme. 2. nyme. Stend. 1342. syme. 1353. opeme. Dortm. 1320. sime. Soest 1441. syme. 1491. eyme. Gött. 1329. 2. eyme. Mansf. 1334. sime.

Beisp. von -neme: Arnsb. 1348. eyneme. Gött. 1329. 2. eyneme, myneme. Stöttlb. 1351. susdaneme. 1381. minem. Qu. 1403. eyneme.

Selten entsteht -ne.

Beisp.: Brem. 1492. tho ene kope. Stade 1453. myt wolberadene mode. Sternb. 1357. in sine huse. Stend. 1454. to sodane sange. Grafsch. 1362. myt alsodanne underscheide.

Aus der endung -nen kann -ne werden.

Beisp. der erhaltung: Brem. 1350. 1. bescrevenen. Lüneb. 1406. vorscrevenen. Dieph. 1406. screvenen. Hildh. 1321. voresprokenen. Werl 1321. vorsprokenen. Qu. 1326. 2. openen.

Beisp. von -ne: Brem. 1456. deme beschedene manne. Lüneb. 1442. de beschedene manne. Sternb. 1357. to dussen vernomene kope, ute deme vorsprokene holte. Stend. 1390. de meyne bure. Volmest. 1335. dem ghemeyne convente. Mesch. 1158. in dyssem oppenne breve. Bred. 1369. dusser ghescryvene ding. Stöttlb. 1351. to sodanne tyden. Qu. 1454. in dussem opene breve.

Vielleicht haben wir es hier nicht mit abfall des n zu tun, sondern mit metathesis: aus der lautverbindung -nen wurde -nne, und dies dann vereinfacht.

Auch die ganze endung kann beseitigt werden.

Beisp.: Salzw. 1434. 1. deme bescheiden Hanse. Stend. 1406. an dessen open briff. Gött. 1421. unsen ghesworen boden.

Wenigstens der consonant ist noch erhalten:

Qu. 1412. der vorscrevenn stad (vgl. genanten, heren u. s. w.).

Auffällig sind seltene formen wie:

Isenh. 1385. allen inneghe bederve lüden. Salzw. 1474. in der sulven alde stad. Stend. 1342. van der ghancze meynheyt. 1390. de sulve twe stucke. 1473. mit unnszer kerken grote ingesegil. Qu. 1412. von unse huse. 1470. op den erstkomende sunte Michaelis dach.

§ 66. unser neben unse. — Das possessivpronomen unse entwickelt für die casus obliqui namentlich in den grenzgegenden und in der zweiten hälfte unseres zeitraums bisweilen die nebenform unser. Die ursprüngliche form behauptet jedoch bei weitem das übergewicht.

Beisp.: Lüneb. 1465. unserm. Benth. 1326. unsern. Stend. 1433. unsere. Qu. 1477. unserm. Dortm. 1459. unsern. Gött. 1320. unsers. 1467 unsern. 1491. unsers. Walkr. 1446. unserm. Qu. 1383. unsers.

Häufig finden sich in denselben uk. formen vom ursprünglichen stamm.

Beisp.: Lüneb. 1465. unseme. Qu. 1383. unses. Gött. 1320. unses.

§ 67. Neutralendung -et. — Die endung -et findet sich häufig im nom. und acc. bei al, namentlich im süden.

Beisp. von allet: Hoya 1519. (allit). Münst. 1324. 2. Qu. 1332. (allent). Soest 1308. 1491. Lenh. 1370. Grafsch. 1441. Kerstl. 1469. Gött. 1426. (ő.). 1434. Mansf. 1335. 2.

Eigentümlich ist Gött. 1491. dusses allet to orkunde, also allet, neben regelmässiger anwendung in derselben uk., als gen. gebraucht.

Neben dit findet sich zuweilen desset.

Beisp.: Brem. 1455. 1521. Buxteh. 1439. Lüneb. 1445. 1. (desset, disset). Hoya 1372. (dessed). 1477. Wunst. 1454.

Sogar ein solket sc. ordell kommt vor:

Geism. 1488. Falckenh. II, ukb. zu Geism. 50. (Or.?)

Aehnliche formen führt Höfer, Germ. XVIII, s. 306 an, aber sie bilden die ausnahmen, während im heutigen platt sogar formen wie: grotet, klenet nicht selten vorkommen.

Wir haben es in sämmtlichen angeführten erscheinungen mit analogiebildungen nach dat, wat, it, dit zu tun: nur in diesen formen kommt t dem alts. als zeichen der neutralflexion zu.

Höfer a. a. o. sucht die endung -et auch für das alts. adj. zu retten, und beruft sich auf: suasat chind im Hildebrandslied. Gegenüber der Germ. IX, s. 291 von Holtzmann gegebenen erklärung der form fragt er, 'warum der schreiber, gesetzt er kannte kein z und wollte es auch nicht schreiben, dann nicht die ihm geläufige form (suas, also ohne endung) gewählt habe'. Nun, die umschreibung ins niederdeutsche war eine mechanische: der schreiber setzte t für z, auch wo es nicht hingehörte.

§ 68. my und mik. — Die übliche form für dat. und acc. sg. des pron. pers. der 1. pers. (die 2. p. kommt in den von uns benutzten denkmälern selten vor) ist my, mi.

Beisp. für dat. my: Brem. 1492. Buxteh. 1439. Lüneb. 1366. 1484. 1490. 1498. Hoya 1342. 1372. 1398. 1. 1477. Isenh. 1465. Salzw. 1362. 1397. 1415. Wunst. 1384. 1502. Hann. 1353. (ö.). Coesf. 1378. Merf. 1353. 1498. Münst. 1386. Volmest. 1335. Soest 1308. 1491. Eversb. 1338. Padb. 1358. Wiersh. 1363. Gött. 1368. 1371. 1389. 1417. 2. 1434. (ö.). 1445. (ö.). 1491. (ö.). Duderst. 1373.

Beisp. für acc. my: Brem. 1456. 1492. Lüneb. 1366. 1490. (ö.). Hoya 1355. 1374. 1398. 1. 1407. 1410. 1519. Salzw. 1397. Stend. 1385. Wunst. 1384. 1502. Merf. 1498. Münst. 1386. Volmest. 1335. Werl 1439. Soest 1491.

Im südosten herscht für dat. und acc. mik, mich, mek.

Beisp. für dat. mik, mek: Osterw. 1364. Drüb. 1410. 1427. mek. Cochstedt 1425. myk. Qu. 1399. mik. 1454. mek. Thale 1467. (ö.) mek.

Beisp. für acc. mik, mek: Hann. 1353. Drüb. 1427. mek. Thale 1467. mek, mik. Qu. 1434. 1448. 1454. mek.

Für acc. überwiegt diese form überhaupt an der südgrenze.

Beisp.: Mesch. 1440. mek. 1458. mych. Padb. 1358. 1372. Wiersh. 1363. mek. Gött. 1434. mek. 1445. mek (ö.), mik (ö.), mick. Vgl. 1417. 2. dek,

doch kommt daneben my vor:

Gött. 1434. 1491. (ö.).

Vereinzelt findet sich mik für dat. und namentlich acc. auch sonst.

Beisp. für dat.: Lüneb. 1400. mik (ö.), neben my (ö.). Gött. 1417. 2. mek (oder acc.? de mek doch nicht behaghede).

Beisp. für acc.: Buxteh. 1439. myk. Lüneb. 1484. myck (ö.). Hoya 1372. mich. 1407. myk.

Behaghel, Germ. XXIV, s. 31 bestimmt nach Firmenichs dialectproben ein gebiet, in dem heute für dat. und acc. mik und dik mit seinen nebenformen gebraucht wird. Als grenzen gibt er s. 33 folgende an: 'im süden die sprachgrenze zwischen ober- und niederdeutsch [1]), östlich die Elbe von Dessau bis Magdeburg, westlich die Weser von der sprachgrenze bis Minden, nördlich eine linie von Minden nach Hannover, Celle, Magdeburg.' Ob die stadt Magdeburg selbst noch zu dem gebiete gehört, entscheidet er nicht. Im mittelalter überwiegt nach den mitteilungen, die er s. 35 aus der schöppenchronik macht, my für dat. und acc. Aus einer uk. v. 1502 füge ich die accusativform my bei.

Nicht aus allen teilen dieses gebietes stehen mir für die von mir behandelte zeit beispiele zu gebote, aber schon aus den vorhandenen geht hervor, dass der gebrauch von mik für dat. und acc. seitdem zugenommen hat. In Hannover, Göttingen, Duderstadt brauchte man damals für den dat. noch my, s. oben.

Der hauptsache nach war jedoch, wie die oben von mir und die von Behaghel s. 34 für Braunschweig und Hildesheim beigebrachten beispiele beweisen, auf diesem gebiete schon im mittelalter die dativform von der accusativform verdrängt.

---

[1]) Dies ist nicht ganz richtig. Falkenstein, Bernburg, Dessau liegen schon auf hochdeutschem gebiete. Auch die von ihm nicht herbeigezogenen proben aus der grafschaft Mansfeld F. III, 280—300 zeigen mich, dich für dat. und acc. Wie weit nach süden dieser gebrauch geht, kann ich nicht genau angeben. Eine probe aus Merseburg F. II, 236 zeigt dir, mer für dat., mich für acc.

3) Zahlwort.

§ 69. Zahlwort 2. — Im allgemeinen ist die neutralform twe auch im f. und n. eingedrungen.

Beisp. für neutr.: Brem. 1393. Dieph. 1422. Ess. 1399. Gött. 1362. 1404. (twey). Qu. 1332. 1403.

Beisp. für masc.: Brem. 1350. 2. Osnabr. 1335. (ö.). Sternb. 1350. Wunst. 1396. 1454. Stend. 1346. Münst. 1324. 2. Dortm. 1459. Werl 1379. 1395. 1439. Soest 1308. 1363.

Beisp. für fem.: Brem. 1521. Lüneb. 1366. 1465. 1498. Salzw. 1360. Sternb. 1350. (ö.). Wunst. 1502. Dortm. 1502. Werl 1395.

Daneben finden sich nur in den südlichen grenzgegenden twene als masc. und twu, two als fem.

Beisp. für twene: Hildh. 1346. Homb. 1322. 1339. Stöttlb. 1486. (ö.). Qu. 1336. 2. 1339. 1. 1383. (tweyne). 1412. Padb. 1358. Gött. 1389. 1426. (ö.). 1491. (tweyne).

Beisp. für twu: Gött. 1348. dwu. 1491. twu. Qu. 1397. two (ö.). 1434. tu.

§ 70. Zahlwort 3. — Die herschende form für alle 3 geschlechter ist dre, drey, aus der alts. form für m. und f.: thria, -ea, -ie nach § 41 regelmässig entwickelt und von da in das neutr. gedrungen.

Beisp. für neutr.: Oldenb. 1345. Brem. 1350. 1. Dieph. 1461. Isenh. 1333. Stend. 1454. Münst. 1324. 1. Qu. 1326. 1. 1471. 1. Werl 1395. [drey (ö.)]. Gött. 1329. 1. 1389.

Beisp. für m. und f.: Wunst. 1454. Stend. 1353. Qu. 1403.

Daneben findet sich wie bei den andern aus io, ia entstandenen ê im süden selten, häufig im osten dri, dry.

Beisp. für neutr.: Stend. 1353. 1433. 1473. Salzw. 1415. Blankb. 1325. 2. dri, dry. Qu. 1362. drye. 1440. drij. Arnsb. 1348. drie.

Beisp. für fem.: Qu. 1399. dry[e].

Im süden begegnet als neutr. namentlich im XIV. jahrh. noch öfters das aus der ursprünglichen, auch noch vorkommenden form driu lautgesetzlich[1]) zu erwartende dru, doch auch hier ist dre schon das gewöhnliche.

Beisp. für driu, dru: Qu. 1320. dru. 1336. 1. drŭ. Gött. 1313. 1320. dru. 1325. driu. 1404. dru. Mansf. 1334. 1335. 1. 2. drů.

Häufig ist u in drutteyn, das hauptsächlich in der verbindung

[1]) S. oben § 40.



mit hundert in datierungen belegt ist. Doch braucht man hier keine erhaltung des ursprünglichen anzunehmen, sondern die entwicklung wird über dritteyn, das gleichfalls häufig vorkommt, gegangen sein, vgl. drudde u. s. w. § 10, 2. — Selten scheint dretteyn.

Beisp. von dretteyn: Gött. 1353. 2. Qu. 1383.

Beisp. von dritteyn: Brem. 1350. 2. Lüneb. 1352. Wunst. 1361. Stend. 1345. Gött. 1313. Qu. 1399.

Beisp. von drutteyn: Lüneb. 1366. Hoya 1398. 1. Salzw. 1362. 1397. (drutheyn). Münst. 1386. Padb. 1372.

Capitel 2. Conjugation.

§ 71. Die 3. pers. sg. und der pl. ind. praes. von hebben. — Die gewöhnliche form für die 3. p. sg. ind. von hebben ist heft, hefft.

Beisp.: Oldenb. 1345. 1501. Brem. 1399. 1455. Lüneb. 1366. 1481. Osn. 1461. Wunst. 1396. 1472. Magdeb. 1336. 1502. Merf. 1461. Homb. 1322. 1394. 1. Osterw. 1364. 1390. Qu. 1335. 1403. 1450. 2. Dortm. 1403. 1502. Gött. 1404. Duderst. 1373. (Halle 1329. Höfer II, 129).

Im westen waltet jedoch hevet, hebbet vor, und findet sich auch sonst bisweilen.

Beisp.: Hoya 1313. Münst. 1386. hevet. Osn. 1335. hebbet. 1362. hebbet. 1425. Sternb. 1373. hevet. Ess. 1375. Werl 1368. hevet. Arnsb. 1360. 1. hebt. Lenh. 1370. Bril. 1362. hevet. Geism. 1354. hebbet. 1408. Blankb. 1325. 1. hevet.

Im südosten, sonst selten, kommt het, hat vor.

Beisp.: Isenh. 1385. het, hat. Stöttlb. 1465. het. Osterw. 1364. het. Qu. 1330. heth (ö.). 1381. hat, het. 1383. 1399. 1412. het. Ludolfsh. 1376. hat. Mansf. 1335. 1. het.

Der pl. heisst, nach sächsischer art conjugiert, hebbet; im westen, sonst selten, kommt daneben hebbt, hebt vor. Ueberall findet sich natürlich auch in dem unten § 73, 2. geschilderten umfange hebben.

Beisp. von hebbt: Benth. 1386. hebt. 1415. hebt. Hoya 1433. hebt. Lüneb. 1352. Münst. 1397. hebbt (ö.). Soest 1308. hebt. Mesch. 1440. hebt. Arnsb. 1360. 1. hebt. Grafsch. 1441. hebt.

Beisp. von hebbet: Oldenb. 1436. Lüneb. 1352. 1445. 1. Benth. 1326. 1386. Wunst. 1454. Münst. 1324. 1. 1397. Drüb. 1329. Soest 1363. Bril. 1415. Gött. 1313. 1432.

An der südwestgrenze finden sich formen wie:

Arnsb. 1364. heve wy. Bril. 1417. have wy, havet. Padb. 1378. hawit, hewit, hewe wy.

§ 72. Die 3. p. sg. uud pl. ind. praes. von wesen. — Vereinzelt kommt an der südgrenze neben der regelmässigen 3. p. sg. ind. is die form ist vor.

Beisp. von ist: Wern. 1330. Thale 1467. Qu. 1477. Soest 1491. Padb. 1378. Wiersh. 1363. Gött. 1329. 1. (ö.). Duderst. 1483.

Beisp. von is: Drüb. 1330. 1410. Qu. 1335. 1448. Soest 1308. (ö.). Grafsch. 1362. 1483. Padb. 1372. Marsb. 1383. Wiersh. 1363. Gött. 1325. 1363. 1491.

Neben sint, synt als 1. und 3. p. pl. ind. kommt seltener syn, sin vor.

Beisp. von sint, synt: Oldenb. 1345. Lüneb. 1406. Wunst. 1396. Sternb. 1381. Merf. 1461. Drüb. 1410. Gött. 1354. Mansf. 1334.

Beisp. von syn, sin: Oldenb. 1345. 1501. Lüneb. 1442. syn. 1481. sin. Wunst. 1454. Isenh. 1448. 1464. Sternb. 1373. Gött. 1421. syn.

§ 73. Der plur. ind. praes.

1) Ganz selten und nur in der 3. p. belegt ist die unsächsische endung -ent:

Dortm. 1320. sent. Werl 1321. hebbent. Lenh. 1370. seyn offte hoirend. —

Ist

Wunst. 1396. scont (3. p.)

nach analogie der eben erwähnten formen gebildet, oder hat die sächsische endung -et vorgeschwebt? Die 1. stufe zu der eigentümlichen form ist jedesfalls scon, s. o. § 46.

2) Als allgemeine regel für den pl. ind. praes., von dem in unsern quellen hauptsächlich die 1. und 3. p. belegt ist, lässt sich angeben, dass er in der 1. hälfte des XIV. jahrh. meist auf -et lautet, von c. 1350—1450 -et und -en wechseln und in der 2. hälfte des XV. jahrh. -et fast verdrängt ist.

Beisp. von -en in der 1. hälfte des XIV. jahrh.: Oldenb. 1345. hebben. Hildh. 1313. horen. 1346. willen, seen. Drüb. 1329. bekennen. 1330. bethugen. Dortm. 1320. don, hebben. Soest 1308. hebn.

Beisp. von -et in der 2. hälfte des XV. jahrh.: Brem. 1492. esschet, latet. Wunst. 1472. willet. Merf. 1498. wylt. Drüb. 1473. willet.

3) Ueberhaupt selten ist -et im osten. So findet sich zwar noch -et neben -en in Lüneburg, Isenhagen, Braunschweig,

Osterwieck, Stötterlingenburg, Drübeck, Wernigerode, Blankenburg, Walkenried, aber formen wie:

Salzw. 1402. hebbet. Magdeb. 1429. wylt. Qu. 1326. 1. 2. hebbet

gehören zu den ausnahmen.

4) Aus den regelmässigen verben ist die endung -et auch in den pl. der praeteritopraesentia getreten, wo -et dem alts. ganz fremd ist, doch überwiegt hier stets -en und herscht vollständig im osten.

Beisp. von -en: Oldenb. 1345. scolen, moghen. Brem. 1350. 1. gy scolen. 1440. mogen. Lüneb. 1345. scholen. 1445. 1. gij schollen. Benth. 1386. zolen. Wunst. 1361. moghen. 1420. schullen. Salzw. 1360. scolen. 1434. 1. scholen. Dortm. 1320. solen. Gött. 1389. schullen. 1421. moghen. Qu. 1358. scullen.

Beisp. von -et: Oldenb. 1436. scholet. Lüneb. 1406. schullet, konnet, moghet. Dieph. 1348. scholet. Hoya 1372. scolet. Wunst. 1472. schullet. Merf. 1498. solt. Sternb. 1373. moghet. Homb. 1407. schullet. Stöttlb. 1368. scolet. 1407. schullet. Drüb. 1473. schullet. Mesch. 1458. sult. Bril. 1362. moget. Marsb. 1383. sullet. Bred. 1369. solet. Gött. 1368. schullet. 1420. gy kunt.

5) Jetzt herscht nach Firmenichs proben auch bei den praeteritopraesentibus auf dem grössten teile unseres gebietes -et.

Beisp.: Brem. I, 32b. schölt. 33a. schinet. Stade I, 211b. lewt. Winsen, Fallingbostel und Bergen in der Lüneburger haide I, 209b. kahmt. Osn. I, 244b. günnt, liewet, willt. Mind. I, 258a. lopet, senket, mötet. Limmer bei Hann. I, 198a. kriegt, mögt. 201b. schölt. Brschw. u. Wolfenbüttel I, 176b. wilt. Dortm. I, 371a. goat. Marsb. I, 320a. fanget. 321a. dansset. Gegend von Halbst. I, 171. hebbet (ö.).

6) Im osten jedoch, ungefähr auf dem gebiete, wo schon im mittelalter -et selten war — genau habe ich die grenze nicht untersucht — ist jetzt wenigstens in der 1. und 3. p. -en allein üblich.

Beisp.: Altmark I, 138a. versai'n, b. dohn. 140a. sitten, führen. Gegend von Gardelegen I, 139b. stoahn. Stend. III, 128a. fehlen. b. krunksen. Osterweddingen bei Magdeb. I, 157a. foiren, trecken. Förderstedt I, 168a. seggen.

Sonst sind, vielleicht mit ausnahme der grenzen, formen auf -en selten und es bleibt, wie ja allerdings überhaupt bei Firmenich, noch zu untersuchen, ob in diesen ausnahmen die echte mundart widergegeben ist.

7) Das häufige vorkommen des -en im mittelalter auf dem ganzen gebiete lässt sich vielleicht so erklären, dass die formen des pl. ind. und conj. praes. mit einander vermischt wurden und eine zeit lang neben einander in gebrauch waren: im laufe der zeit erlangte dann im ind. -et wider die alleinherschaft. Wie es im conj. im mittelalter und jetzt aussieht, weiss ich nicht. Für das gänzliche rücktreten der formen auf -et in der 2. hälfte des XV. jahrh. muss jedoch ein anderer grund gesucht werden: er lässt sich wol in hochdeutschen einflüssen finden. Ob dieselben sich nur auf die schrift, oder auch auf die sprache erstreckten, ist zweifelhaft. Ganz kann -et jedesfalls in der sprache nie verschwunden gewesen sein: wie kämen sonst die jetzigen mundarten dazu, es wider zu zeigen?

8) Folgt ein wy auf die 1. p. pl. eines mnd. verbum, so fällt in der regel der endconsonant aus, also heisst es regelmässig hebbe wy.

Namentlich gegen ende unseres zeitraumes finden sich auch fälle wie hebben wy. Früher sind sie selten.

Beisp.: Werl 1321. solen wi. Soest 1308. hebn wy.

Erhaltung des -et bei folgendem wy fehlt.

Mitunter schwindet vor wy die ganze endung, namentlich nach l.

Beisp.: Hoya 1433. wil wi. Isenh. 1364. scul we. Osn. 1456. heb wy. Hildh. 1428. 1. wil wy. Arnsb. 1360. 1. wel wy. Gött. 1421. wil we.

§ 74. Der pl. ind. praet. der 2. und 3. ablautreihe. Derselbe zeigt, wol durch den conj. beeinflusst, in der regel den ablaut ê.

Beisp.: Brem. 1393. 1521. weren. Harb. 1394. weren. Lüneb. 1430. quemen. Hoya 1372. seghen. Stend. 1353. 1390. weren. Benth. 1326. weren. Rint. 1478. weren. Braunschw. 1432. quemen. Magdeb. 1336 1443. quemen. Merf. 1498. weren. Münst. 1386. weren. Rietb. 1431. weren. Qu. 1335. weren. Soest 1491. weren. Gött. 1417. 2. kemen, steken. 1434. gheven.

Namentlich in den südlichen gegenden und besonders in der 1. hälfte unseres zeitraums findet sich jedoch auch noch erhaltuug des â.

Beisp.: Hoya 1372. Münst. 1324. 1. 2. Homb. 1322. Dortm. 1349. 1403. Werl 1321. Soest 1308. Gött. 1320. Aschl. 1325. waren. Gött. 1329. 1. braken.

Auch

Mesch. 1440. woren

wird aus waren entstanden sein.

SCHLUSS.

Zusammenfassung der resultate der grammatischen darstellung.

Zu scheiden sind die sprachlichen eigentümlichkeiten des niedersächsischen landes zwischen Rhein und Elbe in solche, die einem westlichen, südlichen und östlichen gebiete angehören, sowie solche, die auf den südwesten und solche, die auf den südosten beschränkt sind.

Das westliche gebiet geht ungefähr bis incl. Osnabrück, Münster, Soest, Brilon, das südliche[2]) bis incl. Essen, Dortmund, Werl, Soest, Rietberg, Eversberg, Homburg, Stötterlingenburg, Osterwieck, Halberstadt, das östliche[1]) bis incl. Quedlinburg, Salzwedel. Die grenzpunkte eines mittleren, das die niedersächsische mundart am reinsten bewahrt, sind: Oldenburg, Diepholz, Sternberg, Hildesheim, Braunschweig, Isenhagen, Lüneburg.

Der südwesten[2]) umfasst Essen, Dortmund, Werl, Soest, Brilon und das, was südlich liegt, der südosten Stötterlingenburg, Osterwieck, Drübeck, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Walkenried, Mansfeld.

Doch beanspruchen alle diese grenzen nur ungefähre geltung, indem manche der zu besprechenden, einen der angeführten typen ausmachenden eigentümlichkeiten weiter, manche weniger weit sich erstrecken. Darüber verweise ich bei der nun folgenden aufzählung derselben auf die beigefügten paragraphen.

---

[1]) Auf der nebenkarte habe ich die östliche grenze nicht angegeben. Die grenze des südöstlichen gebietes gegen westen hätte ich nicht nach norden verlängern sollen. — Das östliche gebiet ist vielleicht nicht urspr. sächsisch, s. o. s. 11.

[2]) Auf der nebenkarte habe ich die grenze des südwestlichen gebietes gegen norden zu weit nördlich gezogen, da Merfeld, 1¼ m. S. Coesfeld, nicht mehr dazu gehört.

Die haupteigentümlichkeit des westens, wenn auch ihm nicht allein angehörig, ist der vocalnachschlag. Was den nachschlagenden vocal betrifft, so ist i beliebter im westen als im osten. § 1. 23. 25. 27. 29. 38, 1.

Gleichfalls sonst vorkommend, aber im westen besonders beliebt ist ch für k im ausl. § 59, 1, die adjectivendung -en für -eme § 64, 1, hevet, hebbet für heft § 71. Nur im westen findet sich ande, ende, inde neben unde § 5, 2, vrend, vrond neben vrund § 40, strenge erhaltung des n in uns § 49, I, 1, ausfall des k in scolen § 59, 2, gen. sg. stades u. dgl. neben stad § 61, pl. prs. hebbt neben hebbet § 71.

Auf die eigentlichen grenzstriche beschränkt ist vereinzeltes o statt u vor m und n + cons. § 13, II, 5, und die adjectivendung -er im sw. gen. dat. sg. f. und gen. pl. aller geschlechter statt -en § 64, 2.

Dem süden ist eigentümlich ek, mek, sek neben ik, mik, sik § 8, 4, vorkommen des diphth. neben monophth. in ouk neben ok § 38, 2, os neben us § 49, I, 1, die neutralform allet § 67, mek für acc. my § 68, twene, twu neben twe § 69, dru im neutr. neben dre, dry § 70, ist neben is § 72, â im pl. ind. praet. der 2. und 3. ablautreihe § 74. Nur an der eigentlichen grenze kommt öfters vor erhaltung des i in der betonten silbe mehrsilbiger wörter vor einfacher consonanz § 8, 1.

Dem südwesten eignet vocalnachschlag bei a § 7, bei e § 19 und besonders häufiges vorkommen desselben bei ê § 42. e in gheven kann zu i weitergehen § 15, I, 1. Neben als kommt as vor § 46, für heft herscht hevet, hebbet § 71. Es zeigen sich formen wie have wy § 71.

Im südosten begegnet o neben e, i im pron. der 3. pers. § 9, 2, î neben ê = umlaut aus â § 24, we, wey, wie neben wy § 26, 4, het neben heft § 71; es herscht mek für dat. und acc. § 68.

Den osten zeichnet der regelmässige gebrauch der pluralendung -en statt -et aus § 73, 3, sowie häufiges û neben ô = got. ô § 36, 1, ie neben ê = alts. ê § 33, III, 3, 4 und = alts. io § 41, 1. 70; û zeigt sich auch vereinzelt an der äussersten südgrenze, î überhaupt in den grenzgegenden. Aehnliche verbreitung wie û hat jeghenwerdich neben -wardich, -wordich § 4, 4.

Gleichmässig im süden und osten findet man von neben

van § 5, 7, oder (ader) neben eder § 16, 6, heylich neben hilich § 33, I, 2, î für gemeindeutsches ê aus germ. ai § 33, II, i neben e in den ableitungs- und flexionssilben § 43.

In allen grenzländern kommt vor î für ê oder ey, das durch zusammenstoss von zwei e entstanden ist § 18, ferner stamm unser neben unse § 66.

Als besonderheit des nordens erwähne ich schliesslich häufige erhaltung von alts. th als dh § 50.

Sollen wir die sprache unseres gebietes in bestimmte mundarten teilen, so können wir eine nordwestliche und eine südwestliche, eine mittlere nördliche und eine mittlere südliche, eine nordöstliche und eine südöstliche unterscheiden: die nördlichere umfasst immer ein viel grösseres gebiet als die südliche. Vorzugsweise reich an besonderheiten sind die südwestliche und die südöstliche, indem sie neben ihren speciellen eigentümlichkeiten jene die des südens und westens, diese die des südens und ostens (die des ostens allerdings nur zum teile) zeigen. Die eigentümlichkeit der mittleren nördlichen mundart besteht, wie gesagt, darin, dass sie von den besonderheiten der andern, die häufig mit denen der angrenzenden, nicht unserem gebiete angehörigen mundarten übereinstimmen oder direct aus ihnen entlehnt sind, frei ist, den niedersächsischen charakter am reinsten bewahrt. Vielfach gehen zusammen die westlichen mundarten, ebenso die südlichen und die östlichen, und auch die südlichen haben mit den östlichen mehrfache berührungspunkte.

ANHANG I.

Zur kritik Heinzels.

Wir besprechen hier im zusammenhang die stellen, wo sich unsere arbeit mit Heinzels nfr. gsp. berührt, um unser urteil über dieselbe s. 9. 13 zu begründen.

Von der älteren zeit, wo wir fast nur deutsche namen in lat. uk. herbeiziehen können, sehen wir ab, und bemerken nur, dass, was uns oben s. 13 veranlasste, Werden als sächsischen grenzort auch in alts. zeit anzugeben, die gründe waren, die Braune a. a. o. s. 12 und Paul, Germ. XIX, s. 218 aus den

dorthin verlegten literarischen denkm. anführen. Die Werdenschen namen des 9.—13. jahrh. scheinen allerdings in einigen punkten nach dem nfr. hin abzuweichen [1]), vorzüglich im wechsel von i und e (in fällen wie -fridi, -fredi) und von erhaltung und ausfall des n vor der dentalen spirans. Die mehrzahl der lautgebungen freilich, die H., nfr. gsp. s. 39 und Zs. f. östr. gymn. 1874, s. 177 speciell nfr. nennt, müssen entweder von ihm selbst als zugleich sächs. anerkannt werden, oder lassen sich durch Althof (s. o. s. 11, anm. 2) als sächsisch erweisen.

Was nun unsere periode der deutschen uk. betrifft, so soll während derselben nach H. in Westfalen abweichend von unserer ansicht, die daselbst gemäss der heutigen mundart auch in den mittelalterlichen uk. anwendung des sächs. statuierte, das nfr. (H.s II, b) und mfr. (H.s III, IV) als amtssprache geherscht haben.

Besonders dem ersteren schreibt er s. 208 und 212 weite verbreitung zu: zum teil komme allerdings an denselben orten daneben das sächs. vor, müsse aber im laufe der zeit davor zurückweichen. Die beweise für seine ansicht — teilweis übrigens, was bei unregelmässigkeiten wol zu beachten, secundäre quellen, weil nicht local oder nicht im or. erhalten, teils auch solche, die wir für uns verwerteten — bringt er auf s. 206 ff. und 211.

Vor allen dingen kommt es darauf an, dass wir uns darüber einigen, was wir als unterscheidungsmerkmale zwischen den beiden mundarten gelten lassen wollen.

H. spricht sich hierüber, soviel ich sehe, nicht ausführlich aus: im vocalismus aber können seine kriterien nicht recht liegen, denn nach s. 201 haben uk., die er trotzdem s. 206 ff. dem nfr. zurechnet, 'beinahe oder ganz sächsischen vocalismus'.

---

[1]) Auch das Werdener wt. v. 1320 (Wt. III, 32, nicht 22) bei H. s. 207 würde bei seinem nfr. vocalismus (vgl. hondert, die neben uns, de) nicht mehr, wie es Braune tat, für das sächs. in anspruch genommen werden können, wenn sich erweisen liesse, dass die unfränkische adjectivflexion durch hd. einfluss entstand: aber bei dem mangel an sonstigen spuren eines solchen ist diese annahme, die H. Zs. f. östr. gymn. 1874 s. 177 aufstellt, unwahrscheinlich. Das Werdener wt. bei H. s. 212 zeigt nfr. und hd. eigentümlichkeiten, nichts specifisch sächsisches. Vgl. übrigens anm. 1 auf s. 98.

Uns scheinen ausschlag gebend folgende [1]) meist von Braune, Beitr. I, s. 12 angeführten unterscheidungsmerkmale: dem nfr. verbum fehlt der plural auf -et, an dessen stelle allerdings auch sächs. oft, im ausgang des XV. jahrh. herschend -en tritt, s. o. § 73, 2, dem adj. die sw. form für den gen. dat. sg. f. und den gen. pl. aller geschlechter, s. o. § 64, 2. Dem nfr. eigentümlich (übrigens nicht daselbst herschend) ist ie, î für altes io, ê (statt sächs. ê, ei) s. oben § 41, 1, und o aus u vor m und n + consonant, wo das sächsische u bewahrt, s. o. § 13, 5. Andere verschiedenheiten der zwei mundarten sind weniger von belang oder haben, wie die von Paul a. a. o. nachgewiesenen, und die von uns betreffs des gebrauches von scal und sal oben § 59, 2 bemerkte, nur für die altdeutsche zeit gültigkeit. Doch genügen auch die gefundenen vollständig.

Durch sie scheinen uns eigentümlichkeiten, die das nfr. mit dem westfälischen im gegensatze zum übrigen sächs. teilt, so die häufigkeit des vocalnachschlages s. o. § 1, ersatz von unde durch ende, inde § 5, 2, ausfall von l vor s in als § 46, vollständig aufgehoben zu werden: ähnliche teilnahme an den eigenheiten benachbarter mundarten begegnen überall, vgl. z. b. den südosten des von uns behandelten gebietes: ebensowenig, als wir hier berechtigt sind, die grenze gegen das md. anders zu ziehen, als wir es getan haben, so dort!

Teilen wir nun die uk., die H. für seine ansicht anführt, nach dem entstehungsorte ein, und gehen mit den gefundenen kriterien an sie heran, so werden wir bemerken, dass die, die östlich von der auf unserer karte gezogenen linie entstanden sind, durchweg die specifisch sächsischen formen zeigen. Allerdings in verschiedenem masse! Die hart an der grenze entstandenen weichen mehrfach nach dem nfr. zu ab, vgl. die oben s. 97 angeführten paragraphen, die dies auch von andern in der nähe des nfr. entstandenen uk. nachweisen.[2]) Natürlich können fälle vorkommen, wo man nicht recht weiss: wozu soll

---

[1]) Natürlich dieselben, die wir oben s. 13 verwerteten.

[2]) In der Elberfelder gegend scheint das fränkische im laufe der zeit fortschritte gemacht zu haben, nach der von H. s. 212 aus Barmen beigebrachten hofrolle (XV. XVI. jahrh.), vgl. der naegelaissener guyder, 3. pl. hoerent, gaint, onses, sy.

man eine uk. rechnen? und man tut vielleicht hier und in ähnlichen lagen besser den streit fallen zu lassen, und von einem grenz- oder übergangsgebiete zwischen den zwei mundarten, hier also einem sächsisch-fränkischen zu reden (vgl. Paul a. a. o. s. 217).

Auch uk., die weiter östlich von der grenze entstanden sind, fügen sich mitunter nicht in allen stücken den oben aufgestellten kriterien, im ganzen haben wir aber keinen anlass, zwischen ihnen und den auch von H. s. 208. 212 als sächs. oder halbsächs. anerkannten dm. einen unterschied zu machen, und neben der sächs. eine nfr. geschäftssprache in Westfalen anzunehmen.[1])

Umgekehrt sind die im westen der grenzlinie entstandenen uk., wenn auch manche, deren heimat in der nähe des sächs. liegt, diese nachbarschaft nicht verleugnen, doch im grossen und ganzen, so weit uns zugänglich, rein nfr., und somit wertvolle belege für die ausdehnung dieser mundart.

Ebensowenig wie für das nfr. können wir für das mfr. den beweis der herschaft im westfälischen erbracht sehen. Wenige uk. sind es, auf die sich bei der annahme einer solchen H. stützt: in Elberfeld soll das mfr. amtssprache gewesen sein nach Lac. Arch. III, 281 (H. s. 261), in Bilstein nach Seib. II, 756 (nicht 75) v. 1360 (H. s. 291)[2]), und in Dortmund nach Lac., ukb. IV, 320. v. 1459 (H. 298). Aber die erste uk. zeigt niederdeutsche, nur durch das hd. beeinflusste sprache. Und die zweite und dritte, die wirklich mfr. sind, können darum nichts beweisen, weil jene ein vertrag ist, der 'mit mude, volbart unde willen' zweier Kölner canonici zu stande kommt, diese die verpflichtung des Kölner freigrafen Köln gegenüber

---

[1]) Einzelne ausnahmen sind nicht ausgeschlossen. So scheint Mark eine nfr. uk. ausgestellt zu haben noch vor der vereinigung mit Cleve: Lac. III, 731 (oder ist dieselbe in Werden entstanden?) — Die andern uk., die H. s. 206. 209 als beweis für den gebrauch des nfr. in actenstücken von und an Mark anführt, sind entweder auf des beteiligten rechnung zu setzen, wie Lac. III, 452 auf die des herrn von Laar in der Lymersch, oder sind gar nicht nfr.

[2]) Die 8 jahre später ausgestellte sächs. uk. Seib. II, 789 ist kein sicherer beweis für Bilstein: sie kann auch von Steinfurt aufgesetzt sein.

enthält: beide sind ganz einfach von Kölnern geschrieben. Auch die ausdehnung des mfr. im mittelalter, zu deren kenntnis übrigens andere von H. beigebrachte uk. dankenswerte beiträge liefern, beschränkt sich also auf die grenze, die wir, Braune folgend, ihr oben s. 15 und auf unserer karte gegeben haben.

In Westfalen aber herschte, entsprechend der mundart, auch in den kanzleien durchweg das sächs., wie dies ja auch die zahlreichen von uns verwerteten localen originalurkunden, die H. nicht anführt, bewiesen.

ANHANG II.

Georg Torquatus über zurückweichen des nd.

Erst nach vollendung des drucks lernte ich den XIII. band der geschichtsblätter für Magdeburg von 1878 kennen, der ausser anderen beiträgen zur kenntnis der nd. sprache [1]) einen interessanten aufsatz von Fr. Hülsse über das zurücktreten derselben enthält. Er hat zwar zum eigentlichen schauplatz die stadt Magdeburg, aber in der einleitung kommt H. auch auf das gebiet zwischen Magdeburg und Halle zu sprechen, und setzt sich mit der früheren herschaft des nd. und dem späteren verschwinden desselben in den dort entstandenen uk. auseinander, behandelt also einen vorgang, dem auch wir unsere aufmerksamkeit geschenkt haben (s. oben s. 18). Wie wir fasst er ihn nicht nur als einen literarischen, sondern als einen solchen, der in der wirklichen volkssprache stattfand. Er macht auf eine reihe von uk. aufmerksam, die wir nicht benutzt haben, am wichtigsten aber und ausserordentlich dankenswert ist ein zeugnis, das er aus dem geschichtswerk des Georg Torquatus beibringt, und dies möchte ich im nachfolgenden besprechen.

Georg Torquatus, nach dem jahre 1513 geboren (vgl. Boysens praef. bl. e 4), studierte (a. a. o. bl. e 1 v.) in Wittenberg,

---

[1]) Wir verweisen namentlich auf die mehrfach mit unserer arbeit sich berührenden aufsätze von Ph. Wegener, Zur charakteristik der nd. dial. bes. auf dem boden des Nordthüringgaues.

wurde pastor in Magdeburg und schrieb 1567—1574 (a. a. o. bl. e 2 v., praef. auct. s. 9) in lat. sprache Annales Magdeburgensis et Halberstadensis dioecesium. Ausser einer selbstbiographie vom jahre 1569 (Boysens praef. bl. d 4) war dies sein einziges werk. Schon 1575 starb er (a. a. o. bl. e 4). Erst 1761 wurden die Ann. als tom. I der monumenta inedita rerum Germanicarum, praecipue Magdeburgicarum et Halberstadiensium von Boysen herausgegeben, der auch mehreres aus der selbstbiographie bl. d 4 ff. der praef. veröffentlicht hat.

In dem ersteren werke nun befinden sich einige für die sprachgeschichte höchst interessante stellen, namentlich cap. 12 des lib. II, s. 94, in der Torquatus de peculiari idiomate linguae in his dioecesibus handelt. Ich hebe das für uns wichtigste heraus.

Er gibt an, dass daselbst die sächsische sprache gebraucht werde, aber eine viel weniger barbarische, als die im westen und norden übliche, wie sie früher allerdings nach den literarischen denkmälern auch in Magdeburg geherscht habe und bei den untern ständen und bauern noch gesprochen werde. — Was meint er mit jenem feineren platt? Darüber dürfte aufschluss geben die selbstbiographie, huszbok, von der schon die rede war. Boysen hat zwar, was er davon mitteilt, ins lateinische übersetzt, aber bei einigen wenigen stellen fügt er das original bei, und dies zeigt ein eigentümliches gemisch von nd. und hd. Ganz und fast rein nd. stellen, wie: de öffentlicke Scholle hebbe ick wol besocht, wechseln mit hd., z. b.: (dat eck) dir lebe mit Mund, Herz, und That u. s. w., doch die erstern scheinen zu überwiegen. Er wird also ein nd. meinen, das schon unter der zucht, unter mannigfachen einflüssen des hd. steht, ihm immer ähnlicher zu werden strebt. Eine analogie würde die sprache z. b. eines Schweizer gebildeten bieten, der hd. zu sprechen sich bemüht. Dahin zu wirken, dass dies sächsisch dem hd. immer mehr gleiche, das verlangt er auch wol, wenn er s. 107 die zukünftigen staats- und kirchendiener ermahnt, suscipere aliquam Saxonicae linguae excolendae curam, et ad Misnicam dicendi venustatem se a primis statim annis adsuefacere.

S. 95 kommt er dann auf einzelne landschaften zu reden. An der Bode, in der herschaft Calbe, in Bernburg und Barby

werde eine mundart gesprochen, die mit dem meissnischen und sächsischen viel ähnlichkeit, aber noch mehr verschiedenheit habe.

Im Saalkreis aber — und hier folgt das erwähnte zeugnis — in regione Salingorum hujus Episcopatus Mysorum lingua passim viget, cum haud longe supra nostrum aevum Saxonica ibidem principatum obtinuerit. Cives enim aliquot Halenses γεγηραμένοι καὶ ἀξιόπιστοι saepe affirmarunt, sua aetate et memoria primum Misnicam in ista loca introductam, ipsi pure Saxonice loquentes. — Hier haben wir also den positiven beweis dafür, dass das sächsische einst dort als volkssprache geherscht habe. Torquatus wuste noch von Halleschen bürgern, die selbst rein nd. sprachen[1]), und sich der ersten einführung des hd. — dem zusammenhange nach wol in der volkssprache — erinnern wollten.

Wollten — sage ich, denn ob wir ihnen, unbeschadet ihrer glaubwürdigkeit, gerade in diesem punkte glauben schenken dürfen, ist noch die frage. Eine solche veränderung der sprache geht bei den verschiedenen bevölkerungsklassen[2]) zu verschiedener zeit vor sich, und dass unsere zeugen gerade zu der geistig regsamsten gehört hätten, ist unbewiesen, und nicht einmal wahrscheinlich, wenn sie so treu an der sprache der väter festgehalten hatten. Ferner: schenkten wir ihnen glauben, so würden wir wol nicht umhin können, jene mitteilung als nur indirect dem Torquatus zu teil geworden anzunehmen. Setzen wir nämlich des Torquatus geburt und sein interesse an diesen sprachlichen dingen so früh als möglich, so könnte die mitteilung ihm doch nicht gut viel vor 1530 gemacht sein. Wir würden dann also, wenn wir jenen greisen das biblische alter geben, und ihre erinnerung bis zu ihrem 10. jahre zurückreichen lassen, doch nicht weiter als bis zum jahre 1460 kommen. Und so viel später als in den uk. und selbst den schöffenbüchern (s. oben s. 26) wird doch nicht der

---

[1]) Dass er sie selbst kannte und nicht die nachricht durch vermittlung anderer bekam, sagt er nicht ausdrücklich, doch haben wol die zeugen dem zusammenhange nach in seinem aevum noch gelebt.

[2]) In Magdeburg sind nach Hülsse s. 166 die fischer und schiffer die einzigen, die das nd. bewahrt haben.



erste anfang der umänderung der gesprochenen sprache stattgefunden haben.

Torquatus selbst — so scheint es auf den ersten blick — setzt den ersten anstoss zur einführung der hd. sprache in Halle in den anfang des XV. jahrhunderts, denn er fährt fort: quod accidisse puto, seitdem die alten erzbischöfe, ein Günther v. Schwarzburg u. s. w. meistens hd. redende leute an sich gezogen und an die wichtigsten posten gestellt hätten. Der sitte und sprache der hofleute wären seine, des Torquatus landsleute (nostri) gefolgt und hätten allmählich angefangen, sich von der barbarischen muttersprache abzuwenden. Doch jenes quod wird sich auch auf die vorhergehende seite beziehen. Denn das Magdeburger erzbistum muste doch wol dem Torquatus vor allen dingen auf die nächste umgebung wirken zu müssen scheinen. Auch nostri im folgenden satze lässt darauf schliessen, dass er nicht zum mindesten an das Magdeburger land denkt. Ebenso passt der weitere grund: der einfluss der die hd. universitäten Wittenberg und Leipzig besuchenden studierenden nicht weniger dafür als für Halle.

Die stadt Magdeburg hält er dann freilich noch für ganz besonders bevorzugt: Gelehrte und durch reisen gebildete könnten nur mit grösster schwierigkeit das sächs. anwenden, und nur mit grösstem widerwillen es angewendet sehen. Hier übertreibt er wol etwas. Denn er selbst rechnet sich doch gewis zu den literati und schrieb doch noch halb und halb sächsisch. Oder meint er hier das barbarische nd. der alten zeit und der untern stände?

Allzu genaue angaben über die zeit der einführung des md. in Halle dürfen wir also nicht von Torquatus fordern, und auch sein hauptmotiv, einfluss des hd. gewordenen erbistums hat er überschätzt: in Merseburg (s. oben s. 24) fand der umschwung statt, als der erzbischöfliche hof, soweit die kanzlei erkennen lässt, noch nd. war, und die kanzlei der stadt Magdeburg blieb es trotz der nähe des erzbischofs bis zur reformation: erst diese brachte hier wandel, vgl. Hülsse. Genug, die kunde vom gebrauch der nd. volkssprache lebte noch im XVI. jahrh. in der mündlichen überlieferung.

Nun ist uns auch eine fast rein nd. uk. aus Halle noch

vom jahre 1468, die Hülsse aus Dreyhaupt I, s. 801 anführt, nicht mehr unbegreiflich, wenn sie auch immerhin unter den vielen md. des jahrhunderts auffällt.

Inhaltsübersicht.

LEIPZIG. HERMANN TÜMPEL.

BEITRAEGE ZUR GESCHICHTE DER LAUTENTWICKELUNG UND FORMENASSOCIATION.

4. Die westgermanische consonantendehnung.

Zu den hervorstechendsten eigentümlichkeiten des westgermanischen, wodurch sich dasselbe als eine zusammengehörige gruppe vom skandinavischen wie vom gotischen[1]) abhebt, gehört die durch ein folgendes *j*, *v*, *r* oder *l* bewirkte consonantendehnung.[2]) Wiewol die hierher gehörigen tatsachen im allgemeinen ganz bekannt sind, so ist man über manche einzelheiten doch noch keineswegs so vollkommen im klaren, dass es sich nicht lohnte eine zusammenhängende darstellung zu

---

[1]) Freilich muss man wie bei allen derartigen vergleichungen im auge behalten, dass das got. uns nur auf einer altertümlichern entwickelungsstufe vorliegt. Wir wissen nicht, ob zur zeit des Ulfilas die consonantendehnung schon im westgerm. bestand, und ebensowenig lässt sich ausmachen, ob sie sich nicht auch im got. entwickelt haben würde, falls dasselbe nicht zu früh ausgestorben wäre. Das burgundische, welches ja nicht zum westgerm. gerechent zu werden pflegt, zeigt in eigennamen doppelschreibung, vgl. Wackernagel, Sprache der Burgund. s. 14.

[2]) Warum ich mich lieber dieses ausdrucks bediene als der bezeichnung 'gemination', wird nach Sievers, Lautphysiologie s. 90 klar sein. Ganz verfehlt ist für die von uns behandelte erscheinung der ausdruck 'consonantumlaut'. Ist es schon seltsam, zwei ihrer natur nach ganz verschiedene erscheinungen darum mit dem gleichen namen zu benennen, weil von den dabei wirksamen factoren einer in beiden der gleiche ist, so zeigt sich der name erst recht unbrauchbar, wenn sich herausstellt, dass auch diese gleichheit nur eine partielle ist. Einerseits wird der umlaut nicht bloss durch consonantisches, sondern auch durch sonantisches *i* hervorgerufen, anderseits wird die consonantendehnung nicht bloss durch *j*, sondern auch durch *r*, *l*, *w* bewirkt.

versuchen, wobei natürlich wider der leitende gesichtspunkt sein muss, aus den durch ausgleichung mannigfach verwirrten verhältnissen den ursprünglichen, lautgesetzlich entwickelten zustand herauszuschälen.

Was die auffassung des vorgangs im allgemeinen betrifft, so darf die noch von Scherer auch in der neuen auflage der gesch. d. deutsch. spr. vertretene ansicht, dass in der dehnung eine assimilation des *j* an den vorhergehenden consonanten vorliege, jetzt als ein überwundener standpunkt betrachtet werden. Es genügt schon darauf hinzuweisen, dass das *j* auch nach der doppelconsonanz noch vielfach in der schreibung *i* oder *e* erscheint. Man könnte allerdings versucht sein darin nur ein zeichen für die mouillierung zu sehen. Indessen würde man ein solches zeichen doch wol nur vor dunkeln vocalen erwarten, nicht vor *e*, vor welchem *i* im alts. allgemein geschrieben wird. Und wie wäre überhaupt noch mouillierung möglich gewesen, wenn das consonantische *i* durch die assimilation seine ursprüngliche natur ganz aufgegeben hätte? Das richtige hat meines wissens zuerst Holtzmann gesehen, indem er die gemination vor *j* mit der vor *r*, *l*, *w* parallelisierte (vgl. altd. gr. s. 169), und Sievers hat dann Beitr. V, s. 161 den vorgang aus circumflectierender betonung erklärt.

Indessen geht der parallelismus doch nicht so weit, dass sich die betreffenden laute in ihrer wirkung auf den vorhergehenden consonanten völlig gleich verhielten. Ein wesentlicher unterschied besteht darin, dass *w*, *r*, *l* nur auf germ. verschlussfortis wirken[1]), während die wirkung des *j* eine weit durchgreifendere ist. Die letztere ist es wesentlich, die noch vielfach der klarlegung bedarf, weil durch sie die analogiebildung in lebhafte tätigkeit gesetzt ist, während wir die wirkung des *w*, *r*, *l*, für die das material ziemlich vollständig bei Holtzmann zusammengestellt ist, nur gelegentlich zur vergleichung heranzuziehen brauchen.

---

[1]) Auffallend ist allerdings *daucgal* bei Is. Die doppelschreibungen in ags. *hriddel*, *blœddre* neben *blœdre*, *mœddre*, *nœddre* neben *nœdre*, *tuddor*, *tyddran* neben *tudor*, *tydran*, *clibbor* sind mir nicht klar. Jedenfalls sind die beweise für den mangel einer wirkung, welche der des *j* entspräche, zahlreich.

Zunächst kommt es darauf an das lautgesetz bestimmt zu fassen, zu constatieren, ob die wirkung des *j* eine allgemeine ist, oder ob gewisse fälle ausgeschlossen werden müssen. Nur scheinbare ausnahmen liegen da vor, wo *j* erst in einer späteren periode, nachdem das gesetz schon gewirkt hatte, hinter einen consonanten getreten ist. Dies ist der fall in den ags. verben auf *-ian* (*-igan*) = alts. *-oian*, wozu sich einige analoga auch im Cott. des Hel. finden (*laðian, liðian* etc.) und die genitive und dative der ursprünglichen *i*-stämme im alts. *scepies*, *scepie* etc.), die erst spät in die *ja*-declination übergeführt sind, vgl. Beitr. IV, s. 397. Im ersteren falle steht übrigens in wirklichkeit gar kein *j* hinter dem consonanten, sondern silbenbildendes *i*, an welches sich beim übergang zum folgenden vocal ein consonantisches *i* anschliesst, vgl. Beitr. VI, s. 181.

Ob *w* durch *j* eine entsprechende modification erleidet, können wir hier nicht untersuchen, da diese frage nur in zusammenhang mit andern das *w* betreffenden fragen erörtert werden kann.

Sicher eine ausnahmestellung nimmt *r* ein, gleichviel ob es ursprünglich oder aus *z* entstanden ist. Dabei stossen wir auf eine eigentümliche schwierigkeit. Dem ags. und alts. ist *rr* aus *rj* durchaus fremd. Dagegen zeigen die meisten ahd. denkmäler (doch z. b. nicht die Keronische glossensammlung) neben einfachem *r* mit erhaltenem *i* auch doppelschreibung, meist mit verlust des *i*. Schwerlich dürfen wir mit Kögel, Ker. gloss. s. 134 *rr* als eine jüngere assimilation aus *rj* auffassen. Das nebeneinanderbestehen beider in den gleichen denkmälern weist darauf hin, dass nur je das eine lautgesetzlich entwickelt sein kann. Denkbar wäre es, dass das verhältnis *nerru-neris* etc. nur nach analogie von *zellu-zelis, frummu-frumis* etc. herausgebildet wäre. Es sind aber noch weitere möglichkeiten in betracht zu ziehen, wodurch wir vielleicht zu einer befriedigenderen erklärung gelangen. Es könnten die beiden *r* ursprünglich verschieden behandelt sein; dann muste wol, nachdem der lautliche unterschied zwischen ihnen sich verloren hatte, eine vermengung eintreten und die eine klasse auf die andere wirken. Es könnte aber auch sein, dass die gemination ursprünglich nur nach langer silbe

eingetreten wäre und sich erst von da aus auf die kurzsilbigen verba verbreitet hätte.

Diese letztere auffassung dürfte die meiste wahrscheinlichkeit für sich haben. Jedenfalls steht das unterbleiben der consonantendehnung in zusammenhang mit der erhaltung des *i*, wie sie nur die kurzsilbigen stämme zeigen. Das *i* in *heries*, *neriu* etc. muss ein anderes gewesen sein als das in *hor(r)(i)u*, *frumm(i)u*, welches nur noch in den ältesten denkmälern auftritt. Im ags. schwankt die schreibung zwischen *nerian* — *nerizan*, *nerzan* etc. (gerade wie *lifian* — *lifizan* — *lifzan* etc.) und noch im mhd. haben wir *nerigen*, *neregen* neben *nergen*. Wir werden nach diesen schwankenden schreibweisen den ursprünglichen lautwert anzusetzen haben als *i* sonans + *i* consonans, aus welchem letzteren sich dann palataler reibelaut entwickelt. Dies *rij* ist offenbar aus urgermanischem *rj* durch svarabhakti entwickelt und mit *burug* aus *burg* u. dgl. physiologisch auf eine linie zu stellen. Die svarabhakti nach *r* vertritt die dehnung, wie wir sie bei den übrigen consonanten finden, denn sie beruht auf derselben ursache, der circumflectierenden betonung. Es scheint, dass sie vor wirkung des westgermanischen syncopierungsgesetzes eingetreten ist, weshalb ags. *here*[1]) aus **harije* gegen *bed* aus **badje*. Doch können wir auch eine reihenfolge **harje*, **harj*, **harij*, *heri* nicht mit sicherheit für unmöglich erklären. Nach dem eintritt der svarabhakti konnte natürlich nicht noch consonantendehnung erfolgen, da die veranlassung dazu beseitigt war. Nach langer silbe ist sie entweder niemals eingetreten oder durch das syncopierungsgesetz wider beseitigt, so dass sich also hier *j* unmittelbar an den consonanten anschloss.

Scheinbar die gleiche behandlung wie nach *r* in kurzer silbe hat *j* in ahd. *prunia* = mhd. *brüneje*, *brünege*, in ahd. *uuinia* = mhd. *winege* und in ahd. *redia*, *rediôn* = alts. *rethia*, *rethien* erfahren. Aber daneben stehen *prunna*, *brünne*, *uuinna*, *winne* und *n* unterliegt sonst zweifellos der verdoppelung. Von alts. *th* behauptet allerdings Holtzmann s. 158,

[1]) Ahd. alts. *heri* ist natürlich ebenso aufzufassen, nur können wir es nicht als beweis verwerten, weil im ahd. allgemein, im alts. teilweise das *i* auch auf die sonstigen kurzsilbigen *jo*-stämme übertragen ist.

dass es nicht geschärft werde. Indessen ist, so viel ich sehe, das einzige sonst in betracht kommende beispiel das (übrigens von H. übersehene) einmal belegte *giuurethian* M = *giuureðien* C. Es kann daher recht wol zufall sein, dass die dehnung des *th* im alts. nicht belegt ist. Im ags., wo leider *rethia* fehlt, ist sie unzweifelhaft, vgl. *niððas* (das daneben stehende *niðas* wol aus dem allerdings jetzt nicht mehr zu belegenden sg. **nið*), *smiððe, scyððan, pæððan, stæððan.* Dass sie im ahd. vorhanden ist, werden wir weiter unten zu zeigen haben. Demnach müssen wir uns für *redia* ebenso wie für *prunia* und *uuinia* nach einer anderweitigen erklärung umsehen. Rein lautlich entwickelt müsten die nominative *bruni, uuini, redhi*[1]) lauten. Es kann nur die frage sein, ob die wörter urgerm. noch stark oder schon schwach flectierten. Daraus scheinen *brunia, uuinia* und *rethia, redia* entstanden, indem an die fertige nominativform noch einmal die endung der *a*-stämme angetreten ist, und wir können damit formen wie alts. *eldiu* u. dgl. zusammenstellen, während in dem daneben stehenden *reda* einfacher übertritt in die *a*-declination erfolgt ist. Das verb. *redion* muss sich dann an das subst. angelehnt haben.

Abgesehen also von *w* und von *r* in kurzer silbe ist die dehnung bei allen consonanten eingetreten. Insbesondere muss hervorgehoben werden, dass sie auch nach langem vocal und nach consonant einmal allgemein vorhanden gewesen sein muss. Man könnte denken, dass hier der consonant anders behandelt sein müste als nach kurzer silbe, weil nach Sievers gesetz im urgerm. nicht wie dort *i* consonans, sondern *i* sonans folgte. Indessen beschränkt sich die abweichende behandlung auf diejenigen fälle, in denen *i* den nebenton trug: **hwaiti, gabirgi, *wilþi* aus **hwaitìe, *gabirgìe, *wilþìe,* dagegen wo es nicht mit dem nebenton versehen war, ist das *i* im westgerm. frühzeitig zum consonanten herabgesunken, und damit der unterschied zwischen langsilbigen und kurzsilbigen stämmen verwischt. Wäre es sonant geblieben, so hätte es durch die westgerm. vocalsyncope getilgt

---

[1]) Auf die noch wirklich überlieferten *pruni, prunni, redi* ist wol wegen der beschaffenheit der betreffenden quellen kein gewicht zu legen, wol aber auf die composita *Brunihild, redihaft.*



werden müssen, und zwar im ahd. und alts. ohne umlaut zu hinterlassen. Da nun der umlaut vorhanden ist und auch reste des consonanten selbst, so hätte man daraus zu schliessen, dass der übergang des sonanten in den consonanten vor wirkung des syncopierungsgesetzes fällt. Indessen dürfte sich eine andere auffassung noch mehr empfehlen: der übergang ist nicht der syncope voraufgegangen, sondern er ist eine wirkung derselben, d. h. es war schon vorher nicht einfaches *i* sonans, sondern, wie wir es oben nach *r* in kurzer silbe angenommen haben, *i* sonans + *i* consonans vorhanden, wovon das erstere durch die syncope getilgt wurde. Diese aussprache mag wol die ursprüngliche indogermanische sein, wie wir sie auch für nasalis und liquida sonans anzusetzen haben ganz wie in nhd. *beritt(e)ne, schütt(e)le* etc.

Allerdings wird von einigen alten denkmälern abgesehen nach langem vocal nur einfacher consonant geschrieben. Wir haben darin aber nur eine jüngere aufhebung der alten dehnung zu sehen, die aus naheliegenden physiologischen gründen allgemein nach langem vocale eingetreten ist, namentlich noch in schwachen praeteritis wie *leita, huota* etc. Beweis für das einstige vorhandensein der dehnung sind zunächst die gerade in den ältesten quellen noch vorkommenden doppelschreibungen. In BR herscht die doppelconsonanz noch durchaus und die vorkommenden ausnahmen scheinen durch angleichung an die formen, denen einfache consonanz zukommt, erklärt werden zu müssen. So finden sich neben 7 *auckan,* 1 *hneickan*, 1 *kenuackan* nur 3 *augan*, 1 *kenuagan* (vgl. Seiler Beitr. I, s. 407), letztere, wie schon das *g* beweist, nach *augit* etc.; ferner neben regelmässigen *arabeittan, leittan, nôttan, uuâttan* nur 1 *arbeitan* (Seiler s. 415). Etwas schwankender sind die verhältnisse bei *b* und bei nasal und liquida, vgl. Seiler s. 419. 453. 437 (vgl. ausserdem *milla* 54 und *uriutto* exstirpator 80. In Hymn. ist die gemination das gewöhnliche bei *t*, *n* und *r*, vgl. Sievers s. 21. 22. Im Keronischen gloss. ist die erhaltung der gemination nicht häufig; die fälle von *ll*, *nn* bei Kögel s. 135, ausserdem *cascaitte* divisione Pa, 28, 39 und *rottendit* (= *rotenti* Pa.) rubicundum gl. K. 149, 31. In Frg. schwankt *rr* und *r* in *hôrren* — *hôren*; ausserdem *kapeinnono* 16, 2. Exhort. bietet *galauppenne*, Mu. *suannan* 74.

85, *uuissant* 80, *lossant* 82, *arteillan* 86. Bei O. finde ich nur *uuanne* (*uuannu*), vgl. Kelle s. 50. Sonstige beispiele aus glossen bei Holtzmann und Graff. Das gerundium (*tuanne* etc.) kommt wegen des systemzwanges hierbei nicht in betracht. Allerdings sind es nur die ahd. quellen, aus denen die doppelschreibung genügend zu belegen ist, denn vereinzelte fälle im alts. und ags. wie *rikkian* Hel. C. 548, *anthettea* M. 297, *rècce* (2. sg. opt.), Guthlac 262 (aber auch *rècceð* Beow. 434), *sèccende* Ps. C. 119 sind von zweifelhaftem wert. Da aber die dehnung nach kurzem vocal gemeinwestgerm. ist und die nach langem offenbar durch den nämlichen process erfolgt ist, so dürfen wir mit einiger wahrscheinlichkeit vom ahd. auf die übrigen westgerm. dialecte schliessen.

Dazu kommt, dass wir bei der durch *r* bewirkten dehnung auch im alts. und ags. gemination nach ursprünglich langem vocale finden: alts. *hluttar* = ags. *hluttor* und ags. *attor*. Daneben allerdings auch *hlutor, ater*; es ist aber die frage, ob dieses schwanken von gewicht ist, da es sich auch in den meisten wörtern mit ursprünglich kurzem vocal findet wie *bittor* — *bitor, snottor* — *snotor* etc. Uebrigens ist bei diesen wörtern auch im ahd. die doppelschreibung häufig, *hluttar* besonders im Keronischen gloss. Man könnte nun allerdings aus der bewahrung der gemination in diesem falle gerade den schluss ziehen wollen, dass auch die durch *j* bewirkte gemination bewahrt sein müste, wenn sie einmal vorhanden gewesen wäre. Indessen liegt die sache so, dass hier eine ganz besondere ursache zu abweichender behandlung vorhanden ist. Offenbar ist die verkürzung des vocals, wie wir sie in mnd. *lutter*, nengl. *atter* finden, alt, ist aber natürlich lautlich nicht in den formen *hlûttor, âttor* eingetreten, die nach den sonstigen analogien nur **hlûtor*, **âtor* ergeben konnten, wie sie vielleicht noch wirklich vorliegen, sondern in den syncopierten **hlûttres*, **âttres* etc.

Als reste der dehnung nach consonant könnten die schreibungen *agenggun* lamiae (von Ho. aus Sanctgaller glossen angeführt) und *hanckendi* gl. K. 212, 27 gelten, wenn sie nicht zu vereinzelt wären. Falls die entwicklung des zwischenvocales erst nach der consonantendehnung fällt, wie nicht unwahrscheinlich, so würden hierher auch fälle wie *zimbirren,*

gagannen u. dgl. gehören. Auch hier ist die doppelschreibung auf die ältesten denkmäler beschränkt. Die verkürzung des ursprünglich gedehnten consonanten beruht wol auf der tonlosigkeit (vgl. *soliher* etc. aus *solihher*), liesse sich allerdings auch aus ausgleichung erklären.

Zweifellos fest steht die dehnung in nicht hochbetonter silbe, auch für das alts. und ags. Hierher gehören insbesondere die feminina auf *-inna, -unna*, das gerundium, die verba auf ags. *-ettan* = ahd. *-azen, -izen,* und mit langem vocal die bildungen auf *-âri*, die besonders in BR reichlich mit *rr* belegt sind.

Mit den belegen wirklicher doppelschreibungen sind die beweise für die allgemeingültigkeit des gesetzes nicht erschöpft. Es kommen weiterhin veränderungen in der qualität der consonanten in betracht, die ihre ursache in der dehnung haben, namentlich die abweichende behandlung bei der lautverschiebung. Es wird in dieser hinsicht noch manches genauer und bestimmter zu fassen sein als es bisher geschehen ist. Dies kann aber nur geschehen, indem wir gleichzeitig die in ausgedehntem masse eingetretenen störungen der ursprünglichen verhältnisse ins auge fassen.

Für die verba auf *-jen* gilt bekanntlich die regel: erhaltung der kürze in 2. 3. sg. ind. und 2. sg. imp. praes. und im praet. und participialadjectiv, dehnung in den übrigen formen des praes. Wir müssen voraussetzen, dass dies verhältnis bei allen verben bestanden hat, auch da, wo wir es nicht mehr nachweisen können, und der beste beweis für diese voraussetzung liegt darin, dass auch in den fällen, in denen die ältesten quellen diesen unterschied noch bewahrt haben, die allmählige aufhebung desselben erfolgt und sich geschichtlich verfolgen lässt. Die svarabhakti nach *r* steht genau in denselben formen wie die dehnnng. Das unterbleiben der dehnung im imp. beruht darauf, dass schon im urgerm. nicht *j*, sondern *i*, und zwar mitteltoniges auf den consonanten folgte, vgl. Beitr. VI, s. 161. In der 2. 3. sg. ind. aber ist das *j* nach einem, wie ich weiterhin noch auszuführen gedenke, durchgehenden westgermanischen gesetze vor dem folgenden *i* ausgefallen, bevor die dehnung eintrat.

Während dieser wechsel beim verb. allgemein bekannt ist, so scheint man sich bisher noch nicht klar gemacht zu haben, dass teilweise auch beim nom. ein entsprechender wechsel bestanden haben muss. Bei den weiblichen *ia*-stämmen gieng der nom. sg. auf *-î* aus, welches natürlich den vorhergehenden consonanten nicht dehnen konnte. Da aber dieser entweder frühzeitig durch die accusativform verdrängt ist oder, wo er sich erhalten hat (*kuningin*), durch die syncope in den auslaut getreten ist, wo ohnehin auch doppelconsonanz hätte vereinfacht werden müssen, so hat die einfache consonanz des nom. abgesehen von den besprochenen *brunia, uuinia, redia* nicht auf das sonstige system eingewirkt. Im nom. acc. sg. der männlichen und neutralen langsilbigen *io*-stämme ergab sich aus **hwaitie*, **gabainie* etc., **hwaiti*, **gabaini* ohne *j*, also ohne consonantendehnung. Eben so wenig konnte eine solche im nom. und acc. pl. neutr. (des adj. und ursprünglich auch des subst.) eintreten, wo *i-u* sich zum diphthongen *iu* zusammenzog, vgl. Beitr. VI, s. 164. Bei den kurzsilbigen sind die verhältnisse anders, weil das *i* von hause aus durchgängig consonant ist. Uebereinstimmend aber bei sämmtlichen *io*-stämmen muss der dat. pl. einfache consonanz bewahrt haben. Denn hier muste nach dem eben bezeichenten gesetze das *j* vor dem *i* der casusendung schwinden (*-jim* aus älterem *-iom*, *-iem*, vgl. Beitr. VI, s. 221). Diese theoretisch zu machende voraussetzung wird zur gewisheit erhoben durch die von Seiler (Beitr. I, s. 437) bemerkte tatsache, die sonst höchst auffallend sein würde, dass in BR die substantiva auf *-ari*, während sie sonst in den obliquen casus das *r* gewöhnlich verdoppeln (8 gegen 2) im dat. pl. stets (6 mal) einfaches *r* bieten. Die beweiskraft dieser tatsache wird dadurch nicht abgeschwächt, dass die endung in allen sechs fällen nicht *-im*, sondern *-um* ist. Es hat eben einfache übertragung der endung der *o*-stämme stattgefunden, während in den je einmal belegten *keuuatim* und *uuidarmuotim* (also auch mit einfacher consonanz) die ursprüngliche form noch bewahrt ist. Eben wegen des durchgängigen mangels der gemination kann das *-um* nicht aus *-ium* abgeleitet werden, abgesehen davon, dass *-im* sonst gerade durch die ältesten denkmäler als das ursprüngliche erwiesen wird. Es begreift sich, dass von der

bezeichenten grundlage aus in den langsilbigen *io*-stämmen so gut wie im verb. sowol der kurze als der gedehnte consonant leicht verallgemeinert werden konnte, während in den kurzsilbigen der einzige dat. pl. nicht für die übrigen casus massgebend werden konnte, sondern sich diesen anbequemen muste, wie denn auch schon in BR *pettum* begegnet. Ebenso ist es begreiflich, wenn der instr. sg. und der gen. pl. der *i*-declination wegen ihrer vereinzelung gegenüber den übrigen casus die gemination nicht haben behaupten können, so dass sie in unsern denkmälern nicht mehr nachweisbar ist.

Betrachten wir nun die einzelnen consonanten nach ihrer lautlichen gestaltung in verbindung mit der geschichte der beseitigung des ursprünglichen wechsels innerhalb der flexion. Ich will dabei etwas ausführlicher sein, als es demjenigen nötig scheinen mag, der meine methodologischen voraussetzungen teilt. Denn ich sehe wol, dass man für manchen andern nicht tatsachen genug häufen kann, um ihm das, was uns selbstverständlich erscheint, ad oculos zu demonstrieren. Ich werde dabei die einwirkungen des praes. auf das praet. aus dem spiele lassen. Diese muss ich in anderem zusammenhange behandeln, weil dabei noch anderweitige momente in frage kommen.

Am klarsten liegen die verhältnisse bei *m*, *n*, *l*, weil sie keine qualitativen modificationen erleiden, und weil sie im verb. nach kurzem vocal nicht nur im alts. (vgl. bei Schmeller *fremmien, frummien, uuennien, quellien, tellien*) und ags. (vgl. bei Grein *fremman, trymman, þennan, dwellan, syllan, tellan*), sondern auch in den älteren ahd. denkmälern den regelmässigen wechsel noch so gut wie ganz ungestört bewahren, ausnahmslos z. b. in BR (vgl. Seiler s. 453) und O (vgl. Kelle s. 45); die wenigen unregelmässigkeiten im Keronischen gloss. können leicht auf ungenauer schreibung beruhen, vgl. darüber Kögel s. 135. Die später eintretende ausgleichung, in deren durchführung T wol allen gleichzeitigen denkmälern voraus ist (vgl. Sievers s. 25), fällt im hochdeutschen überwiegend zu gunsten des einfachen consonanten aus. Doch erhalten sich daneben auch bis ins mhd. und bis in die neuern mundarten hinein formen mit verallgemeinerter consonantendehnung. Namentlich ist *ll* im mhd. neben *l* ziemlich verbreitet, so in

quellen, sellen, twellen, zellen, zuweilen auch *schellen, wellen* (die formen meist durch reime gesichert), vgl. die belege bei Lexer. Ihnen stehen die praeterita *qualte, salte, twalte, zalte, schalte, walte* zur seite, die zum teil sicher altertümlich sind und auf die bewahrung der doppelconsonanz im praes. gewirkt haben. Aber auch *dennen, mennen, wennen* sind zu belegen, namentlich aus der Martina. Ferner ist keine ursache die verba *(ge)stemen* und *stemmen*[1]) von einander zu trennen, und wir hätten somit auch einen fall, in welchem die doppelconsonanz sich in der nhd. schriftsprache festgesetzt hat. Das niederdeutsche begünstigt die doppelconsonanz, vgl. im mnd. wb. *schellen* (*schillen*), *sellen, tellen, dennen, quellen* neben *quelen, spennen* neben *spenen*; *wennen* kenne ich aus dem neund. (doch vgl. *entwenende* mnd. wb. I, s. 707). — Die dehnung in den langsilbigen und mehrsilbigen verben ist am besten in BR bewahrt, wenn sich auch bei ersteren schon einige ausnahmen finden (vgl. Seiler s. 453).

Das nach *r* bewahrte *i* ist, wie schon oben bemerkt, als *i* sonans + *i* cons. aufzufassen. Aus letzterem entwickelt sich wie überhaupt zwischen vocalen der reibelaut *j*, der dann auch durch *g* bezeichent wird. Indem dann im mhd. der unbetonte vocal nach *r* in kurzer silbe einem allgemeinen gesetze gemäss schwindet, tritt der reibelaut unmittelbar hinter *r*, und wahrscheinlich erst dadurch wird der übergang des reibelautes in den verschlusslaut veranlasst (vgl. den entsprechendeu übergang von *rw* in *rb*). Diese entwickelung liegt klar vor in dem bis ins nhd. erhaltenen *scherge* = ahd. *scario,* mhd. *scherige, scherje, scherge.* Dies wort gibt uns einen massstab zur beurteilung der übrigen. Wir dürfen nicht zugeben, dass das ahd. *i* nach *r* in kurzer silbe jemals geschwunden ist, sondern

---

[1]) Ein starkes verbum *stemen* anzusetzen sind wir nicht berechtigt. Die mehrmals vorkommende reimbindung mit *nemen* reicht doch nicht aus um zu erweisen, dass das *e* nicht aus *a* umgelautet sein kann. Eine entschieden schwache form ist der imp. *gesteme.* Dagegen beruht *ich gestime* Engelh. 442 auf einer conjectur Haupts, die eben deshalb verworfen werden muss, weil sie eine durch nichts zu rechtfertigende form schafft. Gegen die ansetzung eines ablauts **stime* — *stam* spricht auch der umstand, dass das wort offenbar aus gleicher wurzel stammt wie *gistuomi,* also in die *A*-reihe gehört.

bei rein lautlicher fortentwickelung muste daraus stets mhd. *ig, g*, nhd. *j* werden. Wenn wir neben dem gewöhnlichen *verge* (noch jetzt mundartlich) auch *vere, ver* finden, so werden wir das dem einflusse des verbums *vern*, auch wol direct dem von *varn* zuzuschreiben haben, da der etymologische zusammenhang hier nicht verdunkelt war wie bei *scherge — schar — beschern.* Und ebenso mag auch wol schon ahd. *ferro* = mhd. *verre* auf einwirkung des verb. beruhen. Wir haben demnach wider in den fällen, wo ahd. *ri*, resp. *rr* einerseits und einfaches *r* anderseits in wechselverhältnis standen, im ausgedehnten masse ausgleichung anzunehmen, und wider fällt dieselbe überwiegend zu gunsten der einfachen consonanz aus (hier auch im nd.) und zeigt sich bereits bei T. Doch sind im mhd. noch beträchtliche reste sowol von *ri* als von *rr* erhalten, ersteres besonders in der Vorauer hs., aber auch in späteren quellen, letzteres, wie es scheint, besonders in hochalemannischen denkmälern. So finde ich bei Lexer belegt *berjen, cherigen, her(i)gen, ner(i)gen, swer(i)gen, terigen, werjen, -(i)gen.* Zu *bern* gehört wahrscheinlich erst als eine jüngere ableitung *ber* (bei Ulrich v. Singenb.), wozu in der Martina ein pl. *berje* (: *scherje*) gebildet wird. Eigentümlich ist das verhältnis von *schürn* zu *schürgen.* Eine verschiedenheit der bedeutung ist insoweit vorhanden, als im sinne von 'feuer anschüren' ausschliesslich *schürn* im gebrauch zu sein scheint; aber in der allgemeineren bedeutung 'antreiben' werden beide in gleicher weise gebraucht. Dazu kommt, dass neben dem (wahrscheinlich auch erst jungen) md. subst. *schürge* (anstoss) bei Jeroschin auch *schür* gebraucht wird. Das *g* in *schürgen* ist aber wie ahd. *scurgan, scurkan* beweist, sicher nicht aus *j* entstanden. Sollte vielleicht *schürn* neben *schürgen* nach der analogie *nern* = *nergen* etc. gebildet sein? Doppelconsonanz ist belegt in *berren, bürren, erren, nerren, swerren, werren* und wahrscheinlich *ferren.*[1]) Ursprüngliche identität von *zerren*

[1]) Hierher möchte ich nämlich die von Lexer unter *verren* 'entfernen' gesetzte stelle, Krone 24457 ziehen: *er muoz heim verren sîner ougen blicke.* Vielleicht ebenfalls hierher (man vgl. den intransitiven gebrauch von *vern*) gehört ib. 27636: *dar umbe daz sie* (die brücke) *daz lant vor aller freise solde behalten, obe ez wolde ieman an ferren und mit iht verwerren.*

und *zern* wird man nicht zugeben dürfen. Denn schon Hymn. 24, 8, 1 steht das part. *kizerrit*.

Für *ss* gibt es nur éin beispiel, an dem sich der reguläre wechsel klar nachweisen lässt: ags. *cnyssan* — 3. sg. *cnyseð* = ahd. *chnussan* — *knusit*, *knusita*, *giknusit* (reichlich belegt). Nach langem vocal ist *ss* noch belegt in *uuissan* BR und *uuissant*, *lossant* Mu. Als ein beispiel im subst. dürfen wir *îssia* stiria betrachten.

Bei dem *h* muste dem wechsel der quantität ein wechsel der qualität parallel gehen nach dem Beitr. VI, s. 558[1] besprochenen gesetze. Das kurze *h* vor vocal stand im silbenanlaut, war daher = nhd. *h*, das lange vor *j* ward, wenigstens zum grösseren teile, zur vorhergehenden silbe gezogen, war daher = nhd. *ch*. Daher ahd. *hlahhen*[1]), ags. *hlyhhan* (alts. nur *hlogun*, *bihlagan*, nach dem mnd. und nnd. ist **hlahhien* zu vermuten) = altn. *hlœja*. Einen regelmässigen wechsel im praes. vermag ich nicht mehr nachzuweisen. In der ags. Gen. steht zweimal *hlihende*, also *h* in einer form, der *hh* zukommen würde, dagegen *ahlyhheð* Ps. Th. 85, 11. Im ahd. scheint schon in sehr früher zeit *hh* durch das praes. durchgeführt und auch in *hlahhên* übergeführt; denn auf das von Graff aus Ra angeführte *lahet* adrisit ist kaum gewicht zu legen. Auch nach langem vocal muste *hh* (*ch*) entstehen, und dieses konnte natürlich in späterer zeit eben so wenig zu *h* werden wie *hh* = urgerm. *k*. Wir müsten daher bei ungestörter lautlicher entwickelung noch im mhd. zu *ræhe, smæhe, spæhe wæhe zæhe* die flectierten formen **ræcher*, **smæcher* etc. erwarten, und die durchführung des *h* beruht auf ausgleichung. Zum glück haben wir wenigstens noch einen sichern fall der entgegengesetzten verallgemeinerung des *hh*, nämlich ahd. *seihhen* (belegte formen: *seicho, seihhit* (mulcet gl. K. = *sehhit* Ra), *seichen*, *seichinden* = mhd., nhd. *seichen*, nnd. *sêchen*, causativum zu *sîhan*. Dazu kommt das subst. mhd. *seiche* aus **seihje*. Das

[1]) Dies wort ist noch hinzuzufügen zu den von Braune Beitr. IV, s. 541 ff. beigebrachten belegen für umlauthindernde wirkung des *h*. Es liefert uns den besten beweis dafür, dass die in jüngerer zeit auftretenden umlaute nicht etwa als nachträgliche wirkungen des alten *i* aufgefasst werden können, sondern nur als wirkungen der analogie, wie sie bei *lachen* ausgeschlossen waren.

masc. *seich* (ahd. nur im nom. belegt) bildete jedenfalls ursprünglich den gen. *seihes,* lehnte sich dann aber begreiflicherweise an das verb. an. Fraglich ist, ob wir spätmhd. *hœchen* neben *hœhen, vlœchen* neben *vlœhen* und ähnliches, sowie nhd. *scheuchen* neben *scheuen* (die bedeutungsdifferenzierung erst secundär) hierher ziehen dürfen. Denn das *ch* kann auch vom praet. und von denjenigen formen des praes. her, in denen es durch jüngere vocalauswerfung entstanden ist (*schiu*(*c*)*ht* etc.) verallgemeinert sein.

Beim *f* haben wir den wechsel noch klar vor uns in *heffu* — *hevit,* namentlich in BR und O; von *intseffen* sind die formen mangelhaft belegt. Im alts. und ags. auch wechsel, aber *bb* : *ƀ* (*f*). Wir sind danach wol zu der folgerung genötigt, dass die in diesen dialecten allgemeine erweichung vor die consonantendehnung fällt. Auffallend nun ist *hepfu, ubarhepfendi* bei Is., wozu Holtzm. s. 310 noch *erhepfent* aus Gc. 10 und *urhepphantiu* aus Da. beibringt. Ich bin nicht im stande das verhältnis dieses *pf* zu sonstigem *ff* zu bestimmen. Man könnte vergleichen mhd. *hepf, hepfen* (hefe) und *opphar* aus *offerre.* Indessen dürfte es doch geratener sein das letztere direct aus *obferre* abzuleiten. Auch nach langem vocal und nach consonanten müsten wenigstens im oberdeutschen *ff* und *f* lautlich verschieden geblieben sein, wie wir nach analogie des aus *p* verschobenen *ff* schliessen müssen, welches sich im al. als fortis gegenüber der das alte *f* vertretenden lenis bewahrt, vgl. Winteler, Kerenzer mundart s. 43. Aber in den wenigen vorhandenen beispielen (*hiufan, huerfan*) hat frühzeitig wie bald auch in *heffen, intseffen* ausgleichung zu gunsten des einfachen *f* platz gegriffen, und kaum lässt sich wegen der geringfügigkeit des materials daraus, dass in Pa. und gl. K. *u* nur an stelle von altem *f*, nicht von *ff* erscheint, der schluss ziehen, dass in diesen denkmälern der unterschied noch bewahrt war.

Wir kommen zu den lauten, die im hochdeutschen der verschiebung unterliegen. Bei sämmtlichen findet ein verschiedenes verhalten des gedehnten und des kurzen lautes statt.

Der wechsel zwischen *tt* und *t* im praes. der kurzsilbigen verben ist im alts. und ags. noch der regel gemäss vorhanden,

vgl. Schmeller *lettian, sittian,* Grein *hwettan, settan, sittan.* Allerdings treten daneben im ags. auch schon formen wie *setteð, sittest, sitteð* auf. Schwankender ist schon im ags. die schreibung bei den verben auf *-ettan, -etan.* Wir dürfen daraus mit sicherheit schliessen, dass auch im hochdeutschen einmal dieser wechsel bestanden hat, wenn auch die aus *tt* verschobene affricata allgemein zur herschaft gelangt ist, wie es scheint, schon in den ältesten quellen, da wenigstens diejenigen, welche durchaus oder teilweise in der schreibung einen unterschied zwischen affricata und blossem reibelaut machen, für die erstere entscheiden; vgl. bei Is. *sitzit, sitzi,* über gl. Pa. vgl. Kögel s. 62. 80.

Nach consonant ergaben *tt* wie *t* affricata, die verschiedenheit gieng auf lautlichem wege verloren.

Ganz anders nach langem vocal und diphthongen. Hier reflectiert sich der ehemalige wechsel durch doppelformen bis ins nhd. hinein. Die hierher gehörigen wörter liefern überhaupt den zuverlässigsten beweis für die allgemeinheit der dehnung auch nach langem vocal. Wir befinden uns leider wegen der fast durchgängigen anwendung des gleichen zeichens für beide laute in bezug auf die ahd. zeit gänzlich im unklaren und auch noch in bezug auf die mhd. blütezeit, den seltenen fall ausgenommen, dass beweisende reime vorhanden sind. Erst die spätmittelhochdeutsche und neuhochdeutsche schreibung gewährt vielfach anhalt zur unterscheidung, vollständig ist eine solche erst in den modernen mundarten möglich. Wenn gewöhnlich gelehrt wird, dass den verben *beizen, heizen, reizen* abweichend vom nhd. *ȥ* zukomme, so kann das schon um deswillen nicht schlechthin richtig sein, weil das *z* der nhd. schriftsprache unmöglich aus *ȥ* entstanden sein kann. Und wie *ȥ* durch einige reime und die schreibung *zs, sz, zs* in jüngeren quellen, so ist anderseits auch die affricata durch die im fünfzehnten jahrhundert reichlich belegte schreibung *tz* erwiesen. In der schriftsprache haben wir ausserdem noch *z* in *spreizen,* im 16. und 17. jahrh. neben einander *spreitzen, spreutzen — spreiszen, spreissen,* vgl. Weigand, mhd. *spriuzen — spreutzen — spri(e)ssen, spreissen,* wozu ein subst. *sprütze, spreutz, spräutze, spreitze — sprüsz,* vgl. Lexer. Aber auch zu mehreren, darunter den gebräuch-

lichsten wörtern, in denen sich in der schriftsprache *sz* festgesetzt hat, lassen sich in älterer schreibung und neuerer mundart nebenformen mit *z* nachweisen: mhd. *sleitzen* Lex.; mhd. *flozcet* liquefaciet Windb. Ps. (nach Holtzm.), *geflotzt*, *flötzer, flötzphenning*, *flotzweg* Lex., noch nhd. *flötzen, flotz, flötzer* nhd. wb.; mhd. *bützen* (Netz, St. Gall. stadtb.), schweiz. *büætsæ* Winteler, Ker. mund. s. 45; mhd. *grüetzen* (Wack. pred.), schweiz. *grüætsæ*, woran sich das subst. *gruæts* angelehnt hat, Winteler ib.; schweiz. *šmœitsæ, rætsæ* (prickelnd schmecken, zu mhd. *ræze*) ib. Nur *z* finde ich in mhd. *sniuzen* (*snutzen*, *snäutzen*) = nhd. *schneuzen*, in welchem worte aber urgerm. consonantenlänge zu grunde liegen muss, vgl. weiter unten. Unbekannt ist mir die etymologie von schweiz. *tsüætsæ* (schwanken) Winteler s. 45.

Auch der wechsel im nom. hat noch in mehreren wörtern doppelformigkeit hinterlassen. Mhd. *weiȥe* und *weize* (sehr häufig mit *tz*), nhd. *weizen*, daneben *weisze*, *weisz* in älteren drucken und noch jetzt mundartlich, nach Weigand in Oberschwaben, Wetterau, Oberhessen, schweiz. *wæissæ* Wint. s. 46. Man pflegt allgemein mhd. *wîȥe* (pœna, ursprünglich st. n.) anzusetzen; man vgl. aber *in weitzen* Teichner, *weitze* (aber im reim auf *vleize*, also nicht der aussprache des dichters gemäss) Tund. 45, 63, *gewitzeget* Alemannia I, 84, *weitzigung* Gest. Rom. 139, *weitzigen, -ung* Schm. bair. wb.² 2, 1061. Hierher gehört wahrscheinlich auch ahd. *grûzi* furfur. Ob auf die von Graff aus Em. 31 angeführte schreibung *crûzi* gewicht zu legen ist, weiss ich nicht, aber das wort ist ableitung aus *grûz* und unter der voraussetzung ursprünglicher länge erklären sich ganz einfach die mhd. doppelformen *griuȥe* (*greusen* acc. sg., davon *greuzler, greusler*, auch jetzt kärnt. *gräussler*, victualienhändler) — *grütze*, für die ältere zeit wol als *griuze* mit länge anzusetzen, dann durch die doppelconsonanz verkürzt. Es fragt sich auch, ob nhd. *gries* nicht eher auf mhd. *griuȥe* als auf *griez* zurückzuführen ist, welches letztere nur sand bedeutet (*griezmel* erst im Nürnb. voc. von 1482). Mhd. *gehiuze* erscheint im Pass. häufig in der schreibung *gehuce* im reim auf *cruce*; dagegen wird für das zugehörige verb. *ȥ* erwiesen durch die reime *eben hevset : devset* Renn. 9409, *überhiuzen : Priuzen* MSH 3, 203ᵇ, *überheussen : Reussen* Fastnachtsp. 361, 1.

Mhd. *ræze* lautet im canton Freiburg und in Wallis noch *rez* nach Stalder 2, s. 259. Demgemäss werden wir auch die ehemalige existenz von nebenformen bei solchen wörtern vorauszusetzen haben, in denen *tz* nicht mehr nachweisbar ist, wie *gedœze, gelœze, gesœze, gestœze, gestriuze, gevœze, süeze, gemœze.* Dem fem. ahd. *geiza* stiva, spätmhd. *geitze*, noch heute in Kärnten und Schweiz, gebührt natürlicherweise nur affricata. Affricata kommt auch dem schw. m. *sculdheizeo* zu, und als beweis für ihr einstiges vorhandensein dürfen wir die von Lex. belegte schreibung *scultitz* geltend machen. Bei zusammenziehung in *schulze* konnten *tz* und *sz* nicht mehr geschieden werden. Das gewöhnliche *sz* ist nur durch anlehnung an das verb. *heiszen* zu erklären.[1])

Wir haben beim *t* erhaltung der dehnung nach ursprünglich langem vocal auch in einigen ags. wörtern, nämlich in *ondettan* confiteri (nur zwei beispiele bei Grein mit einfachem *t*) und *orettan* pugnare, ableitungen aus **ondet* (vgl. *wliteandette* d. sg. und *andetnes*) und *oret* = ahd. *andheiz* und *ur-(h)eiz*, und in dem subst. *oretta* (8 mal *tt*, 1 mal *t*) bellator = ahd. *urheizeo.*[2]) Diese wörter würden ein directer beweis

---

[1]) Urgerm. *tt* wird in mhd. *kûze* = nhd. *kauz* zu grunde liegen.

[2]) Dass *ondettan* so richtig abgeleitet ist und nicht mit Grimm, gr. II, s. 218 als eine bildung aus der partikel *ond* zu fassen, kann um so weniger bezweifelt werden, als Ps. C. 29 noch das praet. *andhette* überliefert ist (Grein *andhêtte*, schwerlich mit recht, müste ja bei erhaltener länge **andhâtte* heissen). Damit hätten wir also die von Müllenhoff, Denkm.² zu Hild. 2 vermisste analogie für Grimms und Greins vergleichung von *oret* mit ahd. *urheiz.* Dass Greins und Riegers erklärung der anfangszeilen des Hild., die neuerdings Rieger in Zachers zs. 8, s. 70 ff. wider verteidigt hat, die einzige zulässige unter den bisher vorgebrachten ist, dass also *urhettun* als nom. pl. des subst. = ags. *orettan* zu nehmen ist, scheint mir einleuchtend, zumal da Müllenhoffs einwand gegen den conj. *muotin* nach Behaghel, Modi im Hel. § 23 gar nicht stichhaltig ist (Riegers unhaltbare annahme einer abschwächung aus *muotun* brauchen wir also natürlich nicht). Die ansicht, dass *œnon muotin* 'im einzelkampfe' oder 'zum einzelkampfe' bedeuten könne, sollte man uns doch nicht wider auftischen, wenn man weiter nichts zu ihren gunsten vorzubringen vermag, als dass *ênôn* hier die 'gesteigerte bedeutung' (?) von singularis habe. Wenn Müllenhoff die richtigkeit von Grimms früherer ableitung des verb. *orettan* aus der präp. *or* durch die analogie von *onettan* = ahd. *anazzen* (*anizzen*) aus *an* beweisen

dafür sein, dass auch im ags. vocallänge die consonantendehnung nicht hindert, wenn wir berechtigt sind, wie allerdings wahrscheinlich, die verdunkelung des gefühls für die zu-

---

will, so liesse sich zunächst dagegen geltend machen, dass diese analogie nicht entscheidend ist, wenn sich eine eben so gute analogie für eine andere deutung beibringen lässt. Indessen ist überhaupt diese ganze art der ableitung aus präpositionen höchst bedenklich, und wir brauchen sie auch für *anazzen* nicht zuzugeben. Vielmehr haben wir das wort mit *hezzen* zusammenzustellen, d. h. nicht als ein compositum von *an* und *hezzen*, sondern als eine ableitung aus einem substantivischen compositum **anahaz* (?) = einem vorauszusetzenden ags. **onet*. Diese auffassung findet eine stütze dadurch, dass neben dem öfter belegten *anazari* in gl. Bib. 7 *anahetzari* erscheint, wie jenes als glosse zu *incentor*. Dieses wort lässt sich nach ahd. compositionsgesetzen nur als ableitung aus *anahetzen*, und letzteres widerum nur als eine ableitung aus einem nominalen compositum fassen. Uebrigens sind *ondet* und *oret* nicht die einzigen unkenntlich gewordenen composita von *hât*. Es kommt dazu *beot* = ahd. *bihaiz* und davon *beotian* = ahd. *bihaizon*. In bezug auf den vocalismus verhält sich *beot* zu *oret* wie *earfoð* zu *earfeðe*. Sollte das merkwürdige *beohata* Ex. 253 eine compromissform zwischen **bihata* und **beota* sein? Eine derartige behandlung von compositis ist im ags. nicht ungewöhnlich. Als ein naheliegendes analogon zu den besprochenen fällen führe ich noch *oroð* (*orað*, *orð*), *oreðes* (halitus) an, wozu das verb. *oreðian*, *orðian*, welches doch nicht von dem einfachen *êðian* getrennt werden kann. — Ich benutze diese gelegenheit um einige allgemeine bemerkungen über die abschwächung der wurzelvocale zweiter compositionsglieder anzufügen. Dieselbe ist nicht eine einfache directe folge aus dem verlust des gefühls für die selbständigkeit des betreffenden elements. Denn die wurzelsilbe desselben hat nicht, wie gewöhnlich angenommen wird und wie ich es selbst früher aufgefasst habe, an sich einen stärkeren ton als eine nebentonige ableitungs- oder flexionssilbe. Sie unterscheidet sich nur dadurch von dieser, dass sie, so lange das gefühl für die selbständigkeit beider elemente lebendig bleibt, unter allen umständen den zweitstärksten ton behält, während von einer ableitungssilbe der nebenton mit dem wechsel der flexion fortrücken kann. Sobald nun dies gefühl erloschen ist, so unterliegt die zweite wurzelsilbe den gleichen betonungsgesetzen wie die ableitungssilben, kann also von der mittleren auf die schwache stufe herabsinken, vgl. darüber Beitr. VI, s. 138 ff. Daher ist es auch ganz natürlich, dass wir in so vielen fällen doppelformen finden, die teils in demselben dialecte neben einander bestehen, teils die eine in diesem, die andere in jenem sich festsetzen. Und wenn auf eingetretene ausgleichung eines wechsels in einer späteren periode ein neuer abschwächungsprocess folgt, so kann eine noch grössere vielgestaltigkeit entstehen.

sammensetzung und die vocalverkürzung erst nach dem eintritt der consonantendehnung zu setzen.

Bei *p* ist der wechsel innerhalb des praes. im ags. noch erkennbar; vgl. bei Grein *hreppan* — *hrepeð, steppan* — 1 *stepeð*, 1 *steppeð*, dazu *lepeð* nur in dieser form; dagegen von *sceppan* nur 1 *scyppest* und umgekehrt einmal *scypend*; *clyppan* hat urgermanisches *pp*. Für das alts. fehlt das material. Im ahd. scheint *pp* wie *tt* nach kurzem vocal schon in frühester zeit durchgeführt. Zwar kommen formen wie *skeffit* vor; es würde aber gewis irrig sein sie für altertümlich zu nehmen, denn das *f* (*ff*) findet sich nicht nur auch in andern verbalformen, denen *pf* zukommt, sondern auch in dem subst. *skeffe*, in *cloffon* und andern wörtern, denen die gemination sicher zukommt und in denen sie auch nicht durch ausgleichung verdrängt sein kann. Wir haben für einen gewissen teil des alemannischen lautlichen übergang des *pf* in *ff* zu constatieren. Derselbe findet sich besonders in Ra. (Kögel s. 76), Hymn. (Sievers s. 15) und bei den schreibern *γδ*[1]) des T. (Sievers s. 15), denselben, die auch (ebenso wie Ra. und Hymn.) nach *r, l* und nasal *f* statt des *ph, pf* der übrigen setzen. Hymn. und T*γ*. haben das *f* auch im anlaut. Auch das *skeffit* in gl. K., worin Kögel s. 80 noch die alte form sehen möchte, wird nach anderweitigen analogieen kaum anders zu fassen sein.

Nach consonant ist wider zusammenfall des *pp* mit *p* eingetreten. Aber nach langem vocal sollten wir für ersteres *pf* und in einem grossen teile des mitteldeutschen *p* erwarten. Diese entsprechung finden wir an stelle eines urgermanischen *pp* in ahd. *chrâpfo*, mhd. *krâpfe* = md. *krâpe* (haken und hakenförmiges gebäck, pfannkuchen). Man pflegt mhd. *krapfe* anzusetzen. Aber mit recht vermutet Hildebrand im wb. länge. Diese wird einerseits durch die schreibung Notkers erwiesen, anderseits durch die noch jetzt bestehende länge in den md. dialecten, die das *p* nicht verschoben haben und im schweiz. (*chrœpfli* Winteler s. 44), sowie endlich durch das *o* verschiedener mundarten. Unzweifelhafte reste der westgerm. consonantendehnung sind mhd. *sleipfen* neben *sleifen* (wozu das

[1]) Als Oberdeutscher verrät sich der schreiber *γ* auch sonst. Harczyk (Haupt 17, 82) vermutet in ihm einen Baiern.

subst. *sleipfe* neben *sleife*), md. *slêpen* (Pass. Jer.), *straipfen* (*straipfer*) neben *streifen,* schweiz. *šlæüpfe* Winteler s. 44. Dazu ist wahrscheinlich zu stellen *arsliuphit* Pa. 118, 7 = *irsliufpit* gl. K. = *arsliufit* Ra., wegen des diphthongen wol nicht aus *arslupfen* abzuleiten, sondern als form eines st. verb. mit präsensbildendem *j* zu fassen. Ebenso, scheint es, müssen wir ein starkes *slîphen* voraussetzen neben dem schwachen *slipfen*; das praet. *slifton* würde sich dem Otfridischen *skaftin* zur seite stellen. In den meisten wörtern wie *ruoffen, uuuoffen, souffen, strouffen, touffen* ist *ff* (*f*) frühzeitig verallgemeinert.

Bei *k* bietet das ags. für den wechsel im praes. noch reichliche belege, vgl. bei Grein *reccan, þeccan, weccan, wreccan*; vereinzelte unregelmässigkeiten *reccest, wecceð* — *recenne, ic avece.* Im alts. sind vom praes. nur formen belegt, denen *kk* zukommt (*rekkian, uuekkian*), da aber anderseits im praet. und part. nur *k* erscheint (*rekidun, uuekida, auuekid, gislekid*), so ist es wahrscheinlich, dass es auch in den betreffenden formen des praes. gewahrt war. Im ahd. dagegen scheint wider nach kurzem vocal keine spur der einfachen consonanz mehr vorhanden zu sein, Vereinzelte schreibungen mit *hh* haben nicht beweiskraft genug. Bei Is. findet sich 2 mal *aruuehhu,* 1 *aruuehhanne,* also gerade formen, denen *kk* zukommt, und wir werden darin eine incorrecte schreibung sehen müssen, zumal da eine solche auch in *chiquihhida* vorliegt, welches ich mit unrecht Beitr, VI, s. 153 als eine lautlich ganz correcte form bezeichent habe, da in diesem worte die gemination urgermanisch ist, also durch alle formen durchgeht. Noch weniger kann auf *irluhhit* gl. K. 138, 24 = *arluchit* Pa. etwas gegeben werden; denn auch diesem verb. wird wie der ganzen classe unter den schw. verben auf *-jen,* welche in der wurzelsilbe die schwache (oder mittlere) vocalstufe zeigt, alte gemination zukommen.

Nach consonant wider lautlicher zusammenfall. Nach langem vocal beinahe durchgehende verallgemeinerung des aus *k* verschobenen *hh* (*ch*). Als reste des *kk* dürfen wir mit einiger sicherheit nur mittelfränkisch *soeken, roeken, reiken* in anspruch nehmen, die sehr häufig neben *soechen* etc. erscheinen, vgl. Braune, Beitr. I, s. 24. Weinhold, Mhd. gr. § 212. Im übrigen erscheint zwar in den ältesten ahd. denkmälern hie

und da *ch* statt des normalen *hh*, und später im mhd. *k* statt *ch*, aber immer vereinzelt und auch in fällen, wo kein *kk* zu grunde liegen kann.

Bei *g* und *b* besteht, wie ich in meiner abhandlung über die lautverschiebung gezeigt habe, schon im westgermanischen ein qualitativer unterschied zwischen kürze und länge: erstere ist noch reibelaut, letztere schon verschlusslaut. Es gilt dies ebenso von der westgerm. dehnung wie von urgerm. länge. Diese unterscheidung nun bleibt, was gewöhnlich nicht klar hingestellt wird, auch im mittel- und oberdeutschen durchgängig bestehen, indem der vorsprung der länge in bezug auf die lautverschiebung gewahrt bleibt. In der nhd. schriftsprache bleiben *g* und *b* als lenis, aber *gg* und *bb* erscheinen als *ck* und *pp*, nicht mehr von altem *kk* und *pp* (letzteres in wörtern, die in mitteldeutscher form in die schriftsprache übernommen sind) zu unterscheiden: *glocke, schnecke* — *brücke, ecke, hecke, mücke, rücken, weck* wie *nacken, stecken* etc.; *knappe, rappe* — *krippe, rippe, sippe, gestrüpp, struppig, gestüpp, üppig, doppelt* wie *lappen, treppe* etc.[1])

Dieser zusammenfall ist auf mitteldeutschem gebiete erfolgt. In Oberdeutschland dagegen ist der alte unterschied gewahrt, und zwar nicht bloss dadurch, dass altes *kk* und *pp* weiter zur affricata verschoben, sondern auch dadurch, dass die aus *gg* und *bb* entstandenen *kk* und *pp* nicht wie in der schriftsprache aspiriert sind. Diese hauchlosigkeit ist die ver-

[1]) Wo in der schriftsprache *gg* oder *bb* erscheint, da hat meist entlehnung aus dem niederd. (engl.) stattgehabt wie in *dogge* (früher auch *docke*), *flagge* (früher auch *flacke*), *bagger, -ern, ebbe* (vgl. bei Lex. *eppen, eppunge*), *krabbe* (früher auch *krappe*), *robbe.* In *roggen* hat niederdeutsche aussprache, älterer oberdeutscher schreibgebrauch und endlich das bestreben nach einer unterscheidung von *rocken* colus zusammengewirkt um nach längerem kampfe der form mit *gg* den vorzug vor der mit *ck* zu geben. *Flügge*, woneben *flücke* noch bis in die neueste zeit geschrieben wird, ist an *fliegen* angelehnt, was um so weniger bezweifelt werden kann, als dem worte urgermanisch *kk* zukommt. Jungen ursprungs scheint die gemination in den gleichfalls aus dem niederd. aufgenommenen und gar nicht allgemein üblichen wörtern *blubbern, bubbeln, krabbeln* (doch vgl. *krappeln* bei Lex.), *kribbeln, sabbern, schlabbern, wabbeln,* woneben zum teil in Oberdeutschland formen mit gedehntem vocal vorkommen (*krabeln, wabeln*).

anlassung zu der in den wörterbüchern und grammatiken der oberdeutschen mundarten üblichen schreibung *gg*. Der hauchlosen fortis steht die alte kürze als tonlose lenis gegenüber. Es ist ein hauptverdienst von Wintelers gramm. der Kerenzer mundart, dass diese eigentümlichkeiten des oberdeutschen consonantismus darin zuerst völlig klar gelegt sind. Wir dürfen jetzt mit bestimmtheit behaupten, dass die verhältnisse schon im ahd. die gleichen gewesen sind, dass das schwanken in der schreibung zwischen *k* und *g*, *p* und *b* nichts anderes bezeichnen soll, als die zwischen romanischer tenuis und media mitten inne liegende, tonlose lenis.[1]) Wenn im mhd. die verwendung des *p* und namentlich die des *k* bedeutend seltener wird als im ahd., so ist das keine veränderung der aussprache, sondern nur der orthographie. In keinem falle dürfen wir annehmen, dass einmal wirkliche fortis bestanden habe, die wider zur lenis herabgesunken sei. Dagegen spricht zunächst die analogie der dentalreihe. Ahd. *t* schwankt nicht in der schreibung mit *d* und ihm entspricht in den neuern mundarten fortis. Noch mehr ist eben das verhältnis der länge zur kürze für die richtigkeit unserer auffassung entscheidend. Finden wir abgesehen von einfacher und doppelter schreibung eine verschiedene graphische bezeichnung für kürze und länge, so müssen wir daraus auf eine qualitative verschiedenheit beider schliessen. Nun scheint zwar eine solche verschiedenheit der bezeichnung, wenn man das material nur im ganzen überblickt, nicht vorhanden zu sein; denn auch für die länge besteht im ahd. wie im mhd. schwanken zwischen *gg* und *kk* (*cc*, *ck*), *bb* und *pp*, wozu dann noch als drittes zeichen *cg* — *pb* (mit-

---

[1]) Ich kann demnach auch nicht an meiner früheren ansicht festhalten, dass *g* und *b* im lateinischen und romanischen mit *k* oder *p* anlautenden lehnwörtern wirkliche tenuis bezeichne, sondern auch in diesen deutet das schwanken der schreibung auf tonlose lenis. Nur dürfen wir nicht annehmen, dass die fortis in diesen wörtern, nachdem sie ins deutsche aufgenommen waren, zur lenis herabgesunken sei. Vielmehr werden wir uns den hergang so zu denken haben. Dem oberdeutschen fehlte in der guttural- und labialreihe die einfache, in keiner verbindung mit andern consonanten stehende fortis gänzlich. Man substituierte daher (natürlich unbewust) bei der herübernahme aus dem lateinischen (wie jedenfalls schon beim lateinischsprechen) den zunächststehenden unter den heimischen lauten.

unter auch *gk* — *bp*) tritt. Aber fasst man, was so häufig versäumt wird, den schreibgebrauch jedes einzelnen denkmals besonders ins auge, so findet man, dass in vielen, darunter gerade den ältesten, ein dem gegenwärtigen entsprechender unterschied sich auch in der orthographie reflectiert, namentlich für den inlaut. So ist nach Kögel in Pa. das verhältnis von *g* zu *k* (*c*)[1]) im anlaut 53 : 153, im inlaut nach cons. 156 : 7, nach voc. 117 : 75, dagegen stehen in der gemination 7 *ck*, 2 *kk*, 4 *cg*, 2 *gk*, kein *gg*; je einmal ist ausserdem einfaches *k* und *c* geschrieben. In Ra. *g* : *k* im anl. 44 : 72, im inl. nach cons. 123 : 8, nach voc. 164 : 11, in der gemination 10 *ck* (2 *k*). In Hymn. *g* : *k* im inl. 202 : 7, in der gemination nur (6 mal) *cc* (*ck*). In BR nach Seiler im inl. nach voc. in I 104 : 22, in II 101 : 56, nach cons. in I 34 : 3, in II 64 : 39, dagegen in der gemination nur *cc* (*ck*). In VSG *g* : *k* im anl. 35 : 1, im inl. nur *g*, in der gemination zwar auch *luggeo*, aber daneben *mucge*, *prucge*, womit man *uacge choi* vergleichen mag. Bei N. herscht (abgesehen vielleicht von vereinzelten ausnahmen) *kk* gegen *g* im inlaut und dem wechsel von *g* und *k* im anl. nach der bekannten regel. Bei *b* — *p* ist die scheidung meist weniger klar, weil einerseits für den einfachen laut *p* häufiger als *k*, anderseits für die gemination das material geringer ist. Doch hat z. b. BR nach Seiler im inl. nur 4 *p* gegenüber massenhaften *b*, während in der gemination neben einem *bb* 3 *bp*, 4 *pp* (1 *p*) stehen (Seiler setzt unrichtig *uppig*, *upig* unter einfaches *b* — *p*). Bei N. verhält sich *b* : *pp* wie *g* : *kk*. Die identität der ahd. lautverhältnisse mit den gegenwärtig bestehenden ist demnach so klar als möglich angedeutet. Selbstverständlich dürfen wir nicht annehmen, dass sie dazwischen einmal abweichend gewesen sind. Wir brauchen auch nicht das phantom der hofsprache zu hülfe zu rufen um das zurückweichen der schreibungen *k* und *p* im mhd. zu erklären. Denn parallel damit geht das zurück-

---

[1]) Es sind dabei die consonantenverbindungen *sk* etc. nicht berücksichtigt. Ferner bezieht sich, was über den inlaut gesagt ist, nur auf die stellung im silbenanlaut, der silbenauslaut, z. b. die stellung vor *t* unterliegt andern gesetzen. Ausserdem werden von den *k* und *p* im inlaut immer noch einige abzurechnen sein, weil sie auf *kk*, *pp* beruhen.



weichen von *ck* und *pp* gegen *gg* und *bb*, wenn auch erstere häufiger bleiben als einfaches *k* und *p*. Diese zeichen aber können wegen der übereinstimmung zwischen der ahd. schreibung und der heutigen aussprache durchaus nichts anderes bedeuten als wirkliche fortis, und wenn es eine fränkische hofsprache gegeben hätte, so könnte dieselbe auch keinen andern laut gehabt haben. Nichts beweist so schlagend, dass der Oberdeutsche in der mhd. zeit gerade so gut wie früher und später *g* und *b* als tonlose lenis sprach, wie das verhältnis der schreibungen *g : gg*, *b : bb*. Denn der unterschied der betreffenden laute bestand eben abgesehen von der quantität in nichts anderem als in der verschiedenen stärke der exspiration, und war somit dem von *m* und *mm*, *n* und *nn* etc, ganz analog.[1])

Im fränkischen ist die verschiebung der länge, scheint es, erst später bis zur fortis gelangt als im oberdeutschen. Im

---

[1]) Man könnte vielleicht gegen unsere auffassung einwenden, dass auch bei dem einfachen laute noch unterschiede in der schreibung gemacht werden je nach der stellung im anlaute oder inlaute (über den auslaut vgl. weiter unten) oder nach der natur des voraufgehenden lautes. Für die erklärung dieser tatsache ist erstens zu berücksichtigen, dass im inl. *g* und *b* da, wo sie ausschliesslich herschen, vielleicht noch reibelaut bedeuten. Derselbe besteht nicht nur heute in verschiedenen gegenden Oberdeutschlands, sondern es sind auch anzeichen genug für seine existenz in mhd. und ahd. zeit (vgl. Beitr. I, s. 181. 2), wobei ich übrigens die möglichkeit nicht bestreiten will, dass auch hie und da ein zurücktreten des verschlusslautes zum reibelaute stattgehabt hat. Zweitens aber verdient nachdrücklich hervorgehoben zu werden, d a s s d e r u n t e r s c h i e d z w i s c h e n f o r t i s u n d l e n i s n i c h t w i e d e r z w i s c h e n t o n l o s e m u n d t ö n e n d e n l a u t e e i n a b s o l u t e r, s o n d e r n e i n r e l a t i v e r i s t, d a s s d a h e r m i t d e r u n t e r s c h e i d u n g v o n f o r t i s u n d l e n i s d i e z a h l d e r i n n e r h a l b d e s g l e i c h e n d i a l e c t e s m ö g l i c h e n a b s t u f u n g e n d e s e x s p i r a t i o n s d r u c k e s n i c h t e r s c h ö p f t i s t. So stellt sich z. b. ganz natürlicherweise ein unterschied zwischen der intensität in der betonten silbe und der in der unbetonten heraus. Sobald einmal im oberdeutschen das charakteristische merkmal des stimmtons fortgefallen war, muste notwendig bei den schreibern eine grosse unsicherheit darüber entstehen, wie sie die beiden aus dem lateinischen alphabete zur verfügung stehenden zeichen für die mehr als zweifache abstufung der exspirationsstärke verwenden sollten, und daher dies schwanken, welches in der geschichte der orthographie kaum seines gleichen hat.

IX. jahrh. ist der zusammenfall mit der alten fortis noch nicht eingetreten, anderseits aber die qualitative verschiedenheit von der kürze klar angedeutet. Allerdings O schreibt *gg* und *bb*, ebenso T, abgesehen von *mucgun* 141, 18 und von *crippea*, welches merkwürdiger weise stets (4 mal) mit *pp* geschrieben ist.[1]) Aber in den kleineren denkmälern finden wir teilweise graphische unterscheidung, vgl. Pietsch, Zachers zs. VII, s. 420. 428. So steht in Frankf. gl. *diccanne, unsipbi, unsipberon,* in gl. can.[2] *upbig*, SG. gl. *goteuuppe* neben *goteuuebbi*. Is. bietet *hrucca* und *sipbea*. [2])

[1]) Dem *b* in alts. *cribbia* werden wir das *p* trotzdem zu vergleichen haben. Denn es dem bei O und N üblichen *ph* gleichzusetzen geht noch weniger an, weil auch T *ph* haben müste.

[2]) Die schreibungen *cg* und *pb*, sowie die noch häufigere *td*, die ausser in den südfränkischen quellen besonders im Keronischen glossar häufig sind, möchte ich an sich nicht als einen beweis für noch nicht ganz vollzogene verschiebung gelten lassen. Ich sehe darin nicht den versuch einen zwischen tenuis und media mitten inne liegenden laut zu bezeichnen, sondern glaube, dass dieselben auf der ganz richtigen beobachtung des abstandes beruhen, der zwischen der intensität des ersten silbenschliessenden und der des zweiten die folgende silbe eröffnenden bestandteils besteht. Bei wirklicher consonantendehnung, d. h. also, was die verschlusslaute betrifft, wo eine pause zwischen bildung und lösung des verschlusses gemacht wird, ist es kaum anders möglich, als dass die erstere, die in die hochtonige silbe fällt, mit grösserer intensität erfolgt, als die letztere in der schwächer betonten silbe. Wo demnach *k, t, p* und *g, d, b* nicht mehr zur unterscheidung von tonlosigkeit und tonbegabtheit dienen, sondern nur eine abstufung der intensität anzeigen, da sind *cg, td, pb* physiologisch genauere bezeichnungen der consonantenlänge als *cc, tt, pp*. Aus diesem gesichtspunkte erklären sich denn auch *sg, sd, sb, hd, fd* im inlaut (vgl. darüber Scherer, Zs. f. östr. gymn. 1873 s. 291, Braune, Beitr. I, s. 528, Sievers, Murb. hymn. s. 17, Pietsch, Zs. VII, s. 411. 431 und Kögel, Ker. gl. s. 68 ff. 89 ff.), die zum teil gerade in den nämlichen denkmälern begegnen wie *cg, pb, td*. Einen tönenden laut bezeichnen natürlich *g, d, b* in diesen fällen nicht. Noch weniger ist das vorhergehende *s* mit Scherer als tönend oder auch nur als lenis zu fassen. Wenn *sg* etc. auch im auslaut erscheint, so könnte das auf angleichung an die zugehörigen formen beruhen, in denen es im inlaut steht. Doch brauchen wir diese annahme nicht, denn auch hier hat der verschlusslaut eine geringere intensität, als wenn er unmittelbar auf den sonanten folgt. Der anlaut ist bei O ganz scharf vom in- und auslaute geschieden (*sc — sg*), so dass wir daraus mit bestimmtheit auf eine verschiedenheit der aussprache schliessen können. Die Hymn. bieten *sg* (12 mal) nur im inlaut. Wenn dann in andern denkmälern, die

Der wechsel im praes. zwischen *gg* und *g* (*b* kommt nur durch ausgleichung des grammatischen wechsels für *f* vor) ist im alts. und ags. noch fast ungestört, vgl. bei Schmeller *buggian, huggian, liggian, leggian, thiggian, seggian,* bei Grein

---

sich in der consequenz der schreibung durchaus nicht mit O messen können, *sg, sd, sb* auch für den anlaut verwendet wird, so lässt sich das durch eine in der schreibertradition entstandene verwirrung erklären, ausserdem aber ist in betracht zu ziehen, dass *k, t, p* in dieser stellung zwar mit stärkerer intensität gesprochen wurden als in den inlautenden verbindungen, aber wahrscheinlich mit geringerer als für sich im anlaut. Endlich wird es auch aus unserm gesichtspunkte zu erklären sein, wenn in manchen denkmälern *k* und *p* für urgerm. *g* und *b* nach cons. seltener sind als nach voc.; vgl. z. b. für *g* — *k* Kögels angaben über Pa. und gl. K[a], für *p* — *b* die über gl. K[a]. — Die unterscheidung zwischen der energie bei der bildung und bei der lösung des verschlusses führt uns, denke ich, auch zu einer beantwortung der frage, ob tönende verschlussfortis möglich ist. Die vereinigung des stimmtons mit einer erheblichen stärke der exspiration ist zwar nicht bei der lösung, wol aber bei der bildung des verschlusses möglich, wenn auch, wie mir scheint, der tonlose verschlusslaut, mit etwas grösserer stärke hervorgebracht werden kann. Demnach werden wir den lautwert der westgermanischen *gg*, *dd*, *bb* als tönende fortis + tönende lenis anzusetzen haben. Der verlust des stimmtones wird dann unmittelbar zu tonloser fortis + tonloser lenis geführt haben, also zu dem wirklichen stande des oberdeutschen. Es kann nicht dazwischen eine bildung des verschlusses mit geringerer energie liegen. Daraus erklärt es sich auch ganz unzweifelhaft, dass nicht etwa nach nasal auch fortis entstanden ist, wiewol doch hier auch schon im westgerm. verschlusslaut bestand. — Nun aber entsteht die frage: wie war es dann möglich, dass im altfränkischen die dehnungen des *g* und *b* noch von den alten *kk*, *pp* verschieden sein konnten? Folgendes bietet sich dar: Entweder erfolgte die lösung des verschlusses bei altem *kk*, *pp* mit grösserer energie als bei altem *gg*, *bb*, vielleicht schon mit aspiration, oder die verschiedenen schreibungen (*cg* — *cc* — *gg* etc.) wollen noch nichts anderes bezeichenen als den westgermanischen lautwert (tönende fortis + tönende lenis, vgl. ags. *cȝ*), oder endlich sie bedeuten tonlose fortis + tönende lenis. Letzteres scheint mir am wahrscheinlichsten. Da im fränk. sonst nicht wie im oberd. gutturale und labiale lenis ihren stimmton verlieren, so kann die veranlassung zu der verschiebung lediglich von dem ersten teile der consonantenlänge ausgegangen sein, und wir müssen also wirklich eine solche lautgestaltung, wie ich sie im altfränk. vermute, als zwischenstufe für den westgermanischen und den spätern fränkischen laut voraussetzen. Der spätere verlust des stimmtons bei der lösung des verschlusses beruht dann erst auf assimilation. Gerade so ist der frühere übergang des reibe-

byczan, hyczan, liczan, leczan, þiczan, weczan; *hyczeð, liczeð* sind vereinzelte ausnahmen. Auch O hat ihn noch in *huggen, liggen, leggen, thiggen.* In den ältesten oberdeutschen quellen zeigt er sich meist schon nicht mehr rein. Die gemination er-

---

lautes in den verschlusslaut zunächst im silbenschluss erfolgt als eine wirkung der energischen exspiration und so ist es gleichfalls nur wirkung der assimilation gewesen, dass der anlaut der folgenden silbe sich angeschlossen hat, wie auch der gleiche übergang nach nasal auf assimilation beruht. — Das gleiche verhältnis wie in der gemination haben wir bei der verbindung verschiedener consonanten, also in formen wie *habda, galaubda.* Auch hier muste offenbar unter wirkung der gleichen gesetze zuerst übergang aus dem reibelaut in den verschlusslaut und weiter aus der tönenden in die tonlose fortis stattfinden. Nicht ganz das gleiche können wir ohne weiteres im wortauslaut erwarten, da wir nicht wissen, ob diesem die gleiche stärke des exspirationsdruckes zukommt. Wirklich aber ist auch hier, was noch nicht genügend beachtet ist, also ganz allgemein im silbenschluss die verschiebung bis zur fortis gediehen, nicht nur da, wo sie im silbenanlaut bis zur tonlosen lenis gelangt ist, sondern auch da, wo tönender verschlusslaut und selbst, wo tönender reibelaut geblieben ist. Das zeigt die schreibung der ältesten denkmäler deutlich genug. Ausschliesslich herscht *c* (*k*) im wortauslaut und vor *t* in Pa, VSG, BR; gl. K[b] bietet neben 140 *c*, 1 *hc* nur 3 *g*; Ra. neben 99 *c*, 3 *hc*, 1 *ch*, 1 *h* nur 1 *g*; Hymn. neben 16 *c* nur 1 *g*, im inl. vor *t* nur *c*; hiermit vgl. man die oben s. 127 gegebenen zusammenstellungen über den an- und inlaut. Was den labial betrifft, so fehlen über das Keronische glossar bei Kögel merkwürdiger weise zusammenstellungen über den auslaut; nach flüchtiger durchsicht finde ich *b* nur in *coreb* 12, 29 gl. K. und Ra = *corep* Pa (sonst über dreissig *p*, natürlich nicht immer in allen drei redactionen), es bleibt also trotz der häufigkeit des *p* auch im inlaut immer noch ein deutlicher abstand. In Hymn. ist im inlaut *b*, im auslaut *p* sehr im übergewicht. Für das fränkische sind die verhältnisse bei Is. sehr wichtig. Bei ihm steht im auslaut abgesehen von *einich*, welches 2 mal mit *ch* erscheint, nur *c* gegenüber constantem *g*, *gh*, *chi* (nur 1 mal *bluchisoe*) im an- und inlaut; *b* steht allerdings in *ab*, *gab*, *grab* durch, aber sonst finden sich 5 *p* und 3 *ph*, und dem entsprechend *hapta.* Während ferner im anlaut nur 1 mal *t* für westgerm. *d* steht, im inlaut *d* über *t* überwiegt, steht im auslaut ausnahmslos *t* (der wechsel zwischen *and-* und *ant-* beruht auf dem Vernerschen gesetz). In den kleineren fränkischen denkmälern ist *c* auslautend im übergewicht über *g*, vgl. Pietsch s. 428, *p* nicht selten neben *b*, vgl. ib. s. 420, *t* fast regelmässig, während im inlaut *t* mit *d* schwankt, meist so, dass letzteres im übergewicht ist, vgl. ib. s. 408, wobei man sich freilich nicht dadurch irre leiten lassen darf, dass Pietsch ebenso wie Weinhold vielfach urgerm. *d* mit urgerm. *þ* zusammenwirft. In T bietet wenigstens der schreiber *γ* noch ca. 30 mal *c* (Sievers s. 28).

hält sich dann im mnd. und nnd. Aber auch im mhd. sind *hücken* (*hüggen*), *licken, lecken* noch reichlich aus bair. wie al. quellen zu belegen und zum teil durch reime gesichert. Im al. noch jetzt *lickœ, leckœ* neben *ligœ, legœ*, vgl. Winteler, Ker. mund. s. 160. 165.

Reste der gemination nach langem vocal sind *auckan, hneickan, kenuackan, lîppe, lîppanti, erlauppe, kelaubpamees, truabpe* in BR und *galauppenne* in Exh. Die gemination muste später vereinfacht werden, aber die fortis konnte nicht wider zur lenis herabsinken. Hieraus erklärt es sich. dass in Hymn. das verb. *kalaupen* 6 mal *p* und nur 2 mal *b* zeigt, während *kalauba* und *kalaubig* 18 mal mit *b* und nur 2 mal mit *p* erscheinen (Sievers s. 15). Entsprechend wird man wol auch *kifokenti, kifokenter, kiziuki* in Ra, wo *k* im inlaut sonst nur vereinzelt erscheint, und anderes der art aufzufassen haben. Durchgehendes *g* und *b* kann also auch hier nur auf ausgleichung beruhen.[1]) Ein beispiel für erhaltung der fortis *p* ist im mhd. *diupe* diebin.

Man darf diese *c, p, t* nicht mit dem für das mhd. als regel aufgestellten auslautgesetze in zusammenhang bringen; denn *d* = urgerm. *þ* wird im auslaut nicht zu *t*. Und zwischen der schreibweise der ältesten denkmäler und der späteren liegt eine periode, in welcher im gegenteil *g* und *b* herschen. Schon in gl. K[a] wird der guttural und in BR der labial im auslaut wie im inlaut behandelt. T bietet von den erwähnten ausnahmen abgesehen *g* und *b*, ebenso O und, was besonders bemerkenswert ist, N. Das lässt sich gar nicht anders erklären als durch eine angleichung an die zugehörigen formen, in denen *g* und *b* im inlaut stand. Darauf wirkt dann von neuem ein auslautgesetz, welches nun auch *d* = urgerm. *þ* ergreift, und welches da, wo *g* und *b* noch reibelaut sind, *ch* und *f* erzeugt. Beispiele für *ch* aus dem ahd. gibt Holtzm. s. 268, schon aus Mu. Ein solches hin- und herspielen zwischen eigentümlicher behandlung des auslauts und anlehnung an den inlaut hat vielleicht widerholt stattgefunden. Es müssen noch genauere untersuchungen darüber angestellt werden. Aber so viel lässt sich wol sagen, dass das schwanken zwischen *berc, tac* und *berch, tach* etc., wie es sowol durch die schreibung wie durch die reime, zum teil für denselben dichter bezugt ist, nur von diesem gesichtspunkte aus seine erklärung finden kann.

[1]) Erhaltung der fortis bis auf den heutigen tag haben wir für urgerm. *gg* in *haken*, welches trotz mnd. *hâke* und altn. *háki* wegen ahd. *haggo, hago* neben *hacco* (*hâckun* Diut. 3, 85), *hako* (vereinzelt allerdings *hacchun* Bib. 7), mhd. *hagge* und wegen der aussprache in den jetzigen oberdeutschen mundarten hierher zu ziehen ist. Ebenso

Ebenso verhält es sich nach consonant. Reste der fortis sind wol *pigankeo, anke* (angustæ) Pa., *pirki* Pa. und gl. K., *lantkenkia* Ra. und anderes, wiewol man wegen der sonstigen vereinzelten *k* für *g* keine völlige sicherheit hat; ebenso vielleicht *asterpe* Hymn. 20, 7, 3, *derpaz* ib. 21, 4, 3 u. dgl. Ganz zweifellos aber reflectiert sich die consonantendehnung in *rinke* fibula, ahd. *hringa*, mhd. *rinke* und *ringge* geschrieben, und in *uuulpa,* mhd. *wülpe*[1]) und weiter gebildet *wülpinne,* welches sonderbarer weise so häufig für eine niederdeutsche form ausgegeben wird. Dagegen muss man manches andere, das auf den ersten blick hierher zu gehören scheint, wie mhd. *henken, zücken*, bei seite lassen, weil die gemination urgerm. ist und nicht *gg,* sondern *kk* zu grunde liegt.[2])

---

verhält es sich wol mit *höcker* wegen mhd. *hocker* — *hoger*, *hockereht* — *hogereht*. Zweifelhaft ist mir, ob für *schnake* (mhd. *snake, snacke, snocke*) *gg* oder *kk* anzusetzen ist. Gehören auch *heikel* und *ekel,* welches gewis nicht aus *erkel* entstanden sein kann, hierher?

[1]) Die urgermanische form ist **wulbî,* gen. **wulbiôs.* Die alte nominativform ist bewahrt in den eigennamen auf *-ulp, -ulb* (neben *-ulpia, -ulpa*), vgl. Müllenhoff, Haupt 12, s. 252.

[2]) Man hat bisher noch nicht gehörig beachtet, dass zwischen der urgermanischen und der hochdeutschen lautverschiebung ausser der durch Verner aufgeklärten noch eine weitere verschiebung liegt, durch welche die lange verschlusslenis zur verschlussfortis verschoben wird, welche letztere dann später ebenso wie die erst im westgerm. gedehnten consonanten nach langem vocal und nach consonant verkürzt wird. Diese verschiebung fällt nach der wirkung des Vernerschen gesetzes, denn ihr unterliegt auch die erst dadurch aus der fortis entstandene lenis; sie ist aber gemeingermanisch. Ich gebe ein verzeichnis hierher gehöriger wörter, welches keinen anspruch auf vollständigkeit macht. Ahd. *nicchen,* mhd. *nicken* zu *hnîgen*; mhd. *bücken* zu *biegen*; altn. *smokkr* = ags. *smoc,* ahd. *smoccho,* altn. *smokka* schw. v., mhd. *smücken* zu *smiugan.* Mhd. *zuc, -ckes* (ahd. im compositum *bizuch*), ahd. *zocchon, zucken* zu *ziohan*; mhd. *schicken* zu (*ge*)-*schehen*; ahd. *druch, -cches, drucchen* = ags. *þryccan* zu got. *þreihan,* ahd. *dringan,* ahd. *drûh* compes, altn. *þrúga* premere; ahd. *ruch, rucchen,* mhd. *rank, renken* (schweiz. *k* nach Stalder) zu *ringan*; mhd. *gelücke* zu *gelingen*; altn. *þykkr* = alts. *þicki* = ahd. *dich* zu got. *þeihan*; ahd. *lecchon* zu got. *bilaigon*; mhd. *ric* zu *rîhe, rige*; ahd. *zikki* = ags. *ticcen,* deminutivum von *ziga*; nhd. *ricke,* weibliches reh, zwar aus älterer zeit nicht belegt, aber sicher uralte bildung wie *wülpe* aus *wolf*, zumal da vocal- und consonantenverhältnisse so

Bei *dd* zeigt das oberdeutsche keine abweichung in der lautverschiebungsstufe von *d*, wol aber das südfränkische. Is. bietet *dhritto, mitti, antlutte, bitdande*, während sonst im inlaut

---

genau zu dem indog. bildungsgesetze stimmen; ahd. *flucchi* (tenuis-affricata durch die verschiedenen schreibungen gesichert, nur vereinzelt *flukge* Will., auch jetzt schweiz. *flück* nach Stalder), *flucchen* schw. v., *flocho* zu *fliugan*; ahd. *strich, stricchan, strac* = ags. *streac, strecchen* = ags. *streccan* zu *strang, strengi*; ahd. *trucchan*, alts. *drucno* adv. und *drucnida* zu ags. *dryge*, mnd. *dröge*; ahd. *henken, henchen* suspendere, verschieden von *hengen, henken* concedere (mhd. *hengen*, nhd. *hängen* neben *henken, henker* durch anlehnung an *hangen*): ahd. *chlanch* (N), mhd. *klanc* (*klanke* : *Franke* Beheim 12, 26), mhd. *klenken* (*klanc, -ges* und *klengen* vielleicht nur durch anlehnung an *klingen*, vielleicht aber auch auf ältere doppelformigkeit zurückweisend; vgl. übrigens auch *klinken* bei Lex., reim *klinkent : hinkent*); mhd. *swanc, -kes* neben *-ges*, *swanc* adj., *swanken, swenken* (*suuenkhit* gl. K.) = ags. *swenkan* (*vexare*), *swankel* = ags. *swancor* zu *swingen* = ags. *swinȝan* (subst. *swenȝ* ictus), woneben aber auch *swincan* laborare und *ȝeswinc*; md. und auch mnd. *slanc* zu *slingen*; mhd. *sprinkel, spreckel* (flecken auf der haut), nhd. *sprenkel* (auch in der bedeutung 'fangschlinge') zu *springen*; ags. *crincan* neben *crinȝan* (occumbere), wozu wahrscheinlich ahd. *kranc* gehört; md. und mnd. *nêken, nêcken* (nähern), schon in den altniederfränkischen ps. *gineceda, ginacont* zu *nâhe* (ags. *næȝan*); mhd., besonders md. *louken, loukenen* (vgl. Weinh. mhd. gr. § 213) neben *lougen, lougenen*, mnd. *loken, lochen, lochenen*; ahd. *smach, smecchen*, zu ags. *smean* (aus westgerm. **smahôn*), ahd. *smâhi*, vgl. Beitr. VI, s. 93[4]. Auch die oben bemerkte differenz zwischen altn. *háki*, mnd. *hâke* und ahd. *hâggo* (zu *hâhan*) wird hier unterzubringen sein. — Für die verschiebung *bb* — *pp* sind die beispiele weniger zahlreich; ahd. *scoph*, mhd. *schopf, schopfe, schupfe* = nhd. *schuppen*, ahd. *scupfen, skupha* (schaukel) zu *skiuban*; ahd. *snoppa* (schnauze), mnd. *snoppe* (nasenschleim), mhd. *snupfe, snupfen, snopfezen* = ahd. *snophizen* zu mhd. *snûben*, mnd. *snûven*; ahd. *stamph, stumph* zu *stumbal, stumbolon*; ahd. *krimphan, kramph*, altn. *krappr* (zusammengezogen, eng), *kreppa* (klemmen), ahd. *kroph* = ags. *crop* = altn. *kroppr*, ahd. *krâpho* zu *krump*; mhd. *klimpfen, klampfer, klampfern*, md. *klumpe* = nhd. *klump, klumpen*, ags. *clyppan* (amplecti) zu ahd. *chlimban*, mhd. *klambe, klamben, klemben*, ahd. *kluppa* = mhd. *kluppe* (forceps), hierher auch die doppelformen ags. *crib*, alts. *kribbia*, ahd. *krippa* = ahd. *krippha*. — Für *dd* — *tt* ist ein sicheres beispiel mhd. *snitzen*, ahd. *snizzare, snetzere, snezzunga* zu *snîdan*. Ferner wird hierher gehören altn. *snýta* = ahd. *snûzen* (nhd. *schnäuzen*), ahd. *snuzza* emunctoria = mnd. *snûte*, nhd. *schnauze* zu ahd. *snûden, nasesnûden*, subsannare, *snûda* derisus, *snûder* flegma, wozu wol mit recht im mhd. wb. *snœde* = altn. *snauðr* gestellt ist; auch wol mhd. *glat* — *glaz, glander* — *glanz*. Bemerkenswert ist besonders, dass die schw.

d über *t* überwiegt. Von den kleineren denkmälern hat Reich. beichte *betdi*, sonst *d*, Lorscher beichte *bitdiu*, sonst überwiegend *d*. Wechsel im praes. alts. bei *biddian* (vgl. ausserdem *queddiu, scuddiat*), ags. bei *biddan, hreddan*, auch noch im ahd., später ausgleichung nach beiden richtungen, vgl. *biten — bitten, retten, schütten — schüten, zetten — zeten*. Die gemination nach langem vocal und consonant verschwindet spurlos.

Urgerm. *þþ* endlich gewinnt im oberdeutschen gleichfalls einen vorsprung vor *þ*. Denn indem auch *d* = urgerm. *þ* wie *b* und *g* den stimmton verliert, so kann aus *dd* naturgemäss nichts anderes als tonlose fortis (*tt*) werden. Hierher gehört *fettah* zu *fedara*. Is. bietet noch *fethdhahha*, welches Weinhold s. 72 sehr mit unrecht als eine ungeschickte schreibung für *dd* oder *tt* auffasst, Frg. *feddhacho*, womit vielleicht auch das von Graff aus Bib. 12 angeführte *fehthac* zu vergleichen ist; sonst *feddah, fedah, fetdah, fettah, fetah*, mhd. *vet*(*t*)*ach*. Ferner *mittun*(*t*) (vgl. got. *miþþan*), bei O *mitthon*(*t*), *mithon*(*t*), *middon*(*t*); *et*(*t*)*es-*, *et*(*t*)*e-*, bei O in P 2 mal *etthes-*, sonst immer *ethes-* (Kelle s. 494), ebenso *ethes, ethas, edhes* in gl. K.; und in Pa. Ra. und BR. die doch westgerm. *d* immer zu *t* verschoben haben, steht noch *ed*(*d*)*es*. Wenn got. *aiþþau*, welches in gl. K. gleichfalls als *etho, edho* (1 mal *eddo*) bei Is. als *odho* erscheint, nicht zu **etto* geworden ist, so liegt das an der unter dem einflusse der proclisis eingetretenen verkürzung des consonanten und dem herabsinken desselben zur lenis. Wir haben nun wenigstens auch einen fall westgermanischer consonantendehnung, der hierher gehört: ahd. *smitta*, mhd. *smitte* = ags. *smiððe*; noch *smiththun* Diut. 2, s. 324, *smittha* Schlettst. gl. 31, s. 38. Ein wechsel im praes. lässt sich noch bei ags. *sceððan* und *pæððan* nachweisen.

verba auf *-ien*, welche in der wurzelsilbe die schwächere vocalstufe zeigen, immer dieser verschiebung unterliegen. Offenbar sind die lautlich entwickelten verhältnisse vielfach durch ausgleichung gestört, wie schon aus den in unserem verzeichnis enthaltenen doppelformen erhellt, und so werden auch die ausnahmen von der verschiebung sich bei genauerer untersuchung als scheinbar herausstellen.

5. Zur bildung des schwachen praeteritums und participiums.

Begemann hat in seinem buche 'das schwache praeteritum der germanischen sprachen' (Berlin 1873) mit hülfe einer reichhaltigen materialiensammlung den beweis geführt, dass es von den schwachen verben auf *-ien*, abgesehen von den im got. vorliegenden, im urgerm. noch eine anzahl weiterer praeterita und participia gegeben hat, die ohne den vocal *i* zwischen wurzel und suffix gebildet waren. Wenn diese ansicht zunächst wenig beifall gefunden hat, so mag es wol daran gelegen haben, dass sie von ihrem urheber über das richtige mass hinaus verallgemeinert und mit unhaltbaren hypothesen verquickt vorgetragen wurde. Zur klarlegung der verhältnisse hat Sievers durch die feststellung des westgerm. syncopierungsgesetzes wesentlich beigetragen, vgl. besonders Beitr. V, s. 99 ff. Ich habe dann Beitr. VI, s. 152 darauf hingewiesen, dass das überlieferte system des ahd. sich erst allmählig durch mannigfaltige associationen herausgebildet haben kann. Es wird noch immer nicht überflüssig sein, wenn wir einmal zusammenzufassen suchen, was sich über den ursprünglichen bestand des germanischen mit einiger sicherheit ausmachen lässt, um von da aus den gang der entwickelung innerhalb der einzelnen dialecte verstehen zu können.

Wir beginnen damit die kriterien zusammenzustellen, aus denen sich mit bestimmtheit ergibt, dass der mangel des sogenannten bindevocales nicht auf rechnung der skandinavischen oder westgermanischen vocalsyncope gebracht werden darf. Diese kriterien, über welche Begemann noch vielfach im unklaren ist, ergeben sich aus den lautgesetzen und können an den auch durch das zeugnis des got. als ursprünglich vocallos gesicherten formen illustriert werden. Es sind folgende:

1) Das auftreten der lautcomplexe *ht, ft, st* (*ss*), welche nur dadurch ihre erklärung finden, dass der unmittelbare zusammenstoss des auslautenden consonanten der wurzel mit dem dental des suffixes schon vor der germanischen lautverschiebung bestand, vgl. *þâhta, þaurfta, vissa* etc.

2) Ein *o* im praet. und part. neben *u* (*y*) im praes. Die regelung des verhältnisses zwischen *u* und *o* ist im westgerm. wie im skand. vor der vocalsyncope erfolgt. Wo also ursprünglich *i* zwischen wurzel und suffix stand, schützte es das *u* der wurzel, vgl. ahd. *drucchen* — *dructa*, ags. *þryccan* — *þrycte* etc. Wo dagegen das *i* von vornherein nicht vorhanden war, da stand der wurzelvocal in abhängigkeit von der endung, d. h. er blieb zwar *u* vor dem *i* des opt., muste aber mindestens im sg. des ind. zu *o* werden, und ebenso im part.; für den pl. würde sich ein verschiedenes resultat ergeben, je nachdem die ursprünglichen endungen *-um, -ut, -un* oder *-ôm, -ôt, -ôn* waren, vgl. Beitr. IV, s. 465. 6.[1]) Die vocalverhältnisse der wurzel sprechen mehr zu gunsten der letzteren, wiewol sich etwas bestimmtes nicht ausmachen lässt, weil die ausgleichung hier überall zu nahe liegt. Dann hätten wir correcte bewahrung des ursprünglichen in altn. *yrkja* (= got. *vaurkjan*) — *orta* — *yrta* — *ortr*, wonach es nicht zweifelhaft sein kann, dass in *þurfta, þurftr* und *sculda* *u* aus dem opt. und dem praes. eingedrungen ist. Das westgerm. führt umgekehrt *o* auch im opt. durch, vgl. ahd. *uuor(a)hta, -i, gauuor(a)ht* (*uuurhte* ist erst jung und *giuurchet* offenbare neubildung) gegen *uuurken*, ferner *dorfta, mohta, scolta, tohte, gitorsta,* dazu fränk. *onda, -sta, konda, -sta, bigonda* (aber Is. *bigunsta*) gegen *durfun* etc.; alts. *gidorsta, mohta, scolda, thorfta*; ags. *worhte, worht, dohte, dorste, scolde, þorfte.* Doch scheinen auch noch reste des *u* vorhanden zu sein, vgl. *durste* Rush. gosp. Matth. 2, 22 und *dyrste* ib. 22, 46. Ein unterschied zwischen ind. und opt. findet sich noch bei *cunnan* im Hel. C., wo neben dem ind. *consta* der opt. 3 mal *cunsti* lautet, während M 2 mal *consti* bietet (die dritte stelle fehlt). Von *formunan* erscheint im Hel. *formonsta* C 2658 = *farmunste* M und *farmuonstun* C 5286, von *unnan* nur *abonsta* 1043 und *gionsto* in C 2556, kein opt.[2])

---

[1]) Danach ist auch das, was ich Beitr. VI, s. 83 über das verhältnis von *uuissa* zu *uuessa* bemerkt habe, zu berichtigen.

[2]) Die wandlung des *u* zu *o* in diesen fällen ist auf das sächsische und fränkische beschränkt. Dass sie nicht durch den nasal verhindert wird, muss wol an den folgenden consonanten liegen, und es ist bemer-

3) Das fehlen des vocals in der unflectierten form des part. in solchen denkmälern, die den durch die vocalsyncope erzeugten unterschied zwischen flectierter und unflectierter form bewahren (vgl. darüber Beitr. VI, s. 150. 171), z. b. in ahd. *brâht, gidâht* gegen *gibrennit* etc.

4) Fehlen des vocals im westgerm. nach kurzer silbe, wo keine syncope eingetreten sein kann.

5) Mangel des umlauts im altn. bei langsilbigen verben, vgl. *orta, ortr* gegen *brenda, brendr* etc., wonach später die neubildung *yrkta, yrktr*.

6) Der gleiche mangel im ags., wo im gegensatz zum ahd. und alts. der umlaut älter ist als die syncope.

Jedes dieser kriterien ist für sich allein absolut beweisend dafür, dass die betreffende form nicht lautlich aus einer urgermanischen mit zwischenvocal abgeleitet werden kann. Es genügt aber nicht immer zum beweise dafür, dass eine form mit zwischenvocal niemals existiert hat. Dazu bedarf es noch der umschau, ob nicht neubildung nach anderweitigen mustern vorliegt. Im allgemeinen zwar bewegt sich die neubildung nach der entgegengesetzten richtung. Es gibt aber auch eine beschränkte anzahl von fällen, in denen sie den schein ursprünglicher vocallosigkeit erzeugt. Und darum ist eine berücksichtigung der eigentümlichen gruppierung, wie sie sich in den einzelnen dialecten herausgebildet hat, unumgänglich notwendig. Natürlich hat ein verhältnis zwischen praet.-part. und praesens um so grössere gewähr der ursprünglichkeit, je weniger es sich in eine grössere gruppe gleichartiger verhältnisse einordnen lässt.

Wie got. *þankjan, þunkjan, vaurkjan* flectierte sicher im urgerm. *sôkjan* nach altn. *sœkja, -sótta — sóttr,* ags. *sêcean — sohte — ʒesoht,* alts. *sôkean — sôhta,* also kriterium 1. 3. 5. 6. Selbstverständlich ist ahd. *gisuohhit* neubildung ebenso wie *giuuurchit* und al. *gedenchet* (schon bei N), und noch mehr versteht sich das von *sohhitun* Frg. Weniger sicher sind

---

kenswert, dass es *þ* und *s* sind, vor denen sonst im alts. der nasal ausfällt, wie es im ags. auch in diesen praeteritis (*cûðe, ûðe*) der fall ist, die also wol auch im fränk. eine modificierung des nasals veranlasst haben müssen.

wir bei **rôkjan*, weil dies wort dem altn. wie dem got. fehlt und im altsächs. kein praet. belegt ist (mnd. *rokede* unzweifelhaft neubildung). Doch ags. *rêcan — rohte*, mndl. *roeken — rochte* zeigen vollständigen parallelismus mit *sôkjan*. In ags. *rœcan — rœhte — zerœht* spricht das *ht* und der mangel des vocals in der unflectierten form des part. zu gunsten ursprünglicher vocallosigkeit, der umlaut aber für ursprüngliches vorhandensein des vocals. Da aber in afries. *reka — rachte — (e)racht* der umlaut fehlt, so werden wir ihn im ags. aus anlehnung an das praes. zu erklären haben. Ahd. *reihta* ist nicht beweisend; denn es kann zwar wol ebenso wenig wie *suohta* und *ruohta* lautlich aus **reikida*, **reikda* entwickelt sein, welches vielmehr **reikta* hätte bleiben müssen (vgl. Beitr. VI, s. 555. 6), aber es würde dann unfehlbar anlehnung an das praes. eingetreten sein. Im ags. aber ist das verhältnis *c : ht* an sich deshalb nicht absolut beweisend, weil es als ziemlich allgemeine regel erscheint und darum dem verdachte ausgesetzt ist, dass es über die ursprünglichen grenzen hinaus verallgemeinert ist. Durchgehend ist es bei den ursprünglich kurzsilbigen verben: *wecc ean — weahte (wehte)* [1] — *weaht, þeccean — þeahte (þehte) — þeaht, reccan — reahte (rehte) — zereaht (zereht), dreccan — dre(a)hte — zedreaht, lœccan* (prehendere) — *zelahte* (Lind. gosp. Matth. 13, 9) — *lœht* (Gen. 12 [15]), in denen also weder syncope noch übertritt in die analogie der langsilbigen angenommen werden kann, da im ags. der wechsel zwischen *cc* und *c* im praes. noch gewahrt ist. Die ursprünglichkeit dieser bildungsweise bei *uueccan* wird bestätigt durch alts. *uuahta* M (= *uuekida* C, part. *auuekid*), bei *þeccan* durch das afries. part. *tacht, bitacht* neben dem praet. *dekte, bidekte*. Die ahd. formen der betreffenden verba sind nicht so strict beweisend, weil sie sich an die analogie der langsilbigen angelehnt haben. Doch bleibt es immer das wahrscheinlichste, dass eben die alten vocallosen formen die veranlassung zu dieser anlehnung gegeben haben. Und wir dürfen wenigstens das *h*, wo es in alten quellen erscheint, als beweis dafür in anspruch nehmen, da es nicht aus dem praes.

---

[1]) Das *e* wird in diesen formen = *ea* zu setzen sein, so dass wir nicht nötig haben angleichung an das praes. anzunehmen.

erklärt werden kann. So ist z. b. *uuahta* T. 52, 4 als die alte form zu fassen so gut wie *erwahtos, erwahter* in Hymn. etc., während *eruuacta* 137, 1. 2. an das praes. angeglichen ist. Ebenso muss sich *pidahte* Hymn. zu *pidachta* BR und *arrahta* (von Graff aus Ib. und Rd. angeführt) zu *arracte, arrachte, arrahcte* Ra., Pa., gl. K. verhalten. Dagegen in den späteren oberdeutschen quellen (schon N) ist *ht* nicht beweisend, indem es lautlich aus der affricata entwickelt sein kann, vgl. Beitr. Beitr. VI, s. 557. Urgerm. *kk* liegt wahrscheinlich zu grunde in ags. *astreccan* — *astreahte* — *astreht* und *leccan* (humectare) — *leohte* — *leoht* (*zeleht*); man vgl. dazu *kistraht*(*er*) in BR. Als sicher unursprünglich darf wol *þryhte* (2 mal Grein) und *êhte, îhte* in Ps. Th. neben sonstigem *iecte, êcte* angesehen werden, und wahrscheinlich auch *cwehte* von *cweccan*.

Mit fast gleicher regelmässigkeit wie von den verben mit einfachem *c* bildet das ags. von denen mit einfachem *l* praet. und part. ohne zwischenvocal und ohne umlaut: *sellan* (*syllan*) — *sealde* — *seald*, *tellan* — *tealde* — *zeteald*, *cwellan* — *cwealde* — *acweald*; schwanken besteht dagegen bei *dwellan*: *zedwealde* — *zedwelede, zedweled*. Die ursprünglichkeit der vocallosen bildung wird für die beiden ersten bestätigt durch das alts. *saldun, gisald, talda, gitald* (dagegen *biduelid*). Im ahd. bietet O *dualta, cualta, salta, zalta* neben seltenerem *cwelita, selita, zelita* (vgl. Begemann s. 131), sowie das unflectierte part. *gizalt* (ib. s. 132); T *salta* (21 mal, das praes. fast durchweg mit einfachem *l*), part. aber *giselit* (ebenso *bizelit*); Hymn. *kasalt* neben *kiselit*; Petrusl. *farsalt*; für *zalta* und *gizalt* findet man ausserdem reichliche belege bei Graff aus N und verschiedenen glossen. Demnach können altn. *dvaliðr* und *taliðr* nur neubildungen sein, um so leichter erklärlich, weil sonst zwischen den ursprünglich vocallosen und den syncopierten formen der kurzsilbigen verba kein unterschied bestand. Rätselhaft aber ist mir, was es für eine bewantnis mit *selda, seldr* hat. Zweifelhaft bleibt, ob im ags. das langsilbige *stellan* — *stealde* in bezug auf den mangel des umlauts nicht erst der analogie von *tellan* etc. gefolgt ist, wie es wol für das vereinzelte *befealdest* Gen. 1010 neben sonstigem häufigen *fylde* anzunehmen ist.

Mit *bugjan* auf einer linie stand *hugjan*, das nach krite-

rium 2. 3. 4 sich als unzweifelhaft hierher gehörig erweist; ags. *hyczan* — *hozde* (daneben *hozode, -ede*, part. *zehozod*); alts. *hugjan* — *hogda*, pl. *hogdun* und *hugdun*, opt. *hogdin* und *hugdin* — *gehugd* und *gehugid*; ahd. *huggen* — *hogta* (woneben *hogeta*, aber auch *hugita*) O, dazu *forhocton* BR und *arhocta* Gc 4 nach Graff — *pihuctemu* BR und *gehucter* Windb. ps. nach Graff (sonst *gihugit*). Danach ist es vielleicht auch kein zufall, dass im altn. neben *hugðr* (woneben *hugat*) kein **hugiðr* belegt ist.

Auch **lagjen* hierher zu stellen berechtigt uns allerdings nur kriterium 4. Alts. lautet das praet. *lagda*, woneben *legda* (*ledda*), aber part. *gilegid*, ags. *lezde, lêde*, part. *oflezd*.

Unter den verben mit einfachem *t* oder *d* haben im ags. vocallose formen: *settan* — *sette* — *zeset*, *zesett, settum* je 1 mal, *zesette* 4 mal, dagegen *zeseted, a-, be-* 15 mal bei Grein; *lettan* — *lette*; *hwettan* — *hwette*; *treddan* — *tredde*; *ahreddan* — *ahredde* — *ahred* und *ahreded* (je 1 mal). Allerdings bei Grein keine form ohne umlaut, aber *zesatton* Lind. gosp. Matth. 25, 15. Afries. *setta* — *sette* — (*e*)*set*. Im alts. sind *satta* — *setta, latta* — *letta, quadda* — *quedda* belegt (vgl. Begem. s. 121), in den nfr. ps. *satta, -os*, aber *quedidan*. Im ahd. ist *quatta* noch die reguläre form, nicht nur bei O, sondern auch bei N und in glossen, vgl. Graff IV, s. 649, und wir haben deshalb jedenfalls keine ursache die altertümlichkeit der form *arratte* erepti Hymn. 21, 3, 3 in zweifel zu ziehen, und selbst nicht die der mhd. *ratte, gerat, tratte, getrat*. Auch die altertümlichkeit der mittelfränkischen formen *latte, gelat, satte, gesat* ist unanfechtbar, da sonst das *t* im gegensatz zu dem *z* des praes. unerklärlich wäre. Und demnach werden wir auch als nächste vorstufen zu den ahd. *sazta, lazta* nicht etwa **sezida*, **lezida*, sondern **satda*, **latda* ansetzen. Im altn. haben die participia der verba mit *t* oder *d* nie nebenformen mit vocal, also nur *lattr, kvaddr*, niemals **latiðr* etc. Das wird mit auf rechnung der von alters her vocallosen formen zu schreiben sein. Auffallend wider *settr* wie *seldr*.

Endlich gehört sicher **furhtien* hierher. Für das ahd. haben wir als ursprüngliche flexion *furihten* — *forahta* — (*ga*)*foraht* anzusetzen, ein verhältnis, welches dann durch ausgleichung nach beiden richtungen hin mannigfach gestört er-

scheint. Bewahrt ist der gegensatz zwischen praes. und praet., soweit ich es aus Graff ersehe, bei N. BR hat neben 2 *furihtan* und 2 *furahtan* sonst *forahtan* (Seiler s. 426). In Hymn. steht *furihtanti, furahtante, erfurahtit.* Bemerkenswert ist dabei auch die durch partielle ausgleichung erzeugte discrepanz zwischen wurzelvocal *u* und secundärvocal *a*. T und O führen *forahtan* durch (F ändert *forahtet* in *forehtet*). Dasselbe geschieht im alts. In den afränk. Ps. erscheint *forhtida,* aber mnl. noch *vruchten* — *vrochte.* Im ags. spaltung in zwei verba: *fyrhtan* und *forhtian.* Als altes part. ist das adj. *forht* (ags., alts., ahd.) anzusehen, welches auch im got. (*faurhts*) vorhanden ist.

Wenn sich auch nicht für jedes einzelne verb. die urgermanischen formen mit sicherheit bestimmen lassen, so viel ergibt sich zweifellos aus unseren zusammenstellungen, dass im urgerm. eine beträchtliche anzahl vocalloser praeterita und participia den mit zwischenvocal gebildeten gegenüber stand. Ueberblicken wir dann die weiterentwicklung in den einzelnen dialecten, so zeigt sich, dass das got. auch hier wie so vielfach am allerunursprünglichsten ist, indem es am frühzeitigsten einen bedeutenden teil der altertümlichen anomalien der gleichförmigkeit des systems zum opfer gebracht hat. Das nordische und westgermanische dagegen sind conservativer gewesen, bis durch die vocalsyncope, den umlaut, die westgermanische consonantendehnung und die hochdeutsche lautverschiebung die verhältnisse bedeutend complicierter wurden, wodurch dann eine reaction hervorgerufen wurde. Am einfachsten war der hergang im altn., weil hier von den vier erwähnten lautprocessen nur die beiden ersten eintraten, und weil die syncope insofern günstig für die gleichmässigkeit des formensystems wirkte, als dadurch nicht wie im westgerm. eine spaltung der ursprünglich den vocal enthaltenden formen in syncopierte und nicht syncopierte erfolgte, sondern vielmehr nur der abstand zwischen den beiden urgermanischen klassen zu einem guten teile aufgehoben wurde. So konnten sich mit nur geringen modificationen der lautlich entwickelten verhältnisse die bildungen zu zwei hauptgruppen zusammenschliessen, die eine mit, die andere ohne umlaut, wobei nur eine geringe zahl von anomalien zurückblieben. Anders im westgerm. Hier

waren zwar auch die syncopierten formen den ursprünglich vocallosen nahe gerückt, indem aber in einer grossen gruppe der vocal gewahrt war, und indem dann weiter namentlich im hochdeutschen eine reihe weiterer misverhältnisse in vocalismus und consonantismus hinzutraten, so entstand ein weit bunteres gewirr, innerhalb dessen die einzelnen gebilde bald nach dieser, bald nach jener seite hinübergezogen werden konnten. Erst ganz allmählig nach vielfachen irrungen gelang es den einzelnen dialecten auf verschiedenen wegen sich zu einem grösseren oder geringeren grade von gleichförmigkeit herauszuarbeiten.

Das ags. repräsentiert für uns im grossen und ganzen noch die eigentümlichste stufe, und zwar liegt das offenbar daran, dass hier im gegensatz zum ahd. und alts. der umlaut der syncope vorausgegangen ist. In folge davon sind noch die drei klassen, ursprünglich vocallose, syncopierte und nichtsyncopierte formen deutlich gesondert, wenn auch bei einzelnen verben gänzlicher übertritt aus der einen in die andere klasse stattgefunden hat. Im alts. ist am wenigsten system, wenn auch die überwiegende tendenz wie noch entschiedener bei Is. dahin geht die bildungen mit vocal zu bevorzugen. Das ahd. treffen wir damit beschäftigt die drei gruppen mit ihren mannigfachen unterabteilungen auf zwei zu reducieren: kurzsilbige mit erhaltenem vocal und umlaut, langsilbige ohne vocal und ohne umlaut (abgesehen zunächst von der unflectierten form des part.). Der sogenannte rückumlaut gewinnt dabei für das sprachbewustsein eine gewisse dynamische geltung. Der process ist zum teil schon in den ältesten denkmälern vollzogen, zum teil vollzieht er sich vor unsern augen. Mit demselben steht die in cap. 4 besprochene ausgleichung zwischen kurzem und gedehntem consonanten in engstem zusammenhange. Die anomalie der vocallosen praeterita und participia ohne umlaut von kurzsilbigen verben konnte auf doppelte weise beseitigt werden: entweder beibehaltung der vocal- und umlautlosen formen und verallgemeinerung der consonantendehnung im praes., oder verallgemeinerung der kürze im praes. und umgestaltung des praet. und part. nach der analogie der sonstigen kurzsilbigen verba. Die frühzeitige verallgemeinerung der consonantendehnung bei den kurzsilbigen stämmen mit *k*

und *t* ist gewis dadurch mitbedingt, dass, wo nicht die meisten, doch die gebräuchlichsten der hierher gehörigen verba vocallose praeterita hatten, wonach sich dann natürlich alle übrigen richteten.[1]) Bei denjenigen verben, bei welchen sich im praes. durch die ausgleichung schwanken und dialectische verschiedenheit ergibt, zeigt sich das entsprechende verhältnis im praet. In den formen mit doppelconsonant erhalten sich nicht nur die alten vocal- und umlautlosen praeterita und participia, sondern es bilden sich auch neue dazu, vgl. mhd. *walte, tratte, schutte* u. a. und sogar *ande, geant* (ahd. *endeon*). Endlich aber tritt eine neue phase der entwickelung ein, offenbar dadurch veranlasst, dass die beiden andern klassen der schw. verba allmählig gänzlich mit den nicht rückumlautenden wie mit den nicht umlautsfähigen zusammengefallen sind, wodurch ein starkes übergewicht dieser nun zu einer vereinigten klassen eingetreten ist. Die folge davon ist, dass der rückumlaut bis auf einige häufig gebrauchte wörter verdrängt wird, und so nur eine einzige normalklasse der schwachen conjugation übrig bleibt.

V o c a l l o s gebildet war im urgerm. auch das praet. und part. mehrerer verba der zweiten schwachen conjugation (ahd. *-ên*). Jedenfalls gehören hierher ahd. *habên, lebên, sagên*. Alts. *habbian* (*hebbian*) — *habda* (*hadda*) — *bihabd* (*bihadd*) = ags. *habban* — *hæfde* — part. allerdings bei Grein nur einmal in der form *forhæfed* belegt. Alts. *seggian* — *sagda* — *gisagd* = ags. *sæcȥan, secȥan* — *sæȥde* (*sæde*) — *sæȥd, ȥesæȥd, ȥeseȥð, ȥesæd, onsæȥd,* je 1 mal bei Grein belegt. Alts. *libbian* — *libde* — *gelibd* = ags. *libban* (*lifian*) — *lifde* — *belifd* (defunctus Guthlac 1282). Es ist gar nicht daran zu denken, dass diese formen etwa aus dem praes. nach analogie der ersten klasse gebildet sein könnten. Denn die formen des praes. stimmen nur zum teil mit denen der sonstigen verba auf *-ian* überein, und selbst wenn sie vollständig übereinstimmten und wenn die gemination

---

[1]) Ebenso ist die umgekehrte verallgemeinerung des aus dem einfachen consonanten entwickelten *hh* nach langem vocal durch praeterita wie *suohta, ruohta* begünstigt.

ganz durchgeführt wäre, so dass die verba als langsilbige erscheinen könnten, so würde eine solche auffassung doch daran scheitern, dass im alts. und vollends im ags. kein bildungsprincip existiert, wonach aus umgelautetem praes. das praet. und part. mit rückumlaut gebildet werden könnten. Dazu kommt endlich noch der mangel des vocals in der unflectierten form des part. Die nfränk. ps. haben *hadda, hatta* (daneben einmal *habeda*), Is. und Frg. *hapta* (vom praes. bei Is. *habendin* und *habet* belegt, in Frg. die gewöhnlichen formen), eine form, die um so mehr gewähr der altertümlichkeit hat, je mehr sonst Is. die vollen formen bevorzugt. Einen indirecten beweis für das einstige vorhandensein der vocallosen formen auch im al. und bair. liefern die reichlich belegten formen (vgl. Müllenhoff zu Denkm. X, s. 13) *habita, hebita, sagita, segita, gisegit* (daraus mhd. *seite, geseit*), *libita,* die nimmermehr entstanden wären, wenn früher das in den grammatiken aufgestellte regelmässige schema gegolten hätte. Im altn. heben sich *hafa* und *segja* dadurch von den übrigen verben der klasse ab, dass sie nicht wie diese (auch *lifa*) das part. auf *-at* bilden, sondern ohne vocal: *hafðr, sagðr* (die vereinzelten dichterischen formen *hafat, sagaðr, sagat* sind zweifellos neubildungen).

Die betreffenden verba sind gerade die am häufigsten gebrauchten. Es ist möglich, dass noch mehrere ebenso flectiert worden sind. Im altn. finden sich noch von *spara* und *þegja* die participia *sparðr* und *þagt* neben *sparat* und *þagat.* Die praeterita sind sämmtlich vocallos, und es lässt sich an ihnen nicht entscheiden, ob niemals ein vocal vorhanden gewesen oder ob ein solcher ausgefallen ist. So viel dürfen wir aber nach den sonstigen analogien wol behaupten, dass ein urgerm. *ai* nicht hätte ausgestossen werden können, dass also eine dem got. *habaida* entsprechende bildung auf skandinavischem boden überhaupt nicht nachweisbar ist.[1])

---

[1]) Von vocallosen praeteritis und participiis zu verben auf *-ôn* ist mir keine spur aufgestossen, wenn nicht ags. *cost, ʒecost* zu *costian* hierher gehört. Dagegen scheint bei einigen das verhältnis praes. *-ôn* — praet. *-ida* bestanden zu haben, sicher wenigstens bei *kaupôn.* Im got. ist nur die 3. sg. *kaupoþ* belegt. Ahd. *kauffôn* neben *kauffen* (in Frg. *chauffeta* neben *chaufta*). Im alts. sind belegt: inf. *copon*, *far-*

Die frage nach der entstehung des schwachen praet. ist in letzter zeit gegenstand vielfacher erörterungen gewesen. Mir scheint, dass zunächst eine grundfrage erledigt werden muss, ehe man irgend weiter geht: entspricht der dental des praet. idg. *t* oder idg. *dh*? In letzterem falle muste sich urgerm. durchgängig ð (*d*) ergeben, in ersterem muste je nach umständen verschiedenartige entwickelung eintreten. In den vocallosen bildungen aus wurzeln, die auf ursprünglichen verschlusslaut ausgehen, wäre *t* unverschoben geblieben, und es hätten sich die verbindungen *ht, ft, st* ergeben. In den übrigen fällen hätte sich nach Verners gesetz entweder *þ* oder ð ergeben müssen, und zwar ð bei den mit zwischenvocal gebildeten formen sowol, wenn der hauptaccent auf der wurzelsilbe, als wenn er auf dem suffix gelegen hat, bei den vocallosen dagegen nur in dem letzteren falle. Suchen wir nach einem anderweitigen kriterium für die stellung des accentes, so kann wol kaum etwas anderes in betracht kommen als die behandlung des wurzelauslauts in den mit vocal gebildeten formen. Einen grammatischen wechsel wie beim st. verb. finden wir nirgends. Ein solcher könnte aber sehr leicht beseitigt sein, und wir müssen uns jedenfalls umsehen, ob sich nicht spuren finden, durch die sich die ehemalige existenz eines wechsels verrät. Soweit die schwachen verba der zehnten klasse des skr. entsprechen, muste im praes. die wurzelsilbe unbetont sein. Das participialadjectiv war stets auf der endung betont. Lag nun auch im praet. der ton nicht auf der wurzelsilbe, so muste also nach Verners gesetz lenis durch-

---

copon in M, dafür *copan, forcopan* C, *farcopien* nur M 3285, 2. sg. ind. *farcopos* CM 4838, 3. sg. opt. *copo* C 5334, part. *gicopot, farcopot* CM; dagegen mnd. *kôpen* (nnd. *kœpen, kêpen*) — *kofte, kochde* — *gekoft, gekocht*. Ags. *ceapian* — *ceapode* und *cŷpan* — *cŷpte*; afries. *kapian* — *kapade* — *ekapad*, daneben aber part. *coft*. Dass dies schwanken wirklich aus einem regelmässigen wechsel hervorgegangen ist, zeigt das in seiner art ganz vereinzelte altnordische *kaupa* — *keypta* — *keyptr*. Hiermit können noch verglichen werden *leiga* (mieten), erst in jüngerer zeit *leigja* — *leigða* — *leigðr* und *steika* (braten) neben *steikja* — *steikta, steiktr*. Die flexion des praes. ist freilich bei diesen drei verben im übrigen die gleiche wie bei den verben auf *-ja*, dass dies aber nicht ursprünglich der fall gewesen sein kann, erhellt namentlich aus dem mangel des umlauts in *kaupa*.

gehen. Wir finden nun in einer nicht unbeträchtlichen zahl von verben fortis, während allerdings die lenis überwiegt. Aus einem praet. mit wurzelbetonung würde sich diese differenz erklären. Indessen muss man doch auch berücksichtigen, dass manche verba erst später in diese klasse übergetreten, dass andere erst junge neubildungen sind, und ich möchte daher das auftreten der fortis an sich nicht zu sehr urgieren. Wir wollen daher nur diejenigen fälle ins auge fassen, in denen ein und dasselbe verb. fortis und lenis zeigt. Hierher gehören: got. *nasjan* = ahd. *nerien*, ags. *nerian*; got. *vasjan* = ahd. *uuerien*, ags. *werian*, altn. *verja*; got. (*ga*)*drausjan* = ahd. *trôren*; got. *laisjan*, dazu das merkwürdige part. *unkileste* gl. K. = *ungilaester* Ra. 193, 6 (aber *ungalaerte* Pa.), welches doch vielleicht nicht blosser schreibfehler ist, = altn. *læra*, ahd. *lêren*; got. *hausjan* = altn. *heyra*, ahd. *hôrren*; got. (*ur*)*raisjan*, altn. *reisa* = ahd. *rêren*; altn. *þysja* = *þyrja* (rauschen); got. *nauþjan* = ags. *nŷdan*, ahd. *nôten*; got. (*uf*)*hlôhjan* = altn. *hlægja*; got. *nêhvjan* = ags. *næzan*; got. *veihjan*, ahd. *uuîhen* = altn. *vígja*; got. *vrôhjan* = altn. *rægja*, ags. *wrêgan*, ahd. *ruogen*; ahd. (*ar*)*flaugen* = mhd. *vlæhen*, altn. *flæja* (mit *flýja* confundiert); got. *þahan* = altn. *þegja*, ahd. *dagên*. Dazu können wir noch vergleichen mit rücksicht auf Sievers gesetz die differenz zwischen altn. *hneigja*, ahd. *hneigen*, ags. *hnǽzan* und got. *hnaivjan*, vgl. Beitr. VI, s. 542. Teilweise lassen sich diese schwankungen allerdings auch aus anlehnung an die zugehörigen starken verba oder an nomina erklären, aber nicht durchgängig. Und so lange keine andere plausible erklärung vorgebracht ist, möchte ich wenigstens für die meisten dieser fälle annehmen, dass die fortis aus dem praet. verallgemeinert ist, dass also in diesem der accent auf der wurzelsilbe stand. Doch werden wir wol daran tun darauf einstweilen noch keine weiteren schlüsse zu bauen, was wir glücklicher weise auch zur entscheidung der frage, mit der wir es zunächst zu tun haben, nicht nötig haben.

Betrachten wir jetzt die tatsächlich vorliegenden gestaltungen des dentals im suffix. Wir finden in den mit vocal gebildeten formen ð (*d*), welches nichts entscheidet, in den vocallosen formen nach *l* und einfachem *n* gleichfalls ð, welches bei ursprünglicher betonung des suffixes widerum nichts

entscheiden würde, dagegen nur auf idg. *dh* zurückweisen könnte, wenn, wie wir eben wahrscheinlich gemacht haben, der ton auf der wurzel lag. Doch lassen wir das auf sich beruhen und halten uns ausschliesslich an die vocallosen praeterita aus wurzeln, die auf ursprünglichen verschlusslaut ausgehen. Da sprechen nun sämmtliche im got. vorkommenden praeterita wegen ihres *ht, ft, st* (*ss*) für idg. *t*, und ebenso ags. *sohte, rohte, ræhte, weahte, þeahte* etc. Aber ebenso entschieden sprechen für idg. *d* die, wie wir oben gesehen haben, mit bestimmtheit als von alters vocallos vorauszusetzenden praeterita *hogda, lagda, *satda, *latda, *hvatda, *hradda, quadda, *tradda, sagda, habda, libda,* die ja sonst **hohta, *sasta, *hafta* etc. lauten müsten. Lautliche erklärung eines praet. wie *mahta* aus älterem **mazða,* wie ich sie Beitr. I, s. 199 als einen notbehelf versucht habe, ist durchaus unmöglich, wie Begemann mit recht geltend gemacht hat. Wir müssen auf einem andern wege die beiden ihrer lautgestaltung nach unvereinbaren klassen zu vermitteln suchen.

Nun ist zu bemerken, dass das part. stets die gleichen lautgruppen aufweist wie das praet. Wie *mahts* zu *mahta, þaurfts* zu *þaurfta*, so verhält sich *gisagd* zu *sagda, gilibd* zu *libda, gisat* zu *satta* etc. Im part. aber liegt idg. *t* zu grunde. Die formen *gisagd* etc. können folglich nicht anders erklärt werden als aus einer anlehnung an das zugehörige praet., wodurch die alten bildungen verdrängt sind, von denen sich aber wenigstens zwei in adjectivischem (substantivischen) gebrauche erhalten haben, und zwar in sämmtlichen germanischen dialecten: got. *hafts* und *hvass* (vgl. auch *viss*). Demnach liegt nichts näher als nun umgekehrt mit Braune (Lit. centralbl. 1873 no. 52) die praeterita *mahta, þaurfta, vissa* für angleichungen an das part. zu erklären. In altn. *dugða* gegen got. *dauhta*, ahd. *tohta* könnte die alte form bewahrt sein, doch ist die gewähr dafür keine grosse, weil das wort sonst im altn. seine ursprüngliche flexion nicht bewahrt hat. Sehr begreiflich ist es übrigens, wenn im got. gerade solche verba, in denen die lautgestaltung des part. den sieg davon getragen hatte, sich vor der einwirkung der bildungen auf *-ida* gewahrt haben, da ja ein *þankjan* — *þâhta* viel weiter von *nasjan* — *nasida* abstand als ein *lagjan* — *lagda.*

Diese gegenseitige beeinflussung von part. und praet. ist etwas ganz natürliches. In unserm heutigen sprachbewustsein sind beide formen in die engste beziehung zu einander gesetzt. Und dies gefühl der zusammengehörigkeit, welches zunächst rein auf der analogie in der lautlichen gestaltung[1]) beruht, muss sich geltend gemacht haben, sobald diese analogie bei der ganz überwiegenden masse der formen durchgedrungen war, also gleich nach der wirkung von Verners gesetz. Der schlagendste beweis dafür, dass es schon im urgerm. vorhanden war, liegt ja eben darin, dass das sogenannte schwache part. nur bei verben mit schwachem praet. existiert. Ursprünglich konnte doch das participialadj. auf *-to-* von jedem verb. gebildet werden[2]), und wenn es allein beim schwachen lebendig

---

[1]) In der bedeutung war gar keine analogie. Die perfectische bedeutung, welche unser heutiges part. als solches hat, war dem participialadj. ursprünglich fremd. Sie ist noch im ahd. nicht durchgedrungen, so lange *ist gisentit* noch mittitur, nicht missus est bedeutet, und noch im nhd. kann das part. zwar nicht eine momentane affection in der gegenwart, wol aber einen dauernden zustand bezeichnen. Sollte vielleicht bei der herausbildung der perfectischen bedeutung die analogie zum praet. ein mitwirkendes moment gewesen sein, wenn auch nicht das wesentlichste?

[2]) Reste derartiger participia zu starken verben sind in adjectivischem gebrauche noch vorhanden; vgl. *alds* = lat. *altus* zu *alan, kalds* zu altn. *kala,* got. *unatgâhts* zu *gaggan,* got. *unsahtaba* zu *sakan.* Ein beispiel noch lebendigen schw. part. zu starkem praes. ist ja *brâhts* zu *bringan*, welches dann aber auch schw. praet. zur seite hat. Vielleicht dürfen wir auch in diesem verb. den rest einer ursprünglich etwas weiter verbreiteten bildungsweise sehen. So müssen wir auch urgerm. **brûcon,* nicht *brûkien* ansetzen. Im westgerm. finden wir keine spur von einem *j.* Alts. *brukan,* nicht **brukian,* wie es dem got. entsprechend lauten müste; ags. *brûcan* hat sogar das schw. praet. und part. aufgegeben und bildet *breac, ʒebrocen*, vermutlich neubildungen. Im ahd. gehört das praes. eben so wenig in die *ja*-klasse. Gl. K.[2] bieten *pruhhan* 268, 37 und *pruhhant* 212, 29, welche formen Kögel (186. 184) nur noch je mit einer andern als die einzigen ausnahmen von dem durchgehenden *-en, -ent* in der *ja*-klasse anführt. Bei O fehlt das verb. leider. Aber auch der gänzliche mangel des umlauts in der späteren zeit ist beweis genug für die starke flexion des praes. Die altn. flexion *brúka — brukaða* kann wol von einem starken praes. *brûkan,* aber nicht von einem schwachen *brukjan* ausgegangen sein. Auch von *-ginnan* wird eher das schwache praet. ursprünglich sein als das starke.

geblieben ist im ausdrücklichen gegensatz zum starken, wo *-no-* das herschende geworden ist, so kann das lediglich die folge dieses analogiegefühles gewesen sein. Es mag wol sein, dass nicht nur das schw. praet. conservierend auf *to*-bildungen gewirkt hat, sondern dass umgekehrt auch in einigen fällen die üblichkeit der letzteren ein schw. praet. hervorgerufen hat. Namentlich kann der übergang starker verba mit praesensbildendem *j* in die schwache conjugation durch das part. begünstigt sein.

Schwerlich gibt es eine andere auffassung des verhältnisses zwischen den beiden klassen der vocallosen praeterita, die irgend welchen anspruch auf wahrscheinlichkeit machen dürfte. Das einzige mittel, mit dem man sich gegen die von uns gezogenen consequenzen wehren könnte, wäre das, dass man etwa *hogda*, **satda* etc. für analogiebildungen einerseits nach dem praes., anderseits nach formen wie *salda* erklärte. Da aber die praeterita und participia mit *ht* ziemlich häufig waren, so sieht man nicht recht ein, warum ein etwaiges **hohta* sich nach der analogie einer nicht gerade sehr zahlreichen klasse zu *hogda* hätte umgestalten sollen, vielmehr wäre bei dem aufgeben der alten form auch der übertritt in die vocalische klasse zu erwarten gewesen, wie sich auch aus der vor unsern augen sich vollziehenden weiterentwickelung ergibt. Bei *habda, sagda, libda* lag eine solche analogie noch ferner.

Wir können uns nun aber weiter auch auf einige formen stützen, bei denen jede möglichkeit der erklärung aus einer derartigen anlehnung abgeschnitten ist, weil sie ganz eigentümlich gestaltet sind, formen, die zugleich die gewähr höchster altertümlichkeit haben und die existenz der vocallosen ð-praeterita auch im got. erweisen. Verner hat in seinem aufsatze über germ. *nn* in verbindung mit nachfolgenden consonanten (Zs. f. d. alt. 21, s. 425 ff.) gezeigt, wie aus dem zusammenstoss von *nn* mit einem *t*-laut entweder *nst* oder *nþ* entstanden ist. Wenn auch die lautphysiologische erklärung ihre schwierigkeiten hat, so ist doch so viel unzweifelhaft, dass *st* und *þ* genau unter den gleichen einwirkungen entstanden sind. Woher dann aber die doppelte lautgestaltung? Diese frage kann mit voller sicherheit beantwortet werden. Wo suffix *-ti-* zu grunde liegt, erscheint überall *st*, niemals *þ*,

vgl. *kunst, brunst, runst* etc. (Verner s. 427), ebenso die 2. sg. *kanst, -anst.*[1]) Das schwanken zwischen *þ* und *st* findet sich nur im praet. und part. und ist ebenso zu erklären wie der gegensatz zwischen *hogda* und *bohta*: *nþ* entsteht aus *nndh* und *nst* aus *nnt.* Danach sollte also zu got. *kunna* das praet. *kunþa*, aber das part. **kunsts* lauten, ebenso *unþa* **-unsts* und vielleicht **-gunþa*, **-gunsts*, eventuell auch **-munþa* **-munsts* (vgl. Verner s. 433). Nun begann der ausgleichungsprocess, den wir schon kennen gelernt haben. Der unterschied ist nur, was uns diese formen noch besonders wertvoll macht, dass sich die doppelgestaltung hier nicht nur an verschiedenen verben, sondern auch an einem und demselben zeigt.

Ich habe im vorhergehenden stillschweigend vorausgesetzt, dass die bildung des schwachen praet. älter ist als die germanische accentverschiebung. Dass diese annahme die allgemeine wahrscheinlichkeit für sich hat, wird jetzt niemand leugnen können, seitdem wir wissen, wie jung diese verschiebung ist. Man könnte die eben besprochenen formen zur bestimmung der chronologie benutzen. Da der innere zusammenhang zwischen der entstehung von *nþ* und der von *nst* zu tage liegt, so werden wir auch gleichzeitigkeit für beide voraussetzen müssen. Nun muss aber *st*, scheint es, schon vor der ersten verschiebung entwickelt sein, da sonst das *t* nicht hätte unverschoben bleiben können. Dieses argument wird aber hinfällig, sobald man annimmt, was ich allerdings für wahrscheinlich halte, dass *st* erst zu *sþ* verschoben und dann in *st* zurückverwandelt ist.[2]) Dann kann auch ein secundäres vor *þ* entwickeltes *s* diese rückverschiebung bewirkt haben. Sehen wir demnach doch einmal zu, wie die dinge sich gestalten unter der voraussetzung, dass die bildung des schw. praet. jünger ist als die accentverschiebung. Die unabweisliche con-

---

[1]) Got. *kannt*, altn. *kannt* und *annt* werden wol ihr *s* durch ausgleichung eingebüsst haben, während vielleicht westgerm. *manst*, wenn es nicht auch altertümlich ist, sich an *kanst, -anst* angelehnt hat. Der verschiedene entwickelungsgang im westgerm. und ostgerm. ist die natürliche folge des auseinandergehens in der bildung.

[2]) Die begründung freilich, welche Bechtel (germanisch *zd* in Zs. f. d. alt. 21, s. 214 ff.) dieser annahme geben will, muss als durchaus verfehlt betrachtet werden.

sequenz würde sein, dass unsere erklärung des *ht, ft, st* (*ss*) im praet. aus einer anlehnung an das part. dann unter allen umständen unvermeidlich wäre. Denn diese lautgestaltungen finden ja ihre erklärung nur, wenn ihnen bereits vor der ersten lautverschiebung, d. h. selbstverständlich erst recht vor der accentverschiebung die lautgruppen *kt, pt, st* zu grunde lagen. Und eben so wenig kommt man um die andere annahme hinweg, dass participia wie alts. *gihabd*, mittelfränk. *gesat*, got. *kunþs* nur aus anlehnung an das praet. zu erklären sind.

Unser gesammtresultat ist demnach, dass alle diejenigen erklärungsversuche des schw. praet., welche für den dental des suffixes ein idg. *t* vorauszusetzen, a limine abzulehnen sind, dass es ferner ungerechtfertigt ist für eine klasse der schw. praeterita ein anderes suffix anzunehmen als für die übrigen, dass endlich alle scheinbaren schwierigkeiten, die sich der zurückführung des dentals auf idg. *dh* in den weg stellen, sich auf befriedigende weise lösen wie sonst bei keiner andern theorie. Von dieser seite also sind alle einwendungen gegen Grimms compositionstheorie zurückzuweisen.

6. Gotisch *ai* und *au* vor vocal.

Got. *ai* und *au* vor vocal sind in letzter zeit vielfach gegenstand der untersuchung gewesen. Holtzmanns behauptung (Altd. gr. 11, s. 14), dass sie als kürzen zu fassen seien, hat neuerdings, wenigstens in bezug auf das *ai* die zustimmung Brugmans gefunden (Morph. unters. I, s. 31). Eine widerlegung dieser ansicht hat Kluge Beitr. VI, s. 377 ff. unternommen und eine eigene positive auffassung entgegengestellt, gegen welche sich wider Sievers, ib. s. 564 ff. gewendet hat. Ferner ist die frage berührt von J. Schmidt in Kuhns zs. 25, s. 18 und ausführlicher behandelt von Mahlow, Die langen vocale *a, e, o* in den europäischen sprachen, Berlin 1879 s. 19 ff. Da ich mich mit keinem der genannten gelehrten ganz einverstanden erklären kann, so sehe ich mich veranlasst noch einmal darauf zurückzukommen.

Indem ich Holtzmanns ansicht jetzt als abgetan betrachte, wende ich mich gleich zu derjenigen auffassung, die ich am wenigsten billigen kann, der von Sievers. Dieser sucht die schwierigkeiten durch ansetzung eines urgermanischen *ôu* zu beseitigen und stellt das gesetz auf: Germ. *ôu* wird in allen germanischen sprachen vor consonanten zu *ô*, vor vocalen erscheint es im got. als *au*, im ostnordischen als *ô*, in den übrigen germanischen sprachen als *û*. Diesem gesetze wird von vornherein der boden entzogen durch die bemerkung, dass ein urgermanisches *ôu* weder vor consonanten noch vor vocalen existiert haben kann. Was das *ôu* vor consonanten betrifft, so wird der beweis für meine behauptung demnächst von Osthoff erbracht werden. Ein diphthongisches *ôu* vor vocal aber würde doch der indogermanischen, im urgermanischen noch lebendigen regel widersprechen, dass vor vocal überhaupt kein diphthong möglich ist, indem *u* und *i* (dann *v* und *j* geschrieben) zur folgenden silbe hinübergezogen werden. Den grund dieser regel sieht man jetzt besonders klar ein, wo man erkannt hat, dass *u* und *i* im idg. mit *m, n, r, l* ganz auf gleicher linie stehen, dass auch eine verbindung *au* oder *ai* ebenso anzusehen ist wie *am, al*. Eine silbenteilung *ôu-a* ist so unmöglich wie *ôl-a*. Aber selbst wenn man das *ôu* zugeben wollte, so würden immer noch unlösbare schwierigkeiten zurückbleiben. In bezug auf *taui* gelingt es Sievers nur schlecht darüber hinwegzuschlüpfen (s. 567 oben). Setzt man als grundform **tôu-jo* an, so stände *ôu* vor consonant, folglich ergäbe sich urgerm. **tôjo*. Wie soll daraus got. *taui* abgeleitet werden? Setzt man aber **tôu-i-o* an, wie es von dem *ôu* statt *ôw* abgesehen das einzig richtige ist, so stände *ôu* vor vocal, folglich ergäbe sich westnordisch **túi*, womit, wie Sievers selbst bemerkt, weder das lappische *duögje* etc. zu vereinigen ist noch das verb. *tœja*. In dem gleichen dilemma befinden wir uns den übrigen fällen gegenüber, in denen *u* (*w*) und *i* (*j*) neben einander stehen. Wir werden sehen, dass die ansetzung von urgerm. *ôwi*, die nach den allgemeinen gesetzen die einzig richtige ist, auch die einzige ist, mit hülfe deren die verschiedenen formen der einzelnen dialecte erklärt werden können.

Was dann das verhältnis von westnord. *û* = ostnord. *ô*

betrifft, so ergibt sich schon aus Sievers eigenen angaben (s. 567. 6.), wie mislich es ist, dasselbe durch herleitung aus *ôu* erklären zu wollen. Wenn ostn. *sô* dem westn. *sýr* gegenüber steht, so folgt daraus mit sicherheit, dass es im ostn. einen unter bestimmten bedingungen eintretenden übergang von *û* in *ô* gibt. Wenn wir auch diese bedingungen noch nicht genauer kennen, so ist doch gewis der verdacht begründet, dass es sich mit *bôa, gnôa, trôa, snôa* gegen westn. *búa, gnúa, trúa, snúa* nicht anders verhält als mit *sô* gegen *sýr*. Dazu kommt, dass wir dem *ô* auch auf westnordischem gebiete begegnen in dem part. *bóndi* von *búa* und in *bœr* neben *býr*. Es scheint demnach, dass das gesetz, wonach *û* zu *ô* gewandelt wird, gemeinnordisch ist, und dass dann nur die darauf eingetretene ausgleichung einen verschiedenen gang genommen hat.

Mit recht hat Sievers s. 565. 6 Kluges auffassung von ags. *sizel* als umgelauteter form aus **sôwil* mit übergang von *w* in *z* zurückgewiesen. Er selbst setzt eine grundform **sûil, sûjil* an, die nach seinem gesetze aus **sôwil* entstanden sein soll. Nach welchem gesetze soll aber das *z* in das wort hinein gekommen sein? Ist das hineintreten desselben besser begründet als eine entstehung aus *w*? Ich sehe nach Sievers voraussetzung ebensowenig eine möglichkeit *sizel* mit *sauil* und *sôl* zu vereinigen wie nach denen von Kluge, und es wird daher geraten sein, das wort ganz aus dem spiele zu lassen. Was dann die altnordische form *sól* betrifft, so müste man ja nach Sievers gesetz **súl* oder **sýl* erwarten. Um dieser folgerung zu entgehen, nimmt Sievers an, dass *sól* auf eine von anfang an vocallose bildung, also **sôul-* zurückgehe. Mir sind sonst solche urgermanischen doppelbildungen mit *l* und *il* (= idg. *l* und *l* sonans) nicht bekannt. Wenn Sievers die ansetzung einer form **sôul-* darum für nötig hält, weil **sôwil* eine umgelautete form **sœl* hätte ergeben müssen, so hat er meine ausführungen in Beitr. VI, s. 243 ff. nicht berücksichtigt, wonach *-il* ursprünglich immer ein *-ul* zur seite hat. Dass auch ags. *sôl* auf **sôwul-* zurückgeführt werden kann, wird im folgenden capitel gezeigt werden. Ebenso können ags. altn. *tôl* und altn. *ból* als syncopierte formen aufgefasst werden.

Auf altn. *kýr* = ostnord. *kô* = ags. afries. *cû* = alts. *kô*, ahd. *kuo* wird sich Sievers, nachdem das übrige gefallen ist,

auch nicht mehr für sein gesetz berufen dürfen. Mir will es doch scheinen, als ob die verschiedenheit des vocalismus mit der indogermanischen stammabstufung in zusammenhang stehe.[1])

Sievers ist zur aufstellung seines *û* aus *ôu* wesentlich veranlasst durch *bauan, trauan, bnauan.* Diese verba müssen allerdings verwirrung anrichten, wenn sie mit den sonstigen fällen des *au* vor vocal auf eine linie gestellt werden. Sie müssen zunächst abgesondert werden. In ihnen bieten allerdings alle übrigen dialecte, von dem schon besprochenen *ô* des ostnord. abgesehen, ein *û*, vgl. altn. *búa, trúa, gnúa*; ags. *bûan* (*bûwan, bŷan*), *trûwian* (*treowian, trŷwian* an *treow, trŷwe* angelehnt); alts. *bûan, gitru-oian* (*gitroian* C 2952 darf wol als schreibfehler angesehen werden); ahd. *bûan, trûen* (*bûwen, trûwen* erst jünger). Dies *û* erhält eine bestätigung durch eine reihe nominalbildungen mit *û* (vgl. altn. *bû, býr, trúr, trúa*; alts., ags. *bû*; ahd. *bû, bûr, trût*), die sich zum teil einer erklärung aus *ôu* nach dem Sieversschen gesetze nicht fügen. Ausserdem ist *bauan* ja = griech. *φύω.* Dass demnach das praes. im urgerm. ein *û* gehabt hat, ist kaum zu bezweifeln. Sehr mislich aber scheint es mir mit Kluge (s. 383) in dem got. *au* einen andern laut zu sehen, als den es auch sonst bezeichent. Die einfache lösung der schwierigkeit wird vielmehr die sein, dass wir für das urgermanische den ablaut *û* — *au* ansetzen, wie in *lûka — lauk*, und also das got. *au* im praes. aus einer angleichung an das praet. erklären. Zwingt uns

---

[1]) Auch J. Schmidt, Kuhns zschr. 25, s. 17 will das nebeneinander von *ô* und *û* in ähnlicher weise wie Sievers erklären. Er meint, dass das wort im urgerm. wie *mavi* flectiert sei, und dass für das got. **kaui*, **kojos* anzusetzen sei. Altn. *kýr* soll dann das nominativs-*r* in ähnlicher weise angenommen haben wie *mœr* und dann vom nominativ aus in die analogie von *sýr* übergetreten sein. Schmidt ist jedenfalls zu dieser gewaltsamen construction dadurch verführt, dass er die umlautwirkende kraft des *r* = urgerm. *z* nicht beachtet hat. Wir haben keine andere grundform nötig als **kûz.* Auch *mavi* ist nicht über *mái, máir* zu *mœr* gelangt, sondern über **mavir, *mavr, *már.* Auf die weise, wie Schmidt will, wäre der umlaut gar nicht zu erklären; das *i* wirkt niemals auf unmittelbar vorhergehenden vocal, vgl. Beitr. VI, s. 101 anm. Wir brauchen also altn. *kýr* nicht erst auf solchem umwege zu der schon im idg. bestehenden consonantischen declination zurückgelangen zu lassen, zumal da auch ags. *cû* consonantisch flectiert.

doch dazu schon die consequenz des systems, da wir wissen, dass durch die reduplication der ablaut nicht ausgeschlossen ist. Allerdings ist *trauan* im got. wie in den übrigen dialecten schwach, es wird aber unbedenklich sein einen secundären übertritt aus ursprünglich starker flexion anzunehmen, da auch von *bauan* ein praet. *bauaida* und ein subst. *bauains* gebildet wird. Wie *gnúa* — *gnöra* — *gnúinn* flectiert im altn. *snúa* — *snöra* — *snúinn.* Es ist sehr wahrscheinlich, dass das wort hier die ursprünglichen verhältnisse besser bewahrt hat als im got. (*snivan*), wo vom praet. aus übertritt in die klasse *giuta* — *gaut* und weiterhin dann sogar in die klasse *nima* — *nam* erfolgt ist.

Für die sonstigen *au* und *ai* hat meiner überzeugung nach schon Leo Meyer, Got. spr. § 336. 502. 508 das richtige getroffen, indem er *ai* aus urgerm. *êj*, *au* aus *ôv* entstehen lässt. Der vorgang ist ganz der gleiche wie im heutigen niederdeutschen, vgl. *draien*, *maien*, *naien*, *saien* aus altem *drajan* etc., *koie* pl. von *kô* aus *kôji*, *rauen* aus *rôwen.* Man vgl. auch den übergang von mhd. *brâwe, grâwer* in nhd. *braue, grauer.* Die verhältnisse bei *au* werden nur klar, wenn man gleichzeitig ein anderes lautgesetz berücksichtigt: in der verbindung *ôvj* fällt *v* aus. Das wechselverhältnis in der wirkung beider gesetze stellt sich am deutlichsten dar in *taui* = gen. *tôjis*, wozu *staua* gericht und *staua* richter. Zu *stôjan* gehört ags. *stôv* (locus), und es entspricht genau dem slav. *staviti.* Wir haben daher auch gar keine ursache die participia *afdauidai* und *afmauidai* nicht mit Leo Meyer aus **afdo*(*v*)*jan* und **afmo*(*v*)*jan* abzuleiten. Mahlow will s. 150 *afmauidai* von ahd. *muojen* trennen, weil dies verb. nur *uo* habe (nicht doppelformen wie *stuen* — *stouuen*). Das ist natürlich nicht im geringsten ein zureichender grund, auch nicht für denjenigen, der sonst mit den ansichten Mahlows übereinstimmt. Denn wenn auch die möglichkeit zur entstehung von doppelformen durch die gegenseitige beeinflussung von praes. und praet. gegeben war, so folgt daraus doch nicht, dass solche sowol im praes. als im praet. entstanden sein müssen, und noch weniger, dass uns doppelformen überliefert sein müssen, da die eine schon vor dem beginn unserer überlieferung verloren gegangen sein kann. Das vorausgesetzte verb. **dô*(*v*)*jan* ist natürlich nicht identisch

mit dem starken altn. *deyja,* sondern muss, wenn es überhaupt etymologisch damit zusammenhängt, als causativum dazu gefasst werden, wozu die gestaltung des wurzelvocals stimmt.[1])

Wenn auf die form *saijiþ* gewicht zu legen ist, so scheint mir der einzige zulässige schluss daraus der zu sein, dass vielleicht *ai* und *au* in diesen fällen genau genommen *aij*, *auv* sind. Nur haben wir nicht mit Kluge den ursprünglich diphthongischen charakter dieser *ai* und *au* in zweifel zu ziehen. Wie *ai* und *au* ganz im allgemeinen auf der uns überlieferten stufe des got. zu sprechen sind, ist noch eine offene frage. Nur so viel ergibt sich gerade aus unserm gesetz, dass, wenn urgerm. *e^a j* und *o^a v* mit urgerm. *ai* und *au* zusammengefallen sind, dass dann in den beiden letzteren der ursprüngliche abstand der componenten von einander auf ein geringeres mass herabgesetzt sein muss.

Mahlow stimmt mit der von uns acceptierten auffassung Leo Meyers überein, will aber die vorgänge, die wir als specifisch gotisch betrachtet haben, ins urgerm. zurückverlegen. Dagegen sind folgende argumente entscheidend. Die verschiedene gestaltung von *taui* und *tôjis* beruht auf dem specifisch gotischen auslautgesetze, die wirkung desselben muss also sowol dem schwunde des *v* als der contraction von *ôv* zu *au* vorausgegangen sein. Wäre die contraction urgermanisch, so müste ja aus **tôwie,* **tôwies* (dreisilbig), wie die formen nach Sievers gesetz hätten lauten müssen, **taui*(*e*), **tauies* (**taujes*) entstanden sein, also *au* durch alle formen hindurch. Anderseits, wäre der ausfall des *w* urgermanisch, so müste er gleichfalls durch alle formen durchgehen. Wie hätte er aber überhaupt urgerm. sein können? Er beruht doch auf der consonantischen natur des folgenden *i*; im urgerm. ist dasselbe aber noch durchgängig sonantisch, und erst innerhalb der entwickelung der einzelnen drei hauptgruppen wird es consonant, und zwar nur, wenn es keinen nebenton trägt (aber *taui* aus *tôwìe*). Weiter wie wäre ags. *stôw* denkbar, da aus urgerm. **stôwo* etc. durchgängig **stauo* etc. geworden sein müste? Und ahd. *ruouua* etc.? Und ebensowenig sind die nordischen und westgerma-

---

[1]) Das bemerkt auch J. Schmidt a. a. o., der ausserdem slav. *daviti* erwürgen, ersticken vergleicht.

nischen praesensformen der den gotischen *saian, vaian* etc. entsprechenden verben mit Mahlows annahme zu vereinigen. Im altn. hätte aus *saian* schwerlich etwas anderes als **sea*, **sjá* werden können. Ags. *sâwan* etc. könnte allerdings, wenn wir von dem unter allen umständen eine besondere erklärung fordernden *w* absehen, aus *saian* abgeleitet werden, aber eben so gut aus **sâ(j)an*. Dagegen in bezug auf ahd. *sâ(i)an* etc. und ebenso alts. *saian* muss auch Mahlow auf eine lautliche erklärung verzichten. Er erklärt sie (s. 20) als 'entstanden unter dem einfluss des übergangs dieser verba in die schwache flexion, welche ihren ausgangspunkt von dem part. genommen hat'. Also das part. ganz allein hat das abweichende praes. und praet. in seine analogie hinübergezogen. Man erstaunt solcher kühnheit in der ansetzung von analogiebildungen bei einem sprachforscher zu begegnen, der in einem fort ausfälle gegen die 'vergleichenden analogisten' macht. Man muss noch mehr erstaunen, wenn man bei genauerem zusehen findet, dass die formen, welche das muster für die übrigen abgegeben haben sollen, gar nicht existieren. Mahlow fährt a. a. o. fort: das part. starker verba wird allerdings meist durch suff. *-ana* gebildet, wie im slav. durch *-enŭ*; aber wie das slavische hauptsächlich hinter vocalen auch das suff. *-tŭ* erhalten hat, so haben auch im germ. participia wie **sāða* zu *saian*, **rōða* zu **rōjan* existiert; **sāna*, **rōna*, die man nach got. *bidans*, altn. *dáinn* erwarten müste, finden sich nirgends'. Allerdings finden sich keine formen wie **sāna-*, **rōna-* ohne zwischenvocal. Wie kann man von diesen verben participia verlangen, wie sie kein anderes verb. in wirklich participialer verwendung aufzuweisen hat? Und wo hat denn Mahlow **sāða* etc. gefunden? Glaubt er so fest an die slavisch-germanische grundsprache, dass ihm ein nachweis aus dem slav. auch für das germ. genügt? Und gesetzt sie hätten in dieser grundsprache existiert, wie ich denn überzeugt bin, dass sie schon im idg. existiert haben, was tut das hier zur sache? Für uns fragt es sich nur, ob in der periode, als sich im germ. das wechselverhältnis zwischen schwachem praet. und part. auf *-to* und zwischen starkem praet. und part. auf *-no* herausgebildet hatte, ob da etwa diese verba sich der allgemeinen analogie entzogen und participia auf *-to* neben starkem praet. bewahrt haben. Sehen

wir nun die tatsachen. Im got. part. *saians*; das *ai* ist natürlich unursprünglich, aus dem praes. eingedrungen, muss es aber darum auch die starke form sein? Im altn. haben wir *sáinn* (ebenso *róinn, gróinn*). Im ags. nur starke formen, vgl. bei Grein *tôblâwen, mâwenum, amâwen, zeondsâwen, onsâwen, biwâune*. Im alts. ist von *saian* kein part. belegt. Also kein dialect, der ein starkes praet. bildet, hat ein schwaches part. Und selbst im ahd., welches keine spur mehr von einem st. praet. hat, ist ein sicherer rest *zaplahanner* Pa. 63, 18 = *ziplahanner* gl. K. = *ziplaner* Ra.; ferner das subst. *inblaheni* bei N. Man mag daher immer von mhd. *gedrân* absehen, wiewol ich nicht weiss was dazu hätte veranlassen können, eine solche form neu zu schaffen. Wir müssen demnach im gegenteil schliessen, dass das schw. part. dieser verba so gut wie das schw. praet. eine neubildung ist, die nur von einer praesensform aus wie *sâjen* ihren ursprung genommen haben kann.

Aber Mahlow führt reste der alten mit den gotischen übereinstimmenden formen an, zunächst die im mhd. für die verba auf *-æjen* vorkommenden nebenformen auf *-eien, -eigen, -eijen* (ziemlich viele belege findet man jetzt bei Lexer) und dazu auch aus dem ahd. *neiu, neie*. Was diese letzteren formen betrifft, so wird *neiu* von Graff aus Wn angeführt, einer glossensammlung, die er ins elfte jahrhundert setzt, *neie* aus Hd (zwölftes jahrh.). Wir 'vergleichenden analogisten' pflegen die von der analogie noch nicht angesteckten formen den ältesten und besten überlieferungen zu entnehmen. Doch Mahlow versteht es ja überall besser, wie die dinge anzugreifen sind. Hier kann man aber doch den bescheidenen zweifel nicht unterdrücken, ob nicht etwa *neiu, neie* nichts anderes bedeuten als *næju, næje*, ob nicht die im spätmittelhochdeutschen auftauchenden formen auch späten ursprungs sind wie niederdeutsch *saien* etc. Und vollends bedenklich wird die sache, wenn sich M. auf ahd. *kreia* (überliefert im Trierer cod. des summarium Heinrici!) beruft. Er hat ganz richtig erkannt, wie die urgermanische flexion dieses wortes gewesen sein muss: **krêwî* — **krêwios*. Aber er lässt aus der genitivform ein urgerm. **kraios* entstehen, ohne sich den geringsten scrupel über den verbleib des *w* zu machen. Bisher haben wir doch

auch für das got. nur erst ein gesetz kennen gelernt, wonach *w* hinter *ô* schwindet. Müste es sonst nicht auch im got. **laian* statt *lêvjan* heissen? Weiter beruft sich M. auf alts. *sehan* (M. 2389 = *saian* C) und *biknegan* Hel. M und C 1310. Von letzterem müssen wir zunächst ganz absehen, denn es ist klärlich = altn. *knega.* Dass *g* hier nicht ein urgerm. *j* vertreten kann, lässt sich schon aus der schreibung schliessen. Mir wenigstens ist kein beispiel aufgestossen, dass einfaches *g,* nicht *ge* vor *a* so verwendet würde. Bleibt also nur *sehan,* und sollte dafür gar keine andere auffassung gestattet sein als die von Mahlow? Sievers hat es für ein schreiberversehen genommen. Möglich, dass noch etwas anderes dahinter steckt. Nur schliesse man nicht etwas daraus, was allen andern gut beglaubigten tatsachen ins gesicht schlägt.

Nur éins ist für Mahlows ansicht bestechend: ahd. *stouuen stouta* (*stouuita*) neben *stuen stuota.* [1]) Es ist auch ganz richtig, dass *stouuen* von *stouta* ausgegangen ist, wie umgekehrt *stuota* durch anlehnung an das praes. entstanden ist. Wir gelangen aber zu *stouta* auch ohne auf got. *stauida* zu recurrieren. Denn **stôwida* muste durch die westgermanische syncope zu **stôuda* und weiter durch contraction zu *stouda* werden (vgl. *eo, seola, eu* etc.).

Das gesetz, dass *w* nach *ô* vor *j* ausfällt, finden wir allerdings auch im ahd. wider: aus **mowjen* ist **muojen, muen* und ebenso aus **stowjen stuen* geworden. Aber dieser ausfall des *w* ist gewis unabhängig von dem im got., da er erst eingetreten sein kann, nachdem das dahinterstehende *i* consonantisch geworden ist.

7. Ausfall des *j* vor *i* und des *w* vor *u* im westgerman.

Wir haben schon oben s. 112 auf ein lautgesetz hingewiesen, wonach *j* vor *i*, abgesehen vom wortanlaut, im westgerm. frühzeitig ausgefallen sein muss. Wie sich dieser ausfall in der 2. 3. sg. ind. praes. der verba

[1]) Sievers hat zwar recht, dass beide verba von einander zu unterscheiden sind, aber diese scheidung beruht erst auf einer jüngern bedeutungsdifferenzierung.

auf *-jen* zeigt, ist schon längst bekannt, und zum nachweise der consequenz, die darin gewaltet hat, kann unser viertes capitel dienen. Ob für die 2. sg. imp. der gleiche ausfall anzunehmen ist, oder ob eine andere auffassung geboten ist, das ist eine frage, die uns noch später einmal beschäftigen wird. Hier haben wir noch einen blick auf die verba mit vocalischem wurzelauslaut (der übrigens zum teil sich erst durch schwund eines *w* ergeben hat) zu werfen. Diese haben in einigen ahd. denkmälern, zum teil in den allerältesten (z. b. in Pa, gl. K, Ra, O, N) ihr *j* schon durchgängig eingebüsst, während in andern formen mit *j* erscheinen, die noch im mhd. üblich sind. Wir haben nun keine veranlassung eine verschiedene lautgesetzliche behandlung des *j* anzunehmen, sondern wie im mhd. *j* (*g*) sich auch auf die 2. 3. sg. ind. praes. und die 2. sg. imp. verbreitet (*blüegest, blüeget, blüege*) und sogar auf das praet. und part. (*blüegete, geblüeget*), so hat sich auf der andern seite auch der schwund des *j* durch ausgleichung weiter verbreitet. Ausser der 2. 3. sg. ind. und der 2. sg. imp. wird dabei auch schon das praet. und part. massgebend gewesen sein. Denn dass der übertritt dieser formen, mindestens des praet. in die schwache flexion dem ausfall des *j* im praes. vorausgegangen sein muss, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil es bedingung für diesen übertritt war, dass das praes. sich deutlich als in die bildungsweise auf *-jen* gehörig charakterisierte. Dass das *j* nicht sehr frühzeitig geschwunden sein kann, geht auch daraus hervor, dass der umlaut in allen dialecten durch das praes. durchgeführt ist.

Ein zweiter fall, der unter unser gesetz fällt, ist der d a t. p l. d e r m ä n n l i c h e n u n d n e u t r a l e n *jo* - d e c l i n a t i o n. Dass die unzweifelhaft altertümlichsten[1]) formen auf *-im* analogiebildungen nach der *i*-declination sein sollten, ist sehr unwahrscheinlich, da der berührungspunkte zwischen beiden declinationsklassen zu wenige waren, wie wir denn auch aus der späteren entwickelung sehen, dass das natürliche gerade die umgekehrte einwirkung der *o*-stämme auf die *i*-stämme ist

---

[1]) Ihre altertümlichkeit ist noch besser als durch das zeugnis der ältesten quellen durch das einfache *r* bei den nomina agentis auf *-âri* in BR gesichert, vgl. oben s. 113.

Wir bleiben daher bei der Beitr. VI, s. 221 aufgestellten entwicklungsreihe: *-jom, -jem, -jim* und daraus *-im* nach unserem gesetz.

Nach einem genau entsprechenden gesetze ist *w* vor *u* ausgefallen, widerum mit ausnahme des wortanlauts. Dieses gesetz liegt nicht so klar zu tage wie das über den ausfall des *j*, weil es durch mannigfache ausgleichungen verdunkelt ist. Trotzdem aber gibt es eine reihe von fällen, aus denen es mit völliger sicherheit abstrahiert werden kann.

Zunächst kommen hier die anlautenden verbindungen *tw, dw, þw, kw, sw* in betracht. Die wirkungen des gesetzes sehen wir an ahd. *kunft* = got. (*ga*)*qumþs*; alts. *cumi*, ags. *cyme*, ahd. *chumi* (woneben *quimi* wahrscheinlich nur jüngere anlehnung an *queman*[1]), wie denn in gl. K. sogar *quemi* vorkommt) = got. *qums*; alts. *-cumo*, ags. *-cuma*, ahd. *-chomo* N, sonst *-quemo*, welches wol nur durch anlehnung an *queman* zu erklären ist, da es nach dem ursprünglichen bildungsgesetze unmöglich ist, vgl. Osthoff Beitr. III, s. 18; weiter gebildet davon ahd. *chumiling* (*chomiling*, *quemeling*); ahd. *sunft*, mhd. *sumpf* zu *swimman*. Ferner das ahd. part. *chuman*, welches in alten denkmälern neben dem praes. *queman* steht und die altertümlichste form sein muss = got. *qumans*, wenn auch daneben schon in den ältesten quellen (z. b. Pa und Ra) *queman* und in Is. und in Frg. *quhoman* erscheint. Die form *queman* kann nur neubildung sein, durch die eigentümlich abweichende gestalt des part. veranlasst. Der wurzelvocal in *queman* widerspricht ja dem sonst allgemein gültigen gesetze für die gestalt des wurzelvocals im part. vor nasal und liquida. Auch *quhoman* kann neubildung sein nach analogie von *ginoman* etc., möglicherweise aber haben wir darin eine gleichfalls alte gestalt des wurzelvocals zu sehen. Denn da, wie Beitr. VI, s. 207. 238 ff. gezeigt ist, der ableitungsvocal im part. zwischen *u* und *e* gewechselt hat, so muss dem entsprechend in der wurzelsilbe wechsel zwischen *u* und *o* bestanden haben. Denn die weiterentwickelung des *u* zu *a* im ahd. und alts. ist jünger

---

[1]) Möglich ist allerdings auch alte doppelformigkeit in folge verschiedener betonung, vgl. Kögel, Ker. gloss. s. 159.

als die regelung des verhältnisses *u* — *o* in der wurzelsilbe. Folglich gelangen wir zu einem ursprünglichen wechsel zwischen **kumun-* und **kwomen-*. Kögel, Ker. gloss. s. 46 hat bemerkt, dass Pa, gl. K. und Ra. das part. von *dwingan* gewöhnlich *gidungan* bilden. Er sieht mit recht darin eine altertümlichkeit. Ebenso steht *pidungan* Mu. 61 von den herausgebern mit unrecht corrigiert. Wie nun dies *gidungan* später durch *giduungan* ersetzt ist, so muss auch in *gisuungan*, *gisuumman* etc. und ebenso im plur. praet. *duungun* etc. das *w* erst durch anlehnung an das praes. und den sg. praet. wider eingeführt sein, und zwar gilt das nicht nur für das ahd., sondern auch für die übrigen westgermanischen dialecte. Im ags. haben wir noch dem ahd. *chuman* — *quhoman* entsprechend doppelformen bei *zeþuren* — *zeþworen* (vgl. Grein unter *þweran*). Auch *collen-* in *collenferhð* ist vielleicht hierher zu ziehen. Die form würde auf einem compromiss zwischen **cullun-* und **cwollen-* beruhen. Endlich gehört hierher ags. *hû*, instr. zu *hwê*. Ahd. *hiu* ist gleichfalls nur aus älterem **hû* zu erklären, welches dann nach analogie anderer pronomina und der adjectiva in *hiu* übergetreten ist.

Nach consonant im innern des wortes fällt *w* allgemein aus wie *j*. Aber wie der ausfall des *j* vor *i* dem allgemeinen ausfall vorangegangen ist, so müste es auch der des *w* vor *u* sein, und das müste sich an dem unterbleiben der consonantendehnung bekunden. Die wörter *acc*(*h*)*us* und *nacc*(*h*)*ot* scheinen dem zu widersprechen. Die gemination erklärt sich aber aus der ursprünglichen stammabstufung im ableitungsvocale (vgl. got. *aqizi*, altn. *nökviðr*). Einfaches *k* zeigen die mittelfränkischen Marienlieder, in denen *nachet* durch reime auf *machet*, *wachet* bestätigt wird, vgl. Braune Beitr. I, s. 24. Das mnd. hat einfaches *k* in *naket*, *nakent*, *nake*(*n*)*dich*, jetzt *nâkich*. Ebenso hat das ags. in *nacod* einfaches *c*. In *gazza*, nhd. gasse = got. *gatvo* ist verallgemeinerung des einfachen *t* eingetreten, und wir müssen eine flexion **gat*(*t*)*wô* — **gatûn* voraussetzen.

Die verwickeltsten verhältnisse haben sich da herausgebildet, wo *w* zwischen vocalen ausgefallen ist. Die meisten deutlichen spuren hat dieser ausfall im ags. hinterlassen. Es gibt hier viele nomina, in denen das *w* entweder

durchweg geschwunden ist, oder in den verschiedenen casus bald hervortritt, bald fehlt ohne irgend welche feste regel. Wo das *w* geschwunden ist, erscheint dann in der regel der wurzelvocal mit dem endungsvocal contrahiert nach den von mir Beitr. VI, s. 89 ff. besprochenen gesetzen. Das willkürliche schwanken muss natürlich auf eine ältere feste regel zurückgeführt werden. Das schwinden des *w* ist durch zwei momente bedingt. Erstens: ein wirklich lautlicher ausfall des *w* erfolgt nur nach unserm gesetze, also z. b. **knewum*, **kneum*, *cneom*. Zweitens aber muss mit in betracht gezogen werden, dass *w* nach allgemein westgermanischer regel, wo es durch wirkung der vocalsyncope in den silbenauslaut tritt, sonantisch wird, gleichviel ob consonant, kurzer oder langer vocal vorhergeht, und dann contraction mit dem vorhergehenden vocale eingeht. Demnach hätten wir z. b. für *treo* (arbor) folgende lautgesetzlich entwickelte flexion anzusetzen: n. a. sg. *treo* aus **trew*(*o*) (falls, wie wahrscheinlich, das wort urgerm. in die *o*-declination übergetreten war), g. **trewes*, d. *trewe*, instr. **treo* aus **tre*(*w*)*u* (?); n. a. pl. *treo* aus **tre*(*w*)*u*, g. **trewa*, d. *treom* aus **tre*(*w*)*um*. Von diesem schema aus erklärt sich die entstehung der vorliegenden formen sehr einfach. Im westsächs. ist *eo* durchgeführt, daher *treowes*, *treowe*, *treowa*, anderseits aus den formen mit *ew* das *w* meist wider in die formen mit *eo* eingeführt, daher *treow* neben *treo*, worin das *w* nun eigentlich doppelt steckt, und dann nach diesem nom. auch ein dat. pl. *treowum*. Im nordhumbrischen ist *tre* neben *treo* gewöhnlich, und es scheint doch nicht, dass wir ersteres als eine zusammenziehung aus letzterem anzusehen haben. Ebenso verhält es sich natürlich auch mit *cneo*, *cneow* und entsprechend mit masculinen wie *þeo*, *þeow* und in adjectiven wie *frea*, *fea* (n. pl. *fea* und *feawe*, dat. pl. *feam*, *feaum*, *feawum*). Zur erklärung dieser formen ist allerdings die annahme, dass *w* vor *u* ausgefallen sei, nicht unbedingt nötig; denn man könnte das eindringen des diphthongen und den schwund des *w* bloss vom nom. (acc.) sg. ausgehen lassen. Ganz unmöglich aber ist ein solcher ausweg bei den ursprünglich kurzsilbigen femininis. Hierher gehört *þrea*, welches keine flexionsendungen zeigt ausser im dat. pl.: *þream* und *þreaum*. Lautlich entwickelt ist *þrea* als n. sg. aus *þra*(*w*)*u*, denn syncope anzu-

nehmen gestatten die lautgesetze nicht. Wahrscheinlich haben wir in *þrea* auch einen rest der ursprünglichen bildung des dat. anzunehmen, vgl. Beitr. VI, s. 216. Auch bei den langsilbigen muste der ausfall des *w* der wirkung des syncopierungsgesetzes vorausgehen, falls auch bereits die contraction vor derselben eingetreten war, so konnte keine syncope mehr stattfinden. Aus contraction von *æ-u* erklärt sich das *ea* in *breawas, breaga, breawum* neben *brǣwas, brǣwum, brǣgum* und in *clea* (*cleo*) neben *clâwe*, *clâm*; ebenso das *eo* in *eow* ornus neben *îw*. Das schw. m. *wea* ist = ahd. *wêwo*. Wir müssen demnach contraction aus *wâ-o* annehmen, und der ausfall des *w* kann nur von den formen auf *-un*, *-um* seinen ausgang genommen haben.

Es wäre nicht nötig das *eo* und *ea* in formen wie *treowes, feawe* auf die angegebene weise zu erklären, dürften wir für das ags. eine diphthongisierung der kurzen vocale vor *w* annehmen. Ich glaube nicht, dass wir dies dürfen. Wir finden z. b. erhaltung des kurzen vocals in *niwe, gliw, hiw, geþawenian, gesewen.* Wenig glücklich scheint mir Holtzmanns unterscheidung zwischen langem und kurzem *ea* und *eo* vor *w*. Die kürzen sollen brechungen sein. Der vergleich mit den sonstigen brechungen hinkt aber in verschiedenen beziehungen. Ob die andere hypothese Holtzmanns richtig ist, dass wir schon im urgerm. zwischen *auw, euw, iuw* und *aw, ew, iw* zu scheiden haben, und dass *uw* im got. und altn. durch *ggv* reflectiert wird, wage ich noch nicht zu entscheiden. Jedenfalls wäre damit die frage nach dem ursprung des *ggv* nur noch verschoben, so lange man nicht angeben kann, warum in dem einen falle *uw* (*ww*), in dem andern *w* eingetreten ist.[1])

[1]) Neuerdings hat Kluge, Zur gesch. der germ. conjugation s. 127 die bedingungen für den eintritt von *ww* = *ggv* und parallel damit für *jj* = *ddj* (*ggj*) zu bestimmen versucht, meiner überzeugung nach aber nicht richtig. Die verdoppelung soll eingetreten sein unmittelbar nach vocal in idg. betonter silbe. Es genügt aber zum beweise nicht, dass einige fälle zu der regel stimmen. In andern ist uns der ursprüngliche accent unbekannt. Wider in andern, namentlich in den st. verben des altn. sieht sich Kluge genötigt ausgleichung anzunehmen, sie sind also jedenfalls der art, dass sich aus ihnen nichts zu gunsten der hypothese entnehmen lässt. Wenn ferner Kluge einen indirecten beweis da-

Ganz ähnliche ausgleichungsprocesse zeigt das ahd. Bei rein lautlicher entwickelung würde sich z. b. folgende flexion ergeben: *strao* = *strô* (aus **straw*[*o*]), *strouues*, *strouue*; *strao* = *stro* (aus * *stra*[*w*]*u*), **strouuo*, **stroum*. Aber schon im ahd. findet sich einerseits *strau*, *strou* (acc. pl.), anderseits *stroe*. Auch im mhd. steht *strou*- neben dem gewöhnlichen *strô* und *strô*(*e*)*s*, *strôe* neben *stro*(*u*)*wes*, *stro*(*u*)*we*. In den wörterbüchern und ausgaben pflegt *strôwes* etc., ebenso *strôwîn* geschrieben

---

für, dass die lautverschärfung nur in betonter silbe eingetreten sein könne, darin sieht, dass in unbetonter silbe nach Sievers gesetz gerade umgekehrt *gw* zu *w* werde, so ist das auch nicht stichhaltig. Es wird damit schon vorausgesetzt, was erst noch zu beweisen wäre, dass die verdoppelung des *j* und *w* schon in einer periode eingetreten ist, als noch der indogermanische accent bestand. Es lassen sich aber sogar mehrere punkte geltend machen, die bestimmt gegen die abhängigkeit des *ggv* und *ddj* vom indogerm. accent sprechen. Der gen. pl. *tvaddje* — *tveggja*, der jedenfalls entstanden ist, indem die alte dualform ihre endung mit der des pl. vertauschte, wird schwerlich im idg. wurzelbetont gewesen sein; denn griech. *δυοῖν* in seinem gegensatze zu *δύο* fällt hier selbstverständlich mehr ins gewicht als skr. *dváyos*. Das gleiche gilt natürlich von **baddje* — *beggja*. Auch von dem verb. *daddja* lässt sich nicht mit sicherheit behaupten, dass es im idg. wurzelbetont gewesen ist. Im skr. hat zwar die vierte klasse diese betonungsweise, aber der wurzelvocal zeigt die schwächste stufe, so muss also eine accentverschiebung eingetreten sein, von der jedenfalls erst nachgewiesen werden müste, dass sie schon idg. ist. Ahd. *ei* = ags. *ǽʒ* ist höchst wahrscheinlich auf einen *s*-stamm zurückzuführen (vgl. Beitr. IV, s. 415), kann also den ton nicht auf der wurzelsilbe gehabt haben. Wenn ferner Kluge altn. *tuggum*, *tugginn* etc. aus angleichung an *tyggva* und *tǫgg* etc. erklärt, so lässt sich dagegen zwar nichts einwenden, auch für das part. *hǫggvinn* kann man anlehnung an das praes. *hǫggva* zugeben, aber nimmermehr kann der pl. praet. *hjoggum* auf diese weise erklärt werden. Nach Kluges theorie hätte sich bei rein lautlicher entwicklung ein a verbo *hǫggva* — *hjó* — * *hjóm* — * *háinn* ergeben. Wie ist es denkbar, dass der schon zum sg. stimmende pl. des praet. diesem unähnlich gemacht und an das praes. angelehnt wäre. Das wäre das gerade gegenteil von dem, was erfahrung und vernunft über die wirkungen der analogie lehren. Und wie steht es erst mit *búa* — *bjó* — *bjoggum* — *búinn*. Es kann nicht fraglich sein, dass *hjoggum* und *bjoggum* die lautgesetzlichen vertreter eines älteren **hewum*, **bewum* sind, und sie sind sichere beispiele für den eintritt des *gg* in idg. unbetonter silbe. Endlich ist die in der anm. auf s. 180 aufgestellte annahme, dass die germanische betonung des zahlwortes *nivún* gewesen sei, eine rein willkürliche.

zu werden, vielleicht durchaus mit unrecht. Wenigstens weiss ich nicht, was man zur rechtfertigung dieser schreibung anführen kann. Denkbar wäre natürlich ein *ô* in diesen formen, müste dann aber aus derselben art von angleichung erklärt werden wie das *ea* in ags. *freawe* etc. Ebenso wird aus *frao, frô* schon in den ältesten quellen neben *frauuer* ein *fraoer, froer* gebildet; von *fao* sind die formen mit *fao-, fo-, foh-* [1]) fast schon allgemein, doch noch *fouuem* in BR. Ueber mhd. *fro*(*u*)*wer* neben *frôer* gilt natürlich das nämliche wie über *stro*(*u*)*wes*. Ferner ist das verhältnis von *kneo* zu *kniu*, mhd. *knie, kniewes* zu *kniu, kniuwes* dem von *strao* zu *strau* analog aufzufassen. Zu *deo* (servus), wie es als zweites compositionsglied in eigennamen, in *deolîh, deoheit* etc. vorkommt, scheint der pl. bei N. (Hatt. II, 114b) vorzukommen: *diû iûh frî getuôt nals téuue*. Auch in *seo, sneo, hleo, hreo* etc. ist *eo* als diphthong zu fassen, vgl. Beitr. VI, s. 86, und ebenso das *ao* in *hlao, grao* etc., und *sê, grâ* sind erst aus den mit flexionsendung versehenen formen (*sêuues, grâuuer*) hergestellt. Ein sicherer rest der alten dativform ist *chneum* (einsilbig zu fassen) BR 85. Weniger sicher ist *cneon*, worin *eo* für *eu* aus dem nom. entlehnt sein müste, gl. K. 158, 14, da die lesart bedenklich ist. Die glosse lautet *daz upar edho umpi cneon ist* = *daz upar cneon ist* Pa, *umpi kniu* Ra.

Noch sicherere beweise für die ausstossung des *w* liefern uns die formen der feminina und der *n*-stämme. Neben *drauua, drouua* etc. belegt Graff die formen *droa, throono, droun, troon* (N) und dazu das adj. *drolih*. Mhd. ist *drô* neben *drouwe* die gewöhnliche form und beeinflusst auch das verb. Das *ô* ist nicht anders zu erklären als das *ea* des ags. Im nom. sg. ward aus **þrawu*, **þrau* und durch contraction **þrô*, woran dann *a* nach analogie der übrigen feminina angefügt wurde. Merkwürdig ist der dat. sg. *thrau* O IV, 27, 2. Man sollte da auch **thrô* erwarten aus **thraw*(*u*). Die verschiedenheit vom praes. lässt sich aber aus der verschiedenen tonstärke des *u* ableiten. Auch von *clâuua* findet sich ein n. sg. *cloa, chloa*,

---

[1]) Das *h* ist gewis nicht dem *c* in lat. paucus gleichzusetzen, sondern nur zeichen der silbentrennung, da kein anderer dialect eine spur davon hat.

ein d. pl. *chloun*, und dies *ô* kann nur durch contraction aus *â-u* entstanden sein. Das *â* in mhd. *klâ* ist von den formen mit erhaltenem *w* eingedrungen. Von *brâuua* finde ich bei Graff n. sg. *ougebra*, n. pl. *prao, ougbraa, pra*, d. pl. *braon*. Die doppelformen *hûuuo* — *hûo* (bubo) und *hîuuun* — *hîun* finden durch unser gesetz eine einfache erklärung.

Von besonderer wichtigkeit sind einige fälle, in denen das *w* vor einer ableitungssilbe ausgefallen ist. Erst mit berücksichtigung unseres gesetzes erklären sich die verschiedenen westgermanischen formen von got. *saivala*. Zugleich dienen sie zur bestätigung meiner aufstellungen über die stammabstufung in den ableitungssilben und die syncopierung. Im urgerm. bestand wechsel zwischen **saiwul-* und **saiwel-*; daraus durch wirkung unseres gesetzes **saeul-* und **saewel-*. Bereits auf dieser stufe trat ausgleichung ein, indem entweder nach dem muster der zweiten form *w* wider in die erste eindrang, oder nach dem muster der ersten auch aus der zweiten schwand. Das erstere ist im ags. geschehen, das letztere im ahd. und alts. Nach dem eintritt der syncope ergaben sich demnach ags. *sâwol* — *sâwle*, ahd. *sæol-*, daraus *seol-* — **sæl-*, *sêl-*. In entsprechender weise sind die ags. doppelformen *hweowol* — *hweol*[1]) zu erklären. Ags. *sôl* geht auf **sôwul*, **sôul* zurück; ebenso vielleicht *tôl* auf **tôwul*; vgl. oben s. 154.

Wir hätten somit für das westgerm. ein entsprechendes lautgesetz nachgewiesen wie für das altn. Es besteht aber doch ein wesentlicher unterschied. Im altn. fällt nämlich *j* nicht bloss vor urgerm. *i*, sondern auch vor *e*, *v* nicht bloss vor *u*, sondern auch vor *o* aus, und der ausfall tritt auch im anlaut ein. Deshalb wird auch schwerlich ein historischer zusammenhang zwischen der entwickelung des westgerm. und des altn. anzunehmen sein.

8. Altnordisch *o* aus *veo*.

Meine erörterungen über die altnordische brechung sind in einem wichtigen punkte zu ergänzen. Das bekannte

---

[1]) *hweol* ist contrahierte, nicht syncopierte form, da der wurzelvocal kurz war.

gesetz, dass nach *v* die brechung unterbleibt, gilt nur vor doppelconsonanz[1]), dagegen vor einfacher ist der gebrochene vocal (*eo*) zu *o* geworden[2]), wovor natürlich dann das *v* ausfallen muste. Dies ist der wahre hergang bei der angeblichen verschmelzung eines *v* mit folgendem *e*. Das gesetz reflectiert sich besonders deutlich in der declination von *kona*. Das *o* geht durch alle formen hindurch, weil alle endungen in der weibl. schw. declination brechung wirkend waren, nur der gen. pl. lautet *kvenna* (*kvinna*), weil vor der doppelconsonanz (das *v* kommt hier dafür nicht in betracht) keine brechung eingetreten ist; ebenso *kvenn-* in compositis. Es ist offenbar der häufigen verwendung von *kvenna-* in der zusammensetzung zu danken, dass die alte lautdifferenz so getreu bewahrt ist. In andern fällen ist sie durch ausgleichung aufgehoben, aber nach verschiedenen richtungen hin. Im praes. von *koma* und *sofa*[3]) ist der brechungsvocal durchgeführt wie in altschwed. *giata, stiala* etc. (vgl. Beitr. VI, s. 29), in dem von *kveða, vefa, vega, vesa* dagegen der ungebrochene vocal. Bei rein lautlicher entwickelung müste z. b. die 3. sg. opt. **kveme* **svefe* lauten, dagegen der inf. **koða*, **ofa*, **oga*, **osa*. Auch die participia *sofinn* und *ofinn* werden auf ein **sveofunn*, **veofunn* zurückzuführen sein und dürfen ähnlich wie ags. *forweorone* als ein beweis der urgermanischen stammabstufung im part. betrachtet werden. Diese auffassung liegt wenigstens näher als eine andere, an die man noch denken könnte, dass *o* = urgerm. *u* wäre, und dass das altn. den übrigen dialecten gegenüber eine altertümlichkeit bewahrt

[1]) Wahrscheinlich ist sie übrigens auch hier vorhanden gewesen, und *ve* erst aus älterem *veo* entstanden.

[2]) Vgl. über den entsprechenden vorgang im ags. (*wudu, worc* etc.) Beitr. VI, s. 35 ff.

[3]) Man vergleiche die ähnliche angleichung im praet. Bei *sofa* beschränkt sie sich darauf, dass neben *sófu* — *svæfi* die compromissformen *svófu, sváfu, sæfi* treten. In *koma* hat sie auch den sg. ergriffen und *kom* ist nach *kómu* gebildet statt des zu erwartenden **kvam*. Denn eine lautliche zusammenziehung von *va* zu *o* hat ebensowenig stattgefunden wie eine solche von *ve*. Man darf sich dafür nicht auf die substantiva *sorti* und *sorta* und die verba *sorta* und *sortna* berufen als ableitungen aus *svartr*. Sie enthalten die schwächere wurzelform wie *Surtr*.

hätte. Denn allerdings würden wol **suð-* und **uð-* bei regelrechter bewahrung der indogermanischen verhältnisse die dem part. zukommende wurzelgestalt darstellen. Mehr wahrscheinlichkeit hat die letztere auffassung bei *sofna* gegenüber ags. *swefna*; denn die ableitung aus **sveofnon* ist wegen der doppelconsonanz unstatthaft. So ist auch das schw. verb. *horfa* gegenüber dem starken *hverfa* nicht etwa aus **hveorfon* abzuleiten, sondern, wie schon der pl. praet. *hyrfði* zeigt, aus **hvurfon*.

Die verwandlung von *veo* zu *v(o)* fällt vor die scheidung von *eo* und *ea* und ist ein weiteres moment, wodurch die priorität des ersteren erwiesen wird.

FREIBURG i. Br. H. PAUL.

UEBER EINIGE GERMANISCHE DENTAL-VERBINDUNGEN.

I. ss.

Leo Meyer hat in seinem aufsatze über gotische doppelconsonanz (Kuhns zs. IV, s. 401 ff.) auch die worte mit *ss*, soweit sie im gotischen vorkommen, gesammelt und hat gezeigt, dass dieser lautgruppe stets eine verbindung dentaler verschlusslaute zu grunde liegt. Jedoch kann seine arbeit nicht als abschliessend betrachtet werden. Einmal nämlich müssen doch auch die übrigen germanischen sprachen herangezogen werden, sobald es sich zeigen lässt, dass die in ihnen begegnenden *ss* urgermanisch sind, und zweitens hat er unterlassen den grund zu suchen, weshalb aus dentaler verschlussgruppe nicht immer *ss*, sondern sehr häufig auch *st* entsteht. Endlich muss auch die art der combination dentaler explosivlaute noch näher bestimmt werden.

Ich habe unter benutzung der vorhandenen grammatiken und wörterbücher die worte mit urgermanisch *ss* gesammelt und bin zu dem resultat gekommen, dass diese lautgruppe nur unter folgenden bedingungen entsteht.[1])

1) Dem zweiten *s* liegt notwendig eines der betonten suffixe *-tá-, -tí-, -tú-* zu grunde. Sämmtliche worte mit *ss* waren also urgermanisch oxytona.

2) Das erste *s* kann nie auf die urspr. spirans *s* zurückgehen.

---

[1]) Annähernd richtiges lehrt über den hier in rede stehenden lautwandel schon Holtzmann, Altd. gr. II, s. 68. Vgl. Froehde in Bezzenbergers Beitr. I, s. 211.

3) *ss* war urgermanisch immer intervocalisch, wobei daran zu erinnern ist, dass *j* und *w* nach langer vorhergehender silbe vocale sind (Sievers Beitr. V, s. 129 ff.).

Die folgende sammlung ist nach den suffixen geordnet, soweit die etymologie der worte klar war. Leider ist dies bei einem beträchtlichen teile derselben keineswegs der fall.

a) Suffix *-tá-*.

Die hier zu verzeichnenden worte sind sämmtlich participia auf *-tá-* und diese waren ursprachlich endungsbetont, wie die übereinstimmung des sanskrit und griechischen beweist; das litauische betont wenigstens eine grosse anzahl feminina noch als oxytona, vgl. Schleichers gramm. s. 100. Auch die vocalisation der wurzelsilbe in der umgebung von nasalen und liquiden schliesst die möglichkeit der barytonierung aus, vgl. De Saussure, système des voyelles s. 14 und 23. Was die bedeutung der participien auf *-tá-* anlangt, so wohnt ihnen ursprünglich weder eine beziehung auf das genus verbi, noch auf das tempus inne, was sich wol daraus erklärt, dass ihre entstehung in eine zeit fällt, wo beide logische kategorien noch nicht ausgebildet waren.[1]) Vgl. skr. *sthitá-* (stehend), *çaktá-* (vermögend), *bhîtá-* (timens) u. a. bei Schleicher Comp.³ s. 419, Bopp krit. sanskritgr. s. 280 und vergl. gr. III, s. 204. Griechische beispiele wie *μενετός* (wartend), *στατός* (stehend), lateinische wie *potus, pransus* mit activer, *usus, veritus, gavisus, ausus, ratus* mit präsentischer bedeutung sind jedem zur hand.

1) Beinahe in allen germ. sprachen ist das adjectiv *gewiss* (certus) belegt, nebst ableitungen, die hier nicht besonders aufgeführt werden (got. *miþ-vissei* u. a.); das ahd. *uuisso, gauuisso* (Graff I, s. 1106 ff.) bedeutet profecto. — **wiss* aus *wit-tá-s* entspricht genau dem lat. *vîsus* für *vid-tu-s*, und gr. *ἄ-ιστος* für *ἄ-Ϝιδ-τος*, ist also das part. zu wurz. *vid* sehen, perfectiv erkennen: *gewiss* ist aber, was man erkannt hat, vgl. *certus* zu *cerno*.

---

[1]) Sie teilen diese allgemeinheit der bedeutung mit manchen andern formationen, z. b. den lateinischen substantiven auf *-tio* (*lectio* wird vom leser und vom buch gesagt) und den deutschen abstracten auf *-ung*. Auch dem lateinischen gerundivum war ursprünglich eine beziehung auf das genus verbi nicht eigen (*clamor ad caelum volvendus per aethera vagit* sagt Ennius, *volvendis mensibus* Vergil; *oriundus* und *secundus* gebraucht die ganze latinität activisch).

2) In unserem *missen* (carere), ags. *missan*, nord. *missa*, urgerm. *miss-ja-n* steckt das part. *miss*, von welchem das verbum abgeleitet ist; in selbständigem gebrauche liegt es wahrscheinlich vor in zwei ahd. glossen: casso vulnere *farmisseru uuntun* gloss. I, 276, 33 (Ib, Rd), und casso *farmissera* gloss. I, 408, 31 (Rf). Was die bedeutung anlangt, so verhält sich *farmiss* zu *farmissen* wol genau wie *cassus* für **cas-tus* zu *carere* aus **casere* [1]); auch wir sagen ja '*einer sache baar sein*' statt '*ihrer entbehren*', und '*baar*' enthält ja den gleichen begriff wie '*leer*'. Ich meine nun, *miss* steht für *mit-tá-s* und ist das regelrechte participium zu *mîdan* (das got. *meiþan* lauten würde) = lat. *mîtere* (inschriftlich *meitere*), das wir jetzt gewöhnlich falsch *mittere* schreiben; die älteste bedeutung dieses verbums ist '*fahren lassen*'. *mîdan* zu *missen* verhielte sich dann ähnlich wie *mittere* zu *amittere*.

Dieses participium *miss* liegt nun anscheinend auch vor in unserem *misse-tat*, *misse-tun* und den übrigen zahlreichen compositis mit *misse-*, welche das nutzlose oder verkehrte der in dem zweiten gliede der zusammensetzung ausgedrückten handlung bezeichnen (vgl. das verzeichnis im mhd. wb. II, 1, 188). Auszuscheiden sind *mislih* und *misfar*, um die worte in mhd. lautgestalt anzuführen, die ja bekanntlich '*verschiedenartig, verschiedenfarbig*' bedeuten. Ich wenigstens kann eine vermittelung der begriffe *verkehrt* und *verschieden* nicht auffinden und bin daher der überzeugung, dass die beiden *misse-* ganz und gar verschiedene worte sind.

Die bedeutung des nutzlosen oder verkehrten wird sich zunächst aus der des verlorenen entwickelt haben, welche letztere sich dann leicht an missen, entbehren (vgl. lat. *amittere*) anschliesst. '*Verlorene mühe*' ist so viel wie '*nutzlose arbeit*', und diese sieht der praktische mann leicht als *verfehlt, verkehrt, sündig* an. Vermitteln sich so die bedeutungen auf das einfachste, so bleiben doch beträchtliche schwierigkeiten der form übrig. Zwar im gotischen haben wir nur die form *missa-* (*missa-dêds*, *missa-taujands*), und im nord. nur *mis-*, beides trefflich zu *mit-tá* stimmend; aber im ahd. haben wir drei formen

[1]) Vgl. *haesus* aus **haes-tu-s*, *os ossis* (altlat. plur. *ossua*) aus **ost* **ostis* (griech. ὀστέον, skr. *asthi*), superl. *-issimus* aus **-istimus*.

mis-, *missa-*, *missi-*, wie auch ags. *mis-* und *misse-*. Die häufigste der drei ist *missi-*; sie ist die einzige in BR, herscht weit vor bei O. begegnet in den Junius'schen glossen *b* und *c*, in A, Re, Sb, Gc, Sg. 292 und anderen, wie Graff nachweist; sie fehlt in Pa und Ra. Noch nicht halb so oft als *missi-* begegnet *missa-*, besonders in Pa, R, Rb, Gh 3, Emm. 19. In den hss. des O. findet sich einmal *missa-* und dreimal *misso-*. Ich folge in allen diesen angaben Graffs sprachschatz. Ausserordentlich selten ist aber die form *mis-*; sie begegnet in den hss. des Keronischen glossars etwa 15 mal, zum teil an denselben stellen, so dass dann der beleg nur für einen gelten kann, ausserdem aber findet sie sich nach Graff nirgends anders als zweimal bei Williram, der *misbruhanta* und *mesbruchidu* hat. Da schwerlich alle drei formen urgermanisch sind, so fragt es sich, wie das nebeneinanderliegen der drei aufzufassen ist. Es wird gut sein, vor der entscheidung auch die formen des anderen *misse-* (varius) in erwägung zu ziehen. Gotisch heisst es stets *missa-leiks* und *missa-quiss* (diversa oratio, die sich in zwei teile spaltet); nordisch *mis-*; alts. ausschliesslich *mis-lîk*; ahd. kommen wider die drei formen vor, aber *missi-* ist die seltenste, *missa-* zwar die häufigste, aber daneben ist ziemlich häufig *mis-* (*mis-faro* D. II, s. 334; *mislihhero* Frg., *mislihen* Zf) und einmal begegnet auch hier *mes-* (*meslih* diversus im Voc. S. Gall.). Im mhd. schreiben die besseren hss. *mislîh*, nicht *misse-lîh* (mhd. wb. II, 1, s. 189).

Ich bin nun der ansicht, dass *missa-* und *missi-* von *mis-* zu trennen sind. Die beiden ersteren kamen ursprünglich den compositis wie *misse-tun* zu, bei denen ja die kürzere nebenform *mis-* äusserst selten, ja fast nur in einer einzigen quelle zu belegen ist; *missa-* geht zurück auf einen femininalen stamm *mit-tā́-* (dass kein *-jā*-stamm zu grunde liegt, beweist *messa-lihhen, messe-zunft* bei T. mit brechung, vgl. Paul Beitr. VI, s. 83), und *missi-* auf einen *-jā*-stamm *mit-tiā́*, in der bedeutung 'nutzlosigkeit, verkehrtheit'. Dagegen wird für *mis-* der *a*-stamm bewiesen durch die beiden *mes-*, und die syncope des suffixvocales zeigt, dass derselbe kurz war; wir werden hier also auf *mit-tá-s* geführt, und das ist eine bildung von derselben wurzel, welche nach Leo Meyer a. a. o. im skr. *mithas* (wechselweise; vgl. got. *missô*, das natürlich auch hier-

her gehört)[1]) vorliegt. Die gleichheit der wurzelsilben und der umstand, dass beide stets erste glieder der composition sind, führte es dann jedenfalls herbei, dass *mis-* mit *missa-, missi-* vermengt wurde und so kam es, dass wir bei jedem compositum sämmtliche formen vorfinden.

3) In allen germanisehen sprachen begegnet das adjectiv *hwass* acutus, wozu im friesischen auch das causativum *hwessia(n)* vorliegt. Wie *acutus* zu *acuere*, so ist *hwass* aus *hwattá-s* particip zu einem verlorenen verbum **hwatan *hwôt,* noch deutlich erkennbar in der ableitung *hwattjan wetzen,* d. i. scharf machen (vgl. nord. *hvatr,* ags. *hwät,* alts. *hwat*).[2]) Nord. *hvattr* ist das neu gebildete participium zu *hvetja.* Mit *hwass* nicht zu vermengen ist *wahs*, wenn auch beider bedeutungen übereinstimmen. Denn *hwass* hat anlautendes *h, wahs* aber nie (vgl. acutior *uuahso* Gloss. I, 218, 18 hs. b und die belege bei Graff IV, s. 1240 ff.) und ausserdem wechseln *hs* und *ss* vor vocal im althochdeutschen nicht. Meiner meinung nach geht *wahs* auf *wahsús* zurück und ist genau = griech. *ϝοξύς,* dessen beliebter zusammenstellung mit der wurz. *ak* (die ja *A,* nicht *a* hat) mehr als ein umstand hindernd im wege steht.

4) In got. *us-viss* (ungebunden), *us-vissi* (eitelkeit) stn. liegt das part. *viss* vor, welches, aus *vit-tá-s* entstanden, zu dem in die *a*-reihe übergetretenen verbum *viþan* [3]) gehört (got. ist davon nur die 3. sg. praet. *gavaþ* belegt); vgl. ags. *wiðu* (vinculum), *wiððe* (corona), ahd. *uuithi i*-st. masc. (catena). Die wurzel *wit* ist aus *wi* (skr. *vî-ti-kâ* band, lat. *vîtex, vîmen* Curtius Grundz.[4] s. 392) weiter gebildet.

---

[1]) Ist auch nord. *misseri,* ags. *missere* hierher zu ziehen? Es könnte ursprünglich den wechsel bestimmter zeitabschnitte (etwa den jahreswechsel) bezeichnet haben.

[2]) Schwerlich ist dieses auch ahd. zu belegen in der glosse acuto *huazsemo* Gloss. I, 37, 25 (gl. Hr.). Vielmehr scheint hier ganz singulär *zs* für *ss* zu stehen, wenngleich der sog. Isidor im inlaute *zss* für *zz* schreibt.

[3]) So, nicht mit *d*, ist das verbum anzusetzen, da es genau auf gleicher linie mit *quiþan* steht; ags. *wiððe* und *wiðu* weisen darauf hin, dass der auslaut der wurzel *t,* nicht *dh* war. Auch ahd. *uuithi* wird wol zu analysieren sein *wiþ-i-s*. Mit *invidan* (verleugnen), das zu alts. ags. *inwid* (feindschaft, bosheit) gehört, hat *viþan* nichts zu schaffen.

5) Im nord. und ags. existiert neben *hlast* (onus) ein neutrum *hlass*; alts. ahd. ist nichts dazu gehöriges nachweisbar. Es ist das participium zu *hlaþan* (*hlat-tá-m* das aufgeladene).

6) Das latinisierte *vassus* der gesetze (Graff I, s. 1064) in der bedeutung cliens, serviens gehört zu *vadi* (pfand, wette), *gavadjan* (verloben); *vat-tá-s* ist also eigentlich der verpfändete, d. h. der sich selbst als pfand in die gewalt eines anderen gegeben hatte (obses). Bekannte lateinische verwante sind *vās vădis, vadimonium.*

7) Bereits Schleicher in Kuhns zs. XI, s. 52 hat *essa* als 'die brennende' erklärt, also zu wzl. *idh* (skr. *indhê,* griech. *αἴθω*) gezogen. Die grundform ist dann *it-tá* (hier steht also das part. in activer bedeutung); die brechung wie in *gi-uuesso, uuessa, mes-lîh.*

8) Nord. *skass* (riese, zauberer) ziehe ich zu *skaþan, skat-tá-s* ist also 'der schädiger'.

9) Got. *ga-quiss* (übereinstimmend) ist das part. zu *quiþan*; *quet-tá-s* also 'sprechend'.

10) In allen germ. sprachen liegt das wort *hross* (equus) vor; dazu *hryssa* (equa) im nordischen, adj. *hrussîn* (equinus) im ahd. Die grundform ist zweifelsohne *hrut-tá-s*, particip zu einem verlorenen verbum, das 'springen' bedeutet hat und gleich ist dem skr. *kū́rdati* (springen, hüpfen). Die ursprüngliche bedeutung des wortes erhellt aus der glosse cervus emissus *hrusse hiruz* [1]) Ib, Rd (Gloss. I, 274, 40).

11) Nur im nordischen liegt das adjectiv *hress* (alacer) vor. Wenn *e* europ. *e*, und *ss* urgermanisch ist (beides lässt sich nicht völlig sicher stellen), so wäre die grundform *hrettás.* Der accentuation widerspricht nun aber der stand des stammsilbenvocales, da unbetontes *e* nach *r* als *u* erscheinen müste. Man wird daher eine versetzung des accentes auf die stammsilbe anzunehmen haben, nachdem *tt* bereits unter mithülfe des accentes entstanden war. Dass consonantismus und vocalismus sich in dieser weise widersprechen, ist ja nichts unerhörtes,

[1]) Man wird wol mit Graff s. v. *hrussehiruz* als compositum zu lesen haben. *hrusse-* ist dann ein *-jâ*-stamm (*hrut-tiā́-*), dessen *e* ebenso aufzufassen ist wie die Keron. gloss. s. 153 ff. besprochenen fälle. Vgl. formellas *chasse* 280, 18; foedam rem *unkuske rahha* 279, 22.

denn bereits Verner hat Kuhns zs. 23, s. 136 auf got. *vulþus, vulfs, gulþ* hingewiesen, wozu ich got. *tunþus, baúrþei* (bürde) und *kunþs* (notus) = ags. *cûð* füge. Da es mir nun sehr wahrscheinlich ist, dass *hross* equus ursprünglich mit dem neutrum dieses adjectivs *hress* identisch ist (das muntere, hüpfende, springende, scil. *dius*), so könnte man sich denken, dass der accent des adjectivs nur darum auf die stammsilbe gerückt sei, um es von dem substantivierten neutrum zu unterscheiden. Dieses letztere wandelte dann sein *e* unter einfluss der tieftonigkeit zu *u*, woraus dann *o* durch brechung hervorgieng, während das adjectivum *e* behielt. Ein derartiges, nur durch den accent verschiedenes wortpaar liegt uns auch in *kunþs* = ags. *cûð* und *kunds* = ags. *cund* vor, und zwar ebenfalls mit verschiedener bedeutung (*notus* und *natus*); mehrere andere derartige fälle werden weiter unten beigebracht werden.

12) Nord. ags. *sess* (sedes), nord. *sessi* (consessor). *sess* ist masculiner *a*-stamm und muss daher auf *sed-tá-s* zurückgehen. 'zum sitzen dienend', oder wie man es sich sonst zurechtlegen will. Es ist das regelrechte participium der bekannten wurzel *sed*. Vgl. lit. *sóstas* (sitz).

13) Ein offenbares particip liegt auch vor in got. *ungatass* (*ἄτακτος*), ags. *tass* (acervus, congeries frugum). Auf *tat-tá-s* zurückgehend bedeutet es wol 'zerstreut, vertheilt' und gehört zu ahd. *zattjan* (streuen); gloss. I, 186, 6 steht *uparzatit* synonym mit *farspentôt* und *catailit*.

14) Ags. *hnossian* (tundere, quassare) wäre ahd. *hnossôn*, und dieses abgeleitete verbum setzt ein part. *hnoss* (quassus) voraus. Dieses, aus *hnut-tá-s* entstanden, gehört zu ahd. *hneotan* (excutere) Graff IV, s. 1126, nord. *hnjóða* (schlagen). Vgl. ahd. *hnotôn* (quassare), *hnutten* (vibrare). Die belege für die ahd. worte stehen sammt und sonders im Keronischen glossar: 146, 30 munit (fulcit, firmat) *pihniutit* ac, *phiniudid* b (lies *pihniudid*); 247, 34 excutit (signat, exprimit) *pihniutit* b; 234, 33 quassat *hnotot* bc, dazu vier zeilen vorher concutit *nutit* c (*knusit* b); 265, 27 vibrare *scuten hnuttē* b, *hnutten* c.

15) Got. *knussjan*, zweimal belegt: 1) Marc. 10, 17 *ains . . . knussjands baþ ina* (*εἷς . . . γονυπετήσας αὐτὸν ἐπηρώτα*); 2) Marc. 1, 40 *þrutsfill . . . bidjands ina jah knivam knussjands*

(*λεπρὸς . . . παρακαλῶν αὐτὸν καὶ γονυπετῶν αὐτόν*). Vgl. Schulzes glossar. Die zweite stelle ist wichtig durch den zusatz *knivam*: wir ersehen daraus, dass dieser begriff in *knussjan* selbst nicht enthalten ist. Vielmehr liegt in *knussjan* einzig und allein die bedeutung 'die stellung des bittenden annehmen', so dass dann *knivam knussjands* heisst 'mit den knien bittstellung annehmend' = *γονυπετῶν*. Ein zusammenhang mit *kniu,* den alle früheren erklärer des wortes suchten und nicht fanden, besteht also nicht. *knussjan* ist vielmehr das regelrechte causativum zu dem verbum, welches nord. *knoða*, ahd. *knetan* lautet, und im got. ohne zweifel **knudan* lauten würde, wie es *trudan* nord. *troða* = ahd. *tretan* heisst; das part. praet. dieses verbs ist nun eben **knuss* aus **knuttás* für **knettás*, und die gestalt des wurzelvocals beweist hier ganz direct die ursprüngliche betonung der endung. *knussjan* verhält sich zu *knudan, knetan* wie *missjan* zu *mîdan* (no. 2), wie fries. *hwessia* zu **hwatan* (no. 3), ähnlich wie ags. *hnossian* zu *hneotan* (no. 14). *knussjan* heisst also eigentlich 'sich hin und her winden', wie es der demütig bittende zu tun pflegt; bezüglich des bildes vgl. unser *zerknirscht* von *knirschen* contundere.

16) Ahd. *Hassi, Hassio* ist identisch mit *Chattus* bei Tacitus, das man als part. zu *hatan* nehmen könnte im activen sinne von 'feindselig', so dass also wie so oft dem volke der name von einem nachbarstamme gegeben wäre (vgl. *Germani*). Grundform also *hattás*. Auf *tt* komme ich unten zurück. Vgl. Müllenhoff in Haupts zs. 23, 5 f.

b) Suffix *-ti-*.

Die mit suffix *-ti-* gebildeten verbalabstracta waren in der ursprache zwar nicht durchweg, aber doch grösstenteils oxytona, wie namentlich die übereinstimmung des germanischen mit dem sanskrit erweist.

17) Das got. *quiss*, ags. *cwiss* stf. (dictio) ist aufzulösen in *quit-ti-s*. Ein genau vergleichbares wort in den verwanten sprachen existiert nicht, mithin ist der stricte beweis, dass das wort oxytoniert war, nicht zu führen.

18) Die gotischen stff. *ga-viss* (junctio), *dis-viss* (dissolutio) enthalten den *i*-stamm *vit-ti-s*; über die wurzel ist oben unter no. 4 gehandelt. Auch hier fehlen die genauen vergleichungen.

19) In got. *af-stass, tvis-stass, faúr-stasseis* (vorsteher) ist der fem. *i*-st. *stass* = *stad-ti-s* enthalten. Es gilt von dieser bildung bezüglich des accentes dasselbe wie von den beiden vorhergehenden.

c) Suffix *-tiā́-*.

Alle langsilbigen *-jâ*-stämme gehen got. im n. sg. auf *-i* aus, z. b. *mavi* von *maujā-*. Dieser nominativ geht zurück auf *mavī́* und ist in seiner bildung identisch mit skr. *svâdvī́*, lit. *martì*, slav. *bogyni*. Sievers Beitr. V, s. 136 ff. hat gezeigt, dass diese nominativbildung auf *-ī́* (denn alle diese nominative waren oxytona) bei einer reihe von wortklassen ohne rücksicht auf die quantität der wurzelsilbe indogermanisch, bei allen langsilbigen *-jā*-stämmen urgermanisch gewesen ist. Mithin beweist für uns jeder langsilbige stark flectierte *-jā*-stamm die abhängigkeit des *ss* von der oxytonierung.

20) Zu *geozzan* gehört das ahd. starke femininum *gussia* oder *gusse* mit der bedeutung 'überschwemmung' (mhd. *güsse* wb. I, s. 542). Belege dafür, die mir gerade zur hand sind, sind folgende: Gloss. I, 81, 34 cataclysmum *cusse* (gl. Hrab.); ib. 282, 39 inundatio *cussa* (Ib, Rd); ib. 511, 40 adluvionem *cussi* (Ja), wo vielleicht noch die alte *i*-form vorliegt[1]) (deren sonstige spuren im westgermanischen Sievers Beitr. V, s. 140 ff. zusammengetragen hat). Gotisch würde das wort *gussi gussjôs* lauten und urgermanisch *gussī́* aus *gut-tī́*. Vgl. lat. *fûsilis* und *fûsiô* aus *fud-tilis, fud-tiōn-*. — Von *gussia* abgeleitet ist das in den hymnen begegnende verbum *ubar-gusseôn* (Graff IV, s. 285).

21) In *hesse-hund* Graff IV, s. 977 und *hesse-zoha* Graff V, s. 600 (molossus) ist das femininum *hassia* enthalten, welches in nächster verwantschaftlicher beziehung zu *haz* (= got. *hatis*) und *hazzên* (= got. *hatan*) steht. Die unumgelautete form ist nicht überliefert, aber dass *e* nicht *ë* ist, beweisen die verwanten sprachen: nämlich griech. *κήδω* (verletze, kränke) bildet bei Homer das part. *κεκαδών* und zeigt so, dass die wurzel nicht zur *a*-, sondern zur *A*-reihe gehört, in dieser aber

[1]) Die *i*-form wurde wie bei den worten auf *-nessi* die veranlassung zur überführung in die klasse der starken neutra, wie es seit dem 9. jahrh. vorkommt (auch mhd. *daz güsse*).

kommt ein *e* nicht vor.[1]) Der vergleichung von *hatis* mit *κήδω* nebst zubehör steht aber weder seitens der laute noch von seite der bedeutung (im griechischen ist sie nur abgeschwächt, *hazzen* ist zum blossen *kränken* herabgesunken, wie Heyne im DWB s. v. *hazzen* weiter ausführt) irgend ein hindernis im wege. Was nun *hesse* aus *hassia* anlangt, so würde es got. *hassi* lauten, und das ist urgerm. *hassī́* aus *hat-tī́*. Zur bedeutung vgl. das abgeleitete *hetzen*.

22) Ganz ähnlich ist das oben bereits erwähnte *hrusse-hiruz* (cervus emissus). *hrusse* ist zurückzuführen auf *hrussia hrussi hrussī hrut-tī́* und bedeutet alacritas. Ueber die wurzel und verwantschaft vgl. no. 10 und 11. Dass der 'compositionsvocal' *e* hier auf *-ja-* zurückgeht, ergibt sich aus dem hohen alter der quelle, in welcher das wort erhalten ist (Ib, Rd). Bei *hesse-hund* ist die möglichkeit einer andern entstehung des *e* durch den umlaut ausgeschlossen, denn das *i-* der langsilbigen *i*-stämme schwindet auch in der composition.

23) Ein *ἅπαξ λεγόμενον* im ahd. ist *musse* (Graff II, s. 872). Die stelle ist Gloss. I, 68, 4 (gl. Ker.) nympha *musse* abc; die lat. glosse lautet Carene: nympha vel aqua, worin das lemma *carene* nichts weiter als *κρήνη* ist.[2]) Das wort *musse* findet seine erklärung durch ein verbum, das sich widerum nur im Keronischen glossar findet: 160, 13 ist in der glosse Garrit: subtiliter murmurat das zweite wort vom übersetzer misverständlich als synonymum zu *garrit* und *murmurat* gefasst und übertragen worden durch *mutilot* (a, *mutilod* b), das lemma ist übersetzt durch *chirrit*, das zweite interpretamentum durch *murmulot*; 208, 9 Mussitant (murmurant) *mutilond* b, *mutilont* c. Es geht aus den belegstellen hervor, dass *mutilôn* murmeln bedeutete, wir sehen also, dass unsere vorfahren die quelle sehr schön von dem murmelnden tone des hervorbrechenden wassers benannten: *musse* die murmelnde. Was nun die form

[1]) Ueber die *a*-reihen handelt jetzt am ausführlichsten und klarsten De Saussure in seiner vortrefflichen schrift Mémoire sur le système primitif des voyelles (Leipzig 1879). S. 50 ff. spricht er über die oben so bezeichnete *A*-reihe, welche zuerst als grundverschieden von der *a*-reihe erkannt zu haben sein verdienst ist.

[2]) Die gelehrsamkeit des verfassers von gl. Hrab. brachte freilich die conjectur *carina* zu wege mit der übersetzung *sceffes podum*.

anlangt, so ist *musse* natürlich gleich *mussia*, und dieses würde im got. *mussi* lauten aus *mussī' mud-tī'*. Die wurzel ist also *mudh* und diese begegnet wider im griech. *μῦθος*; auch das *ss* von lat. *mussare, mussitare* setzt eine dentale verschlussgruppe voraus, und es ist sehr wol möglich, dass **mussus* aus *mudh-tu-s* hervorgegangen ist. Vgl. Curtius Grundz.[4] s. 338.

34) Sehr schwer sind die wörter zu beurteilen, welche got. auf *-assus* ausgehen. Das hierher gehörige material ist gramm. II[2], s. 321 ff. aufgeführt; belege aus dem ahd. s. bei Graff II, s. 947. Das suffix ist behandelt von Sievers Beitr. V, s. 140 ff., vgl. dazu verfass. Keron. gloss. s. 25 ff. Die folgenden bemerkungen machen keinen anspruch darauf, alle fragen zu erledigen.

Zunächst ist es für mich unzweifelhaft, dass das *n*, mit welchem das suffix häufig beginnt, demselben ursprünglich nicht zukommt, sondern hergeholt ist von bildungen wie *draúhtinassus, fraujinassus, gudjinassus, hôrinassus, lêkinassus, skalkinassus* zu *draúhtinôn, fraujinôn, gudjinôn, hôrinôn, lêkinôn, skalkinôn,* oder wie *ibnassus* zu *ibns*; *ufarassus* zeigt das suffix deutlich ohne das *n*. Die althochd. bildungen vom part. praet. wie *farloranissa* werden meist mit einfachem *n* geschrieben, wie ein blick in Graffs verzeichnis dartut.

Was nun zunächst *ss* betrifft, so ist es ja sicher, dass es auf eine dentale verschlussgruppe zurückgeht. Da hat nun bereits Leo Meyer in dem erwähnten aufsatze die verba wie *lauhatjan, svôgatjan, kaupatjan* herangezogen, um auf eine solche zu gelangen; das zweite *s* führt er sicher richtig auf das suffix *-tu-* zurück. Diese verbalbildung ist ahd. ziemlich häufig: *anazzen, âtmazzen, heilazzen, hogazzen, leidazzen, lîhhazzen, bleckazzen, roffazzen* u. a. verzeichnet Grimm gramm. II[2], s. 206. Was ist nun aber ein element wie *lauhat(a)-*? Ist es etwa identisch mit lat. *lûcido-* aus *louce-do-*, also eine adjectivbildung mit suffix *-do-*? Man müste sich dann vorstellen, dass die substantiva auf *-assus* zu diesen von adjectiven abgeleiteten verben gewissermassen die supina wären, z. b. *lauhatjan* (= **lucidare*) *lauhat-tú-s* **lauhassus*. Derartige einfache bildungen lägen dann noch in *ibn-assu-s* und *ufar-assu-s*

vor, und bis auf das analogisch vorgetretene *n*[1]) in ahd. *gilîh-nassi, abohnassi, gôtnassi* (bonitas), *dicnassi* (densitas) und ähnlichen. Wie weit etwa im ahd. noch verba auf *-azzen* neben diesen substantiven hergehen, bin ich gegenwärtig ausser stande zu untersuchen.

Im westgermanischen findet sich nun keine spur mehr von *-assus*, sondern die *u*-form ist vertreten durch die flexion **bandī'*, um es kurz mit Sievers Beitr. V, s. 140 auszudrücken, und deshalb behandele ich auch diese worte an dieser stelle. Wie das verhältnis zu denken ist, darüber hat sich noch niemand ausgesprochen. Folgende hypothese scheint mir die hauptsächlichsten schwierigkeiten befriedigend zu lösen: die form auf *-ī'* ist das regelrechte femininum zu der masculinbildung auf *-ús*; mit andern worten: *ibnassus* verhält sich zu **ibnassvī'* wie skr. *svâdús* zu *svâdvī'*. Dass solche participialbildungen auf *-tvjā'-* in den verwanten sprachen vorkommen, ist sicher; vgl. Schleichers Comp.[3] s. 441. Es sind verbalabstracta, gerundia oder gerundiva. Eine vortrefflich zum germanischen stimmende bildung weist das litauische auf: *senátve* (hohes alter), s. Schleichers lit. gr. s. 118. — Got. **ibnassvi* konnte nun westgermanisch nach lautgesetzlichem verlust des *w* nach langer silbe (vgl. Holtzmann altd. gr. s. 327) führen 1) lautgesetzlich zu **ebnas*, welches mit *a*-vocal nicht erhalten ist; 2) unter eindringen der accusativform ahd. zu *ebnassia*, später mit umlaut zu *ebnessia*, ist häufig (dass zufällig dieses wort nicht belegt ist, macht hier nichts aus; man sagt dafür *ebanheit*); 3) unter überführung in die klasse *managî* zu *ebnassî*, *ebnessî*, ist häufig.

Nun sind aber im alts. und ahd. diese worte auch neutrale *-ja*-stämme. Auch für diesen umstand ist eine erklärung bis jetzt von niemand versucht worden. Sollte etwa neben *ibnassus*, **ibnassvī'* auch noch ein neutrum **ibnassu* bestanden haben, so dass wir dann ein vollständiges adjectivisches participium in diesen worten vorliegen hätten? Bekanntlich schlagen ja die adjectivischen *u*-stämme meistenteils in die

[1]) Ohne dasselbe z. b. *râtussa* (aenigma) Gloss. I, 31, 39 (gl. Hr.), *râtissa* Graff II, s. 467; *gabissa* (quisquiliae) ib. IV, s. 177, dazu *gavcssahi* Gloss. I, 607, 65; *scruntissa* (voraginem) ib. I, 634, 30. Vgl. ahd. *hagazussa* (hexe).

ja-flexion um, vgl. *engi, durri, harti* mit got. *aggvus, þaúrsus, hardus.*

Es bleibt nun noch der wechsel der vocale vor *ss* im alts. und ahd. zu erklären, und das ist der schwierigste punkt. Wir finden *a*, ferner *ë* (z. b. in den beiden wichtigen formen *thicnes* densitas und *indechnes* apocalypsis im Keron. gloss., vgl. darüber verfass. Keron. gloss. s. 26), dann *i* und endlich *u*. Ich weiss keinen andern weg zur erklärung als die hypothese, dass es neben verben auf *-atjan* auch solche auf *-ëtjan*[1]), *-itjan*[2]) und *-utjan* gegeben hat, je nach dem auslaut der nominalstämme, von denen sie herstammten, ähnlich wie im griech. neben zahlreichen verben auf *-άζω* auch solche auf *-ίζω* bestehen.[3]) *-issi* wird wol immer ursprüngliches *i* enthalten, denn als femininalsuffix geht es auf *-isswī* zurück und *w* hindert den übergang von *ë* in *i* (vgl. Paul Beitr. VI, s. 79), und als neutralsuffix hiess es zwar früher *-issu*, die überführung der adj. *u*-stämme in die *ja*-flexion ist aber jünger als die umlautung von *ë* in *i*. Was *e* anlangt, so ist es in den älteren quellen, die den umlaut noch nicht durchgeführt haben, als *ë* zu fassen, so z. b. in Pa *galihnessi* 30, 3; *girnessi* 184, 5 und 17 mal in den gl. K., wo also das hinter *ss* ursprünglich stehende *w* den wechsel von *ë* in *i* verhindert hat. In jüngern quellen kann man natürlich nicht entscheiden, ob *ë* oder *e* vorliegt.

Ich fasse das über *-assus* etc. bemerkte noch einmal kurz zusammen. Es gab zahlreiche denominative verba auf *-atjan, -itjan*, die den griechischen auf *-άζειν, -ίζειν* aus *-αδ-jειν, -ιδ-jειν* genau entsprechen. Diese (wie auch wahrscheinlich alle übrigen verba) bildeten ein duratives participium, ohne beziehung auf das genus verbi aber dem tempus nach zum praesens gehörig, auf *-tús, -twī́, -tú,* dessen bildungsart ziemlich genaue analogien im sanskrit hat (vgl. got. *hlif-tu-s* dieb,

[1]) Wo *j* blieb, hätte es dann *ë* zu *i* färben müssen.

[2]) Diese sind in der tat ahd. in genügender anzahl belegt, vgl. Graff V, s. 570.

[3]) Das *δ* in *-αδ-jω, -ιδ-jω* betrachte ich nicht mit Curtius Grundz.[4] s. 611 ff. als vorgeschlagen, sondern als auslaut des zu grunde liegenden nominalstammes. So gewinnen wir eine treffende vergleichung mit den germ. verben auf *-atjan.*

eigentlich 'der steblende' in durativem sinne u. a. bei Schleicher Comp.[3] s. 445); von *lauhatjan lîhhizzen* (das wäre got. *leikitjan*) muste so entstehen **lauhassus* **lauhassvi* **lauhassu*, **lîhhissus* **lîhhisswi* **lîhhissu*, welche bedeuteten 'leuchtend, gleichend'. Da nun dieses suffix später häufig an abgeleitete verba auf *-inôn* und *-anjan* angefügt wurde, so entwickelte sich das gefühl bei den sprechenden, als sei *-i-nassus* *-a-nassus* zu teilen, und das durch analogie weiter verbreitete *-nassus* wird schliesslich allein herschend. Das participium ist als solches in unsern quellen nicht mehr zu belegen, sondern es ist zum substantiv geworden mit der function eines verbalabstractums gleich den wörtern auf *-ung* (die sich wahrscheinlich in derselben weise aus participien entwickelt haben). Aber in der wahl des genus sind die einzelnen sprachen auseinander gegangen: got. ist das masculinum gewählt (ob dies gemein-ostgerman. ist, lässt sich nicht entscheiden, da diese bildungen dem nord. völlig fehlen); ags. ausschliesslich das femininum; alts. und ahd. fem. und neutrum. Ausser *-assus* und *-issus* erscheint aber auch **-essus* und **-ussus*, und um diese zu erklären, ist die hypothese erforderlich, dass wie es verben auf *-atjan* und *-itjan* gab, so auch solche auf *-etjan* und *-utjan* existiert haben, ohne dass indes ein solches bis jetzt hätte aufgewiesen werden können; doch könnten die auf *-ëtjan*, deren *ë* vor *j* sich ja nicht halten konnte, mit in den ahd. auf *-izzen* enthalten sein.

Resultat: ahd. *-assi*, *-issi* etc. ist gleich urgerm. *-assvī́*, *-issvī́* aus *-at-tvī́*, *-it-tvī́*, oder als neutrum gleich *-assú* *-issú*. Sowol suff. *-tú* als *-tvī́-* waren ursprachlich stets betont.

d) Das übrige.

25) Ahd. *scesso* swm. (rupes)[1], dazu *scessôn* (dolare)[2], *ungiscessot* impolitus, non rotundus Graff VI, s. 552. Wie *rupes* von *rumpere* eigentlich bruchstein bedeutet, so mag auch *scesso* zu einer wurzel gehören, die das lostrennen, losreissen ausdrückt, und zwar wird es dieselbe sein, die in lat.

---

[1]) Einige belege: rupes *skesso* Gloss. I, 95, 15 (gl. Hrab.); rupes *scesso* vel *cachlep* ib. 242, 13 (gl. Hr.); rupes *scessun* ib. 69, 10 (gl. Hr.).

[2]) Dolavi *scessota* Gloss. I, 667, 49.

scindere, germ. *skaidan* (*skaiþan* vgl. Kluge Conj. s. 75) vorliegt, vgl. Curtius Grundz.[4] s. 246. Dazu passt die bedeutung von *scessôn* und *ungiscessôt* vortrefflich. Wir gelangen dann auf ein part. *skess*, welches aufzulösen ist in *skit-tá-s*.

26) Ahd. *zessa* (aestus, tempestas), *zessôn* (aestuare), *zessôd* (fervor maris) Graff V, s. 708. Wie *tempestas* zu *tempus*, so verhält sich *zessa* zu *zît*. *zessa* ist aufzulösen in *tit-tá*. Ueber die wurzel habe ich nichts ermitteln können. Die brechung wie in *giuuesso*, *meslîh*, *essa* u. ä.

Soweit sind die worte, in denen *ss* begegnet, etymologisch erklärbar. Bei allen endigt die wurzel auf dentalen verschlusslaut, und auch alle übrigen bedingungen, welche oben s. 171 f. aufgestellt wurden, sind erfüllt. Es bleibt noch ein kleiner rest von worten übrig. Zunächst sind als lateinische lehnworte folgende auszuscheiden. 1) ahd. *fossatun* Graff III, s. 706 aus lat. *fossatum* (graben). 2) ahd. *zussa* (lodix, genus vestimenti) aus lat. *tussa*, *tussina*. 3) ahd. *grasse* (Id), *kresso* Graff IV, s. 615, ein fisch, aus *gracius*. 4) ahd. *jussal* Graff I, s. 612 aus *jussellum* (zu *jûs*). 5) ags. *mäss* aus lat. *massa*. 6) ahd. *esse* (unio) aus lat. *assis*. Was das seltsame *spassante* anbetrifft, belegt von Graff VI, s. 364 im sinne von 'widerstand leisten' in einer einzigen stelle aus Boethius, so gehört es wol zu *spasa* fibula Gloss. I, 296, 9 (wofür Holtzmann und Steinmeyer *spasal* lesen wollen) und *spasal* Graff IV, s. 364, im übrigen ist es aber, insbesondere was das *ss* anbelangt, unklar; wahrscheinlich liegt dem *ss* eine alte assimilation zu grunde (*sn*?). Auf verschärfung vor *j* beruht *chasse* (formellas) Gloss. I, 280, 18. Etymologisch unklar sind ferner der pflanzenname ahd. *cresso* (nasturtium), in Id ohne umlaut als *crasse* erhalten (Graff IV, s. 615), die benennung eines bäckerwerkzeuges ahd. *chissa* (tractula) bei Graff IV, s. 501, endlich das überaus seltsame *clessal* (handfläche) Graff IV, s. 566, um welches sich auch Holtzmann altd. gramm. nachtrag s. 347 vergeblich bemüht hat. Ausserdem wären etwa 12 nordische worte mit *ss* aufzuführen, die sich in Holtzmanns grammatik s. 131 zusammengestellt finden. Sie sind aber sämmtlich etymologisch unklar und für den beweis, der hier geführt werden soll, gleichgültig. Zudem sind eine grosse anzahl *ss* im nordischen durch secundäre assimilationen entstanden, z. b. in

oss = *unsis, ess* (= asinus), *gassi* aus *gansi* (anser), und man ist daher bei einem nur im nord. vorliegenden worte nie sicher, ob man wirklich altes *ss* vor sich hat. Ich übergehe daher diese und wende mich nunmehr zu zwei formen, welche dem oben s. 171 unter 1) aufgestellten gesetze, dass der zweite bestandteil der lautgruppe *ss* immer ein mit *t* anlautendes suffix sei, scheinbar widersprechen, zu den praeteritis got. *vissa* und *môsta,* urgerm. *wessa* und *môssa.* Ich kann mich darüber kurz fassen, da die secundären praeterita zu verbis praeterito-praesentibus kürzlich von Kluge Beitr. z. conj. 120 ff. gut erörtert sind. Auf die älteren ansichten Begemanns, Windischs (in Kuhn-Schleichers Beitr. VIII, s. 442 ff.) und Verners (in Haupts zs. 21, s. 425 ff.), die sämmtlich an den lautgesetzen scheitern, gehe ich hier nicht ein. Ich denke mir vielmehr mit Leo Meyer, Braune und Kluge diese neuen praeterita als analogiebildungen nach den participien, indem die sprechenden das verhältnis von *nasiþs : nasida, salbôþs : salbôda* einfach nachbildeten, und so von part. *viss* (s. oben no. 1) zu *vissa* [1]), von **môss* zu *môssa* [2]) gelangten. Es sind noch zwei anmerkungen zu machen. Die eine betrifft *wissa,* woneben ahd. und mhd. *wessa, wesse* liegt. Da die brechung in *mes-lîh, essa, giwesso* eingetreten ist, so werden wir sie auch für das part. *wess* voraussetzen müssen, und werden das praet. *wessa* als das ältere gegenüber *wissa* anzusehen haben. Paul Beitr. VI, s. 83

---

[1]) Got. *vissa,* nord. *vissa,* ags. *wisse,* aber daneben schon *wiste,* alts. nur *wissa,* ahd. *uuissa* in den oberdeutschen quellen ausschliesslich (BR, Rb, Ra, N., gl. Mons., Sam.), während die fränkischen meist *uuista* haben (Is., frg. theot., Will. ausschliesslich); O. hat beide formen, doch scheint *uuissa* zu überwiegen, T. hat nur 87, 3 *uuessis* (β'), 138, 7 *uuessi* (γ), sonst immer *uuista* (nach Sievers' gloss., die übrigen angaben nach Graff). Im mhd. treten *wisse* und *wesse* immer mehr vor *wiste* und *weste* zurück (Weinhold mhd. gr. s. 395 f.).

[2]) Got. *môsta* (nord. fehlt das wort), ags. *môste,* alts. *môsta,* aber ahd. *muosa,* nur ein einziges mal bei Will. *muoste* (nach Graff II, s. 906). Es bedarf keines beweises, dass das ahd. hier die ältere form erhalten hat. *môsta* beruht wie *wista* auf analogiebildung nach *mahta, áihta, brâhta, þâhta, þûhta, worhta, þaúrfta, brûhta, daúrsta, baúhta, forhta,* **bi-naúhta, ôhta,* die ihrerseits in derselben weise von dem participium abhängen, wie *vissa* und **môssa. forhta* hat man, so viel ich weiss, bisher nicht mit in dieser reihe aufgeführt, es gehört aber ohne zweifel dazu. Die belege s. bei Graff III, s. 692 ff.

erklärt das *i* von *uuissa* durch die annahme, dass es vom pl. *uuissun* und conj. *uuissi* in den sing. eingedrungen sei, eine hypothese, der man wird zustimmen können. Zweitens ist über *môssa* zu bemerken, dass *ô* hier an stelle eines *a* erscheint. *môt* gehört zu einem stv. **matan*, welches eigentlich den plur. praet. **matum* und das part. **mass* hätte bilden sollen. Nun drang aber in der vierten reihe das *ô* des sg. praet. auch in den plural, wie allgemein zugegeben ist (*fôrum*, daher auch *môtum*), und so erhielt diese vocalisation auch das neue praet. *môssa*, das lautgesetzlich *massa* zu lauten hätte. Ob das vorauszusetzende particip **mass* oder **môss* gelautet hat, lässt sich nicht ermitteln.

Anmerkung. Altn. *koss*, ags. *coss*, altfries. *cos*, alts. ahd. *kus* (osculum) weiss ich nicht zu erklären. Fick III, s. 48 vergleicht das lat. *gustulum*, zieht also das wort zu wurzel *gus*, die germ. in *kiusan* vorliegt. Das ist aber unmöglich, auch abgesehen von den schwierigkeiten, welche got. *kukjan* bereitet, weil altes *s* + *t* consequent erhalten bleibt, wie sich weiter unten zeigen wird.

II. st.

A. *st* intervocalisch.

Wir betrachten zunächst die intervocalischen *st*. Diese sind nur unter zwei bedingungen möglich nach dem vorhergehenden. Nämlich entweder beruhen sie auf ursprünglichem *s* + *t*-suffix; diese gruppe war überhaupt keinerlei veränderungen von der ältesten zeit her unterworfen. Oder sie gehen auf verschlussgruppen zurück; dann ist nur ursprüngliche barytonierung möglich, da oxytonierung die umsetzung in *ss* bewirkt haben würde, wie im vorhergehenden gezeigt ist.

a) Verschlusslaut + *t*-suffix.

1) Zweite person sing. praet. ind. von wurzeln auf dentale verschlusslaute. Dem ind. *vêttha* griech. *οἶσθα* entspricht got. *vaist*, ags. *wâst*, alts. *wêst*, ahd. *weist* völlig im einklange mit unserer regel. Ebenso got. *baust, quast, baist* u. s. w. zu *biudan, quiþan, bitan*. Im westgerm. ist bekanntlich diese form ausser bei den praeterito-praesentibus durch eine neubildung ver-

drängt. Im nord. heisst es nun in den ältesten handschriften *veizt beizt lézt*, aber *bautt, quatt, batt* (zu *bjóða*, *queða, biðja*), wie Wimmer altnord. laesb.[2] s. 6 gezeigt hat. Es kann keinem zweifel unterliegen gegenüber der einstimmigkeit der übrigen germanischen sprachen, dass wir hier neubildungen vor uns haben, und zwar sind diese folgendermassen zu erklären. 1) *veizt* = *veit-st* statt des zu erwartenden *veist* hat das dem *s* vorgeschlagene *t* aus den übrigen personen neu hereingenommen; der sprechende empfand im sing. *veit-* als stamm und führte ihn nun auch in die 2. sg. ein. *z* hat im nord. immer die bedeutung *ts* und daher kann diese erklärung keinerlei zweifel unterworfen sein. 2) *bautt* statt des zu erwartenden *baust*. Auch hier haben wir auszugehen von einer vorform **bauþst*, welche ihr *þ* aus den übrigen personen, namentlich der 1. 3. sg. *bauþ* ebenso erhalten hat, wie *veizt* das *t*; die weitere entwickelung war nun ohne zweifel die, dass aus **bauþst* ein **bauþt* sich entwickelte, das dann nach allgemein nordischem lautgesetze in *bautt* übergieng (vgl. neutr. *brátt* zu *bráþr* schnell).

2) Got. *beist* (sauerteig), offenbar zu *beitan* gehörig, geht aller wahrscheinlichkeit nach auf **béistam* zurück, da der diphthong stammsilbenbetonung zu fordern scheint.

3) Got. *us-haista* ὑστερηθείς (sehr begehrend, in dürftigkeit lebend) ziehe ich zu *haitan* (rufen), indem ich die bedeutungen durch den begriff 'um hülfe rufend' vermittele. Die wahrscheinlichkeit spricht auch hier für betonung der stammsilbe, da in tieftoniger silbe wol der diphthong reduciert worden wäre wie in *scidôn, scidunga* zu *scaidan*. Dass auch in der *A*-reihe der diphthong sich nicht intakt erhält, zeigt Paul Beitr. VI, s. 123.

4) Got. *laists* (ἴχνος) nebst *laistjan* (sequi), zweifellos zu *leiþan* gehörig, hat *láistas* zur vorform. Die starke vocalstufe macht hier barytonierung beinahe zur gewisheit.

5) Got. *frasts*, in dieser sprache nur in der bedeutung τέκνον gebräuchlich, gehört zu *fraþjan*, wie J. Grimm im DWB s. v. *frast* feinsinnig erwiesen hat. Die grundform ist **frástis*, da *-ti-* als bildungssuffix von nominibus actoris indog. unbetont war (vgl. Bechtel bei Haupt 21, s. 223), vgl. z. b. skr. *jñā́-ti-* (verwanter), gr. μάντις.

6) Urgerm. ***hlástas* (onus) scheint von **hlastám* = *hlass* (s. oben no. 5) in derselben weise durch den accent differenziert zu sein wie *kúnþas* (natus) von *kundás* (genitus), *stáþis* (strand, ufer) von *stadis* (stätte), *quiþis* von *quidis* (vgl. oben s. 177 und verf. Ker. gloss. s. 117. 121); bei dem letzten paar ist ein unterschied der bedeutung nicht mehr erkennbar, und wir werden uns auf diese analogie berufen dürfen, wenn sich auch bei *hlast*[1]) neben *hlass* eine bedeutungsverschiedenheit nicht mehr nachweisen lässt.

7) Ahd. *fasti* (firmus) wird mit viel wahrscheinlichkeit zu *fazza* (sarcina), *fazzil* (balteus, fascinula Graff III, s. 736) gestellt, vgl. die bedeutung des abgeleiteten *fazzôn* besonders im mhd. und jetzt. Die wurzelstufe mit a_2 (= griech. *ποδ-*, vgl. *πέδη* und Fick III, s. 171) macht stammsilbenbetonung ziemlich wahrscheinlich. Germanische grundform wäre demnach **fástias* oder **fástis*, vgl. lat. *postis*, dem auch der begriff des festen, feststehenden innewohnt und das daher unzweifelhaft hierher zu stellen ist.

8) Nhd. *hast* gehört zweifellos zu *hetzen*, d. i. *hatjan* zu *hatis* hass. Das wort ist indes weder ahd. noch mhd. nachzuweisen und hat daher keine grosse bedeutung für den beweis, der hier geführt werden soll. Es wäre wol urgerm. *hástis* fem.

9) Ahd. *mast* inpinguatus (dazu *mastjan, mastunga* Graff II, s. 882) ist aus *mástas* entstanden und gehört zu *mezzi* (esca, cibus) = alts. *meti*, ags. fries. *mete*, got. *mats*, wozu got. *matjan* (essen). Die urgermanische betonung durch objective gründe zu ermitteln ist auch hier nicht möglich. Bechtel in Haupts zs. 21, s. 228 vergleicht skr. *matta.*

10) Mhd. *bast*, stm. und stn., ags. *bæst* n., altn. *bast* n. (aber dän. *bast* m.) wird zu *bindan* gestellt und dem ved. *baddhá* gleichgesetzt (Fick III, s. 200). Aber *baddhá* heisst nichts weiter als 'gebunden', während doch *bast* activischen sinn haben müste 'zum binden tauglich', eine völlige gleichheit ist also nicht vorhanden. Es kann nach dem vorher er-

---

[1]) Ags. *hlæst* stm. *a*-st. (onus); ahd. nur drei belege bei Graff IV, s. 1114, welche das wort als stf. nach der *i*-decl. aufzeigen: *mit lesti* (oneribus) T., *thuruh thia last* O., mhd. *der last* nach der *a*-decl. Gab es auch noch ein *hlástis,* vielleicht als nomen actoris?

örterten einem zweifel nicht unterworfen sein, dass *baddhá* aus **bhadh-tá* germ. zu *battá*, **bass* hätte führen müssen. Aber es steht der vergleichung ein positiver grund entgegen: *a* in dem indischen wort ist nicht a_2, sondern a_1, da die participien auf *-tá* stets die schwächste wurzelstufe aufweisen (vgl. De Saussure syst. prim. s. 14. 23 u. s.). Folglich ist das germ. wort mit seinem a_2 von dem ind. zu trennen. Es verhält sich vielmehr das neutr. **bástam* (denn so werden wir das wort urgerm. anzusetzen haben) zu wurzel *bhadh* genau wie griech. *νόστος* zu *νεσ*, *φόρτος* zu *φερ*, lit. *tvártas* zu *tver* (De Saussure syst. prim. s. 76 f.), es gehört also einer substantivformation an, die durchweg paroxytonierung zeigt; vgl. got. *dauþs*, gen. *dauþis* zu *divan.* Neben *bástam* ist vielleicht ein urgerm. **bástiz* m. anzusetzen wegen mhd. *bast*, pl. *beste.* Neben *bast* bestand übrigens ein *bôst* in einer ähnlichen bedeutung, dessen genus leider aus der einzigen stelle nicht zu ermitteln ist: *mit bästînen buosten bant ern aber wider zuo* (nämlich Orilus den sattel der Jeschûte, den er zerrissen hatte) Parc. 137, 10.

b) Indog. *s* + *t*-suffix.

Indogermanisches *s* + *t*-suffix bleibt unter allen umständen im germanischen unverändert, mag nun der accent vor dem *st*, oder nach demselben stehen.

1) Got. *ganists* aus *nis-ti-s* zu *ganisan.*

2) Got. *usdrusts* aus *drus-ti-s* zu *usdriusan.*

3) Got. *lists* aus *lis-ti-s* zu **leisan lais.*

4) Got. *urrists* aus *ris-ti-s* zu *urreisan.*

5) Got. *fralusts* aus *lus-ti-s* zu *fraliusan.*

6) Got. *vists* aus *vis-ti-s* zu *visan.*

7) Got. *gakusts* aus *kús-ti-s* zu *kiusan.* Man wird wol auch für das germ. barytonierung anzunehmen haben, da das entsprechende wort im veda *júṣṭi* betont wird (Bechtel, Haupts zs. 21, s. 224).

8) Altn. *hlust* ags. *hlyst* aus *hlus-ti-s* zu **hliusan* vgl. ahd. *hlosên.*[1]) Im veda nach Bechtel a. a. o. *çruṣṭi.*

---

[1]) Hierzu ahd. *hlûstrên*, das Graff II, s. 293 fälschlich unter L gesetzt hat. Vgl. *hlustrenti* ac *hlusterendi* b Gloss. I, 191, 29; *umpihlustrenti* a *umpihlustremdi* b ib. 85, 28.

9) Got. *kustus* zu *kiusan.*

10) Got. *lustus* zu *liusan* (?). Als barytonon anzusetzen ebenso wie *kustus* (s. Bechtel a. a. o.).

11) Ahd. *nest* (viaticum) aus *nes-tá-m* zu *nesan.* Der vergleich mit griech. *νόστος* ist des stammvocals wegen unerlaubt.

12) Ahd. *frost* aus *fros-tá-s* zu *friusan.*

13) Mhd. *jest* aus *jes-tá-s* zu *jesan.*

14) Nord. *jastr* (fermentum) ebenfalls zu *jesan.*

15) Nord. *austr* (oriens) ags. *eást* vgl. lat. *aurora* für *aus-ôsa.*

16) Ahd. *blâst* zu *blâsan.*[1])

17) Got. *ist* = skr. *ásti.*

18) Got. *vasti* (kleid) aus **vas-tī́* st. *vas-tjā-* (Sievers Beitr. V, s. 137). Vgl. got. *vasjan.*

19) Got. *krusts* (knirschen) aus *krust-ti-s* zu *kriustan*; vgl. nhd. *krosen* (knirschen) DWB V, 2409.

20) Got. *aistan* vgl. ahd. *êra* aus **aisa.*

21) Got. *fraistubni* (periculum) aus **fraistumnī́* zu *fraisan* (versuchen, prüfen).

22) Got. *rasta,* wol zu *razn* (haus), vgl. Bechtel a. a. o. s. 222.

23) Nord. *kvistr* (zweig) stellt Bechtel s. 225 zu ags. *cwissan* (schütteln) = got. **quisjan.*

24) Got. *gaþvastjan* (stark, fest machen), *þvastiþa* (sicherheit). Das part., von dem das causativum abgeleitet ist, muss gelautet haben **þvastás* und dieses wird zu einem stv. **þvasan* (stark sein) gehören, dessen wurzel *tvAs* uns vorliegt in griech. *σάος, σόος* für **τϝάσος,* vgl. *σέ* für *τϝέ*; *σός* für *τϝός*; *ταργάνη* neben *σαργάνη* (ein geflecht) für **τϝεργάνη* zu lit. *tveriù* einfassen, einzäunen (anders Fick I, s. 598).

25) Got. *quistjan* (verderben), *quisteins* stf., ahd. *quist* stf. (Graff IV, s. 680) stellt Fick III, s. 55 zu lit. *gaiszti* (verderben), wol mit recht.

26) Nord. *kasta* (werfen), *kǫstr* (haufe) zu *kǫs kasar* (congeries), *kasa* (begraben). Fick III, s. 45.

27) Die superlative, z. b. *maists.* Es ist allgemein anerkannt, dass das suffix auf *-is-ta-* zurückgeht.

---

[1]) Danach die analogiebildung *blôst* zu *blôjan*; wahrscheinlich hat auch *trôst* (zu *trûên*) sein *st* von hier aus erhalten.

28) Got. *gasts* = lat. *hostis* altb. *gostĭ*.

Anmerkung 1. *asts* steht für **ázdas* und entspricht dem griech. *ὄζος* für *ὄσδος*; ahd. *nest* (nidus) geht auf **nizdás* zurück = ved. *nîdás* [1]), lat. *nīdus* für *nizdus*; altn. *þröstr* (turdus) hat ebenfalls *st* für *zd*, vgl. lit. *strazdas*, poln. *drozd* (altbulg. *drozgŭ*); dem ahd. *trestir* (faeces) steht altbulg. *droždiję* (faex) gegenüber (Miklosich altslov. lautlehre[3] s. 290).

Anmerkung 2. Bechtel hat in Haupts zs. 21, s. 214 ff. zu beweisen versucht, dass intervocalisches *st* in ursprünglich oxytonierten worten zu *zd* geworden wäre, um damit den ursprung der bis jetzt rätselhaften lautgruppe *zd* im germanischen klar zu stellen. Dass es nun mit dieser consequenz von Verners gesetz schlecht bestellt ist, lehren bereits die vorstehenden zusammenstellungen; denn von den 28 worten, deren *st* = indog. *st* ist, ist die oxytonierung unzweifelhaft bei *hlust* (8), *vasti* (18), *fraistubni* (21), und so gut als sicher bei den verbalsubstantiven auf *-tí-*, welche oben unter no. 1—6 aufgeführt sind; sehr wahrscheinlich ist sie ferner bei den ursprünglichen participien auf *-tá-*, wie sie unter no. 11. 12. 13. 24. 25 direct oder in ableitungen vorliegen; also hätte das gesetz, das sich auf höchstens 8 fälle gründet, 14 ausnahmen, von allem zweifelhaften abgesehen. Nun sind aber auch die etymologien Bechtels zum teil ohne weiteres hinfällig; so die von *ort* (nord. *oddr*), weil samprasarana im anlaut von *vas* zu *us* im germanischen ganz unerhört ist, ferner die von altn. *lodda* = gr. *λάστη*, weil *o* im germ. nicht in der *A*-reihe stehen kann, griech. *α* hier aber nichts anderes sein kann als *A*. Zudem ist von Bechtel immer nur bewiesen, dass *z* auf *s* zurückgeht, fast niemals aber ist ein genügender grund zur ansetzung des suffixes *-ta-* beigebracht. Bei diesem sachverhalt

[1]) Im indischen ist der ausfall eines (tönenden) *s* vor *d* gesetzmässig, vgl. Joh. Schmidt in Kuhns zs. 25, s. 60 ff. Ebenso gesetzmässig ist im griech. die umstellung von *zd* (*z* = tönendes *s*) zu *ζ* und wir brauchen um *ἵζομαι* zu erklären keine grundform **σίσδjομαι*, sondern nur **σίσδω* (vgl. *πίπτω, τίκτω* u. s. w.) = lat. *sīdo*. Danach ist auch die homerische form *ἕζετο* (zu *ἕζομαι*), deren gebrauch an allen stellen rein aoristisch ist und absolut nichts imperfectes an sich hat, nichts weiter als ein reduplicierter aorist, entstanden aus **σέσδετο*, vgl. *ἕσπετο* für **σέσπετο, ἐκέκλετο*, skr. *ápaptat* u. a.

hat für mich das etymologisch klare wort *mizdô* gewicht genug, um überhaupt für das *d* von *zd* den ursprung aus der affricata *dh* anzunehmen. Wir hätten es dann bei den von Bechtel a. a. o. aufgezählten worten mit wurzeln auf *s* zu tun, an welche das suffix *-dha-* angetreten wäre. Das letztere liegt uns ja mit völliger sicherheit vor in got. *vaúrd* ahd. *wort* = lat. *verbum*, grundform also **vor-dha-m*. Das litauische weist bildungen auf wie *paklódas* zu *paklóti*, wo nichts entgegensteht, *d* = *dh* zu nehmen; vgl. Schleicher lit. gr. s. 119. Da also ein suffix *-dha-* wirklich existiert, wenn es auch selten ist, so sehe ich nicht ein, warum man es nicht zu hülfe rufen soll, um das fragliche *-z-da-* zu erklären. Zu beachten ist, dass auch das slavische eine anzahl bis jetzt noch unaufgeklärter *zd* besitzt, die zweifellos den germanischen entsprechen: vgl. *mizda* mit got. *mizdô*. Es wäre wol möglich, dass sich die beiden sprachen gegenseitig licht brächten. Die slav. *zd* sind zusammengestellt bei Miklosich, Altsloven. lautlehre[3] s. 285 f.

c) Secundär-intervocalisches *st*.

Oefter erwecken weggefallene consonanten den schein, als sei *st* intervocalisch. Vor allem ist *h* vor *st* geschwunden, und zwar nach einem ganz bestimmten, bisher nicht beachteten lautgesetze: nämlich vor doppelter consonanz fällt *h* spurlos weg, während es vor einfachem consonanten consequent erhalten bleibt. Jedoch ist diese regel keineswegs urgermanisch, ja wie es scheint nicht einmal allgemein westgermanisch; sondern das althochdeutsche sprachgebiet ist es besonders, wo sie sich beobachten lässt.

1) Ahd. *mist* = got. *maihstus* (ags. *meox*).

2) Ahd. *lastar* (vituperatio) Graff II, s. 98 gehört zweifellos zu *lahan luoh* (vituperare), ist daher aus *lahstar* entstanden; Graff a. a. o. gibt an, dass sich *lahster* im summarium Heinrici fände, es ist mir jedoch die gewähr dieses beleges zweifelhaft, weil das denkmal sehr jung ist (ags. *leahter*).

2) Ahd. *nestila* (fibula) aus **nehstla* zu *neh* = lat. *nectere*. Hierzu gehören noch folgende ahd. worte: 1) Ansulas *nustun* Rd, *nustum* Ib Gloss. I, 272, 14; *nusta* nexa Graff II, s. 1107; *nustil* anstra ibid. 2) *nusca* (fibula), *nuskil* (fibula),

ganusken swv. (nectere, amicire) bei Graff II, s. 1106. Beide reihen sind höchst wahrscheinlich ursprünglich identisch. Das swv. *nuskjan* für **nuhskjan* (*sk* aus dem praesens des vorauszusetzenden stv. **nehskan*, mit praesenssuffix -*skō*) muste ja das syncopierte praeteritum *nusta* bilden, da sich natürlich *nuscta* nicht halten konnte (*nusta* ist genügend belegt: *genusta* nexuit; *intnusta* exfibulabat bei Graff a. a. o.) und das participium muste mit syncope lauten *nustêr nustiu nustaz* etc. Vom partic. gehen nun die formen wie *nusta, nustil* aus, während *nusca, nuskil* sich an das praesens anschlossen; wahrscheinlich ist *st* das lautgesetzlich berechtigte und *sc* analogisch eingeführt.

4) Got. *vahsts* stf. lautet ahd. lautgesetzlich *uuast* (incrementum), wie folgende belege zeigen: incrementum *uuast* gl. Hr. Gloss. I, 183, 6; *ôuuast* (nutrimentum) gloss. Teg. Graff I, s. 687; *ôuuast* (genimina) gloss. Frising. zur cura past. bei Graff ibid.; *gewast* Will.; *kiuuast* (pubertas) gloss. Sangall. zu den Canones; *kiuuasti* (nativitatis) cod. Sang. 299; *keuuast* (quantitatem) N.; *uberuuast* (luxuriem) Diut. II, 329; *uuriuuast* gl. Mons.; *frumiuuast* Ib (sämmtliche belege nach Graff I, s. 688 f.). Dass sich neben *uuast* schon in alter zeit *uuahst* findet (*ouuahsti* gl. Hr. 21, 22; *ouuahst* ib. 254, 10), ist bei der nachbarschaft des verbums *uuahsan* nicht zu verwundern.

5) Aus dem Summ. Heinr. citiert Graff VI, s. 861 die glosse tacitus *suuistar*. Da es nicht zu bezweifeln ist, dass dieses wort zu *suuîgan* gehört, so muss es aus **suuihstar* (denn *g* muste vor *s* zu *h* werden) entstanden sein.

6) Altn. *mastr*, ags. *mæst*, ahd. *mast* stellt Fick III, s. 237 zu lat. *mâlus* für **mahlus*, griech. *μοχλός* (hebebaum). Diese etymologie ist sehr ansprechend, aber man darf sich nicht verhehlen, dass im ags. vielmehr **meax* zu erwarten wäre.

7) Von *uuahs* cera wird abgeleitet das swv. *uuehsen* incerare. Von diesem ist Graff I, s. 691 das praet. *kiuuasta* belegt.

8) Ahd. *rôst* (das wort würde got. **rauhsts* heissen), welches die lat. craticula, sartago, rogus, arula verdeutscht, und im mhd. 'pfanne, glut, feuer, scheiterhaufen' bedeutet (vgl. Mhd. Wb. II, 1, 766), wird für **rauhst* stehen und zu *rouh* (fumus) gehören. Wir ersehen daraus, dass der wegfall des *h* älter ist als die contraction der diphthonge, aber jünger als die verschiebung des urgerm. *k*.

9) Ahd. *fûst* nehme ich für **funhst* und ziehe es zu *fâhan* für **fanhan.* Die faust ist also die fängerin. Wenn *a* des verbums = *A* ist, so ist *u* so zu beurteilen, wie in *furt* zu *faran, grubilôn* zu *graban, sulza* zu *salz* (Paul Beitr. VI, s. 123); altb. *pęstĭ* weist jedoch auf a_1 hin.

Anhangsweise behandele ich hier die vor anderen consonantengruppen im althochdeutschen weggefallenen *h.*

Ahd. *deismo* (fermentum) steht für *thaihsmo* und gehört zu *thîhan.* — Ahd. *brosma* (mica, crustula) steht für *brohsma* und gehört zu *brehhan.* — Das verbum *wechseln* lautet ahd. lautgesetzlich *uueslen*: vgl. feneror *firuuisleu* b *faruuisliu* c Gloss. I, 208, 37 (gl. K.); reciprocantes *intuuislente* ib. 239, 2 (gl. Hr.). Daneben von ältester zeit her *uuehslen,* z. b. ib. 154, 14 fenerat *uuihslit* (gl. Hr.); 264, 29 permutat *firuuihslit* b *uuihslit* c (gl. K.); 90, 40 mutata *faruuihsalit* a *firuuihsilit* b (gl. K.). Dies erklärt sich daraus, dass das praeteritum lautgesetzlich *uuehsalta*, das partic. syncop. *wehsaltêr* lautete. Vgl. Sievers Beitr V, s. 537, der aber fälschlich auch dem praesens (1. sg. und 1. 3. pl.) anaptyxis zuschreibt. — Ebenso steht es mit dem subst. *uuehsal*; dieses flectiert lautgesetzlich sing. *uuehsal uuesles uuesle uuehsal,* plur. *uuesla uueslo uueslum uuesla.* Vgl. *uueslum* (alternis) Gloss. I, 41, 35 (gl. Hr.); dat. sg. *uuesle* bei Graff I, s. 716. In *uuesal*, das Graff aus Frankfurter glossen zu den canones belegt, ist die form der casus obl. und des pl. auch in den nom. gedrungen, was bei der überzahl der casusformen ohne *h* natürlich ist; gewöhnlich beeinflussen aber die viel gebrauchten casus recti des sing. die übrigen casus, und so finden wir vicissim *uuehslum* schon gloss. I, 265, 38 (gl. Hr.); *uuehsalum* in der B.-R. nach Graff a. a. o., worauf dann bei T. O. und in den übrigen jüngeren quellen die formen ohne *h* ganz verschwinden. — Für das später durchaus herschende *uuehslôn* begegnet im cod. Sang. 299 3. pl. *uuesilont* (alternant) nach Graff I, s. 718. Die formen mit *h*, das hier nur vom subst. *uuehsal* her eingedrungen sein kann, sind sehr alt: gloss. I, 154, 14 fenerat *uuehslot* (hs. *uueshlot*) a *uuehsalod* b *uuehsalot* c (gl. K.). — Nach Graff I, s. 720 begegnet in Ic zweimal das substantiv *uuesloth,* reciprocum und talio übersetzend. — Von *dehsa* (ascia) ist in derselben bedeutung *desla*

abgeleitet: Graff V, s. 124 belegt die lautgesetzliche form *thesla* aus sehr alten Tegernseer glossen; die ebendort aufgeführten *deschla* und *desehla* aus sehr jungen handschriften sind wol beide nur für *dehsela* verschrieben. Auch hier sind die formen mit *h*, das von *dehsa* aus eingedrungen ist, sehr alt. — Die älteste hochdeutsche form unseres wortes *deichsel* ist *thîsla* gewesen; vgl. *disala, diessela, deisilo* bei Graff V, s. 124, der aber schon aus älteren quellen *thihsla, thihsila* belegt. Das *h* kann nur von dem verwanten *dehsa, dehsala* herübergekommen sein (vgl. Joh. Schmidt, Voc. I, s. 53). — Zu *dîhan* gehört *dësmo* swm. (fructus, successus) für *dihsmo*: vgl. dat. pl. *thesemon* (successibus) Graff V, s. 111. Alle übrigen belege zeigen das eingedrungene *h*. — Das wort *drâhsil* Graff V, s. 239 flectierte ursprünglich weiter *drâsles drâsle* etc., daher die form *urdrasil* (turbo) bei Graff a. a. o. und die ableitung *drasli* (toregma) Gloss. I, 260, 5 (gl. Hr.). — Von *hahsa* (ahd. zufällig nicht belegt, aber mhd. *hahse* Mhd. Wb. I, s. 612) ist abgeleitet *hasnôn* (subnervare), vgl. *hasino, hasinôst, hasneta, hasinôta, erhasnôta* bei Graff IV, s. 800; die formen mit eingedrungenem *h* wie *hahsinôte, erhahsinôs* sind hier noch die minder häufigen. — Bei *ahsla* (umerus) von *ahsa* sind zweifellos alte formen ohne *h* noch nicht belegt: denn auf *hassala* Graff I, s. 141 kann man wol nicht viel geben. — Von dem zu demselben stamme gehörigen *uohsna* (ascella) belegt Graff a. a. o. den dat. sg. *uosinin*. — Dass sich in alleinstehenden worten das lautgesetz am deutlichsten zeigt, beweist *zesuuo zesuua* = got. *taihsva taihsvô*. Hier hat sich die form ohne *h*, die nur vor doppelter consonanz lautgesetzlich eingetreten war, auch auf die sog. unflectierte form *zeso* ausgedehnt, die lautgesetzlich **zehso* heissen müste.

Soweit die intervocalischen *st*. Es hat sich ergeben, dass sie, soweit sie auf dentale verschlussgruppe zurückgehen, nur in ursprünglich barytonierten worten vorkommen, während das oxytonon, wie wir oben gesehen haben, in diesem falle *ss* fordert. Es hat sich ferner gezeigt, dass indogermanisches *st* auf deutschem boden keinerlei veränderungen erlitten hat, gleichviel ob es vor oder nach der accentsilbe stand, dass

mithin *zd* nicht auf *st* beruhen kann. Indem ich eine anzahl noch nicht erklärter worte mit intervocalischem *st* übergehe, wie z. b. got. *asaþs, brusts,* nord. *jostr* (arbor), ahd. (*w*)*rista,* (*w*)*ristella, rîsta, hrusten, biost, frist* (zu *fridu*?), *mistil, fnâstôn, wôsti* (= lat. *vastus*, aber über *s* lässt sich nichts ermitteln), *brestan, blestan, ustinôn*[1]) (fungi, vgl. *ustri* Gloss. I, 174, 9 und lat. *industria*), *rost* (aerugo, zu *rot*?), *geist*, wende ich mich nunmehr zur erörterung der frage: wie hat man sich die entstehung von *ss* und *st* aus dentalen verschlussgruppen unter einfluss des accentes zu denken?

a) *st.* Keine indogermanische sprache mit ausnahme des sanskrit duldet den zusammenstoss dentaler verschlusslaute. Vgl. Fröhde in Bezzenbergers Beitr. I, s. 177. In den meisten sprachen entsteht *st* aus *d, dh, t* + *t*, z. b. im griech. vgl. πιστός zu πείθω, und im altbulgarischen, z. b. *dastĭ* aus **dad-tĭ*. Der übergang des ersten dentals in die spirans war jedenfalls ein ganz directer, vgl. Curtius' Erläuterungen² s. 35. Er ist in den sprachen sehr alt, ist aber in jeder gesondert vor sich gegangen, wie Fröhde a. a. o. an dem lateinischen gezeigt hat, welches daran nicht participiert. Das neu entstandene *st* fiel natürlich in allen sprachen mit dem altererbten indog. *st* zusammen und war, was das germanische anbetrifft, fortan ebensowenig wie dieses einer weiteren lautgesetzlichen veränderung unterworfen. Wir haben allen grund, das neue *st* für urgermanisch anzusehen.

b) *ss.* Wesentlich anders steht es hiermit. *ss* kann nämlich im urgermanischen an dieser stelle noch nicht gestanden haben, denn wir finden noch in historischer zeit dafür etwas anderes, nämlich *tt.* Es wurde bereits s. 178 darauf hingewiesen, dass die *Hessen* mit den *Chatti* des Tacitus identisch sind; ferner begegnet in longobardischen urkunden neben dem gewöhnlichen *Tasso, Tassilo* (Graff V, s. 460) die namensform *Tatto* (vgl. C. Meyer, Langobard. sprachdenkm. im glossar), vgl. *Tattinc* bei Graff V, s. 381, das patronymicum zu *Tatto*; *Tatto, Tasso* gehört wol zu dem s. 177 besprochenen got. *ungatass* (ungeordnet) und bedeutet 'ordner'. Ausserdem mache

---

[1]) Fungitur *ustinot* a *ustinod* b Gloss. I, 148, 36; fungimur *ustinomes* abc ib. 148, 39 (gl. K.).



ich auf den von Müllenhoff in Haupts zs. 23, 5 ff. besprochenen Taciteischen ortsnamen *Mattium* aufmerksam. Somit steht es fest, dass die einzelsprachen bei ihrer trennung an stelle des späteren *ss* den laut *tt* hatten. Was die lautliche geltung des zeichens *tt* anlangt, so haben wir darin ohne zweifel einen quantitätslangen verschlusslaut, also einen einheitlichen laut zu sehen, nicht etwa zwei hinter einander gesprochene *t*. Entstanden ist *tt* durch einfache assimilation von *d, dh, t* an das suffixale *t*, und diese angleichung hat nun eben ihren grund in der betonung dieser worte als oxytona; das streben des sprechenden, den nachdruck auf die endsilbe zu legen, veranlasst eine comprimierung der vor der accentsilbe liegenden wortteile, weil über diese schneller hinweggeeilt werden muss, um möglichst bald zur endsilbe, die beim oxytonon den gipfel des wortes bildet, zu gelangen. So kommt es, dass wir assimilationen besonders bei endungsbetonung finden, vgl. Sievers Beitr. V, s. 149 anm.

Da nun in der zeit, aus welcher uns die reste des *tt* überliefert sind, die erste lautverschiebung längst vollzogen war, mithin die ursprüngliche accentuation nicht mehr bestand, so können wir die weitere umwandlung von *tt* in *ss* in keinerlei abhängigkeit vom accente setzen, sondern wir haben sie als spontan anzusehen. Wie sie aufzufassen ist, kann nicht zweifelhaft sein, da wir ein so treffliches analogon bei der zweiten lautverschiebung finden: Durch diese wird ja *t* zwischen vocalen über **tz* zu *ȥȥ* (vgl. Braune Beitr. I, s. 48 f.), und diese tonlose spirans, deren articulationsstelle wir nicht mehr ermitteln können, ist bereits im 14. jahrh. in *ss* resp. *s*, den laut, den wir noch jetzt an dieser stelle haben, übergegangen. Ebenso wird auch das *tt* zunächst die homorgane spirans hinter sich erzeugt haben, die dann immer mehr an macht gewann und schliesslich ganz über den verschlusslaut siegte. Natürlich muss in Oberdeutschland beim eintritt der zweiten lautverschiebung *ss* schon bestanden haben.

B) *st* vor, nach oder zwischen consonanten.

Nicht intervocalisches *st* kann sowol auf dentale verschlussgruppen, als auch auf indog. *st* zurückgehen. Da *ss* in dieser stellung nicht existiert und auch eine andere vertretung dafür nicht nachweisbar ist, so muss das gesetz gelten: indog. *d, dh, t* + *t* erscheinen in nicht-intervocalischer stellung im germanischen stets als *st* und sind vom accente unabhängig.

a) *st* geht auf verschlusslaute zurück.

1) Nord. *fôstr* (ernährung) d. i. *fôd-tram* zu got. *fôdjan,* nord. *foeda.*

2) Got. *gilstr* (steuer), ahd. *gelstar,* aus **geld-tram* zu got. *gildan,* ahd. *geltan.*

3) Got. *blôstreis* (opferer) zu *blôtan.*

4) Got. 2. sg. ind. praet. *varst* zu *vairþan.*

5) Ahd. *gersta* wird wol zurückgehen auf **gérdh-ta*, vgl. lat. *hord-eum*, gr. *κρῑθή* für *κιρθ-ή.*[1])

6) Neben *hurst* (strauchwerk, gebüsch), einem seit dem 16. jahrh. nachweisbaren worte (vgl. Heyne in DWB s. v.) liegt mhd. *hurt* (flechtwerk aus weiden oder reisig, Mhd. wb. I, s. 734). Es geht also zurück auf **hurd-ti-s.* Der accent ergibt sich aus dem vocalismus (vgl. *harst*).

b) *st* ist gleich indog. *st.*

1) Got. *þaúrstei* (durst) gehört zu *þaúrsus* (dürr). Ursprüngliche oxytonierung ergibt sich aus dem vocalismus.

2) Got. praet. *gadaúrsta* zu *gadars.*

3) Got. *bansts* (scheuer) aus *bans-tas* vgl. nhd. *banse* (scheune, vgl. DWB s. v.), nord. *báss*, ags. *bòss* für **bans.*

---

[1]) Bechtel in Haupts zs. 21, s. 219 sucht das plus des *t* im germanischen zu erklären und sagt: 'statt des zu erwartenden *gerda* erscheint *gersta* und erklärt sich aus der proportion germ. *gersta* : europ. **ghardhā* = germ. *þrasta* : indog. *tarda* (drossel)'. Was soll das heissen? B. meint doch nicht etwa, gerste sei nach drossel analogisiert, oder umgekehrt? Vielleicht will er nur sagen, das verhältnis sei dasselbe wie bei drossel; die heranziehung dieses falles nützt aber zur erklärung gar nichts, denn man kann nicht eine unklarheit mit der andern klar machen.

4) Ahd. *garstî* (rancor), altn. *gerstr* (mürrisch), *gersta* (einen belästigen, plagen), nhd. *garstig* vergleicht Bechtel in Bezzenbergers Beitr. I, s. 175 mit lit. *grasùs* (widerlich), *grasà* (überdruss), lat. *fa(r)stidium.*

5) Mhd. *runst* aus *runs-ti-s* (flussbett) hat neben sich in derselben bedeutung *runs*; vgl. adj. *bluotruns*, und ahd. *runsa* (runse, rinnsal). Mhd. wb. II, 1, 720 f.).

6) Altn. *burst*, ags. *byrst*, ahd. *burst* aus **burstis* (daneben schon im ahd. *bursta*, das got. *bursti* aus **burstī'* sein würde und bei uns *bürste* lautet) gehört, wie Bechtel ebenfalls annimmt, zu ahd. *barrên* Graff III, s. 155, welches got. wol **barzan* lauten würde.

7) Ahd. *uuanst* vergleicht Bechtel a. a. o. s. 224 mit lat. *vêsica* für *vensica* und skr. *vastí.*

8) Got. *gistra-dagis* ahd. *gestar* vgl. lat. *hes-ternus heri* für *hesi.*

9) Ahd. *ôstar* (ostwärts), nord. *austr* zu wurz. *us* vgl. s. 191.

10) Mhd. *westerhemde* vergleicht Bechtel a. a. o. mit skr. *vástra.*

Viele *st* sind auch hier noch unaufgeklärt, z. b. ahd. *swulst* zu *swellan*; ahd. *wurst* zu *wirran* (wol für **wirsan*); *wulst* zu *willen* (mhd. wb. III, 672); got. *ansts* zu *ann*, *unnum*, vgl. praet. alts. *onsta*, ahd. *onsta* (neben *onda* = ags. *ûðe*, nord. *unna*), 2. sg. *anst*, nord. *annt*; ahd. *unst* (procella) wol zu derselben wurzel; ahd. *galstar* zu *galan*; got. *gramst* (splitter); got. *brunsts* zu *brinnan*; ahd. *bolstar* vgl. *bolla* (folliculus); ahd. *gaspan...* zu *spanan.* Möglicherweise trifft Verner Haupts zs. 21, 425 ff. das richtige, wenn er bei denjenigen worten, welche in verwanten formen *nn* neben sich haben, auf *nv* recurriert, so dass dann die lautgruppe *-nvt-* zunächst zu *-nft-* und dann zu *-nst-* geworden wäre. Auf jeden fall hat hier die analogie stark gewirtschaftet; so ist z. b. *konsta* zweifellos nur nach *onsta* gebildet, wie umgekehrt *unþa* (= ags. *ûðe*) nur auf *kunþa* beruhen wird. Denn die participien, nach welchen die schwachen praeterita gebildet sind, lauten ja **unsts* (vgl. mhd. *begunst*) und *kunþs* (vgl. oben s. 177).

Zu bemerken ist übrigens, dass ein sicherer fall für *st* aus *d, dh, t* + betontem suff. *trá-* in der stellung nach vocal (also *-ad-trá*) nicht vorliegt. Es wäre auch schwer zu ver-

stehen, wie das nach *t* stehende *r* die assimilation der dentale zu *tt* hätte hindern können. Dagegen ist es sehr leicht begreiflich, wie der enge anschluss des ersten dentals an einen vorhergehenden consonanten die angleichung unmöglich machte und die selbständigkeit des ersten dentals auch bei oxytonierung bis zu dem zeitpunkte erhielt, wo das neue lautgesetz der assimilation der dentalis vor dentalis in der sprache wirksam wurde. Dann fielen auch diese lautgruppen mit dem alten *st* zusammen.

LEIPZIG, 13. august 1879. RUDOLF KÖGEL.

ZU UNSER VROUWEN KLAGE.

(Beitr. V, s. 193.)

In der genannten abhandlung habe ich s. 291 ff. den nachweis zu führen versucht, dass die Interrogatio sancti Anshelmi de passione domini das von dem dichter von Uvkl. bezeichnete büchlein gewesen sei, aus dessen lectüre er die anregung zu seinem epos empfangen und auch den wesentlichsten teil des stoffes geschöpft habe. Die meisten und wichtigsten beweisstücke fanden sich jedoch nicht in der von Schade auf grund zweier Giessener handschriften veranstalteten ausgabe der Interrogatio, sondern in jenem der Leipziger ...amenthandschrift no. 368 entnommenen Planctus Mariae, welchen C. Schröder als eine ergänzung des Giessener textes, Germ. 17, s. 231 ff., zum abdruck gebracht hatte. Wenn sich nun allerdings auch in diesem Planctus, seiner tendenz entsprechend, der kern des gedichtes, die klage Mariens über den gekreuzigten sohn concentrierte, so blieb der äusserst lose zusammenhang dieses mit den übrigen partien der Interrogatio immerhin auffallend, und da die letztere auch in bezug auf das vom dichter selbst gegebene kennzeichen, dass das von ihm benutzte büchlein mit dem *Quis dabit capiti meo fontem lacrimarum* etc. Jeremias 9, 1 beginne, nur unvollkommen entsprach, weil diese stelle in der Interrogatio erst im verlaufe der erzählung (bei Schade s. 7, l. 2) auftritt, so glaubte ich schon Beitr. V, s. 295 anm. 1 die vermutung aussprechen zu

müssen, dass der Planctus der Leipziger handschrift vielleicht nur eine interpolation sei. Diese vermutung hat sich nunmehr in der tat bestätigt; denn er ist nur eine entlehnung aus dem Tractatus beati Bernardi de planctu beate Marie virginis, und dieser tractat also ist, da er auch mit dem *Quis dabit capiti meo* etc. anfängt und durchweg in dem deutschen gedichte reproduciert wurde, als die eigentliche quelle des dichters zu betrachten.

Zu meinem bedauern hat es mir bisher an zeit gefehlt, das längst vollständig gesammelte material auszuarbeiten, welches als III. teil meiner abhandlung die ausserordentliche verbreitung des gedichtes im 14. und 15. jahrhundert und seine benutzung in einer grossen anzahl späterer dichtungen nachweisen soll, womit erst seine hervorragende bedeutung für die geistes- und geschmacksrichtung in diesem zeitraume ins rechte licht gesetzt werden wird, vgl. z. b. meine Oster- und passionsspiele s. V anmerkung. Ich darf indessen hoffen dass ich noch während der wintermonate die erwünschte musse finde und diesen rest im nächsten oder spätestens im nächstfolgenden hefte dieser beiträge mitteilen kann. Da sich die wichtigkeit der lateinischen quelle auch für die textkritik unseres gedichtes schon in dem erwähnten abschnitt meiner abhandlung ergeben hat, so werde ich meine arbeit mit einem abdruck des tractates des h. Bernhard beschliessen müssen. Leider nur scheinen ältere handschriften desselben, deren mir nur eine Münchener aus dem 14. jahrhundert bekannt ist, ziemlich selten zu sein; ich würde daher für die freundliche nachweisung von handschriften des 13./14. jahrhunderts besonders dankbar sein.

WOLFENBÜTTEL. GUSTAV MILCHSACK.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE.

VII. BAND. 2. HEFT.

HALLE A/S.
MAX NIEMEYER.
1880.

INHALT.

Zur beachtung: Am 20. April verlege ich meinen wohnsitz nach **Giessen** und bitte ich dorthin alles auf die redaction der **Beiträge** bezügliche zu senden. Professor Dr. W. Braune.

UNTERSUCHUNGEN UEBER DIE GYLFAGINNING. II.

Zweiter teil.

Die quellen der Gylfaginning und ihr verhältnis zu den sogenannten Eddaliedern.

Dass bei einer untersuchung der quellen der Gylfaginning als solche die oft citierten Eddalieder in erster linie in betracht kommen, ist wol nie angezweifelt worden. Aus diesem grunde drängt sich bei einer quellenuntersuchung der Gylfaginning die frage über das verhältnis derselben zu den Eddaliedern in den vordergrund. Die hauptarbeit zur beantwortung dieser frage ist, wie in vielen anderen punkten, auch hier Bugges einleitung zur ausgabe der 'Norrœn fornkvæði'.[1]) Bugge berücksichtigt hier (s. XXVI ff.) namentlich das verhältnis der Edda zum cod. R der Eddalieder, der einzigen alten hs., in welcher fast alle lieder unserer ausgaben enthalten sind. Er kommt (s. XXXI) zu dem resultate, dass Snorri die Eddalieder in der sammlung, wie wir sie haben, nicht gekannt, dass vielmehr der sammler der lieder die Edda benutzt habe. Nun legt Bugge bei seiner untersuchung die redact. x d. h. die ausführliche redaction der Edda zu grunde. Von seinem standpunkte aus kann ich beiden teilen seines resultates nicht beistimmen, wol aber schliesse ich mich dem ersten teile von Bugges ansicht an, wenn man im cod. A die ursprüngliche fassung der Edda zu finden hat. Von diesem standpunkte aus gedenke ich die quellenfrage der Gylfaginning zu erörtern. Bevor ich jedoch zur untersuchung der einzelnen capitel der Gylfag. auf ihre quellen hin eingehe, will

[1]) Die frage behandelt Wilken, einl. s. 57 ff.

ich eine übersicht der uns in den drei alten pergamenthss. überlieferten strophen geben, welche nach art der altnord. sagas mit dem texte verflochten sind. Auch hier gehen in bezug auf zahl und art der citation die hss. B und C ganz hand in hand, nur einmal gibt C eine hlbstr. mehr und hat hierin mit A das ursprüngliche. Dieselbe strophe findet sich ebenfalls in der Vǫlsp. der Eddalieder. Somit ist in bezug auf citation der Eddalieder cod. C die ausführlichste hs. und aus diesem grunde gehe ich von derselben in den folgenden vergleichungen aus.

Vǫluspá. Von diesem liede, welches uns im cod. reg. no. 2365 (R) und dem cod. AM. 544 (Hb) überliefert ist, führt uns cod. C 17 regelmässig gebaute kviþuháttrstrophen an, eine derselben findet sich doppelt. Diese sind:

AM I. 38, 20—40, 4. = R (nach Bugges abdruck s. 12 ff.) str. 3.
= Hb (nach Bugges abdruck s. 19 ff.) str. 3.
AM I. 40, 17—24. = R **50**. Hb **45**.
AM I. 58, 23—60,12. = R 39. 40. Hb 25.
AM I. 64, 5—12. = R 9. Hb 9.
AM I. 76, 15—22. = R 18. Hb 19.
AM I. 78, 23—80, 6. = R 61. Hb 57.
AM I. 138, 5—20. = R 26. 27. Hb 22. 23.
AM I. 192, 21—196, 16 = R 49. 47. 48. **50**. 51. 52.
= Hb 41. 43. 44. **45**. 46. —
AM I. 198, 1—8 = R 54. Hb 50.
AM I. 200, 7—14 = R 37. Hb 34.

In den ebenangeführten fällen stimmt cod. C darin mit R und Hb überein, dass alle drei überlieferungen regelmässige achtzeilige strophen haben.[1]) Es hat aber ferner cod. C regelmässige kviþuháttrstrophen, wo sie R oder Hb nicht haben:

AM I. 70, 1—8 = R 29, 7—14. (14zeil. str.)
fehlt Hb.
AM I. 196, 17—24. R 53, 3. 2. 11. 12. 7. 8. 5. 6. (12zl. str.)
In Hb (49) ist nur eine zeile erhalten. Diese stimmt mit cod. C überein; auch zeigt der leere raum, dass hier nicht, wie im cod. R, eine 12zeilige, sondern wie im cod. C eine 8zeilige srophe gestanden hat (vgl. Bugge, s. 25).

---

[1]) Im cod. Hb fehlt eine strophe (R 52); strophe 25 besteht nach Bugges abdruck aus 16 zeilen, wir können sie wol ohne weiteres als zwei strophen auffassen.

AM I. 192, 13—20. = R 45, 5—8. 11—12. 9—10. (12 zl. str.)
= Hb 39, 5—8. 40, 1—4. (str. 39 und 40 sind regelmässig 8 zeil.)

Weiter finden sich im cod. C unregelmässige strophen und strophenteile:

AM I. 50, 11—16. = R 5, 5—10. (10 zl.);
= Hb 5, 5—10. (10 zl.)
AM I. 64, 14—17. = R 10, 5—8. } (8 zl.)
= Hb. 10, 5—8. }

Die halbstr. knüpft an die letzte zeile der vorhergehenden an.

AM I. 186, 11—20. = R 44, 1—10 (12 zl.)
= Hb 37. 38, 1—2.
AM I. 200, 15—18. = R 38, 1—4.
= Hb 35, 1—4.
AM I. 200, 20—21 = R 38, 7—8.
= Hb 35, 7—8.

Hierzu kommen noch zum schlusse (AM I. 64, 18—68, 6) 31 zeilen zwergnamen, entlehnt aus dem zwergregister der Vǫlsp. In letzterer kennt cod. R ebenfalls 31 zeilen: (R 11. 12, 1—5. 13. 15, 1—10) cod. Hb dagegen 35: (Hb 11. 12, 1—7, 13, 1—10. 14, 1—2. 15).

Somit stimmen im ganzen im cod. C mit der Vǫlsp. des cod. R. 209 verse überein, mit der Hb 180. Diesem verhältnis des cod. C zu den hss. der Vǫlsp. schliesst sich cod. B an, nur von einer strophe (AM I. 138, 13—20) fehlt in B die erste halbstr., welche sich nicht nur in den cods. der Vǫlsp., sondern auch im cod. A findet. Gylfaginning unterscheidet sich hier in sofern von der Vǫlsp. (R 27. Hb 23), als sie die beiden halbstrophen in umgekehrter stellung hat. Hat vielleicht ein umstellungsversuch des überarbeiters von x dem schreiber von B veranlassung gegeben die halbstrophe wegzulassen?

Von diesen zwei cods. der Gylfaginning weicht die dritte hs. A dadurch ab, dass sie sechs strophen aus Vǫlsp. nicht hat. Diese strophen finden sich nun aber nicht in B und C in den text eingestreut, sondern sie bilden mit noch drei anderen strophen, von welchen sich zwei vor, eine nach jenen 6 str. in x befinden, eine zusammenhängende erzählung. Diese 9 str. reproducieren das, was bereits vorher in prosa erzählt ist; hierfür findet sich in Gylfag. kein zweites beispiel. Dazu kommt noch ein umstand, welcher zweifelsohne jene 6 str. in den cods. B und C als späteren zusatz richtet: die erste

dieser strophen, also die dritte mit hinzuziehung der auch in A stehenden strophen (Hrymr ekr austan etc.), beginnt sowol im cod. B wie in C mit neuer zeile und mit grosser initiale. Das zusammentreffen dieses umstands mit dem fehlen der strophen in A machen es wol zur gewisheit, dass A dieselben nicht fortgelassen, sondern dass sie der überarbeiter von x erst später hinzugefügt hat.

Ferner weicht A in bezug auf die Vǫlsp. darin von x ab, dass er nur 29 zeilen zwergnamen hat. Dagegen ist cod. A AM. II. 290 gegenüber x vollständiger: er gibt uns hier eine 12 zeilige strophe (R 44, 1—12. Hb. 37. 38, 1—2. 5—6), wo sich in x nur 10 zeilen finden.

All diese strophen resp. strophenteile finden sich in Gylfag. an 12 orten zerstreut, die red. x führt sie neunmal, A sechsmal unter dem namen Vǫluspá an. In den übrigen fällen werden die strophen durch die worte: 'svá er hér sagt', 'sem hér segir' eingeführt.

Von den anderen Eddaliedern finden sich in Gylfaginning citiert:

Grímnismál. Dieses gedicht ist in zwei alten hss., dem cod. reg. 2365 (R) mit dem cod. AM 748 (F) erhalten. Beide hss. stehen einander in bezug auf anordnung ganz nahe, ich vergleiche deshalb die strophen desselben in Gylfag. mit dem texte Bugges.

Von diesem gedichte überliefern uns beide redactionen des Gylfag. gleich viel strophen und zwar 17 str. an 16 stellen. Dieses sind:

A. Regelmässige ljóþahátttrstr.:

AM I. 52, 3—14 = Grím. 40. 41.
AM I. 74, 15—20 = Grím. 35.
AM I. 88, 16—21 = Grím. 24.
AM I. 92, 4—9 = Grím. 12.
AM I. 94, 19—24 = Grím. 11.
AM I. 96, 10—15 = Grím. 14.
AM I. 100, 18—23 = Grím. 13.
AM I. 102, 23—103, 3 = Grím. 15.
AM I. 126, 1—6 = Grím. 18.
AM I. 126, 12—17 = Grím. 19.
AM I. 126, 24—128, 4 = Grím. 20.
AM I. 130, 14—19 = Grím. 23.

B. Unregelmässige:

AM I. 70, 20—72, 4 = Grím. 29, 1—9.
AM I. 74, 22—76, 6 = Grím. 34, 1—9.
AM I. 118, 20—120, 4 = Grím. 36, 1—9.
AM. I. 132, 14—22 = Grím. 44, 1—9.

Dieser vergleich zeigt uns, dass die überlieferung der strophen aus Grím. in Gylfag. dieselbe ist, wie in den cods. der Eddalieder. Jene strophen sind in x dreimal, in A zweimal mit dem hinweis auf Grím. citiert. Grím. 44 führt x durch die worte ein: svá er sagt í orþum sjálfra ásanna; in A fehlen hier die zur erklärung der strophe erforderliche prosa und jene worte.

Ausserdem finden sich in x noch 24, in A 22 zeilen aus der namensreihe O'þins, entlehnt aus Grím. 46—50. Dieselben sind eingeführt durch die worte: ok enn nefnisk hann (hefir hann nefnisk x) á fleiri (fleira A) vega, þá er hann (fehlt B) var kominn til Geirraþar (Geirrǫþar x) konungs. Segir hann svá (die letzten drei worte fehlen in x).

Das dritte lied, welches an verschiedenen stellen unserer Gylfag. citiert wird, sind die Vafþrúþnismál. Dieses lied ist vollständig überliefert im cod. R; von 20, 2 bis zum schluss auch in F.

Die gemeinsame überlieferung der Gylfag. führt von diesem liede 6 strophen an und zwar:

AM. I. 48, 7—12 = Vafþrm. 29.
AM I. 82, 1—6 (A: AM II. 278, 21—23) } = Vafþrm. 37.
AM. I. 132, 5—10 = Vafþrm. 51.
AM I. 202, 10—15 = Vafþrm. 45.
AM I. 202, 22—204, 4 = Vafþrm. 47.
AM I, 204, 8—13 = Vafþrm. 41.

Alle diese strophen, regelmässige ljóþaháttrstrophen, gehören dem zweiten teile der Vafþrm. an. Dieselben werden in x durch eine strophe (AM I. 198, 10—15: Vafþrm. 18) vermehrt, welche sich an jene 9 strophen aus Vǫlsp. anschliesst und mit denselben durch die worte 'hér segir enn svá' verbunden wird. Schliesslich führt x (AM I, 44, 9—19) eine frage O'þins (Vafþrm. 30, 4—6) und Vafþrúþnis antwort (Vafþrm. 31) an; diese verse sind eingeführt durch die worte: 'en hér segir svá Vafþrúþnir jǫtunn'. A gibt hier nur die antwortsstrophe wider.

Vafþrm. 31, 4—6 beruht nur auf der redaction x; die hss. R und F kennen diese halbstrophe nicht. Den namen Vafþrúþnismál kennt Gylfag. nicht.

Dies sind die drei lieder, von welchen in Gylfag. mehrere strophen angeführt werden. Einzelne strophen aus anderen liedern finden sich noch:

AM I. 36, 1—6 = Hávam. 1 (?); eingeführt durch die worte: þá mælti Gangleri.

AM I. 44, 1—8 = Hyndlulj. 33. Dies lied ist nur in der Flateyjarbók enthalten. Jene strophe wird eingeführt in A durch die worte: sem hér segir; in x: svá sem segir í Vǫluspá hinni skǫmmu.

AM I. 84, 4—9. Diese strophe enthält teile von drei verschiedenen strophen aus Lokasenna und zwar Lks. 21, 1—2. 47, 3. 29, 4—6. Eingeführt wird die strophe durch die worte: svá sem hér er sagt, at O'þinn, mælti sjálfr viþ þann ás, er Loki er nefndr (heitir x).

AM I. 72, 17—22 = Fafnismál 13. Die strophe führen die worte: 'svá sem hér segir' ein.

Die letzte strophe nun ist in Gylfaginning die einzige strophe, welche nicht aus dem kreise der mythologischen lieder genommen ist. Dieselbe hält bereits Lüning[1]) für einen einschub aus einem anderen liede. Ich kann ihm in dieser ansicht nur beistimmen und möchte annehmen, dass Fafn. 12—15 ursprünglich zu einer älteren vorlage der Vafþrm. gehört haben; inhalt und der gleiche beginn der fragenden str. passt ganz zu den Vafþrm.[2])

Ausser diesen strophen, welche teile uns erhaltener Eddalieder sind, sind noch einige strophen erhalten, von welchen wir die ganzen lieder nicht kennen. Diese strophen resp. strophenteile sind:

1) AM I. 36, 18—19; eine halbstr. einer ljóþarháttrstr. Dieselbe gehört wol ursprünglich in ein sammelgedicht guter lebensregeln, wie sie uns der 1. teil von Hávam. gibt. Die anrede 'þú' kann uns nicht befremden (vgl. Hávam. 19. 44. 45 u. dgl.)
2) AM I. 3—14; zwei ljóþaháttrstrophen eines Njarþarljóþ.
3) AM I. 102, 2—3; zwei verse aus dem Heimdallargaldr.

---

[1]) Vgl. die Edda s. 370.

[2]) Gleicher ansicht ist auch Edzardi Germ. XXIII. s. 314 anm.

4) AM I. 118, 4—13; ein und eine halbe strophe eines liedes von der Gná.

5) AM I. 180, 15—20; eine strophe aus einem liede: 'Baldrs bálfǫr'.

Zum schluss findet sich noch in Gylfag. eine halbe skáldenstrophe des Þjóþólf hinn hvinverski (AM I. 34, 7—10), welche ebenfalls, doch in einigen hss. unter anderem namen, in den verschiedenen recensionen der saga Háralds hárfag. sich widerfindet. In cap. 1 (AM I. 32, 4—12) schliesslich hat red. x eine strophe Bragis, welche uns auch in Yngls. cap. 5 überliefert ist. Sehen wir nun von den beiden letzten skáldenstrophen ab, so haben wir trotzdem in Gylfag. 5 teile von liedern, welche cod. R der Eddalieder nicht hat. Dazu kommt noch, dass uns Gylfag. eine strophe aus Hyndluljóþ überliefert, welche wir nur in der Flateyjarbók erhalten haben. Diese erwägung macht es an und für sich für mich unwahrscheinlich, dass der sammler der Eddalieder, wie sie uns im cod. R vorliegen, die Edda benutzt habe; auf weitere punkte werde ich bei besprechung der einzelnen stellen kommen.

Da ich es so von vornherein ablehnen muss, dass der sammler der Eddalieder die Edda benutzt habe, wirft sich uns die frage auf: Wie verhalten sich die in Gylfag. eingestreuten strophen zu den hss. unserer Eddalieder, vor allem zum cod. R? Bugge (a. a. o. s. XXXII) spricht die ansicht aus, dass cod. A, obgleich durch mancherlei fehler, namentlich in der metrik, vom cod. R abweichend, doch auf eine vorlage zurückgehe, welche dem cod. R näher gestanden habe als x. Er führt hierzu beispiele an, welche allerdings nicht auf blossem zufall beruhen können. Allein Bugge hat nur in betracht gezogen, wo cod. A mit cod. R gegen x geht, nicht aber zugleich, wo x mit R gegen A geht. Haben wir auch in A einen sehr flüchtigen schreiber, so verdient doch jede stelle dieser hs. der erwägung und bevor wir den stab über A brechen, müssen wir die unhaltbarkeit ihrer lesarten nachweisen.

Ich habe nun die einzelnen fälle, wo einerseits x mit cod. R gegen A, andererseits A mit R gegen x geht, zusammengestellt und gefunden, dass A **81** mal gegen die x und R, während x nur **19** mal gegen die A und R gemeinsame lesart ist. Mag nun von diesen stellen, wo A gegen x und R steht, eine ziemlich grosse anzahl der nachlässigkeit des schreibers

zuzuschreiben sein, einen grossen teil dieser fälle können wir nicht aus fahrlässigkeit erklären. Auch muss ich hier wider zum schutze für A darauf hinweisen, dass sie in den strophen mit dem cod. R und dem cod. B, dem besseren cod. der ausführlichen redaction, in 31 fällen gegen C, mit R und C aber in 7 fällen gegen B geht. A zeigt also auch hier dasselbe verhältnis zu B und C wie in der prosa.

Aber auch wo A allein anders als x und R liest, habe ich verschiedene stellen gefunden, wo ich A vor R und x den vorzug geben muss. Solche stellen sind:

x (AM I. 38) Hávam. 1.	A (AM II. 254).
Gáttir allar	Skatnar allir
áþr gangi fram	aþr ne gangim *fra*M
um skygnask skuli	vm skygnaz skoli.

Diese stelle, das unterliegt ja keinem zweifel, weicht in A wesentlich von x und R ab. Einem leichtsinnigen schreiber solche veränderung zuzuschreiben, vermag ich nicht. Weit entfernt, die lesart von A, wie Bugge will, zu verwerfen, muss ich im gegenteil sagen, dass mir die lesart von A viel besseren sinn gibt. Wir haben an unserer stelle nicht, wie in Hávamál, eine aufzählung von lebensregeln, sondern Gangleri sagt die worte zu seinem begleiter, als er bereits in die halle Hárs eingetreten ist. Dass sich aber Gangleri, nachdem er schon in der halle das mancherlei wunderliche angestaunt hat, noch nach den türen umschauen soll, kann ich der situation nicht angemessen finden, mögen wir das 'setja fyrir' des zweiten teiles der strophe auffassen wie wir wollen. Wol aber finde ich die aufforderung Gangleris wie sie A hat:

'Alle männer,
— früher wollen wir nicht vorwärts gehen —
sollen sich umschauen'

für die ganze situation recht passend.[1])

Daher glaube ich zur annahme berechtigt zu sein, in A das ursprüngliche zu finden. Die auffallende übereinstimmung von x mit Hávamál erklärt sich aber nur durch benutzung

---

[1]) áþr als adv. im stabreim Hymiskv. 12, 7—8:

en áþr í tvau
áss brotnaþi.

eines aufgezeichneten liedes durch den überarbeiter; dieses lied aber sind höchst wahrscheinlich die uns erhaltenen Hávamál gewesen.

x (AM I. 40) Vǫlsp. (B) 52: A (AM II. 255):

En gífr rata	En gv*þar* hrata.

Dieser vers schildert einen zug aus dem weltuntergange. ‚Gífr' gehören zu den bösen mächten, diese sind aber auf Surts seite und können deshalb nicht durch Surts ankunft vernichtet werden. Ferner muss es uns auffallen, dass wir in der ganzen schilderung des weltunterganges nicht eine einzige anspielung auf den untergang des göttergeschlechts haben. — Natürlich nehme ich hier die später erwähnten einzelkämpfe aus. — Zum schluss muss ich noch hervorheben, dass in der folgenden zeile der strophe aus Vǫlsp. die 'halir' die verbündeten der götter erwähnt werden. Dies sind die gründe, weshalb ich die lesart von A ganz entschieden gegenüber der von x und R vorziehe.

x (AM I. 60) Vǫlsp. 40, 5: A (AM II. 259:

Verþr ór þeim ǫllum	v*er*þr af þei*m* ollv*m*
Einna nǫkkurr	ima nock*vr*
Tungls tjúgari	tvngls *tre*gari
I' trollz hami	i trollz hami.

Die verbindung in R und x 'einna nǫkkurr' ist in der nord. sprache ein *απαξ λεγομενον*, ich habe nicht einmal eine ähnliche construction gefunden. Ich sehe daher keinen grund ein, weshalb wir nicht mit A: íma nǫkkur d. i. 'ein wolf' lesen wollen. Möglicherweise geht das eina nokkur des cod. Hb auf dasselbe zurück und steht hier für eima nǫkkur.

AM I. 64 wird uns die erschaffung der zwerge durch Vǫlsp. R 10. 11, 5—8 (Hb 9. 10, 5—8) geschildert: die götter gehen auf ihren richtstuhl und beratschlagen, wer das geschlecht der zwerge schaffen solle. Wer dies ausführt, erfahren wir nun hier nicht. Im cod. A (AM. II. 260) dagegen wird nicht die frage aufgeworfen, wer die zwerge schaffen solle, sondern wie man sie schaffen solle. Cod. A schreibt h', dies ist aber die regelmässige abkürzung für hvi, hverr ist stets hv́r abbreviert.

AM I. 200 schreibt x, wie Vǫlsp. 38, 3: Nástrǫndu, A dagegen (AM I. 292) richtiger Nástrǫndum [1]).

[1]) Vgl. Lex. poet. s. 593.



AM I. 200 schreibt x, ebenso Vǫlsp. 39, 3: meinsvara. Dies ist in x ganz sinnlos; A (AM II. 292) schreibt richtig meinsvarar.[1])

Ich führe ferner noch einige stellen an, wo ich mich weder für die eine, noch für die andere lesart zu entscheiden wage; in diesen fällen ist jedoch die lesart von A ebenso berechtigt, als die von xR.

x (AM I. 76) Grím. 34, 5: synir.
A (AM II. 263) liþ*ar*.
x (AM I. 76) Vlsp. R. 19, 7: stendr æ yfir grœnn.
A (AM II. 264): stendr yvir grein.[2])
x (AM I. 82) Vafþrm. R. 37: koma, A (AM II. 278) standa.
x (AM I. 88) Grím. R. 24: ok um fjórum tugum, A (AM II. 266): ok fioratvgo.
x (AM I. 130) Grím. R. 23: fara, A (AM II. 278): ganga.
x (AM I. 186) Vǫlsp. R. 45, 8: skildir 'ru klofnar, A (AM II. 290): skilldir klofna.
x (AM I. 186) Vǫlsp. R. 45, 10: áþr; A (AM II. 290): vndz.

Diese eben angeführten stellen mögen beweisen, dass wir kein recht haben, mit Bugge in den eingestreuten strophen, wie sie die vorlage von A gehabt hat, eine fassung der Eddalieder zu finden, welche dem cod. R näher stände als x.

Sehen wir von den schreib- und flüchtigkeitsfehlern in A ab, so stellt sich doch trotzdem noch A in bedeutend mehr punkten gegen xR, als x gegen RA. Dass diese abweichungen dem schreiber von A selbst zuzuweisen seien, wird wol niemand behaupten, wer A selbst nur oberflächlich kennt. Sonach wirft sich uns die frage auf: Hat der schreiber der vorlage von A jene abweichungen von xR in den text gebracht?

Ich habe nun früher kein mittelglied zwischen der x und A gemeinsamen vorlage angenommen: eine menge veränderungen von x erklären sich nur aus den fehlern von A; gleichwol kann A dem überarbeiter von x nicht zu grunde gelegen haben. Andererseits haben wir aber schon früher in x die überarbeitende hand erkannt, haben in dieser redaction Eddalieder benutzt gefunden. Unter solchen umständen spricht aber die wahrscheinlichkeit mehr dafür, dass wir auch in den

---

[1]) Vgl. Hildebrand, Die Edda zu Vǫlsp. 40.
[2]) = ein zweig; vgl. Grím. 31 und Sn. E. I. 70.

oben angeführten stellen, wo x mit R gegen A geht, in x veränderung mit hilfe einer aufgezeichneten liedersammlung zu finden haben. Diese liedersammlung muss in bezug auf die lesarten dem uns erhaltenen cod. R ziemlich nahe gestanden haben. Das soeben gefundene resultat wird durch eine variante vor allem bestätigt:

AM I. 200[15] führt uns Vǫlsp. R 38 an. Hier heisst es in der gemeinsamen überlieferung:

Skulu þar vaþa
þúnga strauma
menn —

darauf fährt A ganz richtig fort 'meinsvarar'. x dagegen hat den acc. meinsvara. Dieser findet sich auch in R; allein hier lautet der erste vers der str.:

Sá hón þar vaþa,

der acc. ist also hier vollständig berechtigt. Unterstützt wird die annahme einer aufgezeichneten liedersammlung durch jene aus den Eddaliedern vereinzelt vorkommenden strophen. Während hier A völlig von R abweicht, steht x demselben sehr nahe. Hier kommen hauptsächlich Hávam. 1 und jene mischstrophe aus Lokas. in betracht. Ebenso ziehe ich die strophe aus Hyndlulj. heran, wenn wir dieselbe auch nur in der Flateyjarbók überliefert haben. Die aus den uns erhaltenen Fafnismál eingestreute strophe gehört aber aller wahrscheinlichkeit nach noch Vafþrm., und kommt deshalb nicht in bstracht.

Jene strophen lauten:

x (AM I. 36) R (Hávm. 1)	A (AM II. 254):
Gáttir allar	Skatnar allir
áþr gangi fram	— aþr ne gangim *fraм* —
um skygnask skuli	
[um skoþaz skyli R]	vm skygnaz skoli.
þvít óvist es at vita	þvi at ovist *er* at [*sic!*] vita
hvar óvinir sitja	hvar ovinir sitia
á fleti fyrir.	a fletiv*m* f*yr*.

x (AM I. 84)

R (Lokas. 21, 1—2. 47, 3. 29, 4—6)	A (AM II. 265)
Œrr ertu (nv B) Loki	Aer*r* ertv nv orþinn
ok örviti	*ok* avrviti
hvi ne (leztaþv R, lezkattv B, legskaþv C) Loki	hvi flopt*ir* (?) þv loptr
	orlog manna
örlog Frigg (vita B) hykk at	frigg hygg ek at þav viti
þótt hón sjálfgi segi. [ǫll viti	þvi at h*enn*i sjalfgi segir.

Ist diese strophe, wie sie uns cod. A gibt, auch zum teil dunkel und fehlerhaft in der metrik, so lässt sie sich doch schwerlich auf eine strophe, wie sie xR haben, zurückführen. Nehmen wir nun andererseits hinzu, dass der hauptinhalt der strophe in Loks. der Freyja, in Gylfag. aber dem O'þin in den mund gelegt wird, so wird es mir wahrscheinlich, dass der verfasser der Gylfag. dieselbe aus mündlicher überlieferung gekannt habe. Allein seine kenntnis dieser strophe scheint keineswegs sicher gewesen zu sein. Die abglättung in x aber, sowie die abänderung der ersten strophe nach Hávam. und jener nach Hyndluljóþ lassen mich benutzung aufgezeichneter lieder annehmen.

In der soeben entwickelten ansicht liegt aber zugleich, dass der verfasser von Gylfag. Hávam. und Loks. in der gestalt, wie wir sie haben, nicht gekannt habe, es kann ihm also auch keine an umfang und inhalt unserem cod. R ähnliche handschrift vorgelegen haben. Dass aber die liederhs. des überarbeiters an umfang vor allem unserem cod. R nahe gestanden hat, schliesse ich daraus, dass sich in x, die benutzung der Vǫluspá, Hávamál, Vafþrúþnismál, Grímnismál, Skírnismál, Lokasenna wahrscheinlich machen lässt. Ausserdem hat diese in x benutzte hs. wol noch ein lied 'Vǫluspá hin skamma' besessen, welches in unser Hyndluljóþ eingeflochten worden ist.

Da wir nun früher gesehen haben, dass der bearbeiter von x seine vorlage ziemlich frei behandelt hat, so lassen sich die in x von RA abweichenden stellen doppelt erklären: sie sind entweder varianten jener benutzten liederhs. oder veränderungen des bearbeiters von x.

Muss ich die benutzung einer dem cod. R ähnlichen hs. von seiten des verfassers der Gylfaginning leugnen, so fragt es sich weiter, wie hat derselbe jene drei lieder, aus welchen er öfters strophen citiert, gekannt und wie verhalten sich die von ihm benutzten lieder zur Vǫluspá, Grímnismál, und den Vafþrúþnismál unserer liederhs.? Dieses verhältnis kann nur durch eine genaue untersuchung der einzelnen mythenzüge in Gylfag. festgestellt werden. Dieselbe wird zugleich zeigen,

wie der verfasser seine quellen benutzt und ob ihm ausser den Eddaliedern noch andere zu gebote gestanden haben.

Gylfaginning cap. 1. Die gründung Selunds durch die ásin Gefjon. Dies capitel, welches nur der red. x angehört, geht auf die Ynglingasaga zurück. Ich habe früher wahrscheinlich zu machen gesucht, dass dasselbe erst späterer zuwachs ist.

Cap. 2 (A cap. 5): Die einkleidung der Gylfaginning. Gylfi, könig von Schweden, macht sich auf zu den ásen nach A′sgarþ, um die ursache ihrer weisheit zu erfahren. Zu diesem zwecke nimmt er die gestalt eines alten mannes an und nennt sich Gangleri. Die ásen, welche seine reise im voraus wissen, empfangen ihn mit blendwerk. Er tritt in ihre halle, deren dach mit goldenen schilden belegt ist. Den letzten zug erklärt eine halbstrophe des skálden Þjóþólf. Diese einleitung ist wol eigene erfindung des verfassers. Von Gylfis reise nach A′sgarþ weiss sonst die nordische literatur nichts. Bereits hier benutzung unserer Vafþrm. anzunehmen, halte ich doch für etwas sehr gewagt. Das tertium comparationis ist einzig und allein eine reise, das ziel der reise selbst aber ist verschieden, denn während Gylfi die ursache der weisheit der götter erfahren und dann selbst weisheit holen will, will in Vafþrm. O′þin als Gagnráþr sich nur mit Vafþrúþnir im wissen messen. Die in diesem capitel eingestreute skáldenhalbstrophe findet sich ebenfalls in der Saga Haralds hins hárfagra und zwar hier in einem zusammenhängenden gedichte. Auffallend ist dabei der umstand, dass dieses gedicht in der Heimskringla[1]), der fassung der saga Haralds hins hárfagra, welche wol mit recht dem Snorri zugeschrieben wird, Hornklofi zum verfasser hat, während in Fagrskinna (ausgabe von Munch und Unger s. 8) und der Flateyjarbók (ausg. von Vigfússon und Unger I s. 574) wie in der Gylfag. Þjóþólf als verfasser wenigstens unserer halbstrophe angeführt ist. Dieser umstand fällt bei der frage über das verhältnis Snorris zur ältesten uns erhaltenen fassung der Gylfag. schwer in die wagschale. — Gylfi, zu der halle der ásen gelangt, sieht einen

---

[1]) Ausgabe von Unger s. 62 ff. Das gedicht findet sich abgedruckt bei Wisén, U′rval s. 49. Moebius, Edda Sæm. h. fróþa s. 228.

mann vor derselben kunststückchen mit steinen machen. Er fordert denselben auf, ihn in die halle zu begleiten. Wie nun Gylfi in die halle eingetreten ist, schlägt ihm noch das tor auf die ferse. Die hierbei angeführten worte: *h*urþin á *h*æla *h*onum lassen fast auf eine poetische quelle schliessen. Allein sie sind nur worte des überarbeiters und beruhen auf dessen anschauung, dass Gylfi nach Valhǫll komme, was cod. A nicht kennt. Diese anschauung hat der überarbeiters von x schon vorher dadurch an den tag gelegt, dass er vor jener halbstrophe Þjóþólfs sagt, dass Valhǫll mit schilden bedeckt sei. Die auffassung aber, dass das tor hinter den todten zuschlage, können wir sonst nur bei dem eintritt der gefallenen in Valhǫll finden.[1])

Als Gylfi nun in die halle der ásen tritt und die leute darin spielen und zechen sieht, dünkt ihm manches wunderbar. In der hierauf folgenden strophe (Hávam. 1?) fordert er sich auf, sich umzuschauen, da man nicht wisse, wo die feinde sitzen. Auf ihren hochsitzen sieht jetzt Gylfi die drei könige Hár, Jafnhár und Þriþi. Die namen derselben sind aus Grím. 46 und 49, wo sie als namen O'þins auftreten. Als Hár erfahren, dass Gylfi sich weisheit holen will, sagt er ihm, er komme nicht heil aus der halle, wenn er weiser sei. Diese bemerkung Hárs hat zweifelsohne ihre quelle in Vafþrm. 7, 4—6:

Gylfag.	Vafþrm. 7, 4—6:
Hár segir, at hann komi eigi	út þú ne kömir,
heill út, ef hann sé fróþari.	órum hǫllum frá
	nema þú inn snotrari sér.

Diese androhung wird in Gylfag. nicht ausgeführt. Darauf fordert Hár den Gylfi auf, sich vor den sitz der drei ásen zu stellen. Er tut dies in einer halben ljóþahátttrstrophe, welche uns sonst nicht erhalten ist. Dieselbe ist wol ein teil eines lehrgedichtes, ähnlich dem ersten teile der Hávamál, gewesen.

---

[1]) Vgl. Sigkv. Fafnb. III, 69:

Hrynja honum þá
á hæl þeygi
hlunnblik hallar
hringi litkuþ
ef honum fylgir
ferþ mín héþan.

Cap. 3. Gangleri — denn diesen namen hat sich Gylfi gegeben — beginnt zu fragen, wer der älteste der götter sei. 'Das ist Alfǫþr, der gott, welcher in A'sgarþ 12 namen hat', antwortet Hár. Es folgen hierauf die namen Alfǫþrs. Dieselben finden sich alle Grím. 46—50. 54 wieder. Dort sind sie, wie AM I. 84—86 als namen O'þins angeführt. Dieser Alfǫþr lebt alle zeiten hindurch und herscht über alle dinge; er schuf himmel und erde, luft und alles, was darin lebt; er schuf auch die menschen und gab ihnen die seele, damit sie ewig leben sollten, wenngleich ihr leib verwese. Nach dem tode sollen die guten mit ihm zu Gimlé, die bösen aber in Niflheim bei der Hel wohnen. Vor der schöpfung all dieser dinge, fährt Hár auf Gangleris frage fort, war Alfǫþr bei den hrímþursen.

Dieses capitel, in welchem man die ahnung eines alleinigen gottes hat finden wollen, trägt durch und durch den stempel christlicher glaubenslehre. Fortleben der seele, erschaffung der welt durch ein einziges wesen, sind sonst der nord. mythologie unbekannt. Dazu kommt noch, dass alle auffassungen wie sie sich hier finden, in widerspruch stehen zu den auffassungen, welche uns Gylfag. in den folgenden capiteln gibt. So wird hier Alfǫþr at vóru máli dem Alfǫþr in A'sgarþ gegenübergestellt; sein herschen über himmel, erde und alle dinge findet sich in Gylfaginning nirgends so, wie hier: stets ratschlagen sonst alle götter; der persönliche masculine ausdruck sá Guþ findet sich in der ganzen Gylfag. nicht wieder; die erschaffung der menschen, welche hier Alfǫþr allein zugeschrieben wird, wird später als das werk O'þins, Vilis und Vés erzählt; das geben des ewigen lebens widerspricht dem kerne der Gylfaginning schon dadurch, dass beim göttergeschick Alfǫþr selbst als O'þin umkommt, von seiner widergeburt aber ist nirgends die rede; Alfǫþr kann aber hier, wie seine zwölf namen bezeugen, niemand anders als der sonst O'þin genannte gott sein; auch die belohnungen der guten, die bestrafungen der bösen lassen sich mit späteren erzählungen der Gylfaginning nicht ganz vereinen.[1]) Alles dies

[1]) Die bösen kommen zur Hel, Gylfag. cap. 49 kommt Baldr der gute zu ihr!

sind gründe, welche die ansicht, dass Gylfag. cap. 3 ganz unter christlichem einfluss stehe, nicht unwahrscheinlich machen.[1]) Trotzdem zeigt sich in diesem capitel an zwei stellen benutzung uns erhaltener Eddalieder, nämlich bei der belohnung der guten und bei der bestrafung der bösen: in ersterem falle heisst es in Gylfag.[2]): 'ok skulu þá allir búa meþ honum rettsiþaþir þar sem heitir Gimlé.' Dieser zug findet sich, zugleich mit anführung der quelle, Vǫlp. 64, AM I. 78 wider.

Beide stellen stimmen zum teil wörtlich überein, dass aber zu Gimlé die menn rettsiþaþir mit Alfǫþr zusammen wohnen sollen, davon weiss die letztere stelle nichts. Es stimmt also diese letztere stelle mehr zur Vǫlsp. und ich werde bei ihr das verhältnis der Gylfag. zur Vǫlsp. ins auge zu fassen haben.

Die zweite stelle unseres capitels, aus welcher eine Eddaliedstrophe bunutzt sein soll, lautet: 'En vándir menn fara til Heljar ok þaþan í Niflheim niþr í níunda heim.' Als quelle dieses berichtes nimmt man Vafþrm. 43 an, wo Vafþrúþnir zum Gagnráþ sagt:

þvít hvern hefi'k
heim of komit,
níu kom 'k heima
fyr Nifthel neþan,
hinnig deyja ór helju halir.

Mit hülfe unserer stelle in Sn. E. hat man offenbar der strophe in Vafþrm. gewalt angetan. Jenes capitel in Gylfag. verdient doch nicht im geringsten das vertrauen, dass man mit hülfe desselben Eddaliederstrophen interpretiert, wodurch man mit anderen nordischen anschauungen in conflict gerät. Wir müssen deshalb suchen, Vafþrm. 43 aus sich selbst zu erklären.

Wenn Egilsson (Lexic. poet. s. 600) unter 'fyri neþan' erst eine reihe stellen, welche sich noch vermehren lassen, anführt,

---

[1]) Simrock, Myth.³ s. 12 nennt bereits dieses capitel verdächtig.

[2]) Ich halte mich hier und im folgenden fast ausschliesslich an cod. A. Aus rein äusserlichen gründen citiere ich die capitel nach AM I., d. h. nach red. x. Die entsprechende stelle wird sich leicht im abdruck des cod. A (AM II. 250 ff.) finden lassen.

wo diese praep. = infra ist, und dann hinzufügt: Aliter intelligendum est Vafþr. 43, quod vertunt, supra N. quae infra est, cf. Sn. E. I. 38, so beruht dies nur auf einer unkritischen benutzung der Sn. E. gegenüber den Eddaliedern. 'fyr neþan' muss, wie an allen anderen stellen, auch hier 'unterhalb' bedeuten. Und somit lautet unsere stelle Vafþrm. 43, 6—7: 'Ich kam zu den neun welten unter Niflhel.' Niflhel — oder wie Sn. E. den sitz nennt, Niflheim — ist der sitz der Hel; von hier aus beherscht sie ihre neun welten, welche unterhalb ihres wohnsitzes liegen. Diese neun welten gab ihr O'þin Sn. E. I. 106. Hierdurch wird vor allem dieser widerspruch zwischen Sn. E. I. 38 und 106 getilgt: letztere stelle gesellt sich ganz zu Vafþrm. 43. Durch diese erklärung können wir aber auch die worte in Sn. E. I. 106, 3 ff. (II, 271): 'hel kastaþi hann í Niflheim ok gaf henni valld yfir níu heimum, at hón skylldi skipta vistum meþ þeim er til hennar koma' erst richtig verstehen: Hel bestimmte für jeden die neue welt, in welcher er wohnen sollte. Diese ansicht, dass die welten der gestorbenen unterhalb Hels wohnsitz sich befinden, wird weiter durch Skírm. 35 und Lokas. 63 gestützt, wo Skírnir die Gerþ und Þór den Loki 'fyr nágrindr neþan' senden wollen.[1])

Nach jenen neun welten nun, über welche Hel herschte, kam der riese Vafþrúþnir; dass er aber nach Niflhel als der neunten welt gelangt sei, dürfen wir, wie ich wahrscheinlich zu machen gesucht habe, nicht mehr annehmen. Hat aber dem schreiber von Gylfag. cap. 3 Vafþrm. 43 vorgeschwebt, was ich für ganz wahrscheinlich halte, so hat er den inhalt dieser strophe offenbar nicht mehr verstanden: er hat eine heidnische strophe durch die christliche brille betrachtet und von seinem standpunkte aus für die 'dauþir menn' die 'vándir menn' gesetzt.

Nach den eben vorgebrachten erörterungen steht es fest, dass Gylfag. cap. 3 mit den anderen auffassungen der Gylfaginning vollständig in widerspruch steht, dass dasselbe ganz auf christlichem boden gewachsen ist, und dass wir auf dasselbe nicht den geringsten mythologischen wert legen dürfen.

[1]) Nágrindr ist nichts anderes, als die anderen orts (Sn. E. I. 40. 178. FAS. I. 437) belegte helgrind.

Erst mit cap. 4 betreten wir das gebiet der altnordischen mythologie. Gangleris frage, was der anfang gewesen sei, beantwortet Hár mit Vǫlsp. 3. Während aber hier Vǫlsp. schreibt:

A'r vas allda
þar's Ymir bygþi,

schreibt Gylfaginning:

A'r var allda
þar (þat x) 's ekki vas.

Für Gylfag. ist ohne zweifel die letztere lesart die allein richtige: der riese Ymir entsteht erst aus der später geschilderten verbindung von wärme und kälte, hier aber soll eine zeit geschildert werden, welche vor dem ersten gebilde war. Anders ist es in der Vǫlsp. Hier wird in strophe 3 (cod. R und Hb) eine zeit geschildert, welche vor erschaffung der welt durch Burs söhne lag. Der hauptvertreter dieser periode war Ymir; Vǫlsp. 3, 3—8 schildern jene zeit; in directem widerspruch stehen diese verse mit Gylfag. nicht, denn auch hier wird erde, meer u. dgl. erst nach Ymirs tode geschaffen.

Hier nun tritt uns zuerst die frage entgegen, welche wir uns in zukunft bei jeder abweichung der Gylfag. von den Eddaliedern vorzulegen haben: 'hat der verfasser der Gylfaginning seine vorlage geändert, oder hat sie ihm anders vorgelegen? [1])

---

[1]) Die frage ist oft schwierig, manchmal überhaupt nicht definitiv zu beantworten. Diese schwierigkeiten werden dadurch vermehrt, dass wir über viele stellen der Eddalieder noch nicht im klaren sind. Dies gilt namentlich von der Vǫlsp. Es kann wol als ausgemachte tatsache hingestellt werden: wie viele gelehrte sich eingehender mit diesem liede beschäftigt haben, so viel verschiedene ansichten haben wir über dasselbe. Am meisten nun hat in letzter zeit die Buggesche ansicht (N. F. s. 33—42. Aarb. 1869 s. 273 ff.) oberwasser gewonnen. Ich habe mir dieselbe nicht aneignen können. Hat dieselbe auch ungemein viel unserem geschmack entsprechendes, so werden doch manche punkte, wie Möbius (Zs. f. d. phil. I. s. 405 ff.) mit recht hervorhebt, nur erklärt, wenn wir von Bugges voraussetzungen ausgehen. Dann erhalten wir aber durch die von Bugge versuchte reconstruction der Vǫlsp. mehr ein kunstgedicht, welches der scharfe verstand des gründlichen forschers so zusammengefügt hat, dass fast jeder zug mit dem vorhergehenden in gewissem zusammenhange steht. Nun ist aber die Vǫluspá ein volkslied. Wie lose, ja oft ganz verbindungslos in volksliedern oft die strophen

Nehmen wir an, dass der verfasser der Gylfaginning seine vorlage geändert habe, so kann er es doch nur aus dem grunde getan haben, weil nach seiner anschauung vor Ymir eine periode dagewesen sein muss, wo überhaupt nichts war. Allein diese periode ist nicht eine von ihm erfundene, sondern sie hat faktisch nach anschauung der alten Germanen existiert. Ich verweise hier vor allem auf das Wessobrunner gebet[1]), wo sicher noch die heidnische auffassung durchblickt. Aber auch aus unserer strophe der Vǫlsp. müssen wir sie erschliessen. Wenn dieselbe z. 7 sagt:

gap vas ginnunga,

so steht sie in offenbarem widerspruch mit z. 2:

þar 's Ymir bygþi.

Als Ymir hauste, konnte von einem klaffen des weltraums nicht mehr die rede sein. Da nun Vǫluspá 3 in sich widersprüche enthält, welche Gylfag. Vǫlsp. 3 nicht bietet, da ferner die anschauung von der weltenleere auch anderenorts belegt ist, so ist es wahrscheinlicher, dass hier Gylfag. eine echtere überlieferung von Vǫlsp. 3 gibt, als die cod. R und Hb.

Nach anführung dieser strophe schildert uns Gylfaginning die vorymirsche periode. Diese erzählung knüpft offenbar an Vǫlsp. 4 an: Viele jahre vor erschaffung der erde[2]) war Niflheim geschaffen; in der mitte dieser welt liegt der brunnen Hvergelmir, von welchem aus sich 12 ströme ergiessen. Als

---

sich aneinander reihen, wird wol jeder wissen, welcher volkslieder kennt. Ich glaube deshalb, wir sind zu einer umstellung, wie sie uns Bugge von den strophen der Vǫluspá vorführt, nicht berechtigt, wie ich eben so wenig den umstellungen beifall zollen kann, welche Rask, Bergmann, Munch vorgeschlagen und durchgeführt haben. (Noch bevor ich diese zeilen dem druck übergebe, las ich in Dagbladet das referat der vorträge Bugges und Bangs. Beide fassen die Vǫluspá als sibyllenorakel auf, dazu bestimmt, durch dieses lied die christlichen ideen einzuführen. Wie beide für den ganz secundären wert der Vǫlsp. eintreten, soll Bugge ausserdem durch seinen vortrag viele der nordgermanischen mythen als ein gemisch von griechisch-christlich-celtischen entwickelt haben.)

[1]) Vgl.: 'Dô dâr niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo'. Ueberhaupt hat dieses gedicht viel ähnlichkeit mit Vǫlsp. 3. (Vgl. Vǫlsp. 3⁵⁻⁶: 'jǫrþ fannzk æva né upphiminn' mit: 'Dat ero ni uuas noh ûfhimil.')

[2]) Vgl, v. 5: Jǫrþ fannzk eigi.

anderen teil der urwelt führt Þriþi den heissen Múspellzheim an, über welchen Surt herscht, welcher einst am ende der welt die götter besiegen und die welt mit feuer verbrennen wird. Das erscheinen Surts beim weltuntergange veranlasst den verf. der Gylfag. Vǫlsp. 52 zu citieren.

Zu den uranfängen des weltalls, wie sie uns im vorliegenden capitel erzählt sind, lässt sich weder die quelle noch eine parallelstelle finden, welche die erzählung der Gylfag. unterstützt. Erst eine reihe von beispielen muss ergęben, welchen wert wir auf die nicht controlierbaren stellen der Gylfag. zu legen haben. Auf den brunnen Hvergelmir und auf die von ihm ausgehenden ströme kommen wir cap. 39 zu sprechen; ich werde hier auf die zwiefache fassung in Gylfag. und ihr verhältnis zu Grím. und den Nafnaþulur einzugehen haben.

Cap. 5 pflegt man direct aus cap. 4 zu erklären; die hier genannten 12 ströme müssen die Élivágar des cap. 5 sein. Durch diese erklärung hat man meiner ansicht nach allzuviel schwierigkeiten in cap. 5 gelegt, welche in der tat nicht darin liegen. Ich muss deshalb etwas ausführlicher auf den anfang dieses capitels eingehen. Dasselbe beginnt:

A'r þær er heita Élivágar.[1])

Diese worte könnte man wol auf eine reihe von flussnamen beziehen, welche eben vorher angeführt sind. Da sich aber nun zwischen jenen worten und den 12 strömen aus Hvergelmir die ganze erzählung von Múspellzheim und Surt befindet, so ist es nicht nur fraglich, sondern sogar unwahrscheinlich, dass jene ströme die Élivágar sein sollen. Betrachten wir aber dieses capitel weiter; dasselbe ist eins von denen, in welchen Hár, Jafnhár und Þriþi sprechen. Die grundidee von Jafnhárs und Þriþis worte ist ein und dieselbe: im norden von Ginnungagap ist das kalte, im süden das heisse element. Beider worte scheinen nur, wie in den anderen fällen, wo Jafnhár und Þriþi mitsprechen, Hárs worte zu vervollständigen.

---

[1]) Die etymologie des wortes ist mir noch dunkel. So viel jedoch steht fest, dass es mit él nicht zusammenzubringen ist. Alle composita von él haben nur él, nicht éli (vgl. Lex. poet. s. 130 ff.). Das i wäre absolut nicht zu erklären. Dies wort hat man aber nur in folge unserer stelle der Gylfag. mit diesem stamm zusammengebracht.

Wir müssen demnach auch in Hárs worten einen hinweis auf diese zwei entgegengesetzten elemente finden. Diesen aber bekommen wir durch eine einfache veränderung: cod. BC schreiben AM I. 42 [6]:

þá varþ þat íss,

cod. A (AM II. 256) [1]):

þat vʳþ iss.

Nichts lag den schreibern näher, als t und r ihrer vorlage zu verwechseln. Ich glaube nun, dass dies auch hier der fall gewesen ist. Besonders muss ich den umstand hervorheben, dass hier þat im cod. A ausgeschrieben ist, während es sonst stets þ' abgekürzt wird. Auch þ (in varþ) für ɿ (= ok) zu schreiben, ist kein allzu fern liegender schreibfehler. Ich verändere daher im cod. A:

þar var ok íss.

Wenn nun anfang cap. 5 steht, die Élivágar waren so weit von ihrem ursprung gekommen, dass die eitrkvika [1]) fest wurde, so muss doch irgend ein grund dieses festwerdens vorhanden sein.[2]) Der grund aber kann kein anderer sein, als dass die wärme, welche sie bisher in flüssigem zustande erhalten hat, aufhört. Diese wärme hat aber nach Jafnhárs und Þriþis worten ihren sitz nicht im norden, sondern im süden, in Múspellzheim. Aus diesem teile Ginnungagaps können daher auch nur die Élivágar entströmen. Diese treffen auf ihrem weg mit den strömen zusammen, welche aus Niflheim kommen und eis mit sich führen. Und wie einerseits die wärme der eitrkvika einem teil des eises seinen festen zustand nimmt (héldi), so entzieht andererseits die kälte des eises der eitrkvika ihren rein flüssigen zustand (fraus). Wir haben also auch in Hárs worten die uranfänge der welt in der vereinigung von kälte und wärme zu suchen. Dass natürlich diese vereinigung mehr

---

[1]) Ich gebrauche wegen der dunkelheit des wortes den altnord. ausdruck. In der deutung desselben schliesse ich mich ganz der deutung an, welche ihm im D. wb. gegeben ist, wo es mit eiten = brennen zusammengestellt wird. Auch dieses spricht entschieden dafür, dass die Élivágar ihren ursprung im süden ginnungagaps haben.

[2]) Die deutung, dass die eitrkvika fest geworden sei, weil sich die ihr innewohnende wärme (woher?) verflüchtet habe, ist doch allzu sehr gesucht.

im norden als in der mitte von Ginnungagap stattgefunden hat, wird schon durch die festigkeit des eises bedingt, auch aus Jafnhárs und Þriþis worten müssen wir schliessen, dass jene vereinigung mehr im norden als in der mitte des weltraums stattgefunden hat.

Für diese uranfänge der welt fehlen uns quellen vollständig. Ich wage nicht zu entscheiden, was hier machwerk des verfassers der Gylfag. oder was altes mythengut ist.

Dass die Élivágar in der anschauung der alten Nordländer bestanden haben, ist unzweifelhaft. Sie werden ausser der gleich noch zu erwähnenden strophe aus Vafþrm. (31) auch in der Hymiskviþa erwähnt, wo vom riesen Hymir gesagt wird, dass er östlich von diesen strömen gewohnt habe (Hymkv. 5). In den Élivagar haben wir nun meiner ansicht nach die milchstrasse zu finden. Es wäre doch in der tat sonderbar, dass eine so ausgeprägte mythologie wie es die altnordische ist, nicht eine einzige mythologische vorstellung von jener sternenmasse haben sollte, welche wir doch allabendlich am sternenhimmel etwas östlich vom polarstern und ziemlich von süden nach norden gehend sich auszeichnen sehen. Von dieser ansicht ausgehend wird uns der anfang von Gylfag. cap. 5 vollständig klar: Die Élivágar, von süden ausgehend, durchlaufen, begleitet von lebendigen flammen, welche keiner sache mehr gleichen als den glühenden metallsplittern, welche dem feuerheerde entspringen, den ganzen sichtbaren weltenraum, bevor sie im norden auf das starre eis stossen. Jene in Gylfaginning dreimal geschilderte verbindung von wärme und kälte erzeugt in ginnungagap[1]) das erste wesen, den riesen Ymir. Ihn nennen die hrímþursen Ǫrgelmir.

Diese schilderung wird gestützt durch die citation von Hyndlulj. 33 und Vafþrm. 30 (?), 31. Erstere strophe, citiert

---

[1]) Vigfusson stellt dieses wort zu ginnregin. Ich habe mir diese erklärung deshalb nicht aneignen können, weil sich mir durch eine vergleichung ziemlich aller germ. wörter, welche zu 'rag' gehören, ergeben hat, dass bereits dem 'regin' der begriff des göttlichen innewohnen muss. ginn (germ.: 'nach allen seiten hin sich erstreckend') verstärkt denselben nur.

in x als strophe der Vǫluspá hinni skǫmmu, steht wegen der worte:

jǫtnar allir
frá Ymi komnir.

Vafþrm. 31 aber schildert uns die entstehung des urriesen aus den 'eitrdropar' der Élivágar; diese strophe zeigt uns nur, dass das erste leben durch die Élivágar in die welt gekommen ist, wie sich jedoch die alten den process gedacht haben, davon geben uns die Eddalieder kein bild.

Von jenem urriesen, fährt Hár fort, stammen die hrímþursen. Die entstehungsgeschichte derselben baut sich ausschliesslich auf Vafþrm. 33 auf. Hier heisst es:

Vafþrm. 33.	Sn. E.
Undir hendi vaxa kváþu[1]) hrímþursi mey ok mǫg saman, fótr[2]) viþ fœti gat[3]) hins fróþa jǫtuns sexhǫfþaþan[4]) son.	Oker hann svaf, fekk hann sveita ok undir vinstri hendi (hǫnd C) hans (honum BC) ox maþr ok kona ok annarr fótr hans gat son viþ ǫþrum ok þaþan (af BC) kómu ættir.

[1]) kvoðv cod. AM 748.
[2]) fot 748.
[3]) Fehlt in 748.
[4]) ser havfðaþan cod. Reg. Die varianten sind nach Bugge. Ich gebe nur die hauptsächlichsten derselben an.

Der anschluss an die quelle ist also hier in bezug auf inhalt wie worte ein möglichst treuer. So werden wir aber auch ferner das verhältnis zwischen Gylfag. und ihrer quelle kennen lernen. Dass in unserer strophe das sexhǫfþaþan gar nicht berücksichtigt ist, hat wol seinen einzigen grund darin, dass es dem verfasser der Gylfag. ebenso dunkel war, wie es uns ist.

Cap. 6. Aus dem flüssigwerden des starren elementes entsteht aber auch die kuh Auþumbla. Die milchströme ihrer vier euter ernähren den riesen Ymir, sie selbst lebt vom belecken der eisblöcke. Auch für diese erzählung lässt sich eine quelle nicht nachweisen. Hier jedoch muss ich bezweifeln, dass man diesen zug als erfindung des verfassers der Gylfag. ansehen kann. Einen hinweis auf denselben haben wir in den Nafnþ. Hier heisst es (AM I. 588):

Kýr heitir skirja
kvíga ok frenja
ok Auþumbla
hón es ellzt[1]) kúa.

Dieses von Gylfaginning ganz unabhängige zeugnis[2]) spricht dafür, dass die quellen des verfassers der Gylfag. zahlreicher als die uns erhaltenen gewesen sind.

Durch das belecken der eisblöcke entsteht aber eine neue gestalt, namens Buri. Sein sohn ist Burr oder Borr, der gemahl der Bestla[3]), der tochter des riesen Bǫlþorn. Beider söhne sind O'þin, Vili und Vé. Die entstehungsgeschichte des Buri, die erzeugung des Burr finden wir in der nord. literatur nicht. Allein die hier angeführten namen sind auch anderenorts — hauptsächlich in Skáldenliedern — nachweisbar, und aus kenntnis dieser stammt wol die ganze erzählung. Eine ähnliche abstammung des O'þin führen uns die skálden Einar Skálaglam und Þorvald Blǫnduskáld vor.[4]) Ersterer nennt den O'þin den sohn der Bestla, letzterer den sohn Bors, des erben Buris. Andererseits nennen die Hávam. (140[3]) den Bǫlþorn[5]) als vater der Bestla. Somit findet sich auch ausserhalb der Sn. E. folgende abstammungstafel:

		Buri | Burr	} (Þorvald)
(Hávam.) {	Bǫlþorn | Bestla		
(Einar) {	| O'þinn	O'þinn	(Hyndlulj. 30)

Aus diesem verhältnis aber ergibt sich notwendigerweise, dass Bestla die gemahlin des Burr gewesen sein muss: somit finden wir auch hier aus anderen zum teil unabhängigen quellen den bericht der Gylfaginning bestätigt.[6])

---

[1]) So ist mit den cod. AM 757. 748 zu lesen; æzt des cod. C ist entschieden falsch.

[2]) Vgl. den nachweis beitr. VI. s. 531.

[3]) So lese ich mit cod. B im hinblick auf Sn. E. I. 241 no. 8 und Hávam. 140.[3]

[4]) Vgl. AM I. 244.

[5]) Cod. Reg. schreibt Bǫlþórr. Die emendation in den ausgaben der Eddalieder ist auf grund unserer Sn. E. erfolgt.

[6]) Ich lasse hier jüngere quellen unberücksichtigt. Eine derselben ist z. b. Flatb. I. 26: Burri hefir konungr heitid er reed fyrir Tyrklandi.

O'þins brüder sind Vili und Vé. Schon der die namen bindende stabreim spricht für ihr alter und dafür, dass sie einst einem alten mythologischen liede angehört haben. Ausser jüngeren quellen[1]) habe ich die aneinanderreihung der drei namen nur noch in der Ynglsag. (cap. 5) gefunden. Allein indirect müssen wir die brüderschaft aus verschiedenen stellen schliessen. Zunächst steht es fest, dass Burr mehrere söhne gehabt hat, denn Vǫlsp. 4 spricht von Burs synir. Ferner ist anderenorts[2]) O'þin bróþir Vilis genannt. Dann wirft aber auch Lokas. 24 Loki der Frigg vor:

hefir æ vergjǫrn verit
es þá Véa ok Vilja
léztu þér Viþris kvæn!
báþu í baþm of tekit.

Wir finden also den bericht der Gylfag. vollständig bestätigt.

Cap. 7. Jene söhne Burs tödten den riesen Ymir; das blut seiner wunden ertränkt das ganze geschlecht der hrímþursen, nur Bergelmir rettet sich auf einem boote[3]): von ihm stammt das neue geschlecht der hrímþursen.

Die tödtung des riesen Ymir wird uns in liedern direct nicht erzählt. Vafþrm. 21 und besonders Grím. 40—41 erzählen nur, dass aus Ymir die welt erschaffen sei. Dies konnte aber erst eintreten, nachdem der riese getödtet war. Als schöpfer der welt aus Ymirs gliedern nennt Grím. 41 die 'bliþ regin'. Dies widerspricht keineswegs Vǫlsp. 4, wo erzählt wird, dass Burs söhne den himmel und Miþgarþ schufen, denn nichts hindert uns, diese in den 'bliþ regin' der Grím. zu finden. Wir können also auch aus den Eddaliedern schliessen, dass Burs söhne den riesen Ymir getödtet haben.

---

hans son var Burs er var fadir O'dins Aasa konungs. Desgl. Flatb. I. 27. 23—24.

[1]) So finden sich die namen der 3 brüder in den von Moebius herausgegeben Vǫlsunga rímur (Edda s. 240). Letztere gehen aller wahrscheinlichkeit nach auf die Ynglsag. zurück (vgl. Moebius, Edda, einei tung s. XIII).

[2]) Vgl. Egil Sonartorrek (Wisén) str. 22.

[3]) á luþr. luþr ist eigentlich der mahlkasten, in welchem die mühlsteine aufliegen. Vgl. Lex. poet. s. 538. Im Icel.-Engl. Dict. ist das wort als 'trompete' aufgefasst.

Für die ertränkung des riesengeschlechts fehlt uns widerum die quelle. Zwar ist in unserem cap. Vafþrm. 35 citiert, allein wir könnten aus dieser strophe, hätten wir nicht den bericht der Gylfag, auf keinen fall das herausfinden, was uns Gylfag. erzählt, zumal da sich luþr = boot hauptsächlich auf unsere stelle in Gylfag. gründet. Allein wir haben auch hier keinen grund, den bericht der Gylfag. anzuzweifeln. Zunächst lebte Bergelmir auch nach Vafþrm. vor erschaffung der erde. Dann soll aber weiter das 'örofi vetra' den anfang der jahreszeiten bedeuten, also die periode, wo Burs söhne damit beschäftigt waren, unser jetziges weltensystem zu schaffen. Die lebenszeit des Bergelmir nach Vafþrm. stimmt also ganz zu Gylfag. Wenn nun Gylfag. weiter sagt, dass sich Bergelmir mit seinen hausgenossen in das boot begeben habe, so war wol die quelle der Gylfag. vollkommner, zumal da hier ausdrücklich betont wird, dass er sich allein von allen riesen rettete.

Mit diesem capitel ist meiner ansicht nach der erste teil der Gylfaginning abgeschlossen. Derselbe schildert die periode vor erschaffung unseres weltensystems. Das resultat aber, welches sich durch die vergleichung mit den Eddaliedern und anderen überlieferungen herausgestellt hat, ist:

1. Von den erhaltenen Eddaliedern ist direct ausschliesslich Vafþrm. 30—35 benutzt.[1])
2. Durch die zusammenstellung der notizen anderer berichte, namentlich der kenningar der skálden, ergab sich das in Gylfag. mitgeteilte.
3. Die Eddaliederstrophen sind in Gylfag. ziemlich treu benutzt.

Aus diesen punkten müssen wir aber schliessen, dass der verfasser der Gylfag. auch dort seine quellen treu benutzte, wo

---

[1]) Ich sehe hier natürlich von der einkleidung und dem jedenfalls christlichem einfluss unterworfenen cap. 3 ab. Die untersuchung von Gylfag. cap. 4—7 hat meine über cap. 3 ausgesprochene ansicht nur bestätigt: die benutzung der quellen und der inhalt ist hier ganz anders als in jenen capiteln.

wir dieselben nicht nachweisen können.[1]) Die weitere untersuchung wird zeigen, ob sich die hier gefundenen resultate bestätigen.

Cap. 8. Burs söhne schaffen aus Ymirs gliedern die welt; ebenso nehmen sie funken aus Múspellzheim und setzen sie an den himmel, damit dieselben die erde beleuchten. Die hauptquelle der Gylfag. hier und im folgenden sind Vǫlsp. und Grím., aus beiden liedern werden in unserem cap. teile citiert, aus Vǫlsp. strophe 5, 5—10, aus Grím. strophe 40—41. Grím. str. 40 findet sich nun bekanntlich Vafþrm. 21 wider.

Zunächst sagt Gylfag.: þeir (Burs synir) fluttu Ymi í mitt ginnungagap ok gerþu af honum jǫrþ ok af blóþi hans sæ ok vatn, bjǫrg af beinum, grjót [ok urþir gerþu þeir x] af tǫnnum [ok jǫxlum x] ok af þeim beinum er brotin vóru.

Die erzählung der tödtung des riesen kennen wir, wie ich schon oben erwähnt habe, aus den Eddaliedern nicht. Zu dem folgenden dagegen gesellt sich ganz Grím. 40, 1—4 (Vafþr. 21, 1. 2. 6. 3):

> O'r Ymir holdi
> vas jǫrþ of skǫpuþ
> en ór sveita sær,
> bjǫrg ór beinum,

Hätten wir am schlusse unseres capitels Grím. 40—41 nicht citiert, so müssten wir doch aus der stellung der einzelnen züge anschluss an Grím. und nicht an Vafþrm. schliessen. Dieser anschluss ist aber auch hier ein sehr enger. Im folgenden dagegen, bei der schilderung der erschaffung der steinblöcke aus Ymirs zähnen und dessen zerbrochenen knochen fehlt jede parallelstelle in der nord. literatur. Zunächst sehe ich hierin einen rein nordischen zug. Unter grjót ist sicher nichts anderes zu verstehen als die felsenstücke, welche auf der skandinavischen halbinsel überall aus dem boden hervorstehen. War nun dem verfasser der Gylfag. aus seiner quelle bekannt, dass aus Ymirs knochen die berge geschaffen waren,

---

[1]) Ich muss dies bereits hier betonen, weil im folgenden die frage, ob der verfasser der Gylfag. seine vorlage geändert oder ob sie ihm anders vorgelegen habe, näher als bisher an uns herantritt.

so lag doch nichts näher, als dass er den felsblöcken, welche sich durch ihre grösse von den eigentlichen bergen und dadurch, dass sie an der erde festgewachsen schienen, unterschieden, einen besonderen ursprung zuschrieb. Ich sehe in der tat keinen grund ein, hier eine ausführlichere oder andere quelle als die hier citierte strophe Grím. 40 anzunehmen. Wenn darauf Hár in seiner erzählung fortfährt, dass aus dem blute, welches aus den wunden floss, das die erde umgebende weltmeer geschaffen worden sei, so haben wir weiter nichts als eine reminiscenz von bereits erzähltem, wie wir sie in Gylfag. öfters finden werden: das blut Ymirs, welches das riesengeschlecht ertränkt hatte, konnte nicht aus der welt geschwunden sein, es muste sich um dem fleische Ymirs, der erde, befinden, welche Burs söhne aus demselben gehoben hatten.

Bevor der verfasser der Gylfag. die weitere einrichtung der welt aus Ymirs gliedern schildert, gibt ihm Grím. 40[6]:

en ór hausi himinn

veranlassung auf die errichtung des himmels und die einsetzung der gestirne einzugehen. Burs söhne nehmen Ymirs schädel (Grím. 40[6]) und setzen ihn über die erde. An die vier ecken desselben setzen sie die zwerge Austri, Vestri, Norþri, Suþri. In diesen namen haben wir offenbar personificierungen der vier himmelsgegenden. Als zwergnamen finden sich dieselben in dem dvergatal der Vǫlsp.[1]) und den hss. F und G.[2]) Wenn Arnor (AM I. 316) den himmel die bürde des Austri, Hallfreþ FMS II. 40[6] denselben die last des verwanten Norþris nennt, so haben wir hier keine andere vorstellung von dem zweck der zwerge als diejenige, welche uns Gylfag. vorführt. Aus kenntnis der skáldendichtung aber rührt offenbar der bericht der Gylfaginning.

Burs söhne, fährt Gylfag. fort, nehmen funken aus Múspellzheim und geben ihnen ihren platz, damit sie von diesem aus die erde beleuchten. So kommen jahres- und tageszeiten

---

[1]) Vǫlsp. 11, 2—3.

[2]) G: AM II. 553, 1 (die anderen namen sind in der hs. G nicht erhalten) F: AM II. 469, 32[a] (hier ist wol für norðri : vestri zu lesen, denn jenes findet sich in der hs. doppelt, dieses nicht) 29[b]. 31[b].

in die welt. Die darauf aus Vǫlsp. (str. 5, 5—10) citierten verse schildern das unstäte herumirren der gestirne vor jener zeit. Dass die gestirne vor erschaffung der zeiten funken aus Múspellzheim gewesen sind, dafür haben wir weder quelle, noch parallelstelle; das umherirren aber müssen wir wol aus Vǫlsp. 5 herauslesen. Die worte: 'þaþan af vóru dægr greind ok áratal' sind eine kurze inhaltsangabe von Vǫlsp. 6, 5—10; an diese verse schliessen sie sich offenbar enger an, als an Vafþrm. 23, 4—6 und 25, 4—6. Nach diesen worten folgt Vǫlsp. 5, 5—10, eingeführt durch die worte: svá segir. Durch diese worte wird in Gylfaginning eine strophe eingeführt, welche die quelle der eben vorher angeführten erzählung ist; die strophe soll nur die worte des verfassers bestätigen. Daher finden sich mit recht in Gylfag. red. x nach jenen versen die worte; Svá var áþr en þetta væri. Trotzdem aber lassen sich die verse mit der vorhergehenden prosa nicht wie sonst in zusammenhang bringen.

Wie verhält sich nun dieser bericht zu der erzählung der Vǫlsp.? Dass der verfasser der Gylfag. Vǫlsp. hier gekannt und benutzt hat, steht fest. Um jedoch zu einem resultat zu kommen, wie er dieselbe gekannt hat, muss ich auf Vǫlsp. 4—6 mit einigen worten eingehen, zumal da zu diesen strophen, wie sie uns in den hss. R und Hb überliefert sind, vor kurzem von Edzardi[1]) ein verbesserungsvorschlag gemacht worden ist. Ich halte mich hier an die hss. und übersetze diese strophen: 'Einst[2]) hoben Burs söhne, welche den herlichen Miþgarþ schufen, die erdflächen[3]) empor; die sonne schien von süden auf die steine der salzflut[4]), da entsprosste

---

[1]) Germ. XXIV s. 50.

[2]) Dass man fast allgemein bisher áþr als conjunction aufgefasst hat, ist wol die hauptursache, dass man im folgenden die anordnung von R, Hb incorrect gefunden hat. Als adv. ist áþr meines wissens zuerst von Wislicenus (Die symbolik von sonne und tag, s. 30) aufgeführt. (Ich verweise hier auf Hyndlulj 14 1—2:

A'li vas áþr
ǫflgastr manna,

wo wir áþr nicht anders als einst = olim, übersetzen können.)

[3]) So (bjǫþum) müssen wir mit den hss. lesen. Cod. Hb schreibt biǫðum, cod. R bioðum, was bjǫþum sowol als bjóþum sein kann.

[4]) So nach Sv. Grundtvig, Sæmundar Edda² s. 186—87.

dem erdboden grüner lauch. Die sonne warf von süden als des mondes gefährtin[1]) ihre rechte hand um den himmelsrand[2]), die sonne wuste nicht, wo sie ihren saal hatte, der mond wuste nicht, was ihm an macht gebührte, die sterne wusten nicht, wo sie ihre stätte hatten.[3]) Da gingen alle berater zu den richtstühlen, die hochheiligen götter, und berieten darüber: der nacht und ihrem geschlecht[4]) gaben sie namen, sie hiessen morgen und mittag, vesper und abend, um die jahre zu zählen.'[5])

Dieser bericht, wie wir ihn in der Vǫlsp. haben, hat nun meiner ansicht nach ebenso dem verfasser der Gylfag. vorgelegen. Zunächst ist es ausgemacht, dass der bericht der Gylfag. in keinem zuge der erzählung unserer Vǫlsp. widerstreitet. Dann haben wir aber auch Vǫlsp. strophe 5 zwei zeilen zu viel; die zwei zeilen müssen aber in v. 5—10 liegen.[6]) Es hat also der verfasser der Gylfag. wie unsere cods. R und Hb diese zwei überschüssigen zeilen ebenfalls gekannt. Dass er uns die ersten 4 zeilen der strophe nicht mit gibt, hat wol nur seinen grund darin, dass sie bereits ihm fast dieselben schwierigkeiten bereiteten, wie uns. Er hat den ursprung der gestirne nach seiner eigenen anschauung vorgeführt — möglicherweise ist dieselbe aus kenntnis der skáldendichtung entstanden — und aus der Vǫlsp. das gegeben, was dieselbe vervollständigte. In seiner gewissenhaften weise glaubte er

---

[1]) So nach Edzardi a. a. o. s. 50 anm. ***.

[2]) So nach Bugge Aarb. 1869 s. 247.

[3]) In der reihenfolge von 4, 5—10 habe ich mich an die natürlichere der Sn. E. gehalten.

[4]) Sv. Grundtvig Sæm. E.[2] s. 187 betont mit recht, dass es noch nicht ausgemacht sei, dass niþjum an unserer stelle = niþum der Vafþrm. (24) sei. Machte der plur. nicht schwierigkeiten, so würde ich in 'niþjum den Dagr sehen, welcher ja nach Sn. E. I, 54 der sohn des Nótt ist.

[5]) Ich glaube, wir haben keinen grund, von dieser anordnung abzuweichen. Strophe 5 und 6 sollen uns eine periode schildern, welche vor dem str. 4 geschilderten zeitpunkt war. Ein ähnliches verfahren finden wir in Vǫlsp. 28—29 : 27; 62—63 : 60—61 und öfter.

[6]) Petersen (An O. 1840—41 s. 47) nimmt an, dass v. 9—10 späterer zuwachs seien. Die umstellung in Gylfag. kann eben so gut vom verfasser der Gylfag. herrühren; sie braucht nicht unbedingt in der vorlage desselben bereits vorhanden gewesen zu sein.

auch hier einen strophenteil des liedes anbringen zu müssen, worauf sein bericht basierte, wenn ihm auch die verbindung mit dem vorhergehenden nicht so wie in den übrigen fällen glückte. Letzteres hat wol seinen grund darin, dass der verfasser der Gylfag. seine ansicht über die entstehung der gestirne in den vordergrund stellte, während er sonst auf der in den Eddaliedern gegebenen auffassung seinen bericht aufbaute.

Im folgenden kommt der verfasser der Gylfag. auf die weiteren einrichtungen auf der erde zurück: Um die erde liegt das tiefe meer, an seinem strande erhalten die riesen ihren wohnort. Zum schutz gegen die riesen errichten Burs söhne aus Ymirs brauen die burg Miþgarþ. Dass Miþgarþ aus Ymirs brauen geschaffen ist, sagt uns ebenfalls Grím. 41, 1—3. Dass diese stätte zum schutz gegen die riesen erbaut sei, müssen wir, abgesehen von den noch folgenden erzählungen in Gylfag., aus der bezeichnung Þórs: 'véurr Miþgarþz' (Vǫlsp. 56[6]) schliessen. Þórs gegner waren die riesen, wenn er Miþgarþ schirmt oder verteidigt (verjandi Miþgarþz Sn. E. I. 252), so konnte er es nur gegen die riesen tun. Behalten wir dieses im auge, erwägen wir ferner, dass die riesen auch local in der altnord. anschauung streng von den menschen geschieden werden, dass weiter Grím. 41[3] die götter Miþgarþ 'manna sonum' geschaffen haben, so müssen wir folgern, dass sich Miþgarþ an der grenze der wohnsitze der menschen befunden habe, wie es uns Gylfag. erzählt.[1]) Zum schluss erzählt uns noch Gylfaginning, gestützt auf Grím. 41, 4—6 die erschaffung der wolken aus Ymirs gehirn und darauf wird Grím. 40—41 selbst citiert. Gylfag. hat sich im vorhergehenden in der reihenfolge der einzelnen züge ganz an diese zwei strophen gehalten. Nur abweichend lässt sie, wie ich bereits erwähnt, die felsenblöcke aus Ymirs zähnen entstehen, dagegen weiss sie nichts davon, dass die bäume aus Ymirs haaren entstan-

[1]) Ich möchte fast annehmen, dass die alten nordländer sich unter Miþgarþ einen wald vorgestellt haben. Miþgarþ ist aus Ymirs brauen errichtet, der hauptbestandteil der brauen sind die haare. Aus den haaren Ymirs sind aber Grím. 40[5] die bäume geschaffen. Ich verweise hierbei auf Þórs fahrt zu Útgarþaloki: bevor er in dessen reich gelangt, muss der gott mit seinen gefährten einen grossen wald durchwandern.

den sind. Letzteren zug liess der verfasser wol weg, weil die bäume auf Island eine ganz untergeordnete rolle spielen.[1])

Auf die erzählung von der erschaffung der welt folgt Gylfag. cap. 9, die erschaffung der menschen. Diese schildert uns ebenfalls Vǫlsp. str. 17—18. Hier stehen Gylfag. und die Vǫlsp. in offenbarem widerspruch. Während in Gylfag. Burs söhne, also O'þin, Vili und Vé, die menschen erschaffen, tun es in Vǫlsp. drei aus dem geschlechte der ásen: O'þin, Hœnir und Lóþur. Nehmen wir nun die identificierung von Loki und Lóþur an, so finden wir hier jene drei götter, welche wir auch anderenorts zusammen auf reisen antreffen.[2]) Am dunkelsten von diesen drei ásen ist Hœnir, welcher stets mit O'þin und Loki zusammen, doch überall der ruhige zuschauer ist, welcher, obgleich den vanen als geisel gegeben[3]), dennoch unter den ásen aufgeführt wird.[4]) Jene drei ásen kommen nach der Vǫlsp. 'at húsi'[5]); die drei brüder der Gylfaginning giengen 'meþ sævarstrǫndu', dort finden sie nach Vǫlsp. 'Ask ok Emblu', nach Gylfag. zwei bäume.

Ask und Embla erhalten von O'þin 'ǫnd' = die seele, das leben d. h. dasjenige, was dem tatenlosen körper entgegengesetzt ist. Dasselbe erhalten sie nach Gylfag. red. A. Nach x dagegen 'ǫnd ok líf' (d. h. leben, dasjenige, was dem tode entgegengesetzt ist). Hœnir gibt ihnen óþr = das handeln mit überlegung, d. h. die eigenschaft, welche die menschen vor den tieren auszeichnet.[6]) Nach Gylfag. cod. A gibt der zweite bruder 'lif', nach x 'vit (verstand), ok hrœring (be-

---

[1]) Vgl. Guðmundar saga (Guðmund † 1237) (Bisk. II, s. 5): Skógr er þar (á I'slandi) engi utan bjǫrk ok þó litils vaxtar.

[2]) Vgl. Sn. E. I. 208. 352.

[3]) Vgl. Sn. E. I. 92. Yngl. Sag. cap. 4.

[4]) Sn. E. I. 208.

[5]) Ich verstehe unter 'húsi' hier die welt (vgl. Lüning zu Vǫlsp. 17[4]) und ziehe als parallelstelle heran Vǫlsp. 22, 1—2:

Heiþi [hana] hétu
hvars til húsa kom,

wo Sievers (Beitr. VI, s. 338) für den plur. húsa den sing. húss vorschlägt.

[6]) Vgl. Njála cap. 24: hafa góþan óþ = ein gutes gemüt haben. Njála cap. 131: tryggva óþ = den mut befestigen. Ferner findet sich für pectus die kenning 'rann óþar'.

wegung)'. Lóþur endlich gibt Ask und Embla Vǫlsp. 18, 7—8: lá ok litu góþa[1]); der dritte der drei brüder in Gylfag. nach A: heyrn ok syn; nach x: ásjónu, mál, heyrn ok sjón, klæþi ok nǫfn. Während ich hier in red. x das 'klæþi ok nǫfn' ganz entschieden als späteren zusatz ansehen muss[2]), entscheide ich mich bei der gabe des zweiten bruders für die lesart von x. Der bericht der Gylfag. lässt sich nun nicht gut mit dem bericht der Vǫlsp. vereinen. Dass in Gylfag. Burs söhne, im gegensatz zu Vǫlsp., die schöpfer der menschen sind, liesse sich ja leicht daraus erklären, dass der verfasser der Gylfag. mit seiner vorigen erzählung nicht habe in conflict kommen wollen. Dennoch möchte ich dies anzweifeln, zumal da sich zu dieser differenz noch andere unterschiede gesellen: die schilderung des ortes der erschaffung der menschen und die gaben, welche die götter verleihen. Es ist deshalb höchst unwahrscheinlich, dass der verfasser der Gylfag. die erzählung von der erschaffung der menschen, wie sie die cod. R und Hb haben, gekannt habe; die bearbeitung dieser stelle widerspräche ganz dem charakter der anderen controlierbaren stellen. Ziehen wir nun ferner in betracht, dass in unseren überlieferungen der Vǫlsp. die strophen doch etwas in der luft stehen[3]), so spricht die wahrscheinlichkeit allerdings dafür, dass Gylfag, eine andere quelle[4]) als Vǫlsp. 17—18 gekannt und benutzt habe.[5]) Auch könnte ich mir die ursache

---

[1]) In der ersten hälfte der strophe heisst es aber (v. 2—4):

— ne hǫfþu,
lá né læti
né litu góþa.

læti ist das vermögen das, was man empfindet, von sich zu geben, sei es durch die sprache (vgl. Sn. E. I. 544: læti heitir rǫdd) oder durch die bewegung der glieder (læti heiti æþi Sn. E. I. 544).

[2]) Wilken, Untersuchungen s. 77 anm. 41 macht mit recht darauf aufmerksam, dass dies ein biblischer zug sei.

[3]) Vgl. Bugge zu Vǫlsp. 17.

[4]) Edzardi Germ. XXIV, s. 52 anm. ***) findet dieselbe in einer früheren red. der Vafþrm.

[5]) Ich kann nicht leugnen, dass auch die entgegengesetzte annahme seine vertreter finden kann. Zunächst erlaubt uns die verschiedene überlieferung der red. x und A die conjectur. Lesen wir nun in Gylfag.: gaf hinn fyrsti ǫnd [ok lif?] II. vit III. hrœring (= læti Vǫlsp. 18[3]) ok sýn (= aussehen = litu Vǫlsp. 18[8]) ok hét maþr Askr en konan

nicht erklären, weshalb der verfasser, hätte er die Vǫlsp. wie wir vorliegen gehabt, gegen seine vorlage die schöpfung der menschen vor die schöpfung der zwerge gesetzt haben sollte, da doch gerade letzteren, weil sie in vielen punkten über den menschen stehen und direct aus Ymir entstanden sind, dem reinen verstande nach die priorität zukommt. Die erwähnung ihrer schöpfung aber wäre durch das auftreten von Austri, Vestri, Norþri, Suþri vollständig motiviert gewesen. Von Ask und Embla, fährt Gylfaginning fort, stammt das menschengeschlecht. Einen hinweis auf die abstammung der menschen von bäumen finden wir Hávam. 49[3] in dem worte 'trémǫnnum'.

Bisher hat sich Gylfag. ziemlich von der Vǫlsp. entfernt. Das einzige mal, wo sie citiert war, war der strophenteil schwer mit der prosa in zusammenhang zu bringen. Stand Vǫlsp. auch meist nicht in directem widerspruch zu Gylfag., so fand sich doch auch keine wörtliche anlehnung vor, wie wir dies im vergleich mit den Grím. und früher mit den Vafþrm. gefunden haben. Von jetzt ab geht auch Gylfag. mit der uns erhaltenen Vǫlsp. mehr hand in hand. Von jetzt ab verschwinden Burs synir vom schauplatz und an ihre stelle treten die ásen, das geschlecht O'þins oder Alfǫþrs.

Der übergang in Gylfag. red. x ist hier allzu schroff. Bei der schöpfung der menschen wird in Gylfag. noch besonders erzählt, dass dieselbe durch Burs söhne geschehen sei. Wenn der verfasser darauf fortfährt: 'Síþan (þar næst x) gerþu þeir', so kann auch hier niemand anders als Burs söhne unter 'þeir' zu verstehen sein. Plötzlich aber heisst es: 'þar (í A'sgarþ) bygþu guþin'. Burs söhne sind verschwunden; die bisher nie erwähnten 'guþin' sind an ihre stelle getreten. Anders ist es Gylfag. cod. A. Hier haben wir wenigstens, entsprechend dem sonstigen charakter der Gylfag., einen übergang, wenn auch das verschwinden von Vili und Vé nicht erzählt wird. Cod. A (AM II. 258) schreibt: þar bygþi oþɪɴ *ok* ettir þ*ei*ra. Der

---

Embla, so lassen sich auch die noch übrig bleibenden scheinbaren widersprüche zwischen Gylfag. und Vǫlsp. nicht allzuschwer beseitigen. Dennoch halte ich diesen versuch für etwas gezwungen.

plur. þeira verlangt mehrere personen in dem vorhergehenden satze. Es hat daher entschieden in der vorlage von A gestanden: 'þar bygþi O'þinn ok brœþr hans ok ættir þeira'; der schreiber von A ist aber von dem einen ok zum folgenden abgeirrt.[1]) Burs söhne bebauen also ursprünglich A'sgarþ zusammen, und erst später, als O'þin seine brüder beim ehebruch mit seinem weibe ertappt[2]), bemächtigt er sich der alleinherschaft. Und diese lücke in der erzählung der Gylfag. sollen offenbar die worte andeuten: Enn segir har. Was aber Hár darauf noch erzählt, betrifft O'þin allein: er wird der stammvater des in Gylfag. auftretenden ásengeschlechts.

Dort zu A'sgarþ, fährt Gylfag. fort, ist Hliþskjálf, wo Alfǫþr sitzt und von wo aus er der menschen tun überschaut. Sein weib ist Frigg, Fjǫrgyns tochter; von ihnen stammt das göttliche geschlecht der ásen.

Dass O'þin auf Hliþskjálf sitzend von da aus die welt überschaue, ist eine in der altnord. prosa häufig widerkehrende, doch nur in jungen schriften belegte anschauung. Directen bericht davon geben uns die Eddalieder nicht. Die einleitende prosa von Grím. erzählt nur, dass O'þin und Frigg, von Skírnm., dass Freyr von Hliþskjálf aus die welt überschaue. Wie dieser prosa können wir auch Forspjallzljóþ 10, 5—6:

hlustar O'þinn
Hliþskjálfu í

kein hohes alter zuschreiben. Dennoch, glaube ich, hat es einst eine Eddaliedstrophe gegeben, welche diesen zug geschildert hat und diese hat meiner ansicht nach unserer Gylfag. zu grunde gelegen. Es liesse sich mit nicht allzu grosser schwierigkeit aus Gylfag. eine strophe reconstruieren, welche den eingangsstrophen der Grím. ähnlich wäre. Durch diese strophe ist der name Alfǫþr in unsere erzählung gekommen, denn dieser name in A ist ohne zweifel der ursprüngliche: er allein hat veranlassung zur erklärung: því heitir hann Alfǫþr u. s. w. gegeben; dieselbe steht in x ganz ungerechtfertigt da, denn

---

[1]) Ein gleiches abirren findet sich in demselben capitel: cod. x (AM I. 54[14]): Jǫrþ var dóttir hans ok kona hans. A (AM II. 258[19]): Jorþin var dottir h*ans* ok var-.

[2]) Vgl. Yng. S. cap. 3. Lokas. 26.

nicht darauf liegt der ton, dass er der vater aller götter ist, sondern darauf, dass er Alfǫþr heisst.

O'þins gemahlin ist Frigg, Fjǫrgyns tochter. Diese abstammung der Frigg haben wir, ausser Sn. E. I. 304 noch Lokas. str. 26. Es ist nicht unmöglich, dass der verfasser der Gylfag. diese strophe, wenn auch nur nach mündlicher überlieferung gekannt habe, denn auch sonst haben wir hinweise auf kenntnis der Lokasenna. Eine andere gemahlin O'þins ist Jǫrþ; sie ist zugleich seine tochter, beider sohn ist Þór. Auch die letztere genealogie findet in der skåldendichtung ihre bestätigung, denn Hallfreþ (AM I. 322) nennt die Jǫrþ: brúþi Báleygs (d. i. O'þins gemahlin). Ǫlver hnúfa (AM I. 254) nennt Þór: sonr Jarþar.[1]) Ferner heisst Þór Vǫlsp. 56[3], Þrymskv. 21[7]. 32[9]. Hárblj. 9[4]: O'þins sonr, bei Bragi (AM I. 252): arfi Viþris (= O'þins erbe). Darnach bekommen wir die genealogien:

O'þin	O'þin	Jǫrþ
Jǫrþ	|	|
	Þór	Þór.

Aus diesen drei verhältnissen muss aber folgen, dass Jǫrþ zugleich O'þins tochter ist.

Mit cap. 9 schliesst der zweite teil der Gylfaginning. Er behandelt die erschaffung der welt durch Burs söhne. Von denselben kommt am schlusse dieser periode O'þin allein noch in betracht: von ihm und seinem geschlecht handelt der folgende teil, beginnend mit cap. 14. Zwischen beiden teilen stehen cap. 10—13, welche, da sie offenbar den zusammenhang zerreissen, seit Rask[2]) mit recht als später hinzugefügt angesehen werden. Diese vier capitel nun unterscheiden sich unter einander selbst: Cap. 10—11 sind kurz hingeworfene, nur lose unter einander zusammenhängende notizen; frage und antwort Hárs und Gangleris findet sich hier nicht wie sonst. Cap. 12—13 dagegen schliesst sich ganz dem stile, der erzählungsweise der übrigen Gylfag. an; die sich streng an die

[1]) Vǫlsp. 56[10] heisst Þór: burr Fjǫrgynjar. Fjǫrgynjar ist genetiv von Fjǫrgyn. Fjǫrgyn ist aber = Jǫrþ. Nun ist aber Fjǫrgynn masc. der vater der Frigg, ebenfalls der gemahlin des O'þin. Ich glaube bestimmt, dass auch zwischen Jǫrþ und Frigg einst ein zusammenhang bestanden hat.

[2]) Vgl. Edda s. 14 anm. 3.



quelle anschliessenden worte sind antworten Hárs auf Gangleris fragen.

Cap. **10** gibt uns einen kurzen bericht über Nacht und Tag, mehr genealogische notizen, als eine zusammenhängende erzählung.[1]) Der riese Nori[2]) hat die Nótt zur tochter. Dieselbe abstammung der Nótt gibt uns Vafþrm. 25^{3} und Alvism. 29^{5}. Der erste gemahl der Nótt ist Naglfari, beider sohn ist Auþr. Ihr zweiter gemahl ist O'narr; mit ihm zeugt die Nótt die Jǫrþ. Ihr dritter gemahl endlich ist Dǫglingr (Dellingr x), aus dieser ehe geht Dagr hervor.

Diese verhältnisse lassen sich in anderen quellen nur teilweise nachweisen. Hallfreþ nennt (Sn. E. I. 322) die Jǫrþ die schwester Auþs. Ebenso nennt er (Sn. E. I. 320) die Jǫrþ die tochter O'nars. Dann sagt uns noch Vafþrm. 25$^{1-2}$, dass Delling der vater des Dag sei. Damit schliessen unsere quellen zur bestimmung des wertes von Gylfag. cap. 10. Nur wenn wir die worte der prosa unter den kenningar der jǫrþ hinzunehmen (Sn. E. I. 320), vervollständigt sich das bild ähnlich wie es Gylfag. gibt:

Wir erhalten demnach:

a) nach alten liedern:

```
              O'narr  }                    Dellingr  }
                |     }  (Hallfreþ)           |      }  Vafþrm.
   ______  ____|_     }                     Dagr     }
 Auþr         Jǫrþ    }
```

b) nach liedern und Skáldskm.:

```
                        Nótt
                       O'narr              Dellingr
       ___________________________________________
       |                  |                    |
     Auþr               Jǫrþ                 Dagr.
```

---

[1]) Cap. 10 hält auch Bugge (N. F. XXVII anm. 1) für unursprünglich.

[2]) Ueber die schreibung des namens vgl. Bugge zu Vafþrm. 25^{3}. Der aus dem dat. sg. Nǫrvi der Eddalieder zu schliessende nom. Nǫrr ist nicht belegt. Sollte sich zu demselben ein schwacher nom. Nori = = Nǫrvi (vgl. Nari eþa Narvi) (vgl. Bjǫrn — Bjarni, Ǫrn — Arni u. s. w.) gebildet haben? Ein name Nori (Nóri Sievers Beitr. VI, s. 286) findet sich unter den sækonunga heiti (Sn. E. I. 548) und im dvergatal der Vǫluspá. Die jǫtna heiti kennen diesen oder einen Nǫrr oder Nǫrvi nicht (vgl. Sn. E. I. 549). Wir dürfen daher der bemerkung, dass Nori oder Nǫrvi ein riese sei, nicht unbedingten glauben schenken. Das verhältnis des vaters der Nótt zum sohn Lokis aber halte ich noch für eine offene frage.

Nach dem zweiten stammbaum wäre weiter nach Hallfreþ (Auþs systir) die abstammung des Auþ von der Nótt bedingt, ebenso nach Skáldskm. die abstammung des Dag von Nótt; für den vater des Auþ haben wir jedoch keine einzige quelle, wenn es auch weder O'narr noch Dellingr zu sein braucht, während Nótt nach Skáldskm. die mutter sein muss. Doch, glaube ich, ist die prosa der Skáldskm., soweit sich die kenningar nicht in skáldenliedern nachweisen lassen, mit vorsicht zu benutzen. Eine unserer Gylfaginning widersprechende abstammungstafel lässt sich aus anderen quellen nicht construieren.

Im folgenden baut sich Gylfag. im ganzen auf den uns erhaltenen Vafþrm. auf. Unsere Vafþrm. reihen bekanntlich in ziemlich wirrer, skáldischer manier die einzelnen mythenzüge an einander. Bei einem solchen gedichte durfte sich selbst ein ganz flüchtiger prosaerzähler nicht stricte an seine quelle halten. Zerreisst nun auch diese episode (cap. 10—13) unsere erzählung, so lässt sich doch auch in dieser episode die gewissenhafteste benutzung der quellen nicht wegleugnen. Aber auch den früher beobachteten ordnenden geist, welcher gewissenhaft eines aus dem anderen hervorgehen lässt, haben wir in diesen capiteln.

Die genealogie der Nótt führt den verfasser dieser capitel auf die erzählungen von Nótt und Dag, wie er sie aus den Vafþrm. kannte. Von ihren rossen gezogen umeilen Nótt und Dag täglich die erde. Dass ihnen dies von Alfǫþr bestimmt, war ganz natürlich. Alfǫþr (d. i. O'þin) war cap. 9 herr der welt geworden; was von der weltordnung bisher noch nicht erzählt war, muste mit vollem rechte, stand es nicht anders in der quelle, von ihm ausgehen. Die folgenden strophen sind aber einfache widergabe von Vafþrm. 14 und 12.

Gylfag.:	Vafþrm. 14.
Nótt riþr hrímfaxa; hann dǫggvir jǫrþina meþ méldropum sínum	Hrímfaxa heitir es hverja dregr nótt of nýt regin; méldropa fellir hann morgin hvern þaþan kömr dǫgg um dala.

Auf ganz ähnliche weise, wie diese strophe, ist im folgenden

strophe 12 widergegeben. Dass in Gylfag. die strophen 13/14 vor 11/12 widergegeben werden, nötigt uns ebenfalls nicht, eine von unseren Vafþrm. abweichendes lied anzunehmen: der Nótt gehört als mutter der vorrang.[1])

Cap. **11.** Auch im folgenden baut Gylfag. zunächst auf Vafþrm. weiter auf. Die steten begleiter von Dag und Nótt sind Sól und Máni (tungl). Letzterer auftreten ist also durch die erwähnung von Dag und Nótt bedingt. Mundilferi[2]), so heisst es in Gylfag., hatte zwei kinder: der sohn hiess Máni, die tochter Sól. Diese erzählung hat offenbar ihre quelle Vafþrm. 23:

> Mundilferi heitir
> hann 's Mána faþir
> ok svá Sólar it sama.

Dass der vater die kinder wegen ihrer schönheit so genannt habe, davon weiss die ursprüngliche fassung der Gylfag. nichts. Der gemahl der Sól, fährt Gylfag. fort, war Glenr (d.h. glanz). Dieser gemahl der Nótt findet sich bei Skúli Þorsteinsson (AM I. 330), wo die Sól 'Glens beþja' heisst. Nun nimmt man allgemein an, basierend auf Gylfag. red. x, dass die götter Sól und Máni an den himmel gesetzt haben.[3]) Dadurch finden wir in unserem capitel eine menge schwierigkeiten, welche den mannigfaltigsten hypothesen raum gegeben haben. Ich halte mich auch im folgenden an cod. A und hier finden wir in der hs. jene schwierigkeiten nicht. Nach diesem cod. heisst es: .... ok Sól dóttir ok átti hana Glenr (cod. glornir). Goþin reiddusk því ofdrambi er þau hétu svá ok settu þau á himin ok draga kerru sólar þeirar ... Hiernach werden also nicht

---

[1]) Vgl. auch Tac. Germ. cap. XI: nox ducere diem videtur.

[2]) Ich schreibe mit cod. A Mundilferi, die ältere form für Mundilfari (vgl. Wimmer, Altn. gramm. § 64 anm. 2). Die hss. schreiben den namen Mundilferi: cod. A (Sn. E. AM I. 56. 330. An letzterer stelle fälschlich: mvndilfeta); Mundilfæri (= Mundilferi nach der schreibweise des cod.): cod. F (Vafþrm. 23); Mundilfari: cod. B (AM I.56. 330); E; G (AM I. 330); Múndilfǫri: cod. C (AM. I. 56); cod. Reg. (Vafþrm. 23); Mundilfæra: cod. C (AM I. 330). Mundil ist sicher deminut. von mund = die hand. (Vgl. auch Wislicenus a.a.o. s. 70.) Haben wir wol auch in den namen verwantschaft zwischen Mundilferi und Naglfari, dem ersten gemahl der Nótt?

[3]) Ich habe früher diese ansicht gehabt und deshalb (Beitr. VI, s. 502) dem cod. A verderbnis zugeschrieben, wo dies nicht der fall ist.

die zwei geschwister Sól und Máni, sondern Sól und ihr gemahl Glenr an den himmel gesetzt. Den namen Sól aber hat dieses kind Mundilferis nicht von ihrem vater, sondern es hat sich denselben selbst nach dem gestirn, welches die götter von funken aus Múspellzheim geschaffen haben, gegeben. Ebenso hat sich ihr gemahl 'of ofdrambi' Glenr genannt. Sól und Glenr müssen deshalb zur strafe den sonnenwagen ziehen; dadurch allein wird ihr übermut gesühnt. Der name Glenr (glanz) steht an und für sich der sonne nahe. Wenn wir nun dazu in betracht ziehen, dass im cymrischen das wort 'glen' die sonne bezeichnet[1]), so haben wir wol hinreichenden grund, in Gylfag. auch hier der widerspruchlosen auffassung des cod. A zu folgen. Erst der überarbeiter von x verstand das 'þau' der vorlage falsch und brachte die schiefe auffassung, dass die götter die geschwister zur strafe deshalb an den himmel gesetzt hätten, weil sie ihr vater Sól und Máni geheissen habe: durch diese auffassung muste, wenn nicht allzu grosser unsinn hervorgerufen werden sollte, Grím. 37 zur erläuterung herangezogen werden; ursprünglich konnte aber die erzählung von Alsviþr und A'rvakr unmöglich dastehen.

Máni war ferner nach anschauung des verfassers von cap. 11 kein name, welcher die götter zum zorn reizen konnte: der mond hiess nach seiner auffassung ursprünglich tungl; erst dadurch, dass Máni der lenker des mondes wurde, bekam dieser auch den namen 'máni'. Máni bekam die herschaft über den mond.[2]) Er nimmt die kinder Viþfinns[3]), Bil und Hjúki mit sich, als sie vom brunnen Byggvir (Byrgir x) kamen. Ihr

[1]) Vgl. Thorpe, Mythology u. s. w. I, 144. Edzardi hat (Beitr. V, s. 570 ff.) darauf hingewiesen, dass sich die nord. skáldendichtung unter keltischem einfluss entwickelt habe. Wenn wir nun hier eine stelle haben, wo wir zum vergleich nur eine kenning des skálden Skúli Þorsteinsson heranziehen können, wenn ferner die auffassung unserer stelle ganz zur cymrischen auffassung steht, wenn endlich dadurch Gylfag. mit Grím. 37 in widerspruch gerät, so liegt die vermutung sehr nahe, dass unsere stelle in Gylfag. indirect unter celtischem einfluss stehe. Es stände uns dann eine neue aufgabe bevor, die beantwortung der frage: Was ist in Gylfag. germanisches eigentum, was eingeführt?

[2]) Möglicherweise ist diese bemerkung des cod. x ursprünglich.

[3]) Cod. A: Viðfiþr; BC: Viþfinnr. (Vgl. Sn. E. I. 68[6]: Fiþr; cod. R. Vǫlsp. 15[10]: Finnr.) Aber alle überlieferungen (Sn. E. Vǫlsp.): Skáfiþr.

eimer (sárinn) hiess Sægr, die stange (stǫngin), woran derselbe befestigt war, Simul. Diese erzählung, welche sich ebenfalls, fast ganz wie unser bericht im cod. A, in den cod. F (AM II, 431) und G (AM. II. 515)[1]) findet, geht offenbar auf eine poetische quelle zurück; die namen haben unter einander den stabreim, so dass man ziemlich allgemein in den ausgaben die strophe herzustellen versucht hat.[2]) Die ganze art und weise des berichtes führt uns auf eine strophe zurück, welche ohne zweifel einem mythologischen repetitionsgedicht, wol einer älteren fassung der Vafþrm. angehört hat.

Cap. **12**. Die erzählung von der Sól gibt Gangleri zur frage veranlassung, weshalb die sonne so eile. Hár antwortet ihm, dass dies zwei wölfe, Skǫll und Hatti, Hróþviþnirs sohn veranlassen, welche der sonne folgen. Dieser bericht, von dem überarbeiter von x wider vollständig falsch aufgefasst, geht zurück auf Grím. 39:

Skǫll heitir úlfr
es fylgir hinu skírleita góþi
til varna viþar:
en annarr Hati,
hann 's Hróþvitnis sonr
sá skal fyr heiþa brúþi himins.

Da nun die erzählungen in Gylfag. cap. 10—11, deren quellen sich nachweisen lassen, unseren Vafþrm. entnommen sind, da ferner die nicht controlierbaren bemerkungen wol auch nur auf verlorenen strophen aus Vafþrm. aufgebaut sind, so legt auch Gylfag. die schon früher ausgesprochene ansicht[3]), dass Grím. 39 ursprünglich zu einer älteren redaction der Vafþrm. gehöre, sehr nahe, eine ansicht, welche ja schon bei einer betrachtung dieser strophe mit denjenigen der Vafþrm. hervorgerufen werden muss.[4]) Die sonnenwölfe führen zu dem geschlecht

---

[1]) d. i. cod. AM 757, nicht wie Bugge (N.F. s. 334) angibt cod. 1 eβ.

[2]) Bugge hat daraus, wie Möbius und Egilsson, eine halbe kviþuháttrstrophe gebildet. Ich glaube doch, dass die von ihm selbst vorgeschlagene ljóþaháttrstrophe im hinblick auf Vafþrm. und Grím. vorzuziehen ist.

[3]) Vgl. Beitr. VI, s. 515 anm.

[4]) Zu dieser erzählung von den zwei sonnenwölfen gesellt sich der bericht der Hervararsaga (ausg. v. Petersen, Nord. oldsk. III. s. 65). Gestr mælti:

der wölfe überhaupt. Die erzählung knüpft sich hier ganz an die darauf citierten strophen Vǫlsp. 40—41:

Austr býr in alldna[1]
í Járnviþi
ok fœþir[2] þar
Fenris kindir
verþr af þeim ǫllum
íma nǫkkur[3]
tungls tregari[4]
í trollz hami.

Sn. E.

fyr austan Miþgarþ gýgr ein býr í skógi þeim er Járnviþr heitir [ok svá heita þær trollkonur er þar byggja]. Gamla trollkona er móþir margra jǫtna ok allir í vargs líkjum. Þaþan kom Mánagarmr.

[1] arma A.
[2] fæddi Vǫlsp. cod. R.
[3] einna nǫkkurr BC. Vǫlsp. cod. R; eina nokkur Hb.
[4] tjugari CB Vǫlsp.

Fyllisk fjǫrvi
feigra manna
rýþr ragna sjǫt
rauþum dreyra
svǫrt verþa sólskin
um sumur eptir.
[veþr ǫll válynd.
Vituþ ér enn eþa hvat?] [1])

En stökkvir blóþi himin.
Þá tynir sól skini sínu.

Die bemerkung der Gylfag., dass die riesinnen járnviþjur heissen, geht sicher auf kenntnis der skáldendichtungen zurück. So heisst z. b. Yng. S. cap. 9 Skaþi, als tochter des riesen Þjazi 'Járnviþja'.

Hvat er þat er lýþum lýsir
en logi gleypir,
ok keppask um þat vargar ávallt. —

Góþ er gáta. Þat er sól, hón lýsir lǫnd ǫll, ok skinn yfir alla menn, en Skalli ok Hatti heita vargar, þat eru úlfar; er annarr þeira fram fyri, en annarr eptir sólu.

[1]) Für die letzten zwei verse schreibt A:

verþr (ebenso C!) oll va . ly.
v. ein*n* *ok* h.

Ich habe die lesart von B Vǫlsp. hier in parenthese aufgenommen, obgleich ich mich nicht entscheiden will, ob dieselbe in Gýlfag. ursprünglich ist. Die vergleichung dieser strophen mit Vǫlsp. zeigt wider den engen anschluss vom cod. A an die quelle. Wo steht in Vǫlsp. etwas davon, dass sich der Mánagarmr vom fleisch aller männer, welche sterben, sättigt? (So in x.) Wo steht etwas davon, dass derselbe, wie in

Cap. **13.** Himmel und erde verbindet die brücke Bifrǫst, der regenbogen. Sie ist ein treffliches werk der götter, aber trotzdem wird sie brechen, wenn einst Múspellz söhne kommen; dann müssen die rosse der götter über grosse ströme schwimmen. Diesem capitel liegt ohne zweifel Fáfm. 15, 3—6:

> Bilrǫst brotnar,
> es þeir á brú fara,
> ok svíma í móþu márir.

zu grunde. Dies ist ein teil einer strophe, welche, wie schon Lüning bemerkt, nicht nach Fáfnism. passt, welche viel besser einer älteren vorlage der Vafþrm. zuzuschreiben ist.[1])

Mit cap. 13 schliesst die den zusammenhang störende episode. Der vergleich derselben mit den quellen, soweit wir dieselben erhalten haben, zeigt, dass die benutzung derselben wie in der übrigen Gylfaginning ist. Selbst die prägnanten, uns oft fragmentarisch scheinenden berichte der cap. 10—11 geben uns alte mythenzüge. Ich schreibe daher diese capitel demselben verfasser zu, welcher auch die übrige Gylfag. geschrieben hat. Allein die capitel sind wol nicht in der ersten, sondern erst in der zweiten von demselben autor besorgten redaction hinzugefügt. Falsche berechnung des freien raumes veranlasste die fragmentarische kürze des ersten teiles. Halten wir uns aber an die ursprüngliche fassung der Gylfaginning, wie sie uns cod. A gibt, so steht kein zug dieser capitel mit den früheren berichten im widerspruch.

Cap. **14** führt uns wider nach A'sgarþ: Alfǫþr setzt 12

---

x, die luft mit blut besprengt? Aber auch die letzten worte in x [ok vindar eru þá ókyrrir ok gnýju heþan ok handan] sind später zusatz: die vorlage der Gylfag. ist bereits verderbt gewesen; die übereinstimmung der cod. A und C von str. 41 v. 7 (verþr) ist ein nicht zu tilgender beweis dafür. Der verfasser von cap. 12 verstand die schlussworte nicht, und gab sie daher in seiner erzählung nicht wider; der überarbeiter von x hat aber zugleich mit teilweiser veränderung seiner vorlage nach einem unserer Vǫlsp. nahe stehenden liede die prosaauflösung eingeflochten. Dieser fall ist schon an und für sich wahrscheinlicher als die annahme, dass der schreiber von A die prosaauflösung weggelassen habe, von welcher er gleich darauf die quelle, einen gut überlieferten vers, welcher in seiner vorlage noch unverderbt stand, recht schlecht, ja unverständlich widergegeben habe.

[1]) Vgl. Edzardi, Germ. XXIV, s. 60.



richter ein, welche über das schicksal der menschen beraten sollen. Zu Iþavǫll, dem schönsten ort auf der erde, errichten sie sich ihre sitze. Dort errichten sie Glaþheim und Vingólf für die göttinnen.

In dieser erzählung haben wir einen bericht, welcher auffallend der anderen auffassung der Gylfag. widerstreitet: Alfǫþr setzt zunächst 12 stjórnarmenn ein; diese errichten Iþavǫll, den vergnügungsort der jungen (Vǫlsp. 7) und der verjüngten götter (Vǫlsp. 60) auf der erde, erbauen daselbst den Grím. 8 als göttersitz bezeichneten Glaþheim und für die göttinnen das sonst nirgends nachweisbare Vingólf.[1]) In diesem bericht sind unbedingt göttliche verhältnisse in die menschliche sphäre herabgezogen. Auch im folgenden sind es zunächst noch die sjórnarmenn, welche das goldene zeitalter durchleben und erst bei der erinnerung an die erschaffung der zwerge treten die notwendigen 'guþ' ein.

Im folgenden hält sich nun Gylfag. streng an Vǫlsp. 7 ff. Die zu Iþavǫll wohnenden åsen errichten ein haus und legen daselbst schmiedestätten an. Vǫlp. 7, 1—5:

Hittusk æsir
á Iþavelli
þeir 's hǫrg ok hof
hátimbruþu,
afla lǫgþu —[1])

Dort machen sie sich hammer, zange, ambos und andere werkzeuge (tól). Vǫlsp. 7, 7—8:

tangir skópu
ok tól görþu.

Darauf verarbeiten sie metall, steine und holz; vor allem aber das gold: Vǫlp. 7, 6:

auþ smíþuþu.

Dass im vorhergehenden gegen Vǫlsp. die erschaffung der werkzeuge vorgenommen ist, kann uns nicht wunder nehmen: diese musten ja geschaffen sein, wenn man das rohe metall verarbeiten wollte.

---

[1]) Hrafngaldr 17 lasse ich unberücksichtigt.

[2]) Die Vǫlsp. des verfasser der Gylfag. hat hier dem cod. Reg. näher gestanden als Hb. Letzterer cod. schreibt v. 3—4:

afls kostuðu
allz freistuðu.



Dort waren alle gerätschaften aus gold und daher hiess dieses zeitalter das goldene: dieses vernichtete das hinzukommen der drei frauen aus Jǫtenheim. Das heitere spiel der götter, welches Vǫlsp. 8, 1—2 erzählt, kennt Gylfag. nicht. Vǫlsp. 8, 3—8 dagegen gibt sie ziemlich genau wider. Hier heisst es:

> **vas þeim vettugis**
> **vant ór gulli;**
> **unz þrjár kvámu**
> **þursa meyjar,**
> **ámátkar mjǫk**
> **ór jǫtunheimum.**

Weil nun der verfasser der Gylfag. in seiner quelle fand, dass alles aus gold geschaffen sei, so glaubte er, in jener strophe sei das goldene zeitalter geschildert. Aus den riesenjungfrauen jedoch wuste er nichts zu machen, er erzählte deshalb einfach, dass dieses goldene zeitalter durch frauen aus Jǫtunheim vernichtet worden sei. Wer jedoch jene riesenjungfrauen gewesen sind, können wir aus Gylfag. nicht erfahren.[1]) Ganz wie in unsere Vǫlsp. schliesst sich auch in Gylfag. an diese erzählung die erschaffung der zwerge. Da diese aber vom standpunkte des verfassers aus als eine vergangene gedacht werden muss, so lässt er die götter (nach Vǫlsp. 9, 1—4) auf ihren richtstuhl gehen und sich daran erinnern, wie die zwerge in die welt gekommen seien.

Die zwerge, ursprünglich maden in Ymirs fleisch, bekamen auf geheiss der götter menschengestalt und verstand. Es folgt die zwergepisode, wie sie sich Vǫlsp. 10 ff. findet. Man sieht hier auf den ersten blick, dass der verfasser der Gylfag. etwas, was er früher bei erschaffung der weltordnung nicht erzählt hatte, nachholen wollte. Deshalb lässt er sich die die götter an etwas vergangenes erinnern.

Dass einst die zwerge maden in Ymirs fleisch gewesen seien,

---

[1]) Erst die neueren forschungen haben ergeben, dass unter jenen riesenjungfrauen wol die nornen zu verstehen sind. Auf éine stelle ist dabei besonderes gewicht zu legen: Helg. Hund. I. 4 steht nipt Nera = die schwester Neris. Darunter ist sicher eine der nornen zu verstehen (vgl. Lüning). Neri = Nǫri (vgl. Sv. Egilsson sub litt. E). Nǫri ist aber als vater der nacht nach Sn. E. I. cap. 10 ein riese. Seine schwester, nach dem Helgilied eine norne, muss daher ebenfalls aus Jǫtunheim stammen.



erfahren wir sonst nicht. Die skáldendichtung kennt, soweit ich die kenningar verfolgt habe, nicht eine einzige anspielung darauf. Diesen bericht hat der verfasser der Gylfag. wol aus den worten der Vǫlsp.: ór Brimi, blóþgu
ok ór Bláins leggjum
geschlossen. Dass die zwerge menschengestalt gehabt haben, geht zurück auf Vǫlsp. 10, 5—6:

þeir mannlíkun
mǫrg um görþu.[1])

In der aufzählung der zwerge selbst, welche Gylfag. red. A dem zwerg Durin vor der götterversammlung vortragen lässt[2]), hält sich der verfasser ganz an seine quelle. Er führt erst die einleitenden strophen 9—10 an; darauf folgen die namen selbst. Die einteilung der zwerge ist, wie in der Vǫlsp., eine doppelte[3]): sie unterscheidet solche, welche in der erde und solche, welche in steinen leben.

Wie sich aber die zwergreihen der einzelnen hss. der Vǫlsp. und Sn. E. unter einander verhalten, mag beifolgendes alphabetisch geordnetes dvergatal zeigen[4]):

---

[1]) Aus dem 'mannlíkun' dürfen wir nicht schliessen (vgl. Wilken s. 85), dass in Vǫlsp. die erschaffung der zwerge nach der der menschen gehöre; ohne zweifel haben Burs synir der Vǫlsp. nach anschauung der alten nordländer ebenfalls 'mannlíkun' gehabt.

[2]) Vgl. sem *þeim* dyrinn kendi. Ok seg*ir* þei*m* nofn *þeir*a.

[3]) Ich weiss nicht, weshalb man eine dreifache einteilung der zwerge annimmt. Aus den worten der Vǫlsp.:

þar vas Móþsognir
mæztr um orþinn
dverga allra,
en Durinn annarr

dürfen wir es doch unmöglich schliessen. Gylfag. unterscheidet aber durch die worte: ok búa þó í jǫrþu ok í steinum ganz offenbar nur zwei klassen.

[4]) Cod. R = cod. reg. no. 2365 Bugge, N. F. s. 13.
Cod. Hb = cod. AM 544 (Hauksbók), Bugge, N. F. s. 20.
Cod. A }
Cod. B } cods. der Sn. E.
Cod. C }
Cod. F = cod. AM 748 (Sn. E. AM II. 469).
Cod. G = cod. AM 757 (Sn. E. AM II. 552).

Die nur in den Nafnaþulur der cods. F und G vorkommenden namen habe ich in [ ] hinzugefügt. Wo die stelle in G zerfressen, habe ich ein ? gesetzt.

A'i cod. R. Hb. (in beiden cods. zweimal) A. B (zweimal, das zweite mal wol *oinn). C. [ae F. G].
A'lfr cod. R. Hb. A. B. C. [F. G?].
Alþjófr cod. R Hb. A. B. C (alþiolfr). [F. G].
A'nn cod. R. (án). Hb (aan).
(*A'narr* cod. R. A (annarr). vgl. O'narr.)
Andvari (vgl. Bugge, Edda s. 212—13) cod. A. B. C. [F (andvarri). G (anndvare)].
Aurvangr (vgl. Lex. poet.) cod. R. Hb. [F. G: aurvargr].
NB. til Aurvanga in der prosa der Gylfag. (AM I. 66[21]) ist mir dunkel; ich setze deshalb die schwache form hier nicht an. Vgl. dazu Vǫlsp. 14, 5—8.
Austri (vgl. Sn. E. I. 50. II. 431[1]) cod. R. Hb. A. B (austr, doch fragment E: austri). C. [F. G].
Báfurr (ich setze á an nach den von Sievers für die altn. metrik gefundenen regeln Beitr. VI, s. 286) cod. R (bavavr) Hb. A (bavrr). B (bavvʀ; die undeutlichkeit des v veranlasste den schreiber von E zu bauor*r*). C. [F (blavorr). G (bauorr)].
Bifurr (die zeile der Vǫlsp. ist zu lesen: Bifurr ok Báfurr) cod. R (bivavʀ). Hb. A (bivor). B (bífur E). C. [F (bivorr). G].
Billdr cod. Hb.
Billingr cod. Hb.
[*Bláinn* F. G?] ór Bláins leggjum R. Hb (Vǫlsp. 9[8]). Sn. E. I. 64?
[*Blinviþr* F. G?]
Brúni cod. Hb.
Buri cod. Hb. (Búri?) [F (bvrinn!). G (buinn!) vgl. Glói: Glóinn]
Bǫmburr cod. R. Hb. A (bambavrr). B (-bur E). C (bavmbavʀ). [F (bvmbvr!). G (bumburr!)]
[*Dagfinnr* F. G?]
Dáinn cod. Hb. A (dani). B. C.
[*Dellingr* F. G (vgl. Hávm. 160. Fjǫlsvm. 34)].
[*Dólgr* F. G.]
Dólgþrasir cod. R. Hb. Dólgþvari cod. A. B. C.
NB. Die cod. F. G. haben in verschiedenen zeilen Dólgr und Þrasir. Von diesem gesichtspunkte aus hat die lesart der cod. R. Hb mehr anspruch auf ursprünglichkeit.
Dóri (ó nach Sievers, Beitr. VI, s. 303) cod. A (ðori). B. C. [F. G. (duri)].
Draupnir cod. R. Hb (draufnir). A (dram*ir*) B. C [F. G].
Dúfr cod. A (ðvfr). B. C (dv'fr). [F (dv'fr) G].
Durinn cod. R. Hb. A. B (durrin*n* E). C. [cod. F. G schreiben durnir; dies ist wol nur gemeinsamer fehler].
Dvalinn cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].
[*Dulinn* cod. F. G? Dieser name ist lautlich derselbe wie der vorhergehende. Vgl. Sn. E. cod. A: Svartr neben Surtr.]
[*Eggmóinn* F. G].

Eikinskjalldi cod. R (zweimal). Hb (zweimal, das erstemal jedoch getrennt geschrieben). A (eikinskialli). B. C (eikiɴ skialdi). [F. G].
[*Eitri* F. G].
[*Fáinn* F. G].
(*Falr* cod. A. B. C vgl. Fjalarr).
[*Fárli* F. G].
[*Fárr* F. G].
Fili (Beitr. VI, s. 303) cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].
Fiþr cod. R (fiɴr). A. B. C. [F. G].
Fjalarr cod. R.

NB. Obgleich dieser name nur im cod. R überliefert, schliesse ich mich doch Bugges ansicht (Norrœn Fornkv. s. 29), dass dieser cod. hier das echte gebe, im hinblick auf Sn. E. I, 216 an. Wenn Egilsson (Lex. poet. s. 153) fals veig mit dem oben erwähnten Falr zusammenbringt, so habe ich dagegen einzuwenden, dass cod. A Sn. E. I, 240⁵ fars liest. Fárr ist aber cod. F. G als zwergname überliefert, nicht aber Falr.

[*Fjǫlsviþr* F. G?]
[*Fórvi* (so ist wol zu lesen = Fár-vi. Vgl. Fárr, Fárli) F. G?]
Frár cod. R. Hb (fror).

NB. Ich möchte annehmen, dass der nur in diesen zwei cods. überlieferte zwergname gemeinsamer fehler für Fárr ist.

Frægr cod. R. Hb (fręg).
Frostri cod. R. A. B (friosti E). C. [F. G].
[*Fullangr* F. G (fullanngr)].
Fundinn cod. R. Hb (fun*n*din). A. B. C (fvndin).]
Gandálfr cod. R. Hb (getrennt geschrieben). A. B. C (gaɴd alfr). [F (gandalf). G?]
Ginnarr cod. R. A (Ginar). B. (gin*n*ar E). C. [F. G?]
Glóinn cod. R (gloi). Hb. A (gloni). B. C. [F (glóinn). G].
[*Grímr* F. G?]
[*Gullmæfill* F. G: go'll me'vill].
Hannarr (so lese ich mit Bugge zu Vǫlsp. 13⁴ und s. 28 nach Sievers' regeln) cod. R (hanaʀ). Hb (hanaʀ). [F (hannerr). G (die von mir angesetzte form)].
Hár cod. R (hár). Hb (haar). A (hár). B (haaʀ. haar E). C (hár). [F (hár). G?]

NB. Die hss. zeigen, dass wir Hár und nicht mit Bugge Hárr anzusetzen haben.

Haugstári. In diesem namen vermute ich die ursprüngliche form der folgenden zwergnamen: cod. R: havg spori. Hb: haugspori. A: hvgst*ar*i. B: hvgstarí. C: hvgstari. [F: hǫgstari. G?: hugsta-]. — Wir sehen aus den hss., dass die einzelnen hss. gruppenweise zusammenstehen; die verschiedene lesart von F und G geht auf ein 'havgstari' zurück.

(*Haurr* cod. B. C. unursprünglich.)

Heptifíli cod. R (hepti vili). Hb (hefti fili). A. B (heftifili). C. [F. G]. NB. So ist entschieden zu schreiben. Getrennt haben das wort nur R und Hb. vili schreibt nur R, wir könnten daher höchstens Fíli lesen, allein diesen namen haben wir schon früher kennen gelernt.

[*Heri* F. G].

[*Hilldingr* F. G (hilldinngr)].

Hléþjófr cod. A (hleiþolfr). B (hleðiolfr). C. [F (Hlioðolfr). G (hlioðolfr)].

NB. Die verschiedenen überlieferungen erlauben wol die conjectur. Beide teile des von mir hergestellten wortes finden sich auch sonst bei zwergnamen.

Hlévangr cod. R. cod. Hb: hlevargr (vgl. die varianten von Aurvangr).

Hornbori cod. R. Hb (fälschlich 'fornbogi'). [Von cod. G ist nur 'horn-' erhalten. Cod. F schreibt dafür: hænbui ≐ hænburi. Derselbe schreibfehler hæn = horn findet sich Gylfag. cod. A (AM II. 274[23]), wo hæn = horn = Hǫrn. Vgl. Beitr. VI, s. 519.]

Jari cod. R. Hb. [cod. F schreibt dafür 'iaki', cod. G: 'toki'.]

Kíli (Sievers, Beitr. VI, s. 303) cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].

Litr cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].

[*Ljómi* cod. F. G].

Lofarr cod. R. Hb. A. B. (lofar E) C (lovaʀ). [F (lofar). G?]

Lóinn. (NB. Dies halte ich für den ursprünglichen namen; vgl. Dainn cod. A: dani u. dgl.). Cod. R (loni). Hb (loni). [Cod. F. G?]

[*Miþviþr* F: mið við. In G nur við erhalten.]

[*Mjǫklituþr.* Nur in F als miǫklitut erhalten.]

Mjǫþvitnir cod. R. Hb. A. B. C. [F. G?].

Mótsognir cod. R. Hb (modsognir). A, B, C haben Moþsognir. [F (Motsǫgnir). G (Motsognir)]. — Da nur die eine der drei überlieferungen þ resp. ð statt t hat, müssen wir letzteres mit den andern beiden schreiben.

[*Muninn* F. G.]

Náinn Hb (zweimal). A (nani) B. C. [F. G].

(*Náli* cod. R. Hb. vgl. Váli).

Nár cod. R. Hb (zweimal). B. C. [F. G (narr)].

Nípingr cod. Hb (zweimal). A (niningr). B. C. [F: nifængr. G: nifingr].

Niþi cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].

[*Níþhǫggr* cod. F: niðhöttr. Von G ist der erste teil zerstört, der zweite ist ho'ggr.

Nóri (Beitr. VI, s. 286) cod. R. Hb. A. B. C.

Norþri cod. R. Hb. A. B. C. [F (zweimal, doch ist das einemal wol nur schreibfehler für 'vestri'). G?]

Nýi cod. R. Hb. A. B. C. [F. G.]

Nýr cod. Hb. B. C. [F. G?].

Nýráþr cod. R. Hb (nyraaðr). A. B. C. [F (nýraðr) G.]

[*Næfi* F (næfi). G (nefi)].
[*Næfr* F (næ'fr). G (nêfr)].
O'inn cod. A (onni) B (fälschlicherweise 'ai', welches wort sich später noch im cod. findet). C. [F. G].
O'narr (cod. R: anar). Hb. (A: annarr). B. C. [F. G?]
NB. So haben wir ohne zweifel mit Hb. B. C. F zu lesen.
Ori cod. A. B (zweimal). C. [F. G?].
Orr cod. A.
[*Ráþspakr* F. G].
Ráþsviþr cod. R (raðsuidr). Hb (raaðsviðr). A. B. C. [F. G].
Reginn cod. R. [F. G].
Rekkr Hb (in der form 'rekka' Vǫlsp. 12[8]). A. B. C. [F. G?].
[*Skáverr* F: skavæ'r. G: skaue'rr].
Skáfiþr cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].
Skirfir cod. R. Hb. A. B. C (skirpir). [F. G].
Suþri cod. R. Hb. A. B. C. [F. G?]
Sviurr (mit Bugge) cod. R: svior. Cod. Hb: svidr (vgl. Bugge N. F. s. 20 anm.). B: sviar (sviar E). C: siar.
[*Tiggvi* F: tigvæ. Ueber die lesart von G vgl. Sn. E. AM II. 553 anmerk. 1].
Váli (Beitr. VI, s. 303) cod. A. B. C.
NB. Náli der cod. R. Hb soll wol Váli sein. Die cod. F. G. kennen keinen der beiden namen.
[*Varr* F. G.]
Vestri cod. R. Hb. A. B. C.
NB. Ueber das fehlen dieses namens in F (G?) vgl. Norþri.
Viggr cod. R: veigr, cod. Hb: ueggr, cod. A. B (vigr). C (vigr).
Vindálfr cod. R. Hb. A. B. C (vindalfr) [F. G].
Virfir cod. R (virvir). Hb (virvir). Ebenso die cod. A. B. C: virp*ir*. [F (virvir). G].
Vitr cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].
[*Vifir* F. G?]
[*Viþr* F. G].
Yngvi cod. R. Hb. A. B (ingi). C (ingi).
Þekkr cod. R. B. C. [F. G (þekr)].
Þorinn cod. R. Hb. A. B. C. [F. G].
Þráinn cod. R. Hb. A (þorinn; dies ist ohne zweifel nur schreibfehler für þroinn. þorinn hat A schon früher). B (þroen*n*). C (þroin).
Þrár cod. Hb. [F. G].
[*Þrasir* F. G? vgl. Dólgþrasir[.
Þrór cod. R. Hb. A (þior und zwar hat der cod. dies wort mit dem vorhergehenden vali verbunden). B. C. [F. G].
[*Þulinn* F. G].
[*Ǫlinn* F (ölin). G?]
[*Ǫnn* F. G?]

Nachdem ich so die zwergnamen der Vǫlsp. zu ordnen gesucht habe, ergibt sich uns für die einzelnen cods.:

1) Cod. R hat 61 namen (zwei doppelt), davon stimmen:
44 mit Hb. A. B. C [37 auch mit F].
4 mit A. B. C [3 auch mit F].
9 mit Hb [5 auch mit F].
2 mit Hb. B. C [1 auch mit F].
1 mit B. C [auch mit F].
[1 nur mit F].

2) Cod. Hb hat 65 zwergnamen (5 zweimal), davon stimmen:
44 mit R. A. B. C [37 mit F].
4 mit A. B. C [3 mit F].
9 mit R [5 mit F].
2 mit R. B. C [1 mit F].
1 mit B. C [auch mit F].
[2 mit F].
3 nur hier überliefert.

3) Cod. A hat 59 namen, davon stimmen.
44 mit R. Hb. B. C [37 mit F].
4 mit R. B. C [3 mit F].
4 mit Hb. B. C [3 mit F].
6 mit B. C [alle mit F].
1 in A allein überliefert.

4) Cods. B C gehen auch hier zusammen, éinen namen nur hat B doppelt, wo ihn C nur einmal hat. Sie haben 63 zwergnamen und es stimmen:
44 mit R. Hb. A [37 mit F].
4 mit R. A [3 mit F].
4 mit Hb. A [3 mit F].
6 mit A [6 mit F].
2 mit R. Hb [1 mit F].
1 mit R [auch mit F].
1 mit Hb [auch mit F].
1 allein.

Aus diesen zahlenverhältnissen geht aber zugleich hervor, dass sich, wie es sich auch sonst zeigt, die cod. der Vǫlsp. ziemlich gleich zur Sn. E. verhalten, d. h., dass bald R, bald Hb mit Sn. E. geht. In beiden fällen stimmen 48 resp. 51 namen mit der Sn. E. überein. Andererseits zeigen die zahlenverhältnisse aber auch, dass R und Hb einander näher stehen, als einer dieser cods. der Sn. E., denn beide cods. stimmen in 55 fällen überein.[1])

[1]) Wilken lässt das verhältnis der zwergnamen der Sn. E. zur Vǫlsp. 60 zu 75 sein. Der vergleich der hss. zeigt, wie falsch dieses exempel ist.

Dieses zwergetal sieht man seit Petersen (An O. 1840/41 s. 71 ff.) als ein stück skåldenarbeit an, welches später in die Vǫlsp. gekommen ist.[1]) Diesen abschnitt hat aber der verfasser der Vǫlsp. ohne zweifel in gleichem zusammenhange und ganz ähnlich wie wir gekannt. Ja selbst die zeilen, welche nicht reine zwergnamen enthalten, gibt uns Hár in prosa wider (Vǫlsp. 14, 5—8), allein wir bekommen durch jene prosawidergabe nicht die geringste auflösung jener schwierigen stelle der Vǫlsp.

Cap. 15. Nach erschaffung der zwerge folgt in Vǫlsp. die erschaffung der menschen, nach dieser die erzählung von der weltesche Yggdrasils.[2]) Schon früher, bei erschaffung der menschen, habe ich den unterschied zwischen Gylfag. und Vǫlsp. hervorgehoben. Wenn nun hier der verfasser der Gylfag. von der erschaffung der zwerge zur weltesche Yggdrasils übergeht, so liegt in der tat nichts näher, als die annahme, dass der verfasser der Gylfag. Vǫlsp. 17—18 nicht an der stelle gekannt, wo wir sie haben, dass er sie vielmehr an anderer stelle in der Vǫlsp. oder in einem andern liede und wol auch in abweichender fassung gekannt habe.

Im folgenden vermischt der verfasser der Gylfag. den bericht aus der Vǫlsp. und den Grímn. zu einer leicht verständlichen erzählung. Auf Gangleris frage, wo der hauptsitz der

---

[1]) Die schlusszeilen von Vǫlsp. 12:

nú hefi 'k dverga,
rétt um talþa

drücken der zwergepisode den stempel der skåldischen nafnaþulur auf (vgl. AM I. 551:

nú er upp talit
ámáttligra
jǫtna heiti.

AM II. 469: eru nú talit
hǫfutskjǫlldunga
heiti nǫkkur.)

[2]) So schreibe ich mit den hss.; der nom. Yggdrasill findet sich ein einziges mal, Vǫlsp. 19²; Sn. E. cod. C schreibt auch hier Yggdrasils. Der gen. dagegen findet sich sonst stets (vgl. Egilss. Lex. poet. s. v.) und zwar mit dem subst. askr. Ich glaube nun, beide wörter dürfen gar nicht getrennt werden; askr Yggdrasils = die esche des rosses Yggs (O'þins) d. h. der baum, wo O'þins ross weidet.

götter sei, antwortet Hár, dass dies die esche Yggdrasils sei, wo die götter täglich recht sprächen. Hier basiert die Gylfag. auf Grím. 30, 6—9:

> þeim ríþa æsir jóm
> dag hverjan
> es þeir dœma fara
> at aski Yggdrasils.

Die esche Yggdrasils ist der grösste und herlichste baum. Grím. 44, 1—2:

> Askr Yggdrasils
> hann 's œztr viþa.

Ihre zweige erstrecken sich über die ganze welt, sie selbst werden von drei ästen gehalten, von welchen der eine sich bei den ásen, der andere bei den hrímþursen, der dritte über Niflheim befindet. Hiervon sagt die quelle, Grím. 31:

> Þrjár rœtr
> stenda á þrjá vega
> undan aski Yggdrasils:
> Hel býr und einni
> annarri hrímþursar
> þriþju mennskir menn.

Gylfag. hält sich auch hier ganz an ihre quelle; der verf. hat Grím. 31 so verstanden, wie es wol nur zu verstehen ist. Denn wenn die menschen unter dem dritten stamm wohnen, so kann sich dieser selbst nur über den himmel erstrecken, folglich muss er sich bei den bewohnern des himmels, bei den ásen befinden.[1]) Die stämme geben veranlassung auf die gegenstände, welche mit ihnen im zusammenhang stehen, näher einzugehen: unter dem stamme, welcher über Niflheim steht, findet sich der brunnen Hvergelmir. Von diesem brunnen hat uns der verfasser der Gylfag. bereits cap. 4 erzählt: auch hier schildert er uns ihn als teil von Niflheim, die hier zum ersten mal in Gylfag. ausgesprochene auffassung tritt uns in der ganzen Gylfag. entgegen, eine quelle lässt sich für dieselbe nicht nachweisen. Dass an diesem dritten stamme Níþhǫggr nagt, finden wir Grím. 35 [6] wider: skerþir Níþhǫggr neþan. Unter dem stamme, welcher sich zu den hrímþursen erstreckt, findet sich der Mímirsbrunnen, in welchem weisheit und ver-

---

[1]) Vgl. Wilken s. 86, dessen auffassung ich hier vollständig beistimme.

stand verborgen ist. Mímir ist voll von liederweisheit, weil er aus dem brunnen trinkt.[1]) Da kommt Alfǫþr zu ihm und bittet ihn um einen trunk; er erhält ihn, muss aber zuvor sein auge zum pfand geben. Vǫlsp. 28, 7—14 soll diesen zug belegen. Der Mímirsbrunnen, welcher sich in der quelle der Gylfag. vorfand, hatte seinen namen von Mímir (Vǫlsp. 28 [11]). Mímir ist nach Sn. E. I. 549 ein riese. Als solcher ist er zweifelsohne auch Vǫlsp. 46 [1] aufgefasst. Da sich aber nach Grím. 31 [5] der zweite ast der weltesche über der welt der hrímþursen erstreckt, da ferner der riese[2]) Mímir nach Vǫlsp. 28 herr des Mímirsbrunnens ist, so muste sich dieser brunnen bei den hrímþursen unter dem zweiten aste der weltesche befinden. Dass Mímir voll von liederweisheit ist, geht ebenfalls nur auf unsere Vǫlsp. zurück. Die quelle dieser bemerkung ist str. 28, 11—12:

drekkr mjǫþ Mímir
morgin hverjan.

Wenn nun im folgenden verse von Valfǫþrs pfand die rede ist, v. 7—8 aber erzählt war, dass O'þin sein auge verborgen habe, so lag nichts näher, als beides in zusammenhang zu bringen und eine erzählung zu schaffen, nach welcher O'þin zu Mímir geht, um sich weisheit zu holen, dafür aber sein auge zum pfande einsetzt. Dem berichte in Gylfag. können wir daher nur secundären wert beilegen.[3])

---

[1]) Die bemerkung, dass Mímir aus dem Gjallarhorn getrunken habe ist ohne zweifel falsch. Die veranlassung zu derselben hat Vǫlsp. 27 gegeben; man hat unter dem hljóþ Heimdallar das Gjallarhorn verstanden und hat dieses mit dem Mímirbrunnen in verbindung gebracht. Daher hat der schreiber jener worte Vǫlsp. str. 27—28 sicher in gleicher reihenfolge wie wir gekannt, denn sonst wäre die bemerkung nicht gut möglich. Der zweite teil von Vǫlsp. 27 veranlasste zu der erweiterung, 'ór gjallar horni', welche aus dem ersten teil dieser strophe geschöpft ist. Ueberhaupt ist es nach der lesart von A (dreckr or b*r*v*ninv*m or giallar horni) nicht unmöglich, dass die letzten worte ursprünglich randbemerkung gewesen sind.

[2]) Gylfag. kennt keinen unterschied zwischen jǫtnar, hrímþursar, bergrisar.

[3]) Abweichend hiervon ist der bericht Ynglingasag. capitel 4. Hier empfängt O'þin die weisheit von dem abgeschlagenen haupte Mímirs, welches die vanen den ásen zurückgeschickt haben.

Der dritte ast der weltesche erstreckt sich über den himmel: unter ihm steht der Urþarbrunnen; dort ist die richtstätte der götter, zu welcher sie täglich über Bifrǫst reiten. Dass der verfasser der Gylfag. den dritten stamm der weltesche mit recht sich über den himmel erstrecken lässt, haben wir bereits früher gesehen. Nun steht Vǫlsp. 19, welche strophe in diesem bericht offenbar die quelle der Gylfag. ist, dass der Urþarbrunnen sich unter der weltesche befinde. Da nun aber nach anschauung der alten nordländer der Urþarbrunnen auch am himmel war [1]), so konnte er nirgends anders sein, als unter dem dritten stamme der weltesche. Dass die götter an diesem dritten aste ihre richtstätte haben, und dass sie täglich dahin reisen, ist reminiscenz der schon früher benutzten verse Grím. 30, 6—9: þeim ríþa æsir jóm etc. Diese zeile (30 [6]) gibt veranlassung, die ásenrosse nach Grím. 30, 1—5 anzuführen. Die reihenfolge in Gylfag. ist ganz dieselbe, wie in Grím. Ausserdem führt Gylfag. noch Sleipnir, O'þins ross an und bemerkt, dass Baldrs ross mit seinem herrn verbrannt worden sei. Diese tatsache und der name von O'þins ross waren dem verfasser bekannt.[2]) Durch heranziehung dieser bemerkungen und durch den bericht, dass Þór zu der richtstätte gehe, erhalten wir aber hier dieselbe zahl von gottheiten, als in den folgenden capiteln aufgeführt werden. — Dass Þór zu der richtstätte der götter geht und auf diesem wege starke

---

[1]) Die anschauung findet sich selbst noch in der christlichen zeit. Sie hat ohne zweifel Eilif Guþrunarson vorgeschwebt, wenn er von Christus (AM I. 446) sagt:

Setbergs kveþa sitja
Sunnr at Urþarbrunni.

[2]) Sleipnir als ross O'þins erwähnt Gylfag. AM I. 174. Dass Baldrs ross mit seinem herrn verbrannt wurde, erfahren wir bei Baldrs verbrennung (AM I. 178). Dass man sich Baldr tot und trotzdem das göttergeschick noch nicht als bevorstehend dachte, ist eine in der altnord. literatur häufig widerkehrende vorstellung. Ich verweise hier nur auf die Eiriksmál (Wisén s. 51, 53—55. Möbius Edda s. 231 s. 20—22), wo Bragi zu O'þin sagt:

Braka ǫll bekkþili
sem muni Baldr koma
aptr í O'þins sali.

ströme durchwatet, ist nach der gleich darauf citierten strophe Grím. 29 berichtet. Die letzten worte von Grím. 29:

> þvíat ásbrú
> brenn ǫll loga,
> heilǫg vǫtn hlóa

geben dem verfasser der Gylfag. zu der wol dem volksmunde entnommenen bemerkung veranlassung, dass hinter der brücke Bifrǫst feuer brenne, weil sonst die riesen darüber reiten würden.

Unter dem dritten zweige der weltesche findet sich auch in der nähe des Urþarbrunnen eine stätte, an welcher die drei nornen Urþ, Verþandi und Skuld ihren sitz haben: diese bestimmen den menschen das schicksal. All diese züge sind zum teil wörtlich aus Vǫlsp. 20. Die vorlage der Gylfag. muss aber im einzelnen bald von Vǫlsp. R, bald von Hb abgewichen sein:

Vǫlsp. 20:

> Þaþan koma meyjar
> margs vitandi
> þrjár ór þeim sal[1])
> es und[2]) þolli stendr
> Urþ hétu eina,
> aþra Verþandi
> — skáru í skíþi —
> Skuld hina þriþju.
> Þær lǫg lǫgþu,
> þær líf kuru
> allda bǫrnum,
> örlǫg seggja.[3])

[1]) sę R. [2]) a Hb.
[3]) at segja Hb.

Gylfag.:

þar stendr staþr einn[1]) undir áskinum viþ brunninn ok ór þeim sal koma þrjár meyjar er svá heita: Urþr, Verþandi, Skulld; þær meyjar skapa mǫnnum alldr.

[1]) sallr einn fagr x.

In jenen drei jungfrauen erblickt der verfasser der Gylfag. die nornen. Von dieser anschauung ausgehend ergänzt er seine erzählung durch prosaische und wörtliche widergabe der sicher fälschlicherweise nach Fáfnism. gekommenen strophe 13.

Cap. 16. Nach dem excurse über die nornen kehrt der verfasser der Gylfag. zur esche Yggdrasils zurück. In ihren zweigen sitzt ein weiser adler, zwischen seinen augen der habicht Veþrfǫlnir.[1]) Von diesem berichte fehlt uns in den

[1]) So nach x. Vgl. cod. AM. 748 (II. 488): Veðrfǫlnir als hauks heiti.

Eddaliedern die quelle. Allein hier hat der verfasser der Gylfag. in den ihm vorliegenden Grím. entschieden eine strophe mehr gehabt. Die erzählung hat ungemein viel ähnliches mit der gleich darauf folgenden vom eichhörnchen Ratatoskr[1]); letzterer liegt aber Grím. 32 zu grunde: der vergleich der beiden berichte und der vergleich letzterer erzählung mit der quelle, lassen es höchst wahrscheinlich erscheinen, dass vor Grím. 32 eine strophe stand, welche von dem verfasser der Gylfag. gekannt und benutzt worden ist. Auch glaube ich, dass Grím. 32 selbst auf eine verlorene strophe hindeutet. Dort heisst es:

> **arnar orþ**
> **hann skal ofan bera**
> **ok segja Níþhǫggvi niþr.**

Hier gibt 'arnar' meiner ansicht nach erst rechten sinn, wenn bereits vorher von dem adler die rede gewesen ist.

Die erzählung von den vier hirschen, welche in den zweigen der esche weiden, sowie die erwähnung der schlangen, welche mit Níþhǫgg an den wurzeln nagen, bauen sich ganz in der bekannten weise auf Grím. 33—34. Die leiden der esche Yggdrasils belegt Grím. 35 und 34; beide strophen sind verbunden durch die worte: ok enn segir hér svá. Diese zwei strophen haben dem verfasser der Gylfag. in gleicher reihenfolge, in gleicher gestalt wie uns vorgelegen. Letzteres beweist die metrisch verderbte strophe 34, ersteres die beide strophen verbindenden worte: denn wenn sonst der verfasser der Gylfag. mehrere strophen aufführt, welche in seiner vorlage hinter einander gestanden haben, so reiht er sie ohne jedes verbindende wort an einander.[2])

Das die weltesche erhaltende element konnte nur, wie auch Vǫlsp. 19[8] andeutet, vom Urþarbrunnen ausgehen, daher lässt der verfasser der Gylfag. die nornen, welche hier ihren sitz hatten, die weltesche durch wasser und erde erhalten. Diese schilderung wird durch Vǫlsp. 19 belegt. Zwischen die erzählung und die strophe ist die bemerkung eingeflochten,

---

[1]) So schreiben die hss. der Eddalieder, ebenso Sn. E. cod. B. C. Auch cod. A hat o, nicht ǫ oder av: t und k sind hier wie öfter umgestellt.

[2]) Vgl. Sn. E. AM I. 52. 58—60. 64. 84—86. 138. 192 ff. 200.

dass alles, was man in den Urþarbrunnen tauche, weiss werde wie das häutchen, welches sich an der schale des eines befindet. Zu dieser bemerkung, welche wol dem volksglauben entnommen ist, hat offenbar das 'hvita auri' von Vǫlsp. 19[4] veranlassung gegeben. Während also hier 'aurr' ganz richtig als 'wasser'[1]) aufgefasst ist, ist es oben in der gewöhnlichen pros. bedeutung = feuchte erde aufgefasst; ich glaube, dass der verfasser der Gylfag. auch diese strophe nicht richtig verstanden hat. Vǫlsp. 19, 5—6:

þaþan koma dǫggvar
es í dali falla

gibt veranlassung zur bemerkung, dass der tau, welcher auf die erde fällt und welcher die bienen ernähre, honigfall heisse. Diese bemerkung zeigt vor allem, dass der verfasser der Gylfag., in übereinstimmung mit Vǫlsp., den dritten stamm der weltesche über der erde am himmel findet. Die bemerkung aber vom honigfall, wie die gleich folgende von den schwänen, welche ebenfalls in dem Urþarbrunnen ihre heimat haben, ist wol als volksüberlieferung anzusehen. Die worte 'kalla menn' unterstützen diese ansicht.

Cap. **17.** Vom Urþarbrunnen führt uns Gylfag. zu den anderen stätten an dem dritten stamme der weltesche d. h. zu den stätten an dem himmel. Hier ist A'lfheim, erzählt uns Gylfag., der sitz der lichtelfen: die schwarzelfen aber, fügt der verfasser hinzu, wohnen in der erde. Von A'lfheim erfahren wir Grím. 5, dass es die götter (tívar) dem Frey als jahresgeschenk (tannfé) gegeben haben. Diese zwei berichte lassen sich vereinen, wenn wir in Frey den herrn der lichtelfen finden, was ja nach dem, was wir sonst von Frey wissen, gar nicht unwahrscheinlich ist. Nun ist Frey bekanntlich ursprünglich vane, er wurde mit seinem vater Njǫrþ den ásen als geisel gegeben. Dass sich ihn die alten damals als kind vorgestellt haben, ist nicht nachweisbar, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich. Wenn nun Frey A'lfheim als erstes angebinde bekommt, so muste er dasselbe von den vanen bekommen, diese sind daher ohne zweifel unter den 'tívar' (Grím. 5[6]) zu verstehen. Weiter aber muste A'lfheim ein besitztum der

---

[1]) Vgl. Vigf., Icel.-Engl. Dict. s. 34.

vanen sein, seine bewohner aber, die ljósalfar, vanengottheiten. Auch das 'í árdaga' von Grím. 5[5] setzt diese dedication in eine zeit, wo noch friede zwischen åsen und vanen war.

Hat nun, fragt es sich weiter, der verfasser der Gylfag. Grím. 5 gekannt? Im folgenden werden in Gylfag. Breiþablik, Glítnir, Himinbjǫrg, Valaskjálf angeführt: diese berichte gehen offenbar auf Grím. 12, 15, 13 und 16 zurück. Hier ist neben einer kurzen beschreibung der burg auch der besitzer derselben angeführt. Dieser findet sich in unserem capitel der Gylfag. nie; cap. 17 soll nur die stätten am Urþarbrunnen schildern, ihre bewohner sollen erst im folgenden angeführt werden. Wenn nun Grím. 5 nur sagt, dass Frey A'lfheim als 'tannfé' erhalten habe, so haben wir scheinbar keinen grund zu der annahme, dass der verfasser der Gylfag. Grím. 5 nicht gekannt habe. Erwägen wir aber weiter, dass jene 4 strophen aus Grím. bei der erwähnung ihrer besitzer später citiert werden, dagegen Gylfag. cap. 23 keine anspielung auf Grím. 5, 4—6 gibt, dass ferner Grím. 5, 1—3, wo der wohnsitz Ullrs angeführt, in Gylfag. nicht benutzt ist, dass schliesslich Grím. strophe 7 Sǫkkvabekk als die vierte wohnstätte der götter genannt wird, obgleich vorher bereits 4 angeführt sind, und somit der anfang der Grím. offenbar fehlerhaft überliefert ist, so ist es wol mehr als wahrscheinlich, dass der verfasser der Gylfag. Grím. 5 nicht so wie wir es haben, gekannt habe. Seine quelle muss daher eine andere gewesen sein, und der blosse name A'lfheim hat wol nicht veranlassung gegeben, diese stätte als sitz der lichtelfen zu bezeichnen.

Die in Gylfag. folgende erzählung von Valaskjálf ist offenbar widergabe von Grím. 6. Am Urþarbrunnen findet sich auch Hliþskjálf, von wo aus Alfǫþr über die ganze welt schaut. Ob hier eine verlorene strophe zu grunde gelegen hat, wage ich nicht zu entscheiden; die vorstellung aber von Hliþskjálf, wie sie sich hier findet, war offenbar dem verfasser der Gylfag. geläufig; er führt sie uns nicht weniger als viermal vor.[1])

Von Hliþskjálf kommt Gylfag. auf Gimlé; diese schilderung baut sich auf Vǫlsp. 64 auf, die strophe selbst wird

[1]) AM I. 54. 78. 120. 182.

darauf citiert. Diese strophe hat der verfasser der Gylfag. offenbar wie wir nach dem weltbrande gekannt, denn nur von dieser annahme ausgehend sind die worte: 'hann skal standa þá er himin ok jǫrþ fyrir farask' berechtigt und erklärlich. Sonst hält sich der bericht vollständig an seine quelle: eine stätte (Gimlé) ist von allen die schönste, sie ist glänzender als die sonne (Vǫlsp. 64, 1—3):

> Sal veit 'k standa
> Sólu fegra
> gulli þakþan.

Sie heisst Gimlé (Vǫlsp. 64 [4]: á Gimlé), sie bleibt stehen, wenn himmel und erde vergehen und sie bewohnen 'rettlátir menn' alle zeiten hindurch. Vǫlsp. 64, 5—8:

> þar skulu dyggvar
> dróttir byggja
> ok um alldrdaga
> ynþis njóta.

Gylfag. weicht also einzig und allein darin von ihrer quelle ab, dass hier für den allgemeinen begriff 'dyggvar' der specielle 'réttlátir' eingesetzt ist. Auf Gangleris frage, wer diese stätte beschirme, wenn Surtr die welt verbrenne, antwortet Hár, dass sich südlich von dem jetzt sichtbaren himmel Viþblain, weiter von diesem Andlangr befinde und an diesem sei jene stätte (Gimlé). Gimlé wird also deshalb nicht vernichtet, weil es sich nicht in der sichtbaren welt, welche einzig und allein von Surt zerstört wird, befindet. Jene beiden himmel sind ohne zweifel der skáldendichtung entnommen: sie finden sich Sn. E. I. 470 als namen für 'himmel', I. 592 unter den daselbst angeführten neun himmeln. Jene stätte, heisst es in Gylfag. weiter, bewohnen jetzt die lichtelfen. Halten wir nun, was ich oben wahrscheinlich zu machen gesucht, daran fest, dass die 'ljósálfar' vanengottheiten sind, so haben wir hier eine stelle, wo dieselben nach anschauung der alten wohnten: über dem uns sichtbaren himmel.

[Cap. **18—19.** Die erzählung von dem riesen Hræsvelg, welcher in adlersgestalt am nördlichen himmel sitzt und von da aus die winde entsendet. Dieser bericht baut sich auf Vafþrm. 37 auf. Daran reiht x die erzählung von sommer und winter, welcher Vafþrm. 27 zu grunde liegt. Meine an-

sicht über diese capitel habe ich früher (Beitr. VI, s. 576) dargelegt.]

Cap. 20. Von den burgen am himmel, wie sie uns cap. 17 angeführt sind, führt uns Gylfag. zu den bewohnern jener burgen, den ásen. Bei dem berichte über dieselben sind unsere quellen meist ziemlich schlecht bestellt, von einigen kennen wir weiter nichts als den blossen namen.

Nachdem der verfasser der Gylfag. auf die zwölfzahl der ásen hingewiesen hat, beginnt er mit O'þin, als dem ältesten derselben. Diese bemerkung geht auf die auch anderenorts benutzte strophe Grím. 44 zurück. Sie gibt veranlassung, die übrigen ásen in ein abhängiges verhältnis zu O'þin zu stellen. O'þins gemahlin ist Frigg, welche das schicksal der menschen kennt. Die jedenfalls aus mündlicher überlieferung genommene mischstrophe aus Lokasenna belegt diesen zug.

Die namen für O'þin: Alfaþir nnd Valfǫþr sind öfter belegt[1]); den namen Valfǫþr erklärt der verfasser der Gylfag. durch die bemerkung, dass er der herr der im kampfe gefallenen, der einherjer, sei.[2])

Der namenreihe O'þins aus Grím. gehen einige voran[3]), welche offenbar der skáldendichtung entnommen sind. Es folgen darauf die aus Grím. entnommenen namen. Während aber hier die ersten sich genau an die quelle Grím. 46—48, 4 halten, sind die folgenden nur ein unvollständiger auszug aus Grím. 48, 5 ff. Die namenreihe des Bjarni[4]) Kolbeinsson, von welcher O'þins namen nur in F (AM II. 472) und G (AM II. 555) erhalten, sind in Gylfag. ohne zweifel nicht benutzt. Gylfag. kennt 8 namen O'þins mehr als die Nafnaþulur, diese 73 mehr als Gylfag. Die menge der namen O'þins geben ver-

---

[1]) Valfǫþr vgl. Vǫlsp. 1^{5}. 27^{7}. 28^{13}.

[2]) Hierüber berichten am ausführlichsten die Hákonarmál des Eyvind Skáldaspillir (Wisén s. 52; Möbius, Edda s. 232; Fagrsk. 22 ff.) und Eiriksmál (Wisén s. 51; Möbius s. 231; Fagrsk s. 16).

[3]) Hávarþ Halti (Sn. E. I. 232): Hangaguþ. Eyvind Skáldaspillir (Sn. E. I. 234): Farmatýr (= Farmaguþ, wie Hangatýr bei Viga Glúm, Sn. E. I. 232 = Hangaguþ). Nur für Haptaguþ konnte ich keinen beleg aus skálden finden.

[4]) Beitr. VI, s. 500 ist dieser skálde von mir fälschlicherweise Bjǫrn genannt.

anlassung zu dem hinweise, dass O'þin dieselben auf seinen fahrten erhalten habe. Diese stelle ist deshalb beachtenswert, weil hier der verfasser der Gylfag. mit keinem wort auf die in der praefatio erzählten fahrten O'þins hinweist, während er dies doch in ähnlichen fällen fast consequent durch die worte: 'sem er fyr sagt' zu tun pflegt.

Cap. **21.** Von O'þin kommt der verfasser der Gylfag. auf Þór zu sprechen. Seine taten, namentlich seine kämpfe gegen das geschlecht der riesen, veranlassen die bemerkung, dass er der stärkste der ásen sei. Sein reich ist Þrúþvangr. Dieser zug widerspricht Grím. 4: hier heisst Þórs reich 'Þrúþheimr'. Abgesehen davon, dass Gylfag. einen von Grím. verschiedenen namen hat, gibt sie auch keine einzige anspielung auf die lage Þrúþvangs, wie sie uns Grím. berichtet wird. Da wir nun bereits gesehen, dass der verfasser der Gylfag. auch Grím. 5 nicht gekannt haben kann, so glaube ich annehmen zu dürfen, dass er auch die uns erhaltene strophe Grím. 4 nicht gekannt habe. Während aber hier Gylfag. und Grím. im widerspruch stehen, muss ich hervorheben, dass Gylfag. mit Ynglinga S. cap. 5 (s. 7 [20]) übereinstimmt.

Es folgt in Gylfaginning die erzählung von Bilsskírnir, Þórs schöner halle. Dieselbe weicht in keinem punkte von der darauf mit dem hinweis auf Grím. citierten strophe Grím. 24 ab. Þór besitzt zwei böcke: Tanngnjóstr und Tanngrisnir. Die namen der beiden böcke, durch den stabreim gebunden, finden wir sonst nur noch in den hafraheiti (Sn. E. I. 589). Als herrn der böcke ('njótr hafra') bezeichnet U'lf Uggason [1]) (Sn. E. I. 258 [6]) den Þór. Auch Hymiskv. 7 spielt darauf an: eine bestimmte quelle wird sich weder nachweisen noch wahrscheinlich machen lassen. Ebenso steht es mit den darauf angeführten drei kleinoden, welche in Þórs besitze sind: der hammer Mjǫlnir, dessen entstehung durch die zwerge uns Sn. E. I. 340 ff. geschildert wird, spielt in der nord. mythologie eine ganz bedeutende rolle. Die Þrymskviþa schildert die widererlangung des von den riesen geraubten hammers, mit Mjǫlnir droht Þór den die götter verspottenden Loki zu töten [2]), den

---

[1]) Ich schreibe mit cod. A diese halbstr. U'lf, nicht Bragi zu.
[2]) Vgl. Loks. 57. 59. 61. 63.



Mjǫlnir besitzen Þórs söhne selbst noch in der neuen welt.[1]) Den kraftgürtel und den eisenhandschuh Þórs habe ich in der skáldendichtung nicht gefunden, allein auch diese gegenstände sind meiner ansicht nach aus derselben in unsere Gylfag. gekommen.[2])

Cap. 22. Ein anderer sohn O'þins ist Baldr der gute: er ist so schön und weiss, dass nach ihm die glänzend weisse Baldrsbraue genannt ist. Dieser letzte zug ist zweifelsohne dem volksmunde entnommen. Für die erzählung, dass Baldrs urteil unumstösslich sei, habe ich weder quelle noch parallelstelle finden können. Sollte hier vielleicht dem Baldr etwas zugeschrieben sein, was eigentlich seinem sohne Forseti zugehört? Die erzählung von Baldrs wohnsitz Breiþablik geht auf die gleich darauf citierte strophe Grím. 12 zurück.

Wie bereits bei Þór und Baldr, so können wir auch bei den folgenden ásen und ásinnen benutzung von Eddaliedern in den einzelnen zügen meist nicht nachweisen. Wol decken sich dieselben in einzelnen teilen mit Eddaliederzügen oder mit kenningar der skálden; allein aus dieser übereinstimmung können wir nicht die benutzung dieser oder jener schliessen. Hier, bei den ásen tritt nun ein bereits früher angedeutetes element als quelle unserer Gylfaginning in den vordergrund: überlieferungen, wie sie noch im volksmunde fortlebten. Allein die vorstellung von den gottheiten und deren werken ist eine ganz andere gewesen als wie wir sie zur zeit der skáldendichtung, oder in den Eddaliedern finden: die gottheiten, oder vielmehr ásen, sind vielmehr in die menschliche sphäre gezogen: während nach anschauung der verfasser der Eddalieder ein riese in adlersgestalt unter seinen flügeln die winde barg, herscht jetzt Njǫrþr über dieselben; während dort Sól die sonnenrosse lenkte, ist jetzt Frey herr des sonnenscheines. Während nun die züge, wie sie sich in den Eddaliedern finden, zur zeit der entstehung der Gylfag., also zu der zeit, in welcher die sagaliteratur in voller blüte stand, sich nicht nachweisen lassen, finden wir die anschauungen über die

---

[1]) Vgl. Vafþrm. 51[5].

[2]) Die drei gegenstände werden ebenfalls bei der erzählung von Þórs fahrt zu Geirrǫþ (Sn. E. I. 284[10]) hervorgehoben.

åsen, berichte von verehrung derselben u. dgl. in den sagas noch ziemlich oft. Dies ist nun die hauptursache gewesen, weshalb ich bei dem kosmogenen teile unserer Gylfag. keine volksüberlieferuug angenommen, sondern die abweichungen, liessen sie sich nicht erklären, in einer uns nicht erhaltenen vorlage gesucht habe. Es wäre in der tat sonderbar, wenn bei der reichhaltigen sagaliteratur von den mannigfaltigen zügen der Eddalieder fast kein einziger erhalten wäre! Dazu kommt noch, dass der verfasser der Gylfag. seine vorlage öfter falsch aufgefasst hat; dass sich schliesslich in fast allen controlierbaren stellen fast kein zug mehr findet, als in den benutzten strophen. Diese erwägungen haben mich zur überzeugung gebracht, dass die mythen, wie sie in den Eddaliedern und zum teil in den kenningar älterer skálden erhalten sind, zur zeit der verfasserschaft der Gylfag. fast vollständig im volke geschwunden gewesen sind.

Diese im volke fortlebende anschauung über die åsen zeigt sich nun am deutlichsten in der folgenden erzählung von Njǫrþ und Frey.

Cap. 23. Njǫrþs sitz ist Nóatún. Dieser bericht basiert wol auf Grím. 16. Er ist der gott über wind, wasser und feuer, er ist reich und mächtig und kann land und reichtum geben, wem er will. Ein ganz ähnliches bild von Njǫrþ bekommen wir Yngls. cap. 11. Ein ähnliches bild von diesem gotte hat aber auch dem verfasser der Vatnsdœlasaga [1]) vorgeschwebt, wenn er sagt: Skúmr skal vorþinn auþigr sem Njǫrþr. Weiter wird von diesem gotte berichtet, dass er den åsen als geisel gegeben worden sei. Hier ist wol Vafþrm. 39 benutzt.[2]) Für die folgende erzählung, dem verhältnis zwischen Njǫrþ und Skaþi, ist ein verloren gegangenes volkslied benutzt. Leider überliefert uns Gylfag. von demselben nur zwei strophen. Vollständiger, möglicherweise vollständig, gibt uns Saxo grammaticus dieses lied.[3])

---

[1]) Fornsǫgur hsg. von Vígfússon und Möbius s. 80.

[2]) Einen ausführlichen bericht über den kampf zwischen åsen und vanen gibt uns Yngl. s. cap. 4. Dunkler als diese stelle ist die in den Bragarœþur (Sn. E. I. 216).

[3]) Saxo grammat. ed. Müller I. s. 53 und 55. Hier findet das wechselgespräch nicht zwischen Njǫrþ und Skaþi, sondern zwischen

Der folgende abschnitt schildert Skaþi als göttin der jagd: Grím. 11 tritt für die richtigkeit des wohnsitzes der tochter Þjazis ein.[1])

Cap. 24. Njǫrþs kinder sind Frey und Freyja; beide sind schön von gestalt. Frey ist der herr über regen und sonnenschein und dadurch über das glück der menschen. Wir finden hier denselben gott, welchen uns Yng. S. cap. XII schildert; den Frey, wie ihn die schreiber der sagas aufzufassen pflegen. So wird Frey in saga Hákonar góþa (Heimskr. s. 93) geschildert. Hier hält der jarl Sigurþ den opferschmaus ab. Bei dieser gelegenheit kommt der schreiber der saga auf die gebräuche bei solchen opferschmäusen und sagt: Skylldi fyrst O'þins full, skylldi þat drekka til sigrs ok ríkis konungi sínum, en síþan Njarþar full ok Freys full til árs ok friþar. In der O'láfs saga Tryggvasonar (red. Flateyjarb. I. 402 ff.) will der könig leute aus Þrandheim zum christentum bekehren. Hierbei sagt derselbe, dass es nicht Frey sei, welcher 'ár ok friþ' gebe, sondern gott. Diese beispiele mögen genügen, um das fortleben Freys in den sagas zur tatsache zu machen.

Der bericht über Freyjas saal Fólkvang und über der göttin anteil an den gefallenen helden baut sich ganz auf der gleich darauf citierten strophe Grím. 14 auf. Freyjas saal Sessrúmnir kennen nur noch die Skáldskm. (AM I. 304). Die erzählung von den katzen der göttin ist sicher ein stück

---

Hodingus und seiner gemahlin Regnilda statt. Eine genaue untersuchung zwischen Saxo und Gylfag. würde für die quellenfrage und den wert der Gylfag. von grosser wichtigkeit sein. Ich behalte mir dieselbe vor und gebe hier nur das resultat, zu welchem mich eine nur flüchtige vergleichung beider schriften gebracht hat. Die berichte des Saxo gramm., sobald sie auf volkslieder zurückgehen, sind ohne zweifel verzerrt; allein der kern der erzählungen scheint an wert dem der Sn. E. mindestens gleichzustehen. Ebenso scheinen die eingestreuten gedichte von ganz bedeutendem werte zu sein.

[1]) Die consequente schreibweise der hs. A und der umstand, dass früher (AM I. 88[18]) Þórs sitz gegen den bericht der Grím. 'Þrúþvangr' heisst, zwingen uns, den sitz der Skaþi mit A 'Þrúþheimr' zu nennen. Nach x ist der name 'Þrymheimr' erst durch die Grím. gekommen. Etymologisch lassen sich beide wörter mit der riesentochter Skaþi in verbindung bringen.

volksglaube, da ja diese vorstellung an manchen orten noch heute im volksglauben fortlebt.[1])

Die folgenden capitel, welche die noch übrigen åsen charakterisieren, werden sich schwerlich auf ältere werke zurückführen lassen.[2]) In denselben werden die eigenschaften und haupttaten der åsen kurz angeführt. Nun können wir zwar diesen oder jenen zug in skáldenstrophen, welche der verfasser der Gylfag. ohne zweifel gekannt hat, widerfinden; allein hieraus können wir noch nicht schliessen, dass gerade an dieser oder jener stelle ihm eine gewisse skåldenstrophe vorgeschwebt haben muss. Doch glaube ich, dass der verfasser hier alles zusammengetragen hat, was ihm bekannt gewesen ist. Nun finden sich aber in unserer Lokasenna anspielungen auf mythen, welche uns vollständig unerklärlich sind. Da wir aber früher gesehen haben, dass der verfasser der Gylfag. eine strophe aus Lokas. citiert, dass er also dieses lied, wenn auch nur nach mündlicher überlieferung, gekannt haben muss, so liegt die annahme sehr nahe, dass ihm auch jene mythenzüge bereits eben so dunkel waren wie uns. Dass er aber Eddalieder, welche ihm zu gebote standen, herangezogen hat, beweist der umstand, dass er an zwei stellen strophen aus Grím. benutzt und citiert: cap. 27 wird uns Himinbjǫrg, Heimdalls wohnsitz geschildert, Grím. 13 tritt für die richtigkeit der erzählung ein; desgl. wird cap. 32 Grím. 15 als belegstelle für Forsetis wohnsitz angeführt. Ausserdem lernen wir hier (AM I. 102) noch zwei zeilen eines uns verloren gegangenen liedes, des Heimdallargaldr, kennen. Diese sind ein beleg für die bemerkung, dass Heimdall der sohn von neun schwestern sei.

Auffallend ist bei all diesen schilderungen die ungemein grosse übereinstimmung der Gylfag. mit den Skáldskm. Nicht allein die reihenfolge der åsen ist fast die gleiche, sondern

---

[1]) Vgl. Simrock, Mythol. s. 454 und 530.

[2]) Es liegt nicht in meiner absicht, hier auf jeden einzelnen zug näher einzugehen. Ich glaube dies um so weniger nötig zu haben, als ich im folgenden mehr wie sonst mich Wilkens ausführungen (s. 114 ff.) anschliessen kann.



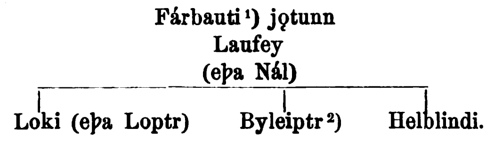
auch die eigenschaften derselben in Gylfag. und die aus denselben hervorgegangenen kenningar in Skáldskm. decken sich fast vollständig. Diese übereinstimmung findet sich nun ganz besonders bei den sonst ziemlich unbekannten ásen. Ich führe hier als beispiel den bericht über Viþar in Gylfag. und die kenningar desselben in Skáldskm. an:

Gylfag. AM I. 102 (AM II. 270[18]).	Skáldskm. AM I. 266 (AM II. 312[1]).
Viþarr heitir hinn þǫgli áss. Hann hefir skó þjokkvan (þykkan BA). Næst því er hann sterkr sem Þórr, af honum hafa goþin mikit traust í allar þrautir.	Svá at kalla hann hinn þǫgli ás, eiganda jarnkós, dolg ok bana Fenrisúlfs, hefniás goþanna, [byggviás fǫþurtópta, ok son O'þins, bróþur ásanna].

Beide berichte zeigen im anfang eine solche übereinstimmung, dass sich wol ein zusammenhang nicht leugnen lässt.

Cap. **33** erzählt uns von Loki und dessen geschlecht. Auch in diesem capitel zeigt sich offenbar ein zusammenhang zwischen Gylfag. und Skáldskm. (AM I. 268). Denn nur ein teil der verwanten Lokis lässt sich in alten uns erhaltenen liedern nachweisen, einen anderen teil dagegen gewähren uns nur Gylfag. und Skáldskm.

Gylfag. gibt uns folgende stammtafel:



Loki, dessen beiname 'Loptr' wol aus jener mischstrophe der Lokasenna entlehnt ist, war der sohn des riesen Fárbauti. Als solchen bezeichnet ihn die vom verfasser der Gylfag. gekannte Húsdrápa U'lfs (AM I. 268).

Die zwei namen von Lokis mutter kennt nur noch die prosa der Skáldskm. Lokis bruder Byleiptr (Byleistr!) nennt

---

[1]) Fárbauti lese ich mit den hss. Cod. C liest in Skáldsk. (AM I. 268) beide mal fárbauta. Ebenso schreibt cod. B in der strophe U'lfs.: faarbauta mǫg váari.

[2]) So schreibe ich mit cod. A. Derselbe schreibt AM II. 312[19]: byleifz (gen.) = byleifts = byleipts. Dem steht am nächsten die schreibweise der Vǫlsp. cod. R (str. 48[8]): by leipz (vgl. Bugge zu Vǫlsp. I. 51[8]) und cod. AM 757 (Sn. E. II. 525[7]): byleifs.

Þjóþólf (vgl. Yng. S. cap. 51), Helblindi dagegen, sonst beiname O'þins, lernen wir nirgends als bruder Lokis kennen, wenn wir nicht mit Egilsson (lex. poet. s. 319) denselben in Vǫlsp. 51 (bróþir Byleipz) finden wollen.[1]) Nachdem Gylfag. verschiedene eigenschaften Lokis angeführt, erwähnt sie seine gemahlin Sigun und beider sohn Nari oder Narfi. Lokis gemahlin werden wir später widerfinden; die kenntnis derselben rührt wol aus Vǫlsp. 35 her.

Mit der riesin Angrboþa, fährt Gylfag. fort, zeugt Loki drei kinder: den Fenriswolf, die Miþgarþzschlange und die Hel. Auch diese kinder Lokis kennen die Skáldskm. als solche (AM I. 268). Allein wir finden sie nicht nur in der prosa, sondern auch in liedern. So nennt Þjóþólf in der Haustlǫng (Sn. E. I. 310[22]) den Loki 'faþir úlfs' d. i. des Fenriswolfs.[2]) Hel als kind Lokis kennt Þjóþólf ebenfalls, wenn er Yngl. S. cap. 20 dieselbe 'mær Loka' nennt.

Diese drei kinder Lokis werden von den göttern ergriffen; die Miþgarþzschlange wird um die welt gelegt; Hel wird nach Niflheim verbannt, der Fenriswolf wird gefesselt. Ob die beiden ersten berichte auf alte überlieferung zurückgehen, oder nur von dem verfasser der Gylfag. aus dem bestehenden erschlossen sind, wird sich nicht entscheiden lassen. Für die fesselung des Fenriswolfes jedoch müssen wir benutzung eines in galdralag verfassten gedichts annehmen. Eine vollständige strophe haben uns die fragmente F (AM II. 432) und G (AM II. 515) erhalten: dieselbe schildert die teile der fessel Gleifnir. Allein auch die ausdrücke der prosa in Gylfag., wie leysa ór Læþingi, drepa ór Dróma, die verbindung der fessel Gelja mit der höhle Gjǫl zwingen uns, als quelle ein uns verloren gegangenes gedicht anzunehmen. Ebenso lässt sich bei der schilderung von Hels behausung (AM I. 106) eine poetische quelle nicht von der hand weisen.

---

[1]) Eine ganz ähnliche genealogie Lokis findet sich im Sǫrla háttr (Flateyjb. I. 275).

[2]) Vgl. Hyndlulj. 40, 1—2:

O'l úlf Loki
viþ Angrboþa.

Ebenso nennt ihn O'þin Lokas. 10.

Auch hier lassen sich, zumal wenn wir den parallelbericht AM II. 494 mit heranziehen, strophen mit leichtigkeit reconstruieren.

Cap. **35** führt uns die ásinnen vor. Auch über diesen bericht gilt dasselbe, was von den ásen gilt. Der verfasser der Gylfag. führt uns die göttinnen und ihre eigenschaften kurz vor; er bringt hierbei wol alles an, was er aus der volksüberlieferung, den Eddaliedern, der skáldendichtung weiss. Ob bei der erwähnung von Friggs saal Vǫlsp. 33, bei der erwähnung der Sága Grím. 7 dem verfasser vorgeschwebt, wird sich nicht entscheiden lassen. Als letzte göttin wird die Gná erwähnt. Was von ihr erzählt wird, geht auf ein verlorenes lied zurück. Gná fährt auf Hófvarpnir durch die luft; da sieht ein vane ihre spur und ruft ihr zu:

Was fliegt dort?
Was bewegt sich da
Und schwingt sich auf zu den lüften?

Darauf antwortet Gná:

Nicht flieg ich,
Ich bewege mich
Und schwinge mich auf zu den lüften;
Auf Hófvarpnir,
Welcher hoch dahin eilt,
Ging ich über unsere umzäumung.[1])

Cap. **36** werden als anhang der ásinnen die valküren, welche den einherjern den met bringen, erwähnt. Grím. 36 führt uns darauf die namen der valküren vor.

---

[1]) Ich kann die letzten zwei zeilen nur so nach A lesen. Die genealogische bemerkung in x:

þeim es Hamskerpir
gat viþ Garþrofu,

welche die göttin dem vanen aus der luft herab sagen soll, klingt doch zu abgeschmackt. Sie entspricht nicht dem charakter eines volksliedes, wie sich uns dasselbe in den übrigen zeilen zeigt. Ich schreibe die veränderung nur dem schreiber von x zu, welcher auch hier die nafnaþulur benutzte (AM II. 487). Dunkelheit der vorlage veranlasste aber die umänderung. Ich glaube daher nicht zu weit zu gehen, wenn ich v. 6 lese:

Gekk (ek) um garþ vórn.

Dazu kommt noch, dass die in der prosa folgende bemerkung: 'Af Gnás nafni er svá kallat, at þat gnæfir er hátt ferr' mehr zu A v. 5 stimmt:

(þeim es hátt styrkr).

An diesen bericht würde sich nun nichts besser anschliessen, als die schilderung des lebens in Valhǫll, wie sie sich cap. 38 findet. Zwischen dieser und jener valkürenaufzählung findet sich nun aber die erzählung von Freys werbung um Gerþ, ein capitel, welches nach Rasks (Sn. E. s. 41 note 3) annahme späterer zuwachs ist. Die ganze erzählung von Frey und der Gerþ findet sich nun in den Skírnismál wider. Dass diese der schreiber dieses capitels der Gylfag. in der gestalt, wie wir sie in den Eddaliedern haben; nicht gekannt haben kann, habe ich früher gezeigt.[1]) Desgleichen habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht, dass der überarbeiter von x mit hülfe eines unseren Skírnm. ähnlichen liedes die überarbeitung vorgenommen hat. Allein ich gehe noch weiter, ich glaube sogar, dass der bearbeiter von x die prosa der Skírnism. benutzt hat. Dies widerspricht nun der von Bugge (Fortale s. XXIX) ausgesprochenen ansicht, dass der verfasser der Gylfag. (red. x) die pros. einleitung der Skírm. nicht gekannt haben kann. Bugge begründet seine ansicht damit, dass in Skírm. Skaþi den Skírnir auffordere, zum Frey zu gehen und ihn um eine unterredung zu bitten, nach Gylfag. red. x dagegen Njǫrþ.

Nun habe ich bereits früher gezeigt, wie der überarbeiter von x die quelle, nach welcher er seine vorlage umgestaltete, nicht selten geändert hat. Ich glaube dies auch hier annehmen zu müssen. In der vom überarbeiter benutzten Eddaliederhs. stand, ähnlich wie in unseren cods. R und A (Bugge s. 90 [8]): 'Njǫrþr baþ, hann kveþja Frey máls. Þá mælti Skaþi.' Darauf spricht Skaþi str. 1. In diesem bericht liegt offenbar ein widerspruch, denn während erst gesagt wird, dass Njǫrþ den Skírnir aufgefordert habe, zum Frey zu gehen, tut es in der tat Skaþi. Dies sah der überarbeiter ein und liess deshalb die worte 'þá mælti Skaþi' weg. Ich halte aber das weglassen dieser worte geradezu für notwendig; denn nicht die einleitung der Skírnism. wollte uns der überarbeiter widergeben, sondern er wollte nur mit hülfe derselben seine scheinbar fragmentarische vorlage vervollständigen. Die auffallende übereinstimmung aber zwischen Skírnm. einleitung und str. 1

---

[1]) Vgl. Beitr. VI, s. 517.

und Gylfag. red. x lässt sich nicht leugnen, es muss die eine überlieferung die andere gekannt und benutzt haben.

Das ursprüngliche lied von Frey und Gerþ, welches sich wol am treuesten noch in A findet, ist einfacher als die uns erhaltenen Skírnm. gewesen. Und diesem liede steht auch der bericht Saxos näher als unsere Skírnm. Saxo gram. berichtet uns (s. 112) die liebe Baldrs zur Nanna; mancherlei hindernisse sind zu beseitigen und nur das schwert, welches Mimingus sylvarum Satyrus besitzt, kann dieselben überwinden helfen. Von einem rosse, welches Skírnir verlangt (Skírm. 8), wissen die anderen überlieferungen nichts.

Cap. 38. Die erzählung von den einherjern und der sich an dieselbe knüpfende bericht von den raben und wölfen O'þins bauen sich ganz auf den in Gylfag. citierten strophen Grím. 18—20 auf. Diese drei strophen muss der verfasser der Gylfag. so wie wir gekannt haben; die übereinstimmung ist eine fast wörtliche. Der ausgangspunkt dieser erzählungen ist der bericht über die speise der einherjer. Ganz naturgemäss schliesst sich hieran (cap. 39) die erwähnung des getränkes, welches die einherjer geniessen. Dies führt zur ziege Heiþrún, welche sich von den zweigen des baumes Læráþ nährt. Diese erzählung ist offenbar die widergabe von Grím. 25. Hier heisst es:

> **Heiþrún heitir geit,**
> **es stendr hǫllu á**
> **ok bítr af Læráþs limum.**

(Gylfag., AM I. 128: Geit sú er Heiþrún heitir stendr uppi à Valhǫll ok bítr barr af limum trés þess er Læráþr heitir.) Der verfasser der Gylfag. fasst also Læráþr als besonderen baum auf. Dagegen betont Simrock (Myth. s. 33) und meiner ansicht nach mit vollem rechte, dass unter Læráþr nicht ein baum, sondern nur der wipfel der weltesche zu verstehen sei. Wir haben also hier widerum ein beispiel dafür, dass der verfasser der Gylfag. über den mythischen inhalt der Eddalieder sich nicht vollständig klar war. Sonst ist ja die widergabe der strophe aus Grím. durchaus genau. So ist sie auch im folgenden, wo Grím. 25 4 — 26 zu grunde liegen, benutzt. Hier heisst es in Gylfag.:

	Grím. 25, 4—6:
En ór spenum hennar renur mjǫlk (mjǫþr x), er hón fyllir meþ, skaptkeret. Þær [ár][1]) eru svá miklar, at allir einherjar verþa fulldrukknir af. [ ] —	Skapker fylla hón skal hins skíra mjaþar knáat sú veig vanask.
	26:
Meira er vert um hjǫrtinn Eikþyrni (Takþyrni A), er stendr á Valhǫll ok bítr af limum þessa trés; en af hornum hans verþr svá mikill dropi[2]), at niþr kemr í Hvergelmi, ok þaþan af falla ár þær er svá heita:	Eikþyrnar heítir hjǫrtr es stendr á hǫllu ok bítr af Læráþs limum en af hans hornum drýpr í Hvergelmi; þaþan eiga vǫtn ǫll vega.

Hierauf folgen die flüsse sowol in Grím. als auch in Gylfag. Gylfag. führt zunächst 12 flüsse an: diese haben ganz dieselbe reihenfolge wie in Grím. 27, 1—7, nur haben letztere zwei (Rín ok Rennandi) mehr. Grím. 27, 8 lautet: 'þær hverfa um hodd goþa.' Diesen worten entspricht ganz die bemerkung in Gylfag.: 'þessar falla um ása bygþir.' Wir haben also keinen grund zur annahme, dass dem verfasser der Gylfag. Grím. 27 anders vorgelegen habe als uns. An eine benutzung der Nafnaþulur ist aber gar nicht zu denken. Dass Grím. 27 [5] nicht widergegeben ist, kann ich nur der fahrlässigkeit des schreibers der A und x gemeinsamen vorlage zuschreiben, es sei denn, dass wir in der zwölfzahl das motiv der auslassung finden wollen.

Nach jener bemerkung fährt Gylfag. fort: Þessar (d. i.: þær falla gumnum nær, en falla til heljar heþan) eru nefndar fyrri. Es folgen hierauf die namen der flüsse, wenn auch nicht in ganz genauer reihenfolge, wie sie sich Grím. 27, 9—11 und 28, 1—5 finden. Grím. 28, 6 ff. sind in Gylfag. nicht widergegeben. Allein die ursache davon ist leicht erklärlich: Grím. 28 sind die ströme angegeben, welche nach Niflheim fliessen. Von diesen haben wir aber bereits Sn. E. I. 40 den bericht. Hier hat der verfasser der Gylfag. ohne zweifel 12 namen aus Grím. 27—28 (27, 3—4. 28, 6—10)

---

[1]) Dies wort ist in A zu ergänzen, vgl. AM II. 277 anm. 2.

[2]) Ich schreibe so mit BC. Doch muss man einräumen dass die lesart von A: drogi recht guten sinn gäbe, wenn drogi m. wie Vigfússon (Icel.-Engl. dict. unter dróg) annimmt, = dróg f. sein könnte.

herausgenommsn, ohne auf den unterschied, welcher in Grím. gemacht ist, geachtet zu haben. Jetzt (Sn. E. I. 130) wurde er wider zu Grím. 27—28 geführt. Er erinnerte sich der bereits früher angeführten flüsse, wies daher auf diese zurück und führte hier nur diejenigen an, welche er I. 40 nicht angeführt hatte. Beide berichte (Sn. E. I. 40 und 130) sollen sich also nur ergänzen. Vereint geben sie fast alle namen von Grím. 27—28 wider.

Cap. **40.** Als Gangleri seine verwunderung über die menge der einherjer ausspricht, schildert ihm Hár die grösse von Valhǫll durch Grím. 23.

Cap. **41** schildert uns zunächst in wenig zügen, welche uns nichts anderes bringen als die gleich darauf citierte strophe Vafþrm. 41, die beschäftigung der einherjer. In folge dieser grossen umgebung ist O'þin berühmt; die gleich darauf citierte strophe aus Grím. (44) sagt, dass er der höchste der ásen sei. In dieser strophe wird auch das ross Sleipnir erwähnt. Der name desselben gibt veranlassung zu der erzählung über die geburt desselben und den damit zusammenhängenden bericht über den baumeister von A'sgarþ. Einige momente dieser erzählung stützen sich auf die am schlusse derselben angeführten strophen Vǫlsp. 25—26. Nach Finn Magnusens vorgange (Ældre Edda overs. I. s. 60) nimmt man jetzt allgemein an, dass vor Vǫlsp. 25 strophen ausgefallen seien. Nichts liegt nun näher als die annahme, dass der verfasser der Gylfag. bei dieser erzählung diese strophen noch gekannt habe. Ein umstand lässt mich jedoch daran zweifeln. Die im ersten teile der Vǫlsp. sich oft widerholende halbstrophe: 'þá gengu regin ǫll etc.' können wir in Gylfag. zweimal sicher aufgelöst finden. Das erste mal finden wir sie bei erschaffung der zwerge (AM I. 62; hier ist die halbstrophe widergegeben: 'þarnæst settusk guþin upp í sæti sín ok rettu dóma sína), das andere mal in unserer erzählung (AM I. 134). In letzterem falle heisst es in Gylfag.: 'þá settusk guþin í sæti sin.' Diese zwei controlierbaren stellen stimmen ganz überein, wir dürfen wol schliessen, dass der verfasser der Gylfag. auch in anderen fällen jene halbstrophe so oder ähnlich widergegeben hätte. Nun müste andererseits aber jene halbstrophe auch in einer vorhergehenden strophe gestanden haben, worin die be-

ratung der götter, ob sie überhaupt den bau gestatten sollten, geschildert war. An dieser stelle finden sich aber die worte: 'þá rœddu æsirnir', welche sich mit jenen nicht decken. Wir haben demnach keinen grund zu der annahme, dass die vorlage der Gylfag. ausführlicher gewesen sei. Nehmen wir zu dieser erwägung hinzu, dass wir in Gylfag. ebensowenig wie in Vǫlsp. erfahren, inwiefern die götter eidbrüchig gewesen sind, dass dem verfasser der Gylfag. die stelle der Vǫlsp. also ebenfalls dunkel gewesen zu sein scheint, so unterstützt dies die annahme, dass dem verfasser der Gylfag. nur unsere zwei strophen vorgelegen haben. Nun beruht aber die deutung von Vǫlsp. 25—26 nur auf jener erzählung in Gylfag.; die Vǫlsp. gibt uns keine anspielung auf den baumeister von A′sgarþ, wenn sich auch nicht leugnen lässt, dass die Vǫlsp. 25, 5—8 gegebene andeutungen ausgezeichnet mit jener erzählung in Gylfag. übereinstimmen. Da aber der verfasser der Gylfag. Vǫlsp. 25—26 gekannt und citiert hat, da wir ferner nicht einen einzigen hinweis haben, dass derselbe mehr als die uns erhaltenen strophen gekannt habe, und da wir schliesslich auch andernorts in Gylfag. Eddaliederstrophen offenbar falsch ausgelegt finden, so müssen wir uns sagen, dass wir nicht unbedingt in jener erzählung vom baumeister von A′sgarþ die vorgeschichte des eidbruchs der götter widerfinden müssen. Will ich durch diese erörterung die möglichkeit nicht leugnen, dass Gylfag. die wahre vorgeschichte jener strophen der Vǫlsp. hat, so möchte ich doch darauf hingewiesen haben, dass in diesem falle Gylfag. bei der deutung der sonst ziemlich dunklen stelle in Vǫlsp. mit gewisser reserve zu benutzen ist.

Cap. **43**. In der cap. 41 citierten strophe Grím. 43 wird auch das schiff Skíþblaþnir erwähnt. Dies führt in diesem capitel zu einer kurzen erörterung über dasselbe. Dieses schiff ist von zwergen, Ivaldis söhnen, erbaut und dem Frey zum geschenk gegeben. Dieser bericht geht offenbar auf Grím. 43 zurück.

Für die beschreibung der vorzüge des schiffes habe ich in den liedern keine quelle finden können. Doch muss ich auch hier widerum die übereinstimmung zwischen Gylfag. und Skáldskm. AM I. 342, wo die entstehung des schiffes geschildert wird, betonen. Hier heisst es AM I. 342: En Skíþblaþnir

hafþi byr hvert er fara skylldi ok segl kom upp; en mátti vefja saman ok hafa í pungi sér ef þat villdi. Dazu Gylfag. (AM I. 140): hefir byr þegar segl er dregit upp hvert er fara vill; en ef eigi skal honum á sæ fara, þá er hann görr af svá mǫrgum hlutum, at hann má vefja saman ok hafa í pungi sínum.

Diese übereinstimmung zwischen Gylfag. und Skåldskm. macht es abermals wahrscheinlich, dass beide teile im zusammenhang stehen.

Mit cap. 43 schliesst der dritte teil der Gylfag. Sehen wir von den capiteln ab, welche nach Rasks ansicht späterer zuwachs sind, so haben wir auch in diesem abschnitt eine reihe von gliedern, von welchen jedes mit dem vorhergehenden zusammenhängt. Dieser teil der Gylfag. schildert uns die einrichtung der welt und das leben der götter. Die in ihm benutzten quellen sind hauptsächlich die Grím. und die skåldendichtungen. Ergänzend wurden hier und da die noch im volksmund fortlebenden anschauungen von den altheidnischen göttern eingefügt.

Gewissermassen nur einen anhang zu diesem teile der Gylfag. bilden die folgenden capitel, welche erzählungen von einigen göttern enthalten. Die letzten abschnitte dieser erzählungen bilden aber auch zugleich die einleitung zum folgenden abschnitt der Gylfag., zum weltuntergange. Hier finden wir nun Þórs reise zu U'tgarþloki, den kampf desselben mit der Miþgarþzschlange, Baldrs tod und begräbnis, Hermóþs ritt zur Hel und Lokis bestrafung.

In diesem abschnitte ist die art und weise der erzählung insofern eine andere wie früher, als wir hier einfach zusammenhängende erzählungen haben; nur éinmal ist eine strophe aus einem uns verloren gegangenen liede eingefügt (AM I. 180). Diesen erzählungen liegen nun zum teil nachweisbare skåldenlieder zu grunde. Leider sind uns die ganzen gedichte verloren gegangen; allein wir können aus den uns in Skåldskm. erhaltenen fragmenten die benutzung und die art derselben nachweisen. Letztere ist höchst einfach: der verfasser der Gylfag. gibt uns in einfacher prosa den inhalt der skålden-

strophe wider. Von den oben angeführten erzählungen können wir benutzung solcher skáldenstrophen in den erzählungen von Þórs kampf mit der Miþgarþzschlange und von Baldrs begräbnis nachweisen. Der dichter, welcher hier in erster linie benutzt ist, ist U'lf Uggason, ein isländischer skálde aus der klassischen periode der skáldendichtung, der zweiten hälfte des 10. jahrh. Die unter seinem namen überlieferten fragmente zeigen das reinste dróttkvætt. Dieser skálde verfasste ein grösseres gedicht, die Húsdrápa[1], welches die gemälde in dem neuen hause des O'láf Pá schildert.[2]) Der eine teil dieses gedichtes behandelt Þórs kampf mit der Miþgarþzschlange, denselben stoff, welchen Gylfag. AM I. 166 ff., welchen die Hymiskviþa behandelt. Dieser stoff scheint im norden ein lieblingsthema der skálden gewesen zu sein. Denn ausser U'lf hat offenbar Bragi denselben gegenstand besungen[3]; ja wir finden in Skáldskm. unter den kenningar Þórs strophen und strophenteile von Eilif und Eystein, welche offenbar auf jene erzählung zurückzuführen sind. Nun sind in Gylfag. scheinbar nicht nur die strophen eines dichters benutzt, sondern es scheinen die in Skáldskm. verschiedenen dichtern zugeschriebenen strophen zu einem einheitlichen ganzen vereinigt zu sein. Dieser umstand hat Edzardi[4] veranlasst, alle strophenteile der Skáldskm., welche diesen stoff behandeln, einem dichter und zwar dem U'lf Uggason zuzuschreiben. Die frage ist zu wichtig, als dass sie nicht einer zweiten prüfung bedürfte, denn mit dem stehen von Edzardis ansicht fällt jede glaubwürdigkeit unserer hauptquelle für die skáldendichtung: der skáldskaparmál.

Die positiven gründe, weshalb ich Edzardi nicht bei-

---

[1]) Vgl. Sn. E. I. 266.

[2]) Vgl. Laxdœlasaga, Hafniae 1826 s. 112. Hier finden sich auch die unter U'lfs namen citierten strophen zusammengestellt s. 386 ff. Das gedicht hat ebenfalls Brynjulfsson (Nord og Syd II. teil s. 154 ff.) zu reconstruieren gesucht. Er setzt die entstehung desselben ins jahr 986 und nimmt an, dass das ganze gedicht ca. 50 strophen enthalten habe.

[3]) Dieses lied hat ebenfalls Brynjulfsson (An. O. 1860 s. 1 ff.) herzustellen gesucht.

[4]) Vgl. Germ. XXIII s. 421 ff. 'Zur Hymiskviða'. Die hierher gehörenden punkte finden sich im Excurs u. s. w. s. 426 ff.

stimmen kann und an der überlieferung in Skáldskm. festhalten muss, sind:

1) In den in den hss. U'lf zugeschriebenen 52 versen der Húsdrápa lassen sich nur drei fehler gegen den reinen reim finden und zwar fehlt einmal der reim (AM I. 250 [19]), und zweimal (AM I. 240 [15]. 268 [20]) reimt kurzer und langer vocal. Dem gegenüber haben die nur 34 verse ausmachenden strophenteile[1]), welche anderen dichtern zugeschrieben sind und welche E. zu Húsdrápa rechnen will, 9 fehler gegen den reinen skáldenreim und zwar fehlt der reim viermal:

AM I. 252 [24] (Bragi. Edz. str. 6 [1]).
AM I. 254 [4] (Ölvir hnúfa. Edz. 7 [1]).
AM I. 256 [2] (Bragi. Edz. 8 [1]).
AM I. 256 [4] (Bragi. Edz. 8 [3]);

viermal steht skothending, wo aþalhending stehen sollte:

AM I. 254 [5] (Ölvir. Edz. 7 [2]).
AM I. 256 [3] (Bragi. Edz. 8 [2]).
AM I. 256 [8] (Gamli. Edz. 12 [2]).
AM I. 370 [16] (Bragi. Edz. 4 [2]),

einmal reimt langer und kurzer vocal:

AM I. 254 [1] (Bragi. Edz. 6 [3]).

2) Ausdrücke, welche sich in den unter U'lfs namen citierten strophen widerholen, wie fullǫflugr (I. 258. 428), gen. storþar (AM II. 499. I. 412. 474) finden sich in den anderen dichtern zugeschriebenen strophen nicht.

3) Von vier halbstrophen, von welchen je zwei ein und dasselbe berichten, werden zwei dem U'lf, zwei einem andern dichter zugeschrieben:

AM II. 499: U'lf = AM I. 254 [12]: Eystein.
AM I. 412 [22]: U'lf = AM I. 256 [15]: Bragi.

Nun weist Edzardi (s. 432 ff.) namentlich darauf hin, dass jene strophenteile wegen 'durchgehender eigentümlichkeit in der anwendung des reims, sowie mehrfacher übereinstimmung in stil und wortgebrauch' zusammengehören müsten. Was den letzteren punkt betrifft, so lässt sich eine auffallende überein-

[1]) Ich rechne hier die im nachtrag (Germ. XXIV s. 63) citierten strophen Bragis nicht hinzu. Sie vermehren noch die anzahl der fehler in den U'lf nicht zugeschriebenen strophen.

stimmung in einigen punkten nicht leugnen, allein ich glaube nicht, dass wir aus dieser übereinstimmung die zusammengehörigkeit jener strophenteile in Skáldskm. schliessen dürfen, da wir ja auch sonst ganz auffallende übereinstimmungen zwischen zwei skálden finden können.[1]) Anders steht es mit den übereinstimmungen der strophen in bezug auf metrik. Hierzu sagt Edzardi:

I. U'lfs strophen haben neigung zu liþhending. Es folgen hierauf sieben beispiele aus U'lfs strophen, darauf zwei beispiele, von welchen eins einer halbstrophe Eilifs, das andere einer Bragis entnommen ist. Nun zeigen aber auch die sonst unter Bragis und Eilifs namen citierten strophen dieselbe eigentümlichkeit. So bei Bragi AM I. 438, 9—10:

fengeyþandi fljóþa
fordæþa nam ráþa.

Ebenso 438, 11—12. Ferner bei einer unter Gamlis namen citierten halbstrophe (AM I. 524):

Oþlingr drap sér ungum
ungr, naglfara, á tungu.

Bei Eilif in der Þórsdrápa AM I. 290, 9—10:

vilgi tryggr til veggja
viggs Geirraþar liggja,

I. 298, 1—2:

hlífar borþz viþ hǫrþa
harþgleipnir dyn barþi

und öfter.

II. sagt Edzardi: 'U'lf lässt mehrfach a) die frumhending vor der aþalhending mit skothending assonieren: — ähn-

---

[1]) Ich verweise hier nur auf die auffallende übereinstimmung zwischen Egils Arinbjarnardrápa (herausgegeb. von Björlin) str. 5:

þá 's ormfránn
ennimáni
skein allvalds
ægigeislum.

und U'lfs halbstrophe (AM II. 499):

Inmáni skein ennis
Andusk vinar banda
A'ss skaut ægigeislum
Orþsæll á men storþar.

lich reimt b) ein wort vor skothending mit aþalhending.' — Da zu beiden sätzen nur beispiele aus U'lfs strophen angeführt sind, können sie nichts für die zusammengehörigkeit der unter den kenningar Þórs überlieferten strophen beweisen.

Aehnlich ist auch c) der fall, dass ein wort zwischen der skothending mit der aþalhending reimt oder umgekehrt. Die beispiele, welche hier folgen, sind aus strophen, welche unter U'lfs und Eysteins namen überliefert sind. Leider können wir die hier unter Eysteins namen überlieferten strophen nicht mit anderen vergleichen. Da wir nun Eystein sonst nicht kennen, die unter seinem namen überlieferten strophen im reime aber sich vollständig rein zeigen, so will ich die möglichkeit nicht bestreiten, dass diese strophen ursprünglich zur Húsdrápa U'lfs gehört haben. Die unter III b angeführten beispiele dagegen, wo Eystein ebenfalls dieselbe eigentümlichkeit wie U'lf zeigt (es findet sich eine dritte reimende silbe in der zeile), beweist meines erachtens nichts für die zusammengehörigkeit jener strophenteile, denn diese eigentümlichkeit ist fast bei allen skálden nachweisbar (vgl. Bragi AM I. 372 [17]. 374 [8]. 436 [6. 8]. Eilif AM I. 292 [21]. 294 [7. 18]. 296 [17]. 298 [3] und öfter).

Es bleiben noch die unter III a. angeführten beispiele übrig: in je einem vers bei Bragi und U'lf findet sich doppelreim übers kreuz. Für dieses beispiel habe ich weder bei Bragi noch bei U'lf eine zweite stelle finden können. Dieser doppelreim kann sich daher eben so gut unabsichtlich eingestellt haben.

Aus den eben angeführten gründen halte ich an der überlieferung, welche die Skáldskm. bieten, fest; es muss verschiedene dichter gegeben haben, welche den gleichen gegenstand, Þórs fang der Miþgarþzschlange, besungen haben. Ein solches lied nun ist offenbar in Gylfaginning benutzt. Allein dies kann nicht die einzige quelle gewesen sein. Die übereinstimmungen mit der Hymiskviþa (vgl. Edzardi s. 422) zeigen uns, dass ein diesem liede sehr ähnliches mit benutzt ist. Ob auch hier und da eine vereinzelte halbstrophe, wie sie uns Skáldskm. bieten, mit benutzt ist, wird der vergleich der einzelnen züge zeigen. Für unmöglich halte ich es nicht.

Ich habe schon zu verschiedenen malen auf die wörtliche

übereinstimmung zwischen Gylfag. und Skáldskm. hingewiesen. Dann ist aber jene frage nur dann von der hand zu weisen, wenn sich in den Skáldskm. benutzung von Gylfag. nachweisen liesse. Im umgekehrten falle oder bei der annahme, dass beide schriften von gleichem verfasser sind, verdient der gegenstand der erwägung. Ich führe daher jetzt die einzelnen züge der Gylfag. an und stelle daneben die strophen resp. halbstrophen, in welchen sich dieselben ebenfalls finden.

Gylfag. AM I. 166 (II. 286):

Ætlar nú [Þórr] at hitta Miþgarþzorminn (f. x) ok kom til jǫtuns nǫkkurs er Ymir er nefndr. (Þórr dvalþisk þar at gistingu um nóttina; en í dagan stóþ Ymir upp ok klæddisk ok bjósk at róa á sæ til fiskar AB). En um morgininn bjósk jǫtunn at fara til fiskar.

Bragi AM I. 242:

Þat erumk sýnt at snemma
sonr alldafǫþrs villdi
afls, viþ uri þakþan
jarþar reist, of freista.

1) erom A, erum G. sent BC, snemt G. er snimma A. 2) son B (E). G. alda favþs C. 3) alfs G. þafþan C, þæfðan B (þefdan so E), þe'fðan G. 4) vm A (og oder eg E).

Þór vill fara meþ honum, en jǫtunn lét ekki gagn mundu at kǫgursveini þeim. (En Þórr spratt upp ok var skjótt búinn ok baþ at Ymir skylldi láta hann róa meþ sér. En Ymir sagþi, at litil liþsemþ mundi at honum vera, er hann var lítill ok ungmenni eitt ok x). Mun þik kala, ef ek sit utarliga (utarla A poet.) á miþum (á m. fehlt x), sem ek em vanr. Þórr reiddisk honum mjǫk ok kvaþ þat eigi víst. (En Þórr sagþi at hann mundi róa mega fyr því langt frá landi; at eigi var víst, hvárt hann mundi fyr beiþask at róa utan ok reiddisk Þórr jǫtninum svá at þá var búit, at hann mundi þegar láta hamarinn skjalla honum, en hann lét þat viþ berask fyr því at hann hugþi þá at reyna afl sitt í ǫþrum staþ. x) ok (Hann x) spurþi (Ymi x), hvat þeir skylldi hafa at beitum.

Hymiskv. 17, 1—2:

Véorr kvaþsk vilja
á vág róa,

Hymiskv. 17, 3—4:

ef ballr jǫtunn
beitur gæfi.

Hymskv. 17, 5—8:

Ymir baþ hann fá sér beitur.

Hverf(þú) til hjarþar
ef (þú) hug trúir
brjótr bergdana
beitur sœkja!

18, 1—4:

þess væntir mik
at þér myni
ǫgn af uxa
auþfeng vera.

(þá snerisk þórr á braut, þangat er hann sá öxnaflokk nǫkkur, er Ymir átti x.) þórr (hann x) tók (hinn mesta x) uxann, er heitir Himinrjóþr, er Ymir átti (er Ym. átti fehlt x) ok sleit af hǫfuþit. (ok fór meþ til sævar. þórr gekk á skipit x) ok settisk í austrrúm.

[Hymskv. 18, 5—8:

Sveinn sýsliga
sveif til skógar
þar 's uxi stóþ
alsvartr fyrir.]

Hymskv. 19, 1—4:

Braut af þjóri
þurs ráþbani
hátún ofan
horna tveggja.

[Hierher nun gehört meines erachtens die halbstrophe Eysteins AM I. 254, 17—20:

Sín bjó Sifjar rúni
snarla framm meþ karli,
hornstraum getum Hrímnis
hrœra, verþar fœri.

1) Sin A. 2) meþr A. 3) getiñ B. hræfa A.]

ok þótti Ymi hann helldr róa mikit (tók tvær árar ok röri ok þótti Ymi skriþr verþa af róþri hans. Ymir röri í hálsinum framm ok sóttisk skjótt róþrinn. Sagþi Ymir, at þá vóru þeir komnir á þær vastir, er x) ok lét, þá komna á þær vastir, sem hann var vanr (at sitja ok draga flata fiska x) ok baþ þá eigi róa lengra (von ok baþ an fehlt x).

Hymskv. 19, 5—8:

Verk þykkja þín
verri myklu
kjóla valdi,
en (þú) kyrr sitir.

Hymskv. 20:

Baþ hlunngota
hafra dróttinn
áttrunn apa
útar fœra;
en sá jǫtunn

sína talþi
lítla fýsi
lengra at róa.

Þórr létsk (kveþsk x) villdu (sic AB, vilia C) enn myklu lengra róa (ok tóku þeir enn snertiróþr x).

Bragi AM I. 504:
Villdit vrǫngum ofra
vágs hyrsendir ægi
hinn 's mjótygil máva
mórar skar fyr Þóri.

1) Vildid C. ravngv*m* C [D. B*] orongum G. vaungum H. 2) byrsendir C. H [D. B*]. 3) ænn F. hinn er, die übrigen cods. mio tý-gill C. 4) mærar F. mǫrar H. fyrir cods.

Ymir kvaþ þat hætt vera viþ Miþgarþzorminn (sagþi Ymir þá, at þeir vóru komnir svá langt út, at hætt var at sitja fyr Miþarþz-orm x).

U'lf (nach A, Bragi nach x) AM I. 258[3]:
Þjókkvǫxnum kveþsk þykkja
Þiklingr firinmikla
hafra njǫts at hǫfgum
hætting megindrætti.[1])

Þórr vill róa, Ymir varþ ókátr (en Þórr kveþsk mundu róa enn um hríþ ok svá görþi hann, en Ymir var allókátr x).

Hymskv. 21 ff.:
[Dró mærr Hymir
móþugr hvali
einn á ǫngli
upp senn tvá]
en aptr í skut
O'þni sifjaþr
Véorr viþ vélar
vaþ görþi sér.
Engdi á ǫngul
sá 's ǫldum bergr
orms einbani
uxa hǫfþi.

Þórr greiddi vaþinn ok lét (En þá er Þórr lagþi upp árarnar, greiddi hann til vaþ helldr sterkjan ok eigi var ǫngullinn minni eþa óramligri. Þar lét Þórr x) koma uxahǫfuþit á ǫngulinn (ok kastaþi fyr borþ x) ok fór (ǫngullinn x) til grunnz. (ok er þat satt at segja, at eigi ginnti Þórr minnr þá Miþgarþzorm, en U't-garþaloki hafþi spottat Þór, þá er hann hóf orminn upp meþ hendi sér x).

Miþgarþzormrinn beit á ǫngli-num ok kom í góminn. (Miþgarþz-

1) Hymskv. 22, 5—8:
gein viþ agni
sú 's goþ fjá

[1]) Ich gebe hier keine varianten an; ich habe dieselben den als anhang angefügten strophenteilen U'lfs beigefügt.

ormr gein um uxahǫfuþit, en ǫngullinn vá í góminn orminum x).

umgjǫrþ neþan
allra landa.

2) Eilif (AM I. 256 [24]).
Þrǫngvir gein viþ þungum
þangs rauþbita tangar
kvelldrunninna kvenna
kunnlegs alinn munni.

1) þrongv*m* gæir B. þreyngvir A. 4) kvn legs C. alin A. (Auch in B möchte ich so lesen; der raum zwischen a und l ist ganz gering.) á lín C. (Einige worte dieser halbstrophe sind mir noch dunkel. Ich schliesse mich Egilssons erklärung Lex. poet. sub Kunnleggr an. Vgl. jetzt Edzardi a. a. o. s. 429—30.)

En ormrinn brá viþ fast svá (En er ormrinn kenndi þat, brá hann viþ svá hart x), at báþir hnefar Þórs skullu viþ (ut at B. a C.) borþinu.

Eystein AM I. 254 [21]:
Svá brá viþr, at sýjur
seiþr renndi framm breiþar
jarþar, út at borþi
Ullz mágs hnefar skullu.

1) vidr C. svivr C. So hat die hs. Bei y findet sich stets der kleinere strich auf der linken seite des grösseren; steht er aber, wie hier, auf der rechten, so haben wir verlängertes v. Vgl. cod. praef. AM I. 26: freovit, gevis, gave, ver*ir* (= v); I. 36 [14]: hava u. öfter. 4. mag*ar* C.

Þá fœrþisk Þórr í ásmegin. (En þá varþ Þórr reiþr ok fœrþisk í ásmegin x), spyrndi viþ fast svá, at hann hljóþ báþum fótum í gegnum skipborþit (skipit x) ok spyrndi viþ grunni;

[Ǫlvir hnúfa AM I. 254:
Œstisk allra landa
umgjǫrþ ok sonr jarþar.?]

[Bragi AM I. 370:
Þá 's forns Litar flotna
á fangboþa ǫngli
hrökkviáll of hrokkinn
hekk Vǫlsunga drekku.

2) Ich lese im cod. C, der ein-

zigen alten hs., wo diese strophe überliefert ist, a fangboþa. Der raum zwischen a f ist nicht kleiner als der zwischen f a].

dró þá at sér orminn ok upp viþ borþinu; (dró þá orminn upp at borþi x).

Hymskv. 23, 1—4:
Dró djarfliga
dáþrakki Þórr
orm eitrfáan
upp at borþi.

(En þat má segja, at engi x) en engi hefir sét hinar ógurligstu sýnir (allógurligar sjónir x), er eigi hefir þat [sc. sét], er Þórr hvesti augun á orminn; en hann (ormrinn x) starþi neþan á móti (í mót x) ok blés eitrinu.

1) U'lf Uggas. (nur im appendix von B, Sn. E. II. 499, erhalten).
Inmàni skein ennis
Andottz vinar banda,
A'ss skaut œgigeislum
Orþsæll á men storþar.[1])

2) Eystein. Sn.E. I. 254.
Leit á brattar brautir,
baugs hvassligum augum
œsti storþar, flausti,
augs búþ faþir Þrúþar.[2])

1) brattrar bravtar B. 2) baug BC, hvasslegvm B. 3) æstiz orþ at fl. A, æstiz aðr at BC. (NB. st hat der schreiber des archityp. für das med. sc angesehen und hat das ihm gebräuchliche z eingesetzt.) 4) ygs A, avgs C, B schreibt avgs; über der linie, zwischen av und g findet sich in der hs. das verschlungene av, welches wie immer der ligatur 'ur' sehr ähnlich ist.

[1]) Edzardi (a. a. o. s. 428) stellt diese halbstrophe an andere stelle; er fasst v. 3 ægi als acc. von Ægir und liest: Þór traf das meer mit blitzstrahlen. Ich halte deshalb an der alten auffassung fest, weil nach meiner überzeugung Þór erst dann seinen hammer durch die lüfte sausen liess, als der riese die angelschnur zerschnitten, und die Miþgarþzschlange ins meer zurückgesunken war. Dann konnte aber nicht gesagt werden, dass Þór die schlange angeschaut habe. Aus diesem grunde setze ich diese halbstrophe hier an.

[2]) Das 'áþr' von BC gibt wenig sinn; das 'brattar brautir' der cod. AC stellt diese lesart als ursprünglich hin. Ich habe deshalb zur

Zur halbstrophe U'lfs (AM II. 499) gehört als 2. teil AM I. 412:

En stirþþinull starþi
Storþar leggs fyr borþi
fróns á folka reyni
fránleitr ok blés eitri.

Denselben zug berichtet Bragi AM I. 256 [15]:

Ok borþróins barþa
brautar þvengr hinn ljóti
á haussprengi Hrúngnis
harþgeþr neþan starþi.

1) borðtoins C (nicht -tóins). 2) hringr (*þvengr) BC. v. 3) fehlt C. havsprengi B (!), havs prengiv A. hrvgnis B.

(þá er sagt at x) Jǫtunninn varþ (Hymir gerþisk x) litverpr (fǫlnaþi ok ræddisk x), er hann sá orminn ok (þat er x) særinn fell (út ok inn x) nökkut (of nökkvann x).

En (ok í því bili x) er Þórr greip hamarinn (ok fœrþi á lopt, þá x) fálmaþi jǫtunninn til agnsaxins ok hjó viþ borþinu (af borþi C, a borði B) vaþ Þórs.

Bragi AM I. 256 [1]:

Hamri fórsk í hœgri
hǫnd, þá 's allra landa
eygir ǫflugbǫrþu
enndiseiþs of kenndi.

1) forst B. fork A. 3) ei*gi* avflvg bára A, barþa BC. (Ich schliesse mich Jónssons lesart und auffassung der hlbstr. an, als deren autor ich wol nicht mit unrecht herrn prof. Gíslason vermute.) 4) endi skeiþs C. v*m* A. af C.

conjectur die zuflucht genommen und lese: Faþir Þrúþar leit á flausti brattar brautir (die für das schiff steilen wege sind die wogen) búþaugs, œsti baugs storþar hvassligum augum.

Gamli AM I. 256
(Bragi hinn gamli?):
þá 's gramr, hinn 's svik samþi
snart Bilskirnis hjarta
grundar fisk meþ grandi
gljúfr skeljúngs nam rjúfa.

1) Meþan x, samþit A. 2) bilskirni A. 4) mvn A. (NB. Von den gegebenen auflösungen ist mir die von Jónsson mitgeteilte, vgl. Sn.E. s. 246, die ansprechendste.)

[Vgl. Hymiskv. 23, 5—8:
hamri kníþí
háfjall skarar
ofljótt ofan
úlfs hnitbróþur.

24: Hreingálkn hlumþu,
en hǫlkn þutu,
fór in forna
fold ǫll saman.]

en ormr (ormrinn x) sökþisk (savck A, sektiz B. savktiz C) í særinn.

Hymiskv. 24, 5—6:
sökþisk síþan
sá fiskr í mar.

En þórr kastaþi hamrinum eptir honum ok segja menn, at hann lysti af honum hǫfuþit viþ hrǫnnunum. [En ek hygg hitt vera þér satt at segja, at Miþgarþzormr lifir enn ok liggr í sæ.] En þórr reiddi til hnefann ok setr viþ eyra Ymi svá at hann steyptisk fyr borþ ok sér í iljar honum [1]); en þórr óþ til landz.

U'lf AM I. 258 [13]:
Víþgymrir laust Vimrar
vaþs af fránum naþri
hlusta grunn viþ hrǫnnum.
Hlaut; innan svá minnum.

U'lf AM I. 266 [8]:
Fullǫfflugr lét fellir
fjallgauts hnefa skjalla,
ramt mein var þat, reyni
reyrar leggs viþ eyra.[2])

[1]) So haben BC, welchen ich mit Edzardi hierin den vorzug gebe. Vgl. a. a. o. s. 428. Das [ ] halte ich jedoch für späteren zusatz. A schreibt: en þorr kastaþi hamrinv*m* ok lavst v*iþ* eyra iotninv*m* *sva* at h*ann* steyptiz at borþino. ok lavst af h*on*v*m* hofvþit v*iþ* haon. — (NB. Nach n sind im cod. 1 oder 2 buchstaben durch ein loch vernichtet.)

[2]) Ich habe diese zwei strophen im hinblick auf Gylfag. red. x

Ich habe die einzelnen züge der erzählung vom fang der Miþgarþzschlange angeführt und die stellen, wo sich dieselben in Hymiskv. und der skåldendichtung widerfinden, daneben gestellt. Der vergleich zeigt, dass die quellen doppelte gewesen sind: ein lied, welches in die Hymiskviþa aufgenommen worden ist (vgl. Edzardi s. 424) und skåldenstrophen. Letztere sind hauptsächlich da benutzt, wo der verfasser der Gylfag. den kampf zwischen Þór und der schlange schildert. Wörtlich stimmt Gylfag. überein mit Bragi, U'lf, Eystein[1]). Da ich nun aus den oben angeführten gründen die annahme Edzardis, dass in Skåldskm. mehr als die dem U'lf zugeschriebenen strophen ihm angehört haben müssen, nicht teilen kann, so glaube ich, liegt der annahme nichts im wege, dass der verf. der Gylfag. mit zugrundelegung eines gedichtes, U'lfs Húsdrápa, seine schilderung durch züge, welche er in dieser oder jener skåldenstrophe vorfand, ausschmückte.

Die Húsdrápa U'lfs finden wir ferner benutzt in der erzählung von Baldrs verbrennung. Die hier controlierbaren züge zeigen ebenfalls engen anschluss an die quelle. Ich führe die fünf züge an, wo uns U'lfs strophen erhalten sind:

AM I. 176[7]:	AM I. 428:
— en O'þinn kallaþi til berserki IIII at gæta hestsins, ok fengu þeir eigi halldit nema þeir felldi hann. Þá gekk Hyrrokin á frammstafn nǫkkvans ok hratt framm í fyrsta viþbragþi (so x. A: *ok* nv fengo ei*gi* b*er*serkir halldit tavmonv*m*. hon dro f*ramm* skipit *ok* at f*yr*sta viðbragþi hravt —).	Fullǫflug lét fjalla framm hafsleipni þramma Hilldr, en Hropts of gilldar hjálms ellda mar felldu.

anders folgen lassen, als sie in der Húsdrápa gestanden haben können. Jene muss in derselben den schluss gebildet haben.

[1]) Die wörtliche übereinstimmung zwischen Gylfag. und Eilif (AM I. 256) 'gein' kann nicht hierher gezogen werden, da man diese übereinstimmung auch zwischen Gylfag. und Hymiskv. (22[5]) findet.

I. 176[19]:

Fryst er at segja frá O'þni, at meþ honum fór Frigg ok valkyrjur ok hrafnar hans.[1])

AM I. 234:

Riþr at vilgi víþu
víþfrægr, en mér líþa
Hroptatýr of hapta
hróþrmál, sonar báli,

AM I. 238:

þar hykk sigrunni svinnum
sylgs valkyrjur fylgja
heilags tafns ok hrafna.
Hlaut innan svá minnum.

AM I. 176[21]:

Freyr sat [ók x] i kerru ok var þar beittr fyr gelltrinn Gullinbursti;

AM I 264:

Ríþr á bǫrg til borgar
bǫþfróþr sonar O'þins
Freyr, ok fólkum stýrir,
fyrstr enum gulli byrsta.

AM I. 240:

en Heimdallr reiþ Gulltopp ...

AM I 240:

Kostigr riþr at kesti,
kyngóþr, þeim 's goþ hlóþu
hrafnfreistaþar, hesti
Heimdallr at mǫg fallinn.

Diese controlierbaren stellen mögen beweisen, dass in dieser erzählung U'lfs Húsdrápa, und diese wol allein, benutzt ist.

Ich wende mich jetzt zu den anderen erzählungen der Gylfag. und vor allem zu Þórs fahrt zu U'tgarþaloki.

Þórs reise zu U'tgarþaloki (AM I. 140 ff.) lässt sich in der skáldendichtung nicht widerfinden, ja uns wäre sogar der name U'tgarþaloki dunkel, hätte uns nicht Saxo grammaticus dar-

---

[1]) Dieser zug fehlt in A; ich habe das fehlen desselben aus dem abirren des schreibers von f in fyrst zu f in Freyr zu erklären gesucht. Doch kann ich auch hier gewisse zweifel, welche sich gegen die ursprünglichkeit von x regen, nicht unterdrücken:

1) Der zweite teil der strophe, v. 5—8, welcher am deutlichsten benutzung der Húsdrápa zeigt, fehlt ebenfalls cod. A Skáldskm. AM II. 303.
2) Von der gefolgschaft der Frigg weiss die quelle nichts; sonst ist aber der anschluss an die quelle ganz eng.
3) Die gleich folgende halbstrophe U'lfs lässt Frey den vorritt haben; Frey wird auch in A zuerst erwähnt. Andererseits stempeln die worte hlaut u. s. w. jene strophe auch in der Húsdrápa zur letzten strophe.

über aufschluss gegeben (I. 457). Bei unserer erzählung glaube ich nun zunächst zwei quellen annehmen zu müssen: die eine schildert Þórs einkehr bei dem bonden und seine erwerbung von Þjálfi und Rǫskva; die andere Þórs reise zu U'tgarþaloki. Man kann diese zwei teile noch ganz deutlich erkennen, da die vereinigung derselben dem verfasser der Gylfag. doch nicht ganz gelungen ist.

Als sich Þór vom bonden aufmachte, begleiten ihn Loki, Þjálfi und Rǫskva. Er lässt seine böcke zurück; dass er dieselben aber wider holt, davon erfahren wir im 2. teile nichts. Ausser diesem wenig ins gewicht fallenden zug spricht für die ursprünglich doppelte quelle die erscheinung der Rǫskva. Im anfange der zweiten erzählung ist dem verfasser der Gylfag. die verschmelzung noch vor augen, er lässt Rǫskva mit nach Jǫtunheim marschieren. Erwähnt er sie auch nicht, so spricht doch der neutr. plur. 'þau' ganz entschieden dafür. Allein als Þór und seine genossen am abend das nachtlager aufsuchen, ist Rǫskva vergessen; der von jetzt ab regelmässig auftretende plur. 'þeir', der umstand, dass Rǫskva weder bei U'tgarþaloki, noch auf der heimfahrt erwähnt wird, sind dafür die sichersten beweise. Der grund, dass der verfasser der Gylfag. jene zwei erzählungen als éine widergab, ist leicht erklärlich. Es sollte Þórs aufenthalt bei U'tgarþaloki geschildert werden. Hier tritt aber Þjálfi mit auf. Dieser ist bisher noch nicht erwähnt. Um uns nun mit der person Þjálfis bekannt zu machen, schildert uns Gylfag. wie Þór zu demselben gekommen ist.

Ich habe auf die verschmelzung jener zwei erzählungen hauptsächlich deshalb hingewiesen, um dadurch klar zu legen, dass wir kein recht haben, wie z. b. Lüning [1]) annimmt, die erwerbung von Þjálfi und Rǫskva, sowie das erlahmen der böcke, in verbindung mit Þórs reise zu U'tgarþaloki zu bringen; dies ist einzig und allein das machwerk des verfassers der Gylfaginning. Trotzdem bin ich aber weit entfernt, in Hymiskviþa die ursprüngliche fassung, den ursprünglichen zusammenhang zu finden.

Unverschmolzen kennt auch noch Saxo grammaticus Þórs

[1]) Vgl. Edda s. 197.

reise zu U'tgarþaloki: Thorkillus unternimmt mit seinem gefolge eine reise zum Utgarthilocus; auf derselben begegnen ihnen allerlei wunderliche dinge. Diese erzählung geht im grunde auf dasselbe hinaus, wie die der Gylfaginning. Die quelle beider erzählungen war wol mündliche tradition.

Auch bei den erzählungen, welche sich um Baldrs tod gruppieren, haben wir meiner ansicht nach drei teile: Baldrs tod, Baldrs begräbnis, Hermóþs ritt zur Hel. Die zweite dieser erzählungen geht direct auf die Húsdrápa zurück; dieses gedicht schildert gemälde, welche dem heidnischen volksglauben entlehnt sind; somit haben wir in dieser erzählung nachweisbar altheidnische vorstellungen. Die erste und dritte erzählung zeigen offenbar benutzung von Eddaliedern. Dass in der erzählung, welche die anstrengung der götter schildert, Baldr von der Hel wider zu erlangen, ein uns verloren gegangenes lied zu grunde gelegen hat, beweist die AM I. 180 eingeflochtene strophe.

Allein auch bei der erzählung von Baldrs tod hat wol (neben Vǫlsp.?) ein unserer Vegtamskviþa ähnliches gedicht zu grunde gelegen: Der eingang der erzählung (AM I. 172) deutet auf eine strophe hin, welche der ersten der Vegtamskviþa sehr ähnlich war.[1])

Die letzte erzählung endlich aus diesem kreise ist die bestrafung Lokis. Dieselbe stimmt auffallend überein mit den schlussworten der Lokasenna. Während sie aber hier nicht recht am platze ist — oder wenigstens weniger als in Gylfag. —, passt sie nach Gylfaginning ausgezeichnet. Dieser umstand nun ist der hauptgrund, weshalb Bergmann[2]) und Rosselet[3]) zu dem resultate geführt werden, dass der sammler der Eddalieder die Gylfag. benutzt habe. Nun macht Bugge[4]) mit vollem rechte darauf aufmerksam, dass die übereinstimmung nicht so gross sei, dass sie uns zur annahme zwinge, der sammler der Eddalieder habe Gylfag. abgeschrieben.

---

[1]) Vgl. Bugge N. F. fort. s. XXX.
[2]) Poëm. Isl. s. 174.
[3]) In Ersch und Gruber Encyclop. II. sect. 31. t. s. 253.
[4]) N. F. fort. s. XXX.

Die erzählung von der bestrafung Lokis findet sich ferner in der Voluspá. Cod. Hb (str. 30) erwähnt nur Lokis strafen und diese nach der erzählung vom kampf der ásen und vanen, also an ganz unpassender stelle. Anders steht es im cod. R. Hier steht die erzählung in demselben zusammenhange wie in Gylfag.: str. 32, 1 — 33, 4 schildert Baldrs tod, str. 33, 5—34 erzählt Valis rache an Hoþr und die trauer der Frigg, str. 35 die bestrafung Lokis.

In anderer beziehung dagegen steht Gylfag. cod. Hb. näher als R: Gylfag. kennt wie Hb. den zug, dass Lokis fesseln aus den gedärmen seines sohnes gemacht sind; ebenso haben beide texte die erzählung unmittelbar vor den ragnarok. Fassen wir die verschiedenen überlieferungen der Voluspá zusammen gegenüber der Gylfag. ins auge, so ist Volsp. (cod. R) darin ausführlicher, dass sie die rache Valis an Hoþr erzählt, andererseits aber berichten die cods. der Volsp. nichts vom fange Lokis. Aus der eben angeführten erörterung glaube ich schliessen zu dürfen, dass die quelle der Gylfag. anders gewesen ist, als einer der uns erhaltenen cods. der Volsp. Da nun jene erzählung in den cods. der Volsp. an verschiedenen stellen steht, da ferner die zwei cods. selbst unter einander abweichen, da drittens Gylfag. bald mit Hb, bald mit R züge gemein, ebenso einem der beiden cods. gegenüber diesen oder jenen zug mehr oder weniger hat, da es schliesslich feststeht, dass die Volsp. des verfassers der Gylfag. ein ähnliches conglomerat von berichten gewesen ist, wie die uns erhaltene, so weiss ich nicht, was uns an der annahme hindert, dass jene erzählung von Lokis bestrafung in der Volsp. des verfassers der Gylfag. gestanden habe. Sie stand hier in verbindung mit Baldrs tod (?), aber wol unmittelbar vor den ragnarok; sie kannte die trauer der götter, wie cod. R sie kennt, aber nicht die rache Valis an Hoþr; sie hatte die bestrafung Lokis wie cod. R, die von Lokis söhnen wie cod. Hb, sie wusste von dem gift, welches auf Loki träufelt, wie cod. R und Hb. Ob der fang Lokis dagegen auch ein teil der Volsp. oder ursprünglich ein lied für sich gewesen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Mit cap. 51 betreten wir den letzten teil der Gylfaginning: die erzählungen vom grossen winter, vom göttergeschick

und von der widergeburt der welt. Dieser teil beruht in der hauptsache auf dem eschatologischen teile der Vǫlsp.; nur hier und da ist derselbe durch bemerkungen, welche den Vafþrm. entnommen sind, bereichert. Wo aber der bericht der Gylfag. gegenüber diesen zwei Eddaliedern zusätze bringt, lassen sich dieselben leicht als persönliche bemerkungen des verfassers erklären.

Die schilderung des weltunterganges beginnt mit der schilderung des 'fimbulvetr'. Drei winter folgen hinter einander, ohne dass ein sommer dazwischen liegt. Da herscht frost und wind, keine sonne zeigt sich am firmamente. Dies ist die schilderung des vindǫld von Vǫlsp. 45⁹. Darauf fährt Gylfag. fort, dass diesem winter drei andere winter vorausgehen würden, während welcher die greueltaten unter den menschen ausbrechen. Die darauf citierte strophe Vǫlsp. 45 schildert dieselben. Die ersten drei winter halte ich nur für eine zutat des verfassers der Gylfaginning; allein ich halte dieselbe für vollständig berechtigt: wenn die sonne nicht mehr scheint und alle wetter toben, konnten die menschen nicht mehr existieren. Von dieser anschauung ausgehend, fügte der verfasser der Gylfag. noch drei andere winter hinzu, welche vor jenem winter lagen. Nach den vorgängen unter den menschen schildert Gylfag. den eigentlichen 'fimbulvetr'.

Sonne und mond werden von wölfen verschlungen; die sterne fallen vom himmel. Hier vereinigt der verfasser der Gylfag. was ihm aus Vǫlsp. 40 und 57 bekannt ist. Auch im folgenden hält sich Gylfag. ziemlich streng an Vǫlsp. Eine nebeneinanderstellung beider berichte wird am besten die benutzung und die art derselben zeigen.

	Vǫlsp. 49:
Jǫrþin skelfr, bjǫrg ok viþir losna ór jǫrþunni ok hrynja; (Quelle nicht nachweisbar.)	[Geyr nú Garmr mjǫk fyr Gnípahelli¹)]
fjǫtrar ok hǫnd brotna. Þá verþr Fenrisúlfrinn lauss;	festr man slitna, en freki renna.

¹) Sievers (Beitr. VI, s. 314) will Gnipahelli lesen. Bringen wir das wort mit gnípa = rupes praerupta zusammen, was ja die gewöhnliche annahme ist, so sind wir nicht berechtigt i anzusetzen, denn Sn. E. I, 298²⁰ reimt Eilif: gnípu hlǫþr á greypan. Nun findet sich aber unter

þá geysisk hafit á landit þvíat Miþgarþzormrinn snýsk í jǫtunmóþ;

Vǫlsp. 50, 3—5:
Snýsk jǫrmun gandr
í jǫtunmóþi;
ormr knýr unnir,

þá losnar skipit Naglfari, (er gört er ór nǫglum dauþra manna; því skal maþr eigi deyja meþ óskornum nǫglum, at sá [máþr x] eykr mikit efni til skipsins Naglfara, er goþin villdu at seint yrþi gört, ok svá menninir.[1])

Vǫlsp. 50[8]:
Naglfar losnar.

(En í þessum sævargangi flýtr Naglfari); Hrymr stýrir honum.

Vǫlsp. 50, 1—2 sagt nur:
Hrymr ekr austan,
hefisk lind fyr.

Vǫlsp. weiss nichts davon, dass Hrymr Naglfari lenkt. Das hat meiner ansicht nach der verfasser daraus geschlossen, dass Vǫlsp. 50 v. 1 Hrymr, v. 8 Naglfari erwähnt wird.

Es folgen in Gylfaginning die bemerkungen, dass der eine kiefer des Fenriswolfes den himmel, der andere die erde berühre; dass die Miþgarþzschlange gift speie. Diese zwei züge haben wir bereits fast wörtlich in Gylfag. angetroffen: den ersten (AM I. 112) bei fesselung des Fenriswolfes, wo die götter ein schwert in seinen mund bringen, dass er denselben weit aufsperren muss; den letzteren wörtlich beim missglückten fange der Miþgarþzschlange (AM I. 170). Diese zwei erzählungen haben jedenfalls hier dem verfasser der Gylfag. vorgeschwebt.

———

ellzheiti (AM II. 486. 570) ein wort 'gnipall'. Dies muss auch nach den von Sievers gefundenen regeln als kurz angesetzt werden. Egilsson bringt dasselbe mit gneypr = saevus zusammen. Vielleicht ist Gnipahellir mit diesem worte verwant.

[1]) Diese bemerkung ist machwerk des verfassers der Gylfag. Sie ist entstanden aus dem aus heidnischer zeit stammenden gebrauche, die nägel nicht den bösen geistern zu überlassen. Noch jetzt dürfen in Norwegen nach sonnenuntergang die nägel nicht verschnitten werden, da dann die bösen geister, welche sie holen, bereits hervorgekommen sind. Vgl. Fahrten durch Norwegen etc. von G. Hartung und A. Dulk s. 189.

þá klofnar himinnin ok í þessum gný ríþa Múspellz megir. —

So fährt Gylfag. fort. Wie schön auch dieser zug ist, so entspricht er doch keineswegs dem berichte der Vǫlsp. Hier kommen nach strophe 51 Múspellz söhne, geführt von Loki, über das meer. Nun hat der verfasser der Gylfag. offenbar Vǫlsp. 51 ebenso gekannt wie wir; denn diese strophe hat ihm zweifelsohne vorgeschwebt, wenn er uns AM I. 158 berichtet, dass Múspellzmegir das schiff Naglfari haben.[1]) Ich werde noch weiter unten zeigen, dass er ebenfalls das 'austan' von Vǫlsp. 51 [1] gekannt haben muss. Das verlassen der vorlage findet aber leicht seine erklärung; es zeigt uns aber auch, mit welchem scharfsinn der verfasser der Gylfag. gearbeitet hat: In der Vǫlsp. stand, dass Surt von süden komme. Dort hat er bisher gewohnt und Múspellzheim geschirmt (Sn. E. I. 40). Múspellzheim konnte aber nur das reich der Múspellzsynir sein. Daher musten die Múspellzsynir auch aus Múspellzheim kommen und da Surt hier die regentschaft führt, muste er sie führen. Zu Surt selbst führt uns aber der gleich folgende bericht der Gylfaginning:

	Vǫlsp. 52, 1—4:
Surtr ríþr fyrst; fyr honum ok eptir er elldr brennandi; sverþ hans er svá bjárt sem sól.	Surtr ferr sunnan meþ sviga lævi, skínn af sverþi sól valtíva.

Dass hier Gylfag. Vǫlsp. 52, welche strophe AM I. 40 in Gylfag. citiert ist, benutzt hat, liegt auf der hand. Wir sehen aber auch, wie der verfasser v. 3—4 aufgefasst hat: es geht von Surts schwert ein glanz aus wie er nur von der sonne ausgeht.

	Fafm. 15:
En þá er þeir ríþa brotnar Bifrǫst —	Bilrǫst brotnar es þeir á brú fara.

Diese zeilen haben hier offenbar dem verfasser der Gylfag. vorgeschwebt. Ueber Bifrǫst musten die götter reiten, um zu dem richtplatz zu gelangen. Da nun aber die götter täglich über Bifrǫst reiten, so muste ein besonderer grund da sein,

[1]) Vgl. auch Bugge a. a. o. s. 31.

dass die brücke gerade bei diesem ritte zusammenbrach. Deshalb liess der verfasser der Gylfag. die brücke durch den ritt der Múspellzsöhne über dieselbe zusammenbrechen.

Múspellz megir ríþa á vǫlinn Vígríþ.

Diese bemerkung ergibt sich aus der gleich folgenden beschreibung von Vígríþ, wo der kampf zwischen den guten und bösen mächten stattfindet. Der andere teil der bösen mächte sind Loki und seine schaaren.

Þar kömr Fenrisúfr ok Miþgarþzormrinn; þar er ok Loki ok Hrymr meþ honum. Loka fylgja ok hellurnar. —

Bei dieser stelle ist in der hauptsache Vǫlsp. 50—51 benutzt. Und diese strophen haben ohne zweifel gerade so vorgelegen, wie sie uns vorliegen. Wie ich schon oben bemerkt, muss der verfasser der Gylfag. 51[2] Múspellz gelesen haben. Allein er hat ohne zweifel 51[1] auch 'austan' gehabt; denn nur so erklärt es sich, dass er Hrymr bei Loki sein lässt: wie Loki, so kam auch er aus osten. Dass auch die 'hellurnar' auf Lokis seite stehen, dazu gab das 'fíflmegir' von 51[3] veranlassung.

Neben Lokis schaaren stellen sich Múspellz söhne in schlachtordnung auf. Auf die bemerkung des verfassers der Gylfag. folgt die beschreibung des kampfplatzes:

	Hierzu Vaþrm. 18:
Vǫllrinn Vígríþr er hundraþ rasta víþr á hvernig.	Vígríþr heitir vǫllr es finnask vígi at Surtr ok in svásu goð, hundraþ rasta hann 's á hverjan veg sá 's þeim vǫllr vitaþr.

Bis hierher hat der verfasser der Gylfag. die vorbereitungen zum grossen kampfe bei den bösen mächten geschildert. Letztere sind zum entscheidungskampfe bereit. Jetzt führt uns Gylfag. zu den göttern und schildert uns an erster stelle ihre vorbereitungen.

	Vǫlsp. 46, 5—6: (citiert in Gylfag.)
Heimdallr blæss í Gjallarhorn ok vekr upp ǫll goþin til þingsins.	Hátt blæss Heimdallr horn 's á lopti;

	Vǫlsp. 46, 7—8 (citiert in Gylfag.):
O'þinn ríþr til Mímisbrunnz ok tekr af Mími ráþ fyr sér.	mælir O'þinn viþ Míms hǫfuþ.

Nicht bei Mímirs haupte, wie in Vǫlsp. und Yngls., holt sich O'þin rat, sondern bei Mímir selbst. Die ursache, dass hier Gylfag. von der quelle abweicht, liegt in der auffassung des verfassers von 'Míms hǫfuþ' Vǫlsp. 46 [8]. Bereits AM I. 68 haben wir dieselbe auffassung gefunden: er sah in Mímir den besitzer des Mímirbrunnens; in dem 'Míms hǫfuþ' eine umschreibung für Mímir.

	Vǫlsp. 47, 1—2 (citiert in Gylfag.):
þá skelfr askr Yggdrasils, —	Skelfr Yggdrasils askr standandi.

	Vǫlsp. 47, 5—6:
ok engi hlutr er þá óttalauss á himni ok á jǫrþu.	hræþask allir á helvegum.

Æsir herklæþask til þingsins (ok allir einherjar koma a vǫllinn.)

Diese bemerkung ist erschlossen aus Vǫlsp. 48 [4]:

æsir 'ru á þingi.

O'þinn ríþr meþ gullhjálminn fyrstr ok hefir geirinn Gungni í hendi —

Dieser zug steht nicht in der uns erhaltenen Vǫlsp. Wenn O'þin zum kampf ausritt, muste er seinen speer bei sich haben; eine besondere quelle für diesen zug anzunehmen haben wir meiner ansicht nach nicht notwendig.

	Vǫlsp. 53, 3—4:
ok stefnir á móti Fenrisúlfinum.	es O'þinn ferr viþ úlf vega.

	Vǫlsp. 56, 3—4:
þórr bersk viþ Miþgarþzorminn,	gengr O'þins sonr viþ orm vega.

	Vǫlsp. 53, 5—8:
Freyr móti Surti ok fellr hann, (er hann hefir eigi sverþit góþa. Vgl. AM I. 124).	En bani Belja bjartr at Surti þar man Friggjar falla angan.

Hundrinn Garmr er þá lauss frá Gnípalundi ok barsk viþ Tý ok hefir hvartveggi bana.

Dieser zug geht offenbar auf das stefjamál des 2. teiles der Vǫlsp. zurück. Die erwähnung des Garmr in Gylfag. zwischen dem fall des Frey und dem kampf Þórs mit der Miþgarþzschlange zeigt uns klar, dass in diesem punkte die Vǫluspá des verfassers der Gylfag. dem cod. Hb näher gestanden als R, denn Hb hat jenes stefjamál an der stelle, wo Gylfag. den Garmr als kämpfer einführt (Bugge str. 47). Den kampf selbst kann ich nur für ein machwerk des verfassers der Gylfag. halten. Muste der kriegsgott Týr nicht eine hervorragende rolle bei den letzten kämpfen spielen? Dieser gedanke kam ihm wol in den sinn, durch das stefjamál wurde seine phantasie unterstützt und so schuf er aus demselben einen hund 'Garmr'. Der ausgang des kampfes, wie ihn uns Gylfag. schildert, war natürlich durch das fehlen der quellen bedingt. Etwas ähnliches werden wir auch beim kampf Lokis mit Heimdall zu finden haben.

Þórr drepr Miþgarþzorminn ok stígr framm níu fet um eitr ormsins; (þá fellr hann dauþr til jarþar fyr eitri því er ormrinn blés á hann x.)

Vǫlsp. 56, 5—6:
drepr (hann) af móþi
Miþgarþz véurr.

Vǫlsp. 56, 9—12:
gengr fet níu
Fjǫrgynjar burr,
neppr frá naþri
níþs ókvíþnum.

Hier ist offenbar Vafþrm. 53, 1—2 benutzt:

U'lfrinn gleypir O'þin ok er þat hans bani.

U'lfr gleypa
mun Aldafǫþr,

Vafþrm. 53, 3—6:

Þá snýr Viþarr framm ok stígr ǫþrum fœti í neþra kept. [Hann hefir þann skó, er allan alldr hefir verit til samnat; þat eru bjórar, er menn taka ór skóm sínum fyrir tám ok hæli: því skal þeim bjórum á brott kasta sá maþr, er at því vill hyggja

þess mun Viþarr vreka:
kalda kjapta
hann klyfja mun
vitnis vígi at.

at koma ásum at liþi. NB. Bemerkung des verfassers, wol einer volkssitte entnommen.] Annarri hendi tekr hann enn efra kept úlfsins ok rífr í sundr gin hans ok verþr þat úlfsins bani.[1])

Loki bersk viþ Heimdall ok verþr hvarr annars bani.

Auch dieser zweikampf ist entschieden nur machwerk des verfassers der Gylfag. Die hervorragenden erscheinungen, falls dieselben nicht in den quellen noch nach den ragnarǫk auftreten, sind gefallen; nur Loki allein war noch übrig. Deshalb ersann der verf. der Gylfag. einen zweikampf zwischen ihm und Heimdall und liess notwendigerweise die gottheiten sich gegenseitig fällen. —

Vǫlsp. 57, 7—8:

Þá slöngvir Surtr elldi yfir jǫrþina ok brennir heiminn allan.

leikr hár hitti viþ himin sjálfan.

Diese worte bilden den schluss des weltunterganges. In wahrhaft schöner weise hat der verfasser die letzten scenen geschildert: zuerst die vorzeichen unter den menschen, dann die vorzeichen des göttergeschicks in der natur. Nach diesem machen sich die dämonischen mächte zum kampfe auf, an ihrer seite führt uns der dichter zum kampfplatz. Dann erst leitet er uns zu den ásen, schildert uns ihre vorbereitungen zum kampf, den kampf selbst und den endlichen sieg der bösen mächte.

Im grossen und ganzen ist der verfasser seiner quelle, welche in der hauptsache die Vǫluspá war, treu gefolgt, wenn er auch dieselbe mehr oder weniger frei behandelt hat. Um nicht mit anderen, mit früheren schilderungen in conflict zu geraten, muss er hier und da seine quelle verlassen und kommt dadurch in einzelnen punkten in widerspruch mit der Vǫlsp. Dieser widerspruch zeigt sich nun namentlich zwischen Gylfag. und Vǫlsp. 51. Letztere strophe ist aber Gylfag. red. x (AM

[1]) Aehnlich erzählt die rache an den Fenriswolf Vǫlsp. cod. R str. 52. Im cod. Hb fehlt diese strophe. Diese fügt hinzu, dass Viþar dem wolf das schwert ins herz gestossen habe. Da nun Gylfag. diesen zug nicht hat, überhaupt keine anspielung auf jene strophe, hat sicher auch die vorlage des verfassers der Gylfag. diese strophe, wie cod. Hb, nicht gehabt.

I. 194[11]) citiert. Nun findet sich weiter in Gylfag. kein beispiel, wo die prosa mit der darauf citierten strophe in widerspruch steht. Somit wird auch aus inneren gründen Vǫlsp. 51 — und mit ihr die anderen 5 strophen — als späterer zusatz in x gerichtet.

Wie die ereignisse des weltunterganges fast ausschliesslich nur eine bearbeitung von Eddaliedern sind, so sind es auch die berichte nach den ragnarǫk. Hier steht vor allem die schilderung der wohnungen der guten und bösen. Diese findet sich in der Vǫluspá an zwei orten: der eine teil (str. 37—39) steht vor dem weltuntergange, der andere (str. 64) steht nach der widererstehung der welt. Diese strophen haben nun nach verschiedenen richtungen hin den fleiss der gelehrten in anspruch genommen, trotzdem sind die zwei hauptfragen: 'in welchen zusammenhang gehören sie?' und: 'haben wir in diesen strophen bereits christlichen einfluss?' noch nicht definitiv gelöst.[1]) Leider hilft uns Gylfag. zur lösung derselben nicht im geringsten. Wir haben bei den ragnarǫk gesehen, mit welcher freiheit der verfasser der Gylfag. die einzelnen züge an einander gereiht hat; weshalb sollte er dann hier nicht die doppelüberlieferung überirdischer wohnstätten als zusammengehörig aufgefasst und deshalb als einen bericht widergegeben haben? Trotzdem glaube ich, ist die vorlage der Gylfag. verschieden gewesen von der uns erhaltenen Vǫlsp. Zunächst ist die anknüpfung jener schilderung an die ragnarǫk offenbar missglückt. Auf Gangleris frage, was eintreten werde, wenn götter und menschen tot seien, antwortet Þriþi, dass es gute und böse wohnstätten gebe. Und nun folgt die schilderung der wohnstätten für gute und schlechte menschen. Daran erst knüpft sich das leben der neuen götter. Wir sollten doch eigentlich erwarten, dass erst das leben der götter und dann das der menschen geschildert würde. Einen grund für diese umstellung kann ich nicht finden; ich muss ihn einzig

[1]) Die in diesen tagen erschienene abhandlung von Bang (Vǫluspaa og de Sibyllinske Orakler. Christ.), welche mir leider noch nicht zugänglich war, soll diese frage gelöst haben. Nach ihm ist der schluss der Vǫlsp. eine bearbeitung des 5. buches der sibyll. weissagungen; steht also ganz unter christl. einfluss.

und allein in der vorlage der Gylfag. suchen. Und diese hat ohne zweifel auch die missglückte anknüpfung an das vorhergehende hervorgerufen. Ich glaube daher, dass in der Vǫlsp., welche der verfasser der Gylfag. kannte und benutzte, Vǫlsp. 64 ('Sal sér hón standa') gleich nach dem weltuntergange stand. Etwas weiteres aber lässt sich meiner ansicht nach aus Gylfaginning nicht schliessen.

Ich lasse auch hier Gylfag. und Vǫluspá neben einander folgen:

	Vǫlsp. 64 (citiert AM I. 80):
Margar eru vistir góþar ok margar illar; bezt er at vera á Gimlé meþ Surti (so A; á himni x)[1]);	Sal sér hón standa sólu fegra gulli þakþan á Gimlé; þar skulu dyggvar dróttir byggja ok of aldrdaga ynþis njóta.
	Vǫlsp. 37:
ok gott er til drykkjar í Brími eþa þar, sem heitir Sindri; þar byggja góþir menn. [Sá er enn góþr salr, er stendr á Niþafjǫllum, görr af rauþu gulli, sá heitir Sindri. I' þessum sǫlum skulu byggja góþir menn ok siþlátir x].	Stóþ fyr norþan á Niþavǫllum salr ór gulli Sindra ættar; en annarr stóþ í O'kólni bjórsalr jǫtuns, en sá Brímir heitir.

Hier weicht Gylfag. insofern von der quelle ab, als der verfasser in dem 'Sindra ættar', was in unserer Vǫlsp. cod. R nur attribut zu 'gulli' ist, den namen des saales gefunden hat. Nun muss allerdings hier eingewendet werden, dass die erklärung des 'Sindra ættar' auf ungemein schwachen füssen ruht. Sindri hält man für einen zwerg. Wo findet sich nun aber dieser zwergname? Keines der dvergatal kennt ihn. Bei der erzählung von Lokis wette mit den zwergen allein wird seiner

[1]) Ich möchte auch hier die lesart von A ('meþ Surti') besonders betonen; sie zeigt zweifelsohne auf den 2. teil der strophe hin: Surtr ist mit besiegung der götter herr der welt geworden (der himmel ist verbrannt); die neuen götter herschten noch nicht. Bei dem neuen herscher aber zu weilen hielt der verfasser der Gylfag. für das beste.

erwähnung getan. Hier aber findet er sich nur cod. C. (Cod. A kennt den namen nicht, cod. B schreibt æitri.) Allein auch in C ist er nicht ursprünglich; in dieser hs. findet sich ursprünglich ein unbeschriebener raum und erst Brynjúlfr Sveinsson [1]) hat den namen hinein geschrieben.

Auf die belohnungen der guten folgt die bestrafung der bösen, ganz aufgebaut auf den gleich darauf citierten strophen Vǫlsp. 38—39.

A' Nástrǫndum er mikill salr ok illr; dyrr horfa norþr, hann er ofinn af ormahryggjum, en ormahǫfut hanga inn of glugganna ok blása þeir eitri svá at ár falla af ok vaþa þar menn þeir er eru eiþrofar ok morþvargar.

Vǫlsp. 38:
Sal sá hón [ek Gylf.] standa
sólu fjarri
Nástrǫndu á,
norþr horfa dyrr;
falla eitrdropar
inn of ljóra
sá 's undinn salr
ormr hryggjum.

Vǫlsp. 39, 1—4:
Sá hón þar vaþa
þunga strauma
menn meinsvara
ok morþvarga,

Alsdann fügt Gylfag. die bemerkung hinzu: 'I' Hvergelmi er verst' und citiert dabei Vǫlsp. 39, 7—8:

þar kvelr Níþhǫggr
nái fram gegna.

Nach der beschreibung der nachweltlichen belohnungen und bestrafungen folgt in Gylfag. die schilderung der neuen welt; sie ist eine verschmelzung von Vǫlsp. 59—63 und Vafþrm. 51, 45. 47.

Upp skýtr jǫrþunni ór sænum ok er hón grœn

Vǫlsp. 59, 1—4:
Sér hón upp koma
ǫþru sinni
jǫrþ ór ægi
íþjagrœna.

ok vaxa akrar ósánir

Vǫlsp. 62, 1—2:
Munu ósánir
akrar vaxa.

---

[1]) Ich habe dies geschlossen aus dem vergleich mit anderen bemerkungen im codex, welche von Br. sind.

	Vafþrm. 51, 1—3:
Viþarr ok Vali lifa ok Surtalogi hefir eigi grandat þeim ok byggja þeir á Iþavelli [þar sem fyr var A'sgarþr.]	Viþarr ok Vali byggja vé goþa þá 's sloknar Surta logi;
	und Vǫlsp. 60, 1—2:
	Finnask æsir á Iþavelli
	Vafþrm. 51, 4—6:
Ok þar koma synir Þórs Magni ok Móþi ok hafa þar Mjǫlni.	Móþi ok Magni skulu Mjǫlni hafa Vingnis at vígþroti.
	Vǫlsp. 62, 4—5:
Þar kömr Baldr ok Hǫþr frá Heljar;	Baldr man koma; búa þeir Hǫþr ok Baldr.
	Vǫlsp. 60, 3—8:
talask viþ ok minnask á rúnar sínar; rœþa of tíþindi, Miþgarþzorm ok Fenrisúlf.	ok of moldþinur mátkan dœma, ok minnask þar á megindóma ok á Fimbultýs fornar rúnar.
	Vǫlsp. 61:
Þá finna þeir í grasinu gulltǫflur, er æsir hafa átt.	þar munu eptir undrsamligar gullnar tǫflur í grasi finnask, þær 's í árdaga áttar hǫfþu.

Noch kurz erwähnt Gylfag. Líf und Lífþrasir, welches nach x in übereinstimmung mit der gleich darauf citierten strophe (Vafþrm. 45) zwei menschen, nach A dagegen ebenfalls in übereinstimmung mit der darauf citierten strophe jungfrauen sind. Wie sich diese bemerkung eng an die quelle anschliesst, so ist dies auch der fall mit dem letzten berichte: von der neuen sonne berichtet uns Gylfag. dasselbe, was die darauf folgende strophe Vafþrm. 47 erzählt.

Hierauf schliesst Gylfaginning. Gylfi hört ein getöse und befindet sich plötzlich auf freiem felde. Obgleich er sich den

drei göttern gegenüber in hohem grade unwissend gezeigt hat, wird doch die ihm angekündigte strafe nicht an ihm vollzogen.

Ich habe bisher die einzelnen züge der Gylfag. aufgeführt und wo es möglich war, die quelle zur vergleichung herangezogen. Diese konnten wir bald in den Eddaliedern, bald in der skáldendichtung finden, zuweilen jedoch fehlte auch die quelle und wir konnten nicht feststellen, ob prosaische volksüberlieferung oder verloren gegangene lieder dieselbe gebildet haben.

Bevor ich nun das resultat über die quellen der Gylfag. zusammenfassen und das verhältnis der prosaüberlieferung zu der poetischen, den Eddaliedern, feststellen kann, muss ich zum schluss noch, von den Eddaliedern ausgehend, diese mit Gylfag. vergleichen.

Dass der verfasser der Gylfag. eine unserem cod. Reg. ähnliche liedersammlung gekannt, habe ich bereits früher mit Bugge zurückgewiesen. Trotzdem sind ein teil dieser lieder benutzt und citiert; es sind dies in der hauptsache Vǫluspá, Grímnismál, Vafþrúþnismál. Um nun das verhältnis der Gylfaginning zu diesen liedern festzustellen, gebe ich im folgenden kurz den inhalt dieser lieder an und zeige, was in Gylfag. davon benutzt und nicht benutzt ist, was hier anders als dort vorgelegen zu haben scheint.

I. Vǫluspá. Dieses lied haben wir bekanntlich in zwei überlieferungen, dem cod. Reg. 2365 (R) und cod. AM 544 (Hb). Diese beiden hss. stehen einander näher, als eine derselben dem von 'Snorri' benutzten texte (vgl. Bugge N. F. s. XXIII f.). Der name 'Vǫluspá' beruht ausschliesslich auf der Gylfag., die cods. der lieder haben ihn nicht (Bugge zu Vǫlsp. I. 1). Dieses gedicht, mögen wir es als einheitliches ganze oder als sammlung verschiedener lieder auffassen, hat der verf. der Gylfag. als ein gedicht gekannt. Die citation von strophen aus ganz verschiedenen teilen mit angabe der Vǫluspá als quelle beweist dies. Im einzelnen jedoch weicht die vorlage der Gylfag. von der uns erhaltenen Vǫluspá ab. Auf einen punkt, welcher das ganze

lied betrifft, will ich hier hinweisen: während Gylfag., jedenfalls ursprünglicher, die Vǫlva in der ersten person sprechen lässt [1]), wird sie in der Vǫluspá oft als person, von welcher erzählt wird, vorgeführt.[2])

Vǫlsp. cod. R und Hb str. 1—2: Einleitung der Vǫluspá, in Gylfag. nicht benutzt. Ob der verfasser der Gylfag. dieselben so wie wir sie haben, gekannt habe, lässt sich nicht entscheiden.

Cod. R. Hb. str. 3: Die periode vor erschaffung der welt. Diese strophe ist Gylfag. cap. 4 in einer von unseren hss. R. Hb etwas abweichenden form citiert. Benutzung derselben findet sich sonst nicht.

Cod. R. Hb 4—6. Diese strophen, in Gylfag. cap. 8 benutzt [3]), haben nach meiner früher entwickelten ansicht dem verfasser wie uns vorgelegen.

Cod. R. Hb 7—8: Die frohe zeit der götter. Die in Gylfag. cap. 14 benutzten strophen stehen näher zu cod. R als Hb.

An diese strophen schliesst sich R 9—15, Hb 9—16: die zwergepisode. Dasselbe ist in Gylfag. der fall; auch hier folgt cap. 14 auf das frohe zeitalter der götter mit citation der Vǫlsp. das dvergatal.

Cod. R 16—17; Hb 17—18: Die erschaffung der menschen. Diese erzählung findet sich Gylfag. cap. 9. Allein dieselbe weicht von dem berichte unserer Vǫlsp. ab; hat der verfasser der Gylfaginning dieselbe als teil der Vǫlsp. gekannt und benutzt, so hat sie in dieser Vǫlsp. an anderem orte und in anderer fassung als in der uns erhaltenen gestanden.

Cod. R 18—20; Hb 19—21: Der bericht von der weltesche Yggdrasils und von den nornen. Die strophen finden sich in Gylfag. an verschiedenen stellen benutzt; str. 18 resp. 19 ist AM I. 76 citiert. Die prosawidergabe von str. 19 resp. 20 AM I. 76 [11] (sal) zeigt, dass die vorlage der Gylfag. cod.

---

[1]) Vgl. AM I. 70. 76. 78. 200.

[2]) Vgl. Vǫlsp. 38 [1]. 39 [1]. 59 [1]. 64 [1]. In einigen fällen jedoch wird die Vǫlva auch im liede sprechend eingeführt. Vgl. Vǫlsp. 19 [1]. 31 [1].

[3]) Str. 5, 5—10 ist AM I. 50 citiert.

Hb näher gestanden hat als cod. R. Die erste benutzung dieser strophen schliesst direct an die zwergepisode an; dies unterstützt von neuem die annahme, dass in der vorlage der Gylfag. R str. 16—17 Hb; str. 17—18 nicht an dem orte wie in R. Hb gestanden haben.

Bisher giengen die cods. R und Hb hand in hand; von jetzt an weichen dieselben mehr von einander ab.

Cod. R 21—25; Hb 26—29. Die dunkle erzählung von der Gullveig und der sich daran knüpfende kampf der åsen und vanen. Diese erzählung findet sich in Gylfag. nicht.

Cod. R 26—27; Hb 22—23: Die erzählung vom baumeister von A'sgarþ (?) und der eidbruch der götter. Diese strophen sind benutzt und citiert Gylfag. cap. 42 (AM I. 138). Die vershälften der zweiten strophe haben jedoch hier andere stellung als in den cods. R und Hb. Ob die vorlage der Gylfag. hier noch ausführlicher gewesen, ist zweifelhaft.[1])

Cod. R 28—29; Hb 24 (R 29 steht in Hb nicht). Die erzählung von Mímir und O'þin. Die strophen sind Gylfag. cap. 15 benutzt. Cod. R 29, 7—14 ist AM I. 70 citiert; somit steht hierin Gylfag. näher zu cod. R als zu Hb.

Cod. R 30 (f. Hb): O'þin beschenkt die Vǫlva. In Gylfag. nicht benutzt; veranlassung, dieselbe zn benutzen, lag überhaupt nicht vor.

Cod. R 31 (f. Hb): Aufzählung der valküren. Diese strophe hat der verfasser der Gylfag. jedenfalls gar nicht gekannt, sonst würde sich sicher am schlusse von cap. 36 eine andeutung darauf finden. Hier also stimmte die vorlage der Gylfag. zu Hb.

Cod. R 32—34 (f. Hb): Baldrs tod und Valis rache. Gylfag. behandelt cap. 49 denselben gegenstand; ob jedoch dieser bericht auf die Vǫlsp. oder ein der Vegtamskviþa ähnliches lied zurückgeht, ist zweifelhaft. Da jedoch Hb jene erzählung nicht hat, da ferner Gylfag. nichts von Valis rache weiss, liegt offenbar die annahme näher, dass die quelle der Gylfag. nicht die Vǫlsp., sondern ein selbständiges gedicht in etwas abweichender fassung gewesen ist. Trotzdem muss zugegeben werden, dass diese annahme dadurch geschwächt wird, dass

[1]) Vgl. s. 275.

sich in Gylfag. nach Baldrs tod die bestrafung Lokis findet; dieselbe steht ebenfalls, wenn auch etwas unklar, in cod. R.

Cod. R 35; Hb. 30. Hier weicht die erste halbstrophe des cod. R vollständig von der des cod. Hb ab. Man hat die halbstrophe der einen überlieferung als halbstrophe einer verloren gegangenen strophe angesehen (vgl. Bugge s. 6). Gylfag. cap. 50 (AM I. 184) geht auf diese strophen zurück; dieselbe unterstützt jene annahme; sie hat die überlieferung von R und Hb benutzt. Ich glaube bestimmt, dass der verfasser der Gylfag. noch jene vollstrophe kannte.

Cod. R 36. 37—38; Hb 34—35 (R str. 36 f. Hb): Schilderung der orte ewiger freuden und qualen. (?) R hat diese strophen vor den ragnarǫk, Hb hat sie, nachdem bereits vorher einige vorzeichen des weltunterganges geschildert sind. Der verfasser der Gylfag. hat diese strophen im verein mit R 61. Hb 57, einschliesslich der nur in R erhaltenen str. 36, gleich nach den ragnarǫk benutzt und R str. 37. 38, 1—4; 7—8. Hb. 34. 35, 1—4. 7—8 citiert.

Cod. R 39—40; Hb 25—26: Ueber das riesenweib, welches den Mánagarm erzieht. Diese strophen sind benutzt und citiert Gylfag. cap. 11.

Cod. R 41—42; Hb 32—33: Die erzählung von Egþir und dem hahne Fjalar. Die strophen hat der verfasser der Gylfag. nicht benutzt, jedenfalls hat er sie gar nicht gekannt. Eine so wichtige erzählung würde er uns, hätte sie in seiner quelle gestanden, sicher nicht vorenthalten haben, da er sonst, namentlich bei der erzählung vom göttergeschick, seine quellen ziemlich ausgebeutet hat.

Cod. R	43. 44, 1—12.	45,1—8;	9—12.	—	46. 47.
„ Hb	31. 37. 38, 1—6 (+ 2).	39.	40, 1—4.	40,5—8.	42. 43.
„ R	48. 49. 50.	51.	—	52.	53.
„ Hb	44. 41. 45.	46.	47 (stef)	—	48—49
„ R	54. 55.		(? schlecht überliefert).		
„ Hb	50. 51.				

Die eben angeführten strophen schildern die ragnarǫk. Ich habe früher gezeigt, wie frei der verfasser der Gylfag. gerade

diesen teil behandelt hat, aus Gylfag. wird sich wol schwer das bild der vorlage erschliessen lassen. Doch hat die vorlage der Gylfag. darin mit Hb übereingestimmt, dass sie Hb 40, 5—8[1]) und Hb 45[2]) (Stefstr.) hatte; dass sie dagegen auch R 52 gehabt habe, ist nach dem früheren vergleich mit Vafþrm.[3]) unwahrscheinlich. Somit steht in diesem abschnitt im ganzen Gylfag. dem cod. Hb näher, als dem cod. R.

Cod. R 56—60; Hb 52—56: Die welterneuerung. Die strophen sind in Gylfag. cap. 53 (AM I. 200 ff.) benutzt; sie lagen dem verfasser ähnlich vor wie uns.

Cod. R 61; Hb 57: Die schilderung von Gimlé. Diese strophe ist in Gylfag. benutzt (vgl. zu cod. R 36 etc.) und früher (AM I. 78 ff.) citiert.

Cod. Hb 58. R 62; Hb 59: Die schlussstrophen der Vǫluspá. Diese sind in Gylfag. nicht benutzt.

Ziehen wir nun aus der quellenuntersuchung der Gylfag. und aus dem vergleich der Vǫluspá mit Gylfag. das resultat, wie dem verfasser der Gylfag. die Vǫlsp. vorgelegen hat, so ergibt sich:

1) Die Vǫluspá, welche in Gylfag. benutzt ist, war ein einheitliches ganze, ähnlich wie wir sie in den cods. R und Hb haben. Das ohne zweifel später hinzugekommene dvergatal fand sich in ihr. Aus dem namen 'Vǫluspá' müssen wir schliessen, dass dieselben eine gleiche einleitung wie die uns erhaltene hatte.

2) Die Vǫluspá des verfassers war hier und da reiner (in der strophenüberlieferung vgl. s. 204); ihre lesarten sind oft ursprünglicher als die uns in R und Hb überlieferten. (Vǫlva wird durchgehends sprechend eingeführt.)

3) In einzelnen teilen weicht die vorlage der Gylfag. von der uns in R und Hb überlieferten Vǫluspá zuweilen ab, hält sich aber im ganzen, namentlich im letzten teile, mehr zu Hb als zu R.

---

[1]) Vgl. AM I. 170[10]: ok engi hlutr er þá óttalauss á himni ok á jǫrþu.

[2]) Vgl. MM I. 190[19]: Hundrinn Garmr er þá lauss frá Gnípalundi [ok bersk viþ Tý ok hefir hvartveggi bana].

[3]) Vgl. s. 299.

4) Einzelne abschnitte der uns erhaltenen Vǫluspá hat der verfasser der Gylfag. nicht gekannt; dagegen scheinen ihm andere partien vollständiger vorgelegen zu haben.

Diese Vǫluspá, hier und da vom verfasser missverstanden, hat hauptsächlich dem kosmogenen und eschatologischen teile der Gylfaginning zu grunde gelegen.

II. Das zweite lied, welches in Gylfaginning benutzt ist, sind die Grímnismál. Dieses lied ist überliefert in den cods. R und F.[1]) Beide cods. gehen auf eine gemeinschaftliche schriftliche quelle zurück.[2])

Auch diese dichtung, mögen wir sie als einheitliches ganze, oder als ein aus zwei liedern bestehendes gedicht wie Lüning[3]), oder mit Jessen[4]) als ein liederconglomerat auffassen, hat dem verfasser der Gylfag. als ein lied unter dem namen 'Grímnismál' vorgelegen.[5]) Die das lied einkleidende prosa ist in Gylfag. nicht benutzt.

Die worte AM I. 84: 'hann (O'þinn) nefnsk ok á fleiri vega, þá er hann var kominn til Geirraþar konungs' berechtigen uns nicht, auf die kenntnis der einleitenden prosa zu schliessen; sie können aus dem liede selbst erschlossen sein. Erwägen wir aber, dass sich keine anspielung auf die prosa in Gylfag. findet, dass ferner der kern der Skáldskm. eben so wenig wie Gylfag. die Fulla als eskimey der Frigg kennt, so ist es wahrscheinlicher, dass der verfasser der Gylfag. die prosa nicht kannte.

Grím. str. 1—3: Grímnis (d. i. O'þin) dankt Agnar für den dargereichten trunk. Diese strophen sind in Gylfag. nicht benutzt.

Grím. 4—5: Beschreibung der wohnsitze Þórs, Ullrs und Freys. Diese strophen hat der verfasser der Gylfaginning höchst wahrscheinlich nicht gekannt, denn Ullrs besitztum ist in Gylfaginning nicht erwähnt, Þórs sitz heisst hier Þrúþvangr,

---

[1]) d. i. cod. AM 748. 4°.

[2]) Vgl. Bugge N. F. s. XXI.

[3]) Edda s. 167.

[4]) Zs. f. deutsche philol. III, 67.

[5]) Vgl. AM I. 88 und 118.



dort Þrúþheimr; Alfheimr ist in Gylfag. das reich der elfen und nicht, wie in Grím., des Freys.

Die folgenden strophen sind in Gylfag. fast alle benutzt, die meisten sind auch citiert.

Grím. 6: Valis sitz Valaskjálf. Benutzt AM I. 78.

Grím. 7: Sǫkkvabekk, der saal der Sága. Benutzt AM I. 114.

Grím. 8: Glaþsheimr, der saal der gefallenen. Benutzt AM I. 62.

Grím. 9—10: Beschreibung dieses saales. Benutzung oder kenntnis dieser strophen lässt sich in Gylfag. nicht nachweisen.

Grím. 11: Þrymheimr, der saal der Skaþi. Benutzt und citiert AM I. 94.

Grím. 12: Breiþablik, Baldrs behausung. Benutzt und citiert AM I. 92.

Grím. 13: Himinbjǫrg, Heimdalls sitz. Benutzt und citiert AM I. 100.

Grím. 14: Fólkvangr, der saal der Freyja. Benutzt und citiert AM I. 102.

Grím. 16: Nóatún, Njǫrþs sitz. Die strophe ist in Gylfag. nicht angeführt. Möglicherweise gehen jedoch die worte AM I. 94: Njǫrþr á Nóatún auf diese strophe zurück.

Grím. 17: Eine ziemlich dunkle strophe über Viþars wohnsitz.[1])

Diese strophe ist in Gylfag. nicht benutzt; sie dürfte bei dem bericht über Viþar (AM I. 108) vermisst werden.

Hier schliesst der abschnitt der Grímnismál, welcher die wohnungen der götter behandelt. Denselben hat der verfasser der Gylfag., mit ausnahme der ersten strophen, ganz ähnlich wie wir gekannt.

Grím. 18—21: Die erzählungen vom eber Sæhrímnir, von O'þins wölfen und raben. Diese strophen sind Gylfag. (AM I. 124 ff.) in gleicher reihenfolge benutzt und citiert.

Grím. 21—22: Die dunklen erzählungen vom flusse Valglaumnir[2]) und vom tore Valgrind. Beide strophen sind in Gylfag. nicht benutzt.

---

[1]) Vgl. Bugge N. F. s. 79 und 397.

[2]) In auffassung dieser strophe schliesse ich mich der von Bugge N. F. s. 79 gegebenen an.

Grím. 23: Ueber die tore von Valhǫll. Benutzt und citiert AM I. 130.

Grím. 24: Die schilderung von Þórs halle Bilskírnir. Dass diese strophe hierher nicht passt und an ähnliche stelle zu setzen ist, wohin sie Lüning[1]) haben will, unterliegt keinem zweifel. Ich glaube nun, dass der verfasser der Gylfag. die strophe noch am ursprünglichen ort gekannt hat. Denn wenn Bugges ansicht (s. 80), dass in Grím. 25, 2 das wort 'Herjafǫþrs' nur in folge des einschiebens von str. 24 entstanden sei, — eine ansicht, welche sehr ansprechend ist — richtig ist, so hat der verfasser der Gylfag. Grím. 25 noch ohne dieses wort gekannt. Denn dieses würde er sicher nach seiner art bei der wörtlichen widergabe von Grím. 25 mit verbraucht haben. Ausserdem sprechen die worte AM I. 128[14]: 'stendr uppi á Valhǫll' dafür, dass in der vorlage der Gylfag. str. 25 auf str. 23 folgte.

Grím. 26—28: Die aus dem geweih des hirsches Eikþyrnir fliessenden ströme. Diese strophen sind AM I. 40 und vor allem AM I. 128 benutzt.

Grím. 29: Die flüsse, welche Þór durchschreiten muss, um zum richtplatz der götter zu gelangen. Die strophe ist benutzt und in derselben metrisch incorrecten form wie wir sie haben (AM I. 70) citiert.

Grím. 30: Die rosse der åsen. Benutzt Gylfag. AM I. 70.

Grím. 31: Die wurzeln der weltesche Yggdrasils. Benutzt AM I. 68.

Grím. 32—35: Die leiden der weltesche. Von diesen strophen werden in Gylfag. (AM I. 74 ff.) 34 und 35 citiert, 32 und 33 in prosa widergegeben. Der verfasser der Gylfag. hat die strophen bereits in unserer wol falschen[2]) überlieferung gekannt.

Grím. 36: Aufzählung der valküren. Benutzt und citiert AM I. 118.

Grím. 37—39: Die erzählungen von den sonnenrossen, dem

---

[1]) Vgl. Edda s. 174. Grím. 23[1]: 'Fimm hundruþ dura' gab wol dem schreiber veranlassung, str. 24, welche ja mit denselben worten beginnt, nachzuholen.

[2]) Vgl. Thaasen, Nord. univ. tidskr. I. 3, s. 127.



sonnenschilde, den sonnenwölfen. Von diesen drei strophen ist in der xA gemeinsamen redaction nur str. 39 benutzt (AM I. 58). Die ganze episode kannte wol der verfasser der Gylfaginning nicht in Grímnismál; die von ihm benutzte strophe gehörte vielmehr einer älteren redaction der Vafþrm. an.

Grím. 40—41: Die erschaffung der welt aus Ymir. Benutzt und citiert AM I. 50 ff.

Grím. 42: Diese vollständig dunkle strophe scheint in Gylfag. nirgends benutzt zu sein.

Grím. 43: Die zwerge haben Frey das schiff Skíþblaþnir geschaffen. Benutzt AM I. 138.

Grím. 44: Vom trefflichsten baum, schiff, ásen etc. Diese strophe ist vom verfasser der Gylfag. an verschiedenen stellen benutzt und AM I. 138 citiert.

Grím. 45—50. 54: O'þins namen. Diese strophen sind AM I. 88 ff. mit wenig abweichungen citiert.

Grím. 51—53: Worte O'þins ohne mythologischen inhalt. Dieselben sind natürlich in Gylfag. nicht benutzt.

Hiermit schliesse ich die vergleichung der Grímnismál und Gylfag. Das resultat derselben ist:

1) Die Grímnismál haben dem verfasser als ein gedicht, wie wir es haben, vorgelegen. Ebenso ist in diesem liede O'þin in der behausung des Geirraþar der sprechende gewesen.

2) Dieses gedicht ist im ganzen dem in den cods. R und F überlieferten sehr ähnlich gewesen; es hat an gleichen metrischen fehlern gelitten wie dieses. Drei uns dunkele strophen, von welchen in Gylfag. keine einzige benutzt ist, haben dem verfasser sicher ähnlich wie uns vorgelegen. Die nichtbenutzung derselben erklärt sich daraus, dass sie ihm ebenso dunkel wie uns waren.

3) Einige strophen jedoch, welche unser lied hat, hat der verfasser der Gylfag. sicher nicht, andere dagegen hat er aus einem anderen liede gekannt; ebenso war ihm die das lied einkleidende prosa unbekannt. (?)

Eine strophe (24) hat er wahrscheinlich an anderer und richtigerer stelle gekannt.

4) Eine strophe scheint in der vorlage der Gylfaginning noch gestanden zu haben, welche wir nicht mehr besitzen (vgl. s. 259). Dass sonst die vorlage der Gylfaginning vollständiger

gewesen wäre, ist nicht nachzuweisen, wol auch nicht anzunehmen.

Auf diesem gedichte haben sich hauptsächlich die schilderungen von der weltesche, vom leben in Valhǫll und von den wohnsitzen der åsen aufgebaut.

III. Vafþrúþnismál. Dieses lied ist überliefert im cod. R; von 20, 2 an auch im cod. F. Der verfasser der Gylfaginning kennt es unter dem namen 'Vafþrúþnismál' nicht. Von diesem liede liegt ein grosser teil den abschnitten zu grunde, welche nach Rask später zur Gylfag. gekommen sind. Ich habe mich hierin Rask angeschlossen, doch sind meiner ansicht nach die capitel durch den verfasser der Gylfag. selbst später hinzugekommen.

Vafþrm. 1—5: O'þin, im zwiegespräch mit Frigg, beschliesst zum riesen Vafþrúþnir zu gehen, um sich dort weisheit zu holen. Benutzung in Gylfag. nicht nachweisbar.

Vafþrm. 6—10: O'þins aufnahme bei Vafþrúþnir. Diese strophen haben in Gylfag. bei Gangleris aufnahme (cap. 2) nachahmung gefunden; str. 7, 4—6 findet sich hier fast wörtlich wider.

Die folgenden strophen bilden frage und antwort; es kommt also für den inhalt stets nur eine von je zweien in betracht.

Vafþrm. 11—14: Die erzählung von Skínfaxi und Hrímfaxi. Benutzt Gylfag. cap. 10 (AM I. 54).

Vafþrm. 15/16: Der strom Ifing trennt das reich der riesen von dem der götter. Diese strophe ist in Gylfag. nicht benutzt; sie dürfte wol vermisst werden.

Vafþrm. 17/18: Die beschreibung des feldes Vígríþr. Diese strophe ist benutzt AM I. 190; in x ist sie später citiert (AM I. 198).

Vafþrm. 19: Worte Vafþrúþnirs ohne mythologischen inhalt. In Gylfag. nicht benutzt.

Vafþrm. 20/21: Die erschaffung der welt aus Ymir. Dieses strophenpaar ist in Gylfag. nicht benutzt.

Vafþrm. 22/23: Ueber Mundilferi, den vater von Sól und Máni.

Vafþrm. 24/25: Ueber Dags geschlecht.

Vafþrm. 26/27: Ueber die abstammung von Sommer und Winter. Diese strophen sind benutzt in Gylfag. cap. 11. 10. 19 (letzteres nur in x).

Vafþrm. 28/29: Die genealogie des riesen Bergelmir. Diese strophe kennt Gylfag. nicht.

Vafþrm. 30/31: Die entstehung Aurgelmirs. Diese strophe ist benutzt AM I. 44.

Vafþrm. 32/33: Die entstehung des riesengeschlechtes. Benutzt AM I. 46.

Vafþrm. 34/35: Die abstammung der hrímþursen nach der ertränkung der riesen durch Burs söhne. Die strophe ist benutzt und citiert AM I. 48.

Vafþrm. 36/37: Die erzählung vom riesen Hræsvelg. Diese strophe ist benutzt und citiert Gylfag. cap. 18 (AM I. 80).

Vafþrm. 38/39: Die erzählung von Njǫrþ, der vanengeisel. Ob diese strophe AM I. 92 benutzt ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Vafþrm. 40/41: Ueber das leben der einherjer. Diese strophe ist benutzt und citiert AM I. 132.

Vafþrm. 42/43: Vafþrúþnir kennt alle geheimnisse; er kam bis zu den neun welten Niflheims. Diese strophe ist AM I. 38 benutzt.

Vafþrm. 44—47: Die widererstehung der welt. Diese strophen sind benutzt und citiert AM I. 202 ff.

Vafþrm. 48/49: Ein dunkles strophenpaar von Mǫgþrasirs töchtern. Diese strophen sind in Gylfag. nicht benutzt.

Vafþrm. 50/51: Die erzählung von den neuen göttern. Diese strophe findet sich benutzt und citiert AM I. 202.

Vafþrm. 52/53: Der kampf des Fenriswolfes beim göttergeschick. Dieses strophenpaar ist benutzt AM I. 192.

Vafþrm. 54/55: Vafþrúþnir erkennt Gagnráþ als O'þin und zwar an dessen frage, was O'þin dem Baldr auf dem scheiterhaufen ins ohr gesagt habe. Eine anspielung auf diese strophe hat Gylfag. nicht. —

Der vergleich der Vafþrm. mit Gylfaginning zeigt uns, dass die beantwortung der frage: 'Wie hat der verfasser der Gylfaginning die Vafþrm. gekannt?' bei weitem schwieriger ist, als der nachweis, wie der verfasser Vǫluspá und Grímnismál gekannt habe. Vor allem haben wir keinen an-

halt zu der annahme, dass der verfasser der Gylfaginning ein lied unter dem namen 'Vafþrúþnismál'[1]) gekannt habe. In der eigentlichen Gylfag., abgesehen von cap. 2, findet sich keine anspielung auf das gespräch zwischen Vafþrúþnir und O'þin, keine anspielung auf irgend eine frage des O'þin oder Vafþrúþnir.[1]) Während wir ferner bei jenen liedern zuweilen die reihenfolge der strophen der vorlage in Gylfag. herausfinden konnten, können wir es hier nicht. Denn in erwägung des ordnenden sinnes des verfassers der Gylfag. ist es nur allzu wahrscheinlich, dass er die strophen dieses liedes da benutzte, wohin sie seiner ansicht nach passten.

Schliessen wir nun hier bei dem vergleich der Gylfaginning mit den Vafþrm. jene capitel ein, welche in Gylfag. den zusammenhang zerreissen, aber ohne zweifel bald nach der ersten redaction in dieselbe gekommen sind, so ist das in Gylfag. benutzte dritte lied im grossen und ganzen inhaltlich unseren Vafþrm. ähnlich gewesen. Allein dieses lied scheint vollständiger gewesen zu sein; dasselbe hat vor allem noch die fälschlicherweise nach Fáfnismál gekommenen strophen und ebenso wenigstens teilweise noch Grím. 37—39 gehabt. Auch scheint dasselbe noch verschiedene andere strophen (so eine von den kindern, welche dem monde folgen) besessen zu haben, welche wir gegenwärtig nicht mehr in liedern besitzen. Das vom verfasser der Gylfag. benutzte lied ist wol zum grösseren teil in unsere Vafþrúþnismál aufgenommen.[2]) Dieses dritte in Gylfag. benutzte lied hat einerseits die berichte aus der Vǫluspá und den Grímnismál ergänzt, andererseits aber bei den erzählungen, welche die zeit vor erschaffung der welt und nach dem untergang derselben schildern, die hauptquelle der Gylfag. gebildet.

Jene drei lieder hat der verfasser der Gylfaginning möglicherweise schon schriftlich aufgezeichnet gekannt; ob ihm ausser diesen noch andere bekannt gewesen sind, lässt sich

---

[1]) Die worte AM I. 44⁹: 'En hér segir svá Vafþrúþnir jǫtunn' und die darauf folgende halbstrophe können hier nicht sprechen, da dieselben nur der red. x eigen sind.

[2]) Ueber das verhältnis der Vafþrúþnismál zur Gylfaginning vgl. jetzt Edzardi, Germ. XXIV, s. 59 ff.

nicht nachweisen. Nur von der Lokasenna ist es wahrscheinlich, dass er dieselbe aus dem volksmund gekannt habe, wenn auch nicht in gleicher fassung, wie wir sie haben. Dass ihm jedoch ein unserem cod. R an umfang ähnlicher codex vorgelegen habe, ist entschieden mit Bugge abzuweisen. Die aus anderen liedern citierten strophen rühren aus der reichen kenntnis der altnord. literatur des verfassers her. Inhalt und form dieser strophen sprechen aber bestimmt dafür, dass er dieselben nicht aufgezeichnet gekannt hat. Allein nicht nur uns erhaltene lieder hat der verfasser gekannt und benutzt, sondern auch eine anzahl, von welchen uns nichts mehr als was uns Gylfag. gibt, erhalten ist.

Die eben besprochenen drei Eddalieder bilden die hauptquelle der Gylfag. Der verfasser suchte die erzählungen zu einem ganzen zu vereinigen, wo jeder zug aus der vorhergehenden erzählung entspringen sollte. Sich scheinbar widersprechende berichte suchte er zu vereinigen. Allein dies ist ihm zuweilen missglückt und er legte in manche stellen einen sinn, welcher absolut nicht darin liegen kann. Die letzte beobachtung lehrt uns aber, dass dem verfasser der Gylfag. das verständnis der Eddalieder nicht viel grösser war, als unser verständnis derselben. Aus diesem umstande erklärt es sich offenbar, dass alle strophen, welche uns noch heute dunkel sind, in Gylfaginning nicht benutzt und erörtert sind; der inhalt derselben war auch dem verfasser der Gylfag. unverständlich. Die nichtbenutzung dieser strophen zeigt aber, dass uns der verfasser nichts bieten wollte, was er sich selbst nicht auslegen konnte.

Die berichte aus jenen drei liedern sind hier und da erweitert und ergänzt durch mythenzüge, welche im volksmund fortlebten. Dieser volksglaube zeigt sich offenbar auch noch in einigen bemerkungen und erzählungen von den ásen.

Zu diesen beiden quellen kommt noch als dritte des verfassers reiche kenntnis der skáldendichtung. Mit der grössten gründlichkeit beutete er die ihm bekannten skáldenstrophen aus. Ja er benutzte dieselben nicht allein bei einzelnen notizen, sondern suchte auch durch heranziehung derselben in den erzählungen grössere lebhaftigkeit zu erzeugen. Dies alles spricht dafür, dass wir in der Gylfag. das künstlerische werk eines

mannes haben, welcher, bewandert in der literatur der vorfahren, begabt mit scharfem verstande, als meister der altnordischen prosa angesehen werden muss. Und deshalb, glaube ich, haben wir keinen grund, die worte des cod. A, nach welchen Snorri der verfasser der Gylfag. ist, anzuzweifeln.[1])

Während sich so Gylfaginning formell in jeder beziehung als meisterwerk eines mannes zeigt, welcher den inhalt der mythologischen lieder mit scharfer überlegung uns darbietet, kann sie uns materiell nichts weiter sein, als eine compilation von ansichten, wie sie bald in den Eddaliedern, bald in den skáldendichtungen, bald im volksmunde, bald im kopfe des verfassers sich zeigten. Dadurch natürlich liegt die möglichkeit nur allzu nahe, dass wir in einem capitel die anschauungen verschiedener gegenden, verschiedener zeiten haben. Deswegen muss der Gylfaginning materiell jeder einheitliche charakter abgesprochen werden.

Dass natürlich aus diesem grunde die Gylfaginning zu mythologischen zwecken mit der grössten vorsicht zu benutzen ist, liegt auf der hand. Wir müssen bei ihrer benutzung jede einzelne stelle auf ihre quelle hin prüfen: in der glaubwürdigkeit, dem werte dieser liegt einzig und allein der wert der einzelnen stellen der Gylfaginning. Die stellen aber, deren quellen wir nicht nachweisen können, müssen wir stets mit reserve benutzen; sind die quellen hier auch treu benutzt, so kennen wir doch den wert derselben nicht und daher dürfen wir nie allein auf ihnen unsere mythologischen anschauungen aufbauen.

---

[1]) Es lag in meiner absicht, bereits hier die verfasserfrage der Gylfag. näher zu erörtern. Weitere vergleiche der Gylfag. mit Snorris Heimskringla und mit Skáldskm. lassen mich hoffen, zu einem festeren resultat als ich bisher gekommen, zu gelangen. Sie haben mich zugleich davon überzeugt, dass diese frage nur mit der verfasserfrage der anderen teile der Edda besprochen werden darf. An jene frage aber knüpft sich unmittelbar die frage über die spätere erweiterung der Gylfaginning.

ANHANG.

Ulfr Uggason.

U'lf Uggason lebte und dichtete in der zweiten hälfte des 10. jahrhunderts, zu einer zeit, wo die skáldenpoesie ihre höhe erreicht hatte. Aus seinem leben kennen wir nur wenige züge, allein diese genügen, um die uns erhaltenen fragmente seiner lieder zu motivieren; dieselben geben uns auch hier und da einen blick in sein leben. U'lf ist der sohn des Uggi, eines mannes, welcher wol ohne bedeutung war, denn die isländischen sagas und vor allem die Landnámabók gedenken desselben mit keinem worte. Geboren ist U'lf in der ersten hälfte des 10. jahrhunderts. Seine heimat ist der westen der insel Island; hier treffen wir ihn stets an. Hier holt er sich seine gemahlin, die Járngerþ, die tochter Þórarins aus Grímkels stamme und der Jórun, der tochter Einars von Stafaholt[1]); hier finden wir ihn mit A'sgrím Elliþagrímsson in rechtshändel verwickelt.[2]) Später treffen wir U'lf in Laxárdal[3]). Hier hat O'láf Pá, der mächtigste und angesehenste jener gegend, ein grosses gastmahl zur feier der verlobung seiner tochter Þuriþ mit Geirmund veranstaltet. Eine grosse anzahl gäste sind zu demselben geladen, unter ihnen befindet sich auch U'lf Uggason. Das fest wird in dem neuen prächtigen hause des O'láf gefeiert, einem hause, dessen wände und decke gemälde, deren inhalt dem alten glauben entlehnt ist, zieren. Auf diese bilder nun und auf den geber des gastmahls hatte U'lf ein gedicht gemacht, welches er während des festes vortrug. Dieses gedicht nannte er 'Húsdrápa', weil es die herlichkeiten des neuen hauses schilderte.[4]) Als lohn dafür erhält er vom O'láf reiche geschenke.

Noch einmal treffen wir U'lf und zwar im jahre 998. Auf O'láf Tryggvasons anordnung predigt Þangbrand auf Is-

---

[1]) Vgl. I'slendinga sǫgur 1843 I. b. s. 87.

[2]) Vgl. Njála (I'sl. sǫg. III. 1875) s. 274.

[3]) Vgl. Laxdœla saga, Hafniae 1826 s. 112.

[4]) Die fragmente der Húsdrápa sind zusammengestellt von Finn Magnusen in der Laxd. sag. s. 386 ff. und von Brynjulfsson in Nord og Syd 1858 II. t. s. 154 ff. Letzterer setzt den vorgang bei O'láf Pá ungefähr ins jahr 986.

land das evangelium. Er und sein genosse Guþleif töten den skálden Vetrliþi, weil er ein spottgedicht auf die christliche religion gemacht hatte. Empört darüber schickt Þorvald hinn hveili aus Grímnes (im südwestlichen teile Islands) einen boten mit einer strophe an U'lf und fordert diesen auf, den Þangbrand zu töten. U'lf weist den antrag zurück; er ahnt das unheil, welches hieraus entstehen könnte. Und in der tat wird bald darauf Þorvald von Þangbrand und Guþleif ermordet.[1]) Ein freund des schwertes scheint überhaupt unser U'lf nicht gewesen zu sein, denn nicht nur hier weist er es znrück, dasselbe für die alte religion zu erheben, auch bei der streitigkeit mit A'sgrím nimmt er den ihm von Gunnar angebotenen holmgang nicht an.

Von U'lfs poetischen erzeugnissen ist uns ausser dieser antwortstrophe noch jene bereits erwähnte Húsdrápa erhalten und zwar nur in fragmenten.[2]) Diese finden sich in den Skáldskm. der Sn. E. zerstreut. Nach der Laxd. s. erfahren wir nur, dass der dichter dieses gedicht auf O'láf Pá und die gemälde in dessen neuem hause verfasst habe. Eine andeutung auf den inhalt haben wir hier nicht; der verfasser der saga setzt nur hinzu: 'ok var vel gört'.

Dieses lied hat 'Snorri' aller wahrscheinlichkeit nach noch gekannt. Die öftere citation von strophen aus demselben spricht dafür, dass er es hoch geschätzt hat. Wie lang dieses gedicht gewesen ist, wird sich schwer entscheiden lassen. Brynjulfssons annahme, dasselbe habe ca. 50 strophen umfasst, ist rein subjectiv. Sicher enthalten hat die Húsdrápa:

---

[1]) Diese erzählung haben wir in verschiedenen überlieferungen: 1) in der Kristni saga (Biskupasǫg. I. s. 12—13). 2) in dem Kristniþáttr der O'láfs saga Tryggvasonar (FMS. II. s. 203. Flateyjarb. I. 424). 3) in der Njála (I'sl. sǫg. III. s. 535 ff.). Die letzte erzählung ist die ausführlichste. Hier sagt U'lf, er wolle nicht Þorvalds 'ginningarfífl' sein d. h. ein mensch, welcher auf die botschaft eines narren hin gleich gerannt käme.

[2]) Auf eine andere unter U'lfs namen citierte halbstrophe komme ich später zu sprechen. Wenn Halfdan Einarson (Hist. literar. Island. sect. II. § 1) von einem gedicht U'lfs 'de Olavo Rege Tryggvino' spricht, so beruht dies offenbar auf missverständnis. Halfdan hat die eingangs der Húsdrápa vor augen gehabt; der hier erwähnte O'leifr ist aber nicht der könig O'láf Tryggvason, sondern O'láf Pá.

1) Eine lobeserhebung O'láfs, jedenfalls nur als einleitung dienend. Von diesem teile ist eine halbe strophe in den Skáldskm. erhalten. Dass dieser abschnitt zur Húsdrápa gehört, dafür zeugt Laxd. sag. 114[21]: 'ok hafþi ort kvæþi um O'láf Hǫskuldsson —'.

2) Þórs kampf mit der Miþgarþzschlange. ('Um Þór ok Miðgarðsorm' Brynj.). Hiervon sind uns in den cods. der Skáldskm. 5 halbstrophen erhalten. Haben wir für diesen teil des gedichtes auch keinen directen hinweis, dass er zur Húsdrápa gehört habe, so müssen wir es doch schliessen, wenn wir ihn mit den zwei folgenden vergleichen, von welchen es feststeht, dass es teile jener drápa gewesen sind.[1])

3) Baldrs verbrennung. (Von Brynj. in zwei teile zerlegt, vgl. die anmerkung). Ueberliefert sind uns hiervon 5 halbstr. in Skáldskm. Hier heisst es auch (Sn. E. I. 260): 'U'lfr Uggason hefir kveþit eptir sǫgu Baldrs langa stund í Húsdrápu'.

4) Heimdalls und Lokis streit um das Brísingamen ('Um Heimdal ok Loka'. Brynj.). Hiervon heisst es in Skáldskm. unter den kenningar Heimdalls (AM I. 266): 'U'lfr Uggasonr kvaþ í Húsdrápu langa stund eptir þessi frásǫgn ok er þess þar getit, at þeir váru í selalíki.' Von diesem teile ist nur eine strophe, die eingangsstrophe, erhalten, die worte der Skáldskm. zeigen deutlich, dass 'Snorri' noch mehr von dem liede gekannt haben muss.

Ob die Húsdrápa noch mehr mythenstoffe behandelt hat, wird sich nicht entscheiden lassen. Erhalten sind uns eine ganze und 11 halbe strophen. Unter letzteren befindet sich auch eine, welche nur cod. A U'lf zuschreibt; die cod. BC dagegen schreiben sie dem Bragi zu. Inhalt und vor allem die form sprechen für U'lfs verfasserschaft (AM I. 258).

U'lfs dichtung gehört in jeder beziehung der blütezeit der skáldendichtung an. Sein versmass ist reines dróttkvætt. Das regelmässige ist der 6 silbige vers; der zweite takt desselben

---

[1]) Wie die einzelnen teile des liedes in der Húsdrápa gefolgt sind, wird sich nicht entscheiden lassen. Brynjulfsson lässt die teile auf einander folgen: Um Heimdal ok Loka; Um Þór ok Miðgarðsorm; Um ferð goðanna til Baldrs báls; Um Baldrs bálfǫr.

ist nie aufgelöst, der erste 4 mal, und zwar zweimal die erste und zweimal die zweite silbe.

v. 34: þar hykk Sigrunni svinnum
v. 37: Esat ráfáka rœkis
v. 40: Fyrstr, enum gulli byrsta
v. 57: Tekkat ek sunds þótt sendi

(oder Tekkak? wie ich in den text aufgenommen habe).

Den hauptstab trägt bei U'lf stets die erste silbe der zweiten zeile; die stuþlar der ersten zeile sind durchweg vorhanden. Der silbenreim ist stets an die vorletzte silbe des verses gebunden. Derselbe ist in der zweiten zeile fast regelmässig aþalhending, nur einmal findet sich skothending (v. 62. Njála hat auch hier nach Gíslasons verbesserung aþalhending). In der ersten zeile ist skothending überwiegend (22 mal skoth., 5 mal aþalh.). Viermal reimt kurzer und langer vocal (v. 43. 51. 53 und 55?) und einmal fehlt der reim vollständig (v. 3). Was die stellung der silbenreime betrifft, so überwiegt oddhending (43 mal) die hluthending (23 mal).[1] Auch in bezug auf die kenningar gehört U'lf der klassischen periode an; dieselben sind überwiegend zwei- und dreiteilige; entlehnt ist der inhalt derselben aus dem leben und der mythologie.

Interessant ist U'lfs Húsdrápa deshalb, weil sie eines der ältesten zeugnisse altnordischer malerei ist. Wir erfahren hier den inhalt der gemälde und wir können wol annehmen, dass manches attribut, manche kenning durch die bildliche darstellung entstanden ist. Und so sind U'lfs fragmente für uns von doppeltem wert: als quelle unserer Gylfag. und als schilderung heidnisch-germanischer gemälde.

Ich habe im folgenden die unter U'lfs namen citierten strophenteile zusammengestellt. Die hier benutzten cods. und hülfsmittel sind:

[1]) Ueber weitere reimeigentümlichkeiten U'lfs vgl. Edzardi Germ. XXIII. 433.

A (cod. Upsal. Delag. no. 11).
B (cod. Wormianus AM 242 fol.).
C (cod. Regius no. 2367. 4°).
[*D* (cod. Holm. no. 3. 4°).]
[*E* (cod. AM no. 756. 4°).]
F (cod. AM no. 748. 4°).
G (cod. AM no. 757. 4°).
H (cod. AM I e *β* fol.).
AM = Snorra Edda, edit. arnamagn.
Rsk. = Snorra Edda v. Rask.
Eg. = Snorra Edda v. Egilsson.
Js. = Snorra Edda v. Jónsson.
LS. = Laxdœla Saga.
Br. = Brynjulfssons 'U'lfs Húsdrápa' in Nord og Syd. 1858 II. teil s. 154.
Edz. = Edzardi, Germania XXIII. 428 ff.
L. p. = Lexicon poeticum.

I.

Hjaldrgegnis tel 'k hildar
hugreifum O'leifi
hann vill 'k at gjǫf Grímnis
geþfjarþar lá kveþja.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 307.) B. C. [D]. G (abgedr. AM II. 522). In den ausgaben: AM I. 250. Rsk. 100. Eg. 53. Js. 84. LS. 387. Br. 160. Aufgelöst: Js. 245. LS. 387. Uebersetzt: AM I. 251. Br. 162.

V. 1. Hoddmilldum B. C. [D.] G. tér C. ter B. te'r G. Hjaldrgegni LS. Br. té ec Br. — 2. h*er*reifv*m* A. — oleife G. — 3. vi B. — 4. geð fiarðar B. geðniarþ*ar* C (so lese ich im cod.) [Gedmardar D.]. geð, Njarðar AM. geð niarðar Eg. Js. Br. (Vgl. L. p. sub mǫrðr).

Auflösung: Ek tel hugreifum O'leifi lá geþfjarþar hjaldrgegnis hildar (d. i. hjaldrhildar gegnis; der strom der brust des erregers des kampflärmes, d. h. O'þins, ist das lied); ek vil hann kveþja at gjǫf Grímnis (Grímnir ist name O'þins, vgl.: Grímnismál. Grímnis gjǫf ist die dichtkunst).

NB. Ueber die umstellung von hjaldr gegnis hildar = hjaldrhildar gegnis vgl. K. Gíslason, Nogle bemærkninger om Skalded. Besk. (Vidensk. Selsk. Skr. 5. Række hist. og phil. Afd. 4 b. VII. 1872) s. 292. — Der parallelismus membrorum zeigt sich bei U'lf wie in dieser halbstrophe noch öfter. Vgl. v. 9 ff.

II.

5 Þjokkvǫxnum kvaþsk þykkja
þiklingr firinmikla
hafra njóts at hǫfgum
hætting megindrætti.

Ueberlieferung: Sn. E. Hier wird diese halbstrophe nur in A (abgedruckt AM II. 309) dem U'lf zugeschrieben. Die cods. B. C. [D] schreiben sie dem Bragi zu. Die reinheit der reime spricht dafür, dass sie U'lf zum verfasser hat. In den ausgaben: AM I. 258. Rsk. 102. Eg. 54. Js. 87. Edz. 426. Aufgelöst Js. 247. Uebersetzt AM. I. 259.

V. 5. Þiock voxnv*m* A. — qvað B. C. [kvad D.]. qvez A. kvaðsk Js. Edz. — 6. þiklings A. þikling B. C. [D.]. — firi*n*g C. [fy*rri*ng D.] faren B. firir A. m*ik*lv*m* A. — 7. mæs A. nioz B. (so die hs., nicht moz]. niotz C. [D]. — hǫfgum f. C. [at hæfe D]. — 8. megin drætti alle cods. und Rsk.

Auflösung: Þiklingr kvaþsk þykkja firinmikla hætting at hǫfgum þjokkvǫxnum megindrætti njóts hafra (der schwere dickleibige riesenfang des besitzers der böcke, d. i. Þórs, ist die Miþgarþzschlange), NB. firinmikla (vgl. L. p. s. 172). Dieses adject. will ausdrücken, dass der gegenstand, dem es attributiv beigestellt ist, in folge seiner grösse schrecken erregt (vgl. ahd. virinlíh Musp. 10). Ist daher wol besser mit A firinmyklum zu lesen? U'lf schildert ja gemälde und das dreifache attribut zu megindrætti njóts hafra würde der strophe besondere lebendigkeit geben.

Ueber hætting at c. dat. vgl. Lund, Oldn. ordföjnl. § 75 II. c. 1. s. 208. —

Innmáni skein ennis
10 andótts vinar banda,
áss skaut ægigeislum
orþsæll á men storþar.

Ueberlieferung: Diese halbstrophe ist nur auf den pergamentblättern erhalten, welche sich am schlusse des cod. B. finden. (Abgedr. AM II. 499. Rsk. 203 note 6. Eg. 216). In LS. 390. Br. 162. Edz. 428. Aufgelöst und erklärt Edz. s. 429. Uebers. LS. 390. Br. 163.

V. 9. Iñ mááni cod. — 10. andótts Br. (Ich glaube, dass die kleine änderung erlaubt ist, vgl. Lilj. 60 andlát = ǫndlát; durch dieselbe wird die einzige skothending in der 2. zeile in der Húsdrápa getilgt.) ǫndoz cod.

Auflösung: Innmáni andótts ennis (d. i. andóttr innmáni ennis. ist vielleicht v. 10 andóttr zu lesen?) vinar banda (d. h. das wilde gestirn der stirne, d.i. das auge, des freundes der götter, d. i. Þórs) skein, orþsæll áss skaut ægigeislum á men storþar (d. i. die Miþgarþzschlange).

NB. Zu andóttr innmáni ennis vgl. Þrymsk. 27, 5—6, wo Þrym von Þórs augen sagt:

Hví 'ru ǫndótt
augu Freyju?

Anders fasst Egils. (L. p. s. 440) diese stelle. Men storþar ist offenbar gleich dem folgenden stirþþinull storþar, eine kenning der Miþgarþzschlange. Da nun aber erst Þór den hammer nach ihr wirft, nachdem sie wider versunken war, konnte er nicht in dem augenblicke, wo sein hammer durch die lüfte saust, sie mít seinem durchbohrenden blicke anschauen. Aus diesem grunde kann ich mich Edzardis auffassung nicht anschliessen. Ich finde deshalb nach früherer auffassung in den 'ægigeislum' das, was von dem 'andóttr innmáni ennis' ausgeht: Þórs durchbohrenden blick. Zu dieser halbstrophe gesellt sich zum teil wörtlich die wol von Ulf benutzte halbstrophe Egils (Arinbjarnardrápa af Björlin str. 5, 5—8):

þá 's ormfránn
ennimáni
skein allvallds
ægigeislum.

Die folgende halbstrophe bildet jedenfalls ursprünglich mit der vorhergehenden eine strophe:

En stirþþinull starþi
storþar leggs fyr borþi
fróns á fólka reyni 15
fránleitr ok blés eitri.

Ueberlieferung: Sn. E. Diese halbstrophe ist in den cods. C. F. H. doppelt überliefert. In A. (abgedr. AM II. 325. Der cod. ist an dieser stelle zerfressen). B (der abschnitt, wo in C die strophe an 2. stelle steht, ist in B nicht erhalten. Die hier ergänzend eingefügten papierblätter sind eine abschrift von C), [E hier ziemlich zerfressen]. C[1] (die halbstr. findet sich in C[1] auf einer seite, dessen linke ecke abgerissen ist; daher ist die halbstr. nur zum teil noch lesbar. Aus diesem grunde hat sie der schreiber von D ganz weggelassen.) C[2]. [D]. F[1] (abgedr. AM II. 436), F[2] (abgedr. AM II. 449), H[1] (abgedr. AM II. 585), H.[2] (abgedr. AM II. 593). In den ausg.: AM I. 412 und 474. Rsk. 158. 178. Eg. 85. 97. Js. 139. 159. LS. 390. Br. 162. Edz. 427. Dietrich (altn. leseb.) 190. Aufgel.: Js. 272. LS. 390. Dietrich s. 600. Uebers. AM I. 413. 475. Br. 163.

V. 13. Enn B. [E]. F[1]. F[2]. — stirþ malog*r* A. (Ich lese malog*ur*; die über g sich findende abkürzung ist die sonst für ur vorkommende. Vgl. Bugge N. F. s. XV.) En stirþþinull ist in C[1] abgerissen. stirð-þimⁿvll C[2]. [þumull D] [st . . . E], stirþinvll F[1]. F[2]. — Von starþi ist rþi in A zerfressen. [In E. das ganze wort zerfressen.] — 14. legs A. leggs B. H[2] (so hat H an zweiter stelle). legs C[1] (das s steht über der linie g[s]). C[2]. [E]. leygs H[1]. storðarlegs LS. mæns F[1]. F[2]. — f' A.

B. [E.] F[1]. F[2], H[1] (nicht fra). H[2]. (= fyr). fir*ir* C[2]. In C[1] zerfressen. — borþi] orþ in A vernichtet. Das ganze wort ist zerfressen in C[1]. — 15. fróns á ist in A. vernichtet, allein es hat da gestanden und ist im 17. jahrh. noch lesbar gewesen. Der cod. Holm. fol. 34, welcher sich ganz genau an seine vorlage, cod. A, hält, hat diese worte noch. Von frons nur ns noch erhalten C[1]. frons B. [E]. C[2]. F[2]. H[2]. fróns F[1]. fr*a*ns H[1]. — [folldar *fólka D]. — 16. fránleitr] ra fast unlesbar C[1]. fraanleitr H[1]. [fransettr oder ur E. Die folgenden worte sind hier vernichtet.] franleitr die übrigen cods.

Auflösung: En fránleitr stirþþinull storþar (der glänzende gürtel der erde ist die Miþgarþzschlange) starþi á reyni fólka leggs fróns (d. h. den erprober der völker des knochens der erde, der völker der berge, der riesen) fyr borþi ok blés eitri.

NB. Zur kenning 'fólka leggs fróns' vgl. man die Þórsdrápa Eilifs str. 12 (AM I. 300, 9—10), wo die riesen 'menn leggs mórar' (so ist sicher nach Sievers, Beitr. V, s. 455 zu lesen) genannt werden. Dieselbe auffassung von den riesen als herren der berge schwebt auch dem U'lf in der folgenden halbstrophe vor, wo er den riesen mit 'fjallgautr' bezeichnet.

Fullǫflugr lét fellir
fjallgauts hnefa skjalla
— ramt mein vas þat — reyni
20 reyrar leggs viþ eyra.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 309). B. C. [D.] In den ausgaben: AM I. 258. Rsk. 102. Eg. 54. Js. 87. LS. 391. Br. 162. Edz. 428. Aufgelöst: Js. 247. LS. 391. Uebers.: AM I. 259. Br. 163.

V. 17. feller A. B. — 18. fiallgavtz B. C. fiall gavtz A. — 19. þat f. C. [v*ar* mz = meþ D.] — 20. reyrǫz (ein wort!) C. [reyrast D.] logs B. (Nach der halbstrophe steht in B. *ok* en; nicht, wie in C: en q*vaþ* vlfr.

Auflösung: Fullǫflugr fellir fjallgauts (der allstarke fäller des gebirgsgottes d. h. des riesen, ist Þór) lét skjalla hnefa reyni leggs reyrar (der erprober des knochens des waldes, d. h. der steine, ist der riese, hier Hymir) viþ eyra.

NB. Ich muss zugeben, dass Eg. annahme leggr reyrar = os silvestre etwas kühn ist; allein im hinblick auf reyrþvengr = lorum silvae ist sie nicht allzu unwahrscheinlich. Edz. s. 430 hält reyrar für den gen. von reyrr = tumulus saxeus. Dieses ist aber wol nur eine norweg. form für das neutr. hreyr; belegt ist sie wenigstens nur in norweg. schriften. Ich trage deshalb bedenken, sie einem rein isländ. skálden, wie es ja U'lf ist, zuzuschreiben.

Viþgymrir laust Vimrar
vaþs af fránum naþri
hlusta grunn viþ hrǫnnum.
Hlaut innan svá minnum.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 310). B. C. [D]. In den ausg.: AM I. 258. Rsk. 102. Eg. 54. Js. 87. LS. 390. Br. 162. Edz. 428. Aufgel.: Js. 247. LS. 391. Uebers.: AM I. 259. Br. 163.

V. 21. viðgymr*ir* B. Viþgenrir A. Víðgymn*ir* C. Víðgymnir AM. Eg. Br. Víðgýmnir LS. Js. Vidgimnir Edz. — v'mrar (d. i. virmrar ?) A. — 22. fránv*m* C. franv*m* B. fravmv*m* A.

Auflösung: Viþgymrir (? So lese ich mit B. Ich habe das r beibehalten im hinblick auf Vimrar und auf die lesart von A) vaþs Vimrar (d. i. Þór, vgl. AM I. 258[18]: hér er hann (Þórr) kallaþr jǫtunn Vimrar vaþs) laust viþ hrǫnnum grunn hlusta (fundus oculorum ist der kopf) af fránum naþri. Hlaut innan svá minnum.

NB. Viþgymrir. Mir ist das wort dunkel; keine der gemachten conjecturen kann befriedigen. Egilsson (Lex. poet. s. 892) schliesst sich Finn Magnus. (LS. Lex. myth. s. 480) erklärung = transgressor an. Er fügt hinzu: Proprie, puto, significat ingenti gradu vadens, cogn. gíma apertura, gímald n. vastitas, vastum spatium, geimi mare, geimr locus vastus. Dann müsten wir gegen den reim gímnir lesen. Br. übersetzt: 'Den, der gjorde Vimmers Vadested videberömt'. Wie kommt aber in das wort 'gymnir' die bedeutung berühmt machen? Edzardi vermutet Vaðgimnir. Aber 'Vaðgimnir vaþs'? Ist vielleicht Viþgymir zu lesen und verhält sich Viþgymir zu Gymir wie Viþfinnr zu Finnr?

V. 24 schliesst ohne zweifel die einzelnen abschnitte der Húsdrápa; er bildet daher wol einen in sich abgeschlossenen vers. Br. erklärt denselben (s. 158): hlaut — innan svo — minnum, 'indvendig saaledes med hellige minder' und bemerkt hierzu: 'Olaf lod opföre hallen og smykke indvendig saaledes med hellige minder.' Diese erklärung will mir nicht ansprechen. Wenn wir an der überlieferung festhalten, müssen wir der von Edz. (s. 428**) gegebenen bei weitem den vorzug geben. Er erklärt: '[ek] hlaut (hlaut 'k?), nämlich die kenntnis des berichteten mythos, svá innan ('aus meinem innern') minnum ('durch erinnerung'); d. i. 'so sagt es mir mein gedächtnis'.

III.

Fullǫflug lét fjalla 25
framm hafsleipni þramma
Hilldr, en Hropts of gilldar
hjálmsellda mar felldu.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 330). B. C. [D]. [E]. F (abgedr. AM II. 441). G (abgedr. AM II. 590, allein hier ist nur die erste zeile erhalten. Das blatt, welches v. 26—28 enthielt, ist verloren). In den ausgaben: AM I. 428. Rsk. 162. Eg. 88. Js. 144. LS. 388. Br. 164. Aufgelöst: Js. 276. Uebersetzt: AM I. 429. Br. 164.

V. 25. Fvllavflvgr A. fvllǫflvg' F. (Ich habe in F vergebens gesucht, ob das häkchen über g nur verzierung sein könnte. Als abbrev. des r finale kommt dagegen dieses zeichen in der hs. öfter vor). Fvll oflvg B. [E]. — falla A. [D]. fálla G. — 26. fraᴍ A. fra*m*m B. [E]. f*ra*m C. fram F. — haf sleipni A. B. [E; doch h zerfressen]. ha slæípni F (sic! nicht há.) — hraᴍᴀ A. — 27. æṅ F. — hoptz A. hofz B. [E]. hropz C [hröps D]. hroptz F. (das tz und z der cods. ist ein und derselbe laut; es ist z = ts. Dieses z ist ebenfalls im 13. jahrh. zeichen des med. gewesen. Dieses med. z steht ursprünglich, worauf mich mein freund Hoffory aufmerksam machte, noch verbunden mit k oder c nach verben, deren stamm auf nn oder ll ausgeht, z. b. Stock. Hom. 8[14]: faɴzc. Nach diesen verben trat analogie-bildung ein; das c fiel ab und man betrachtete schliesslich z allein als mediale endung. Die schreibweise dieses z ist wie die des gen. starker subst. sehr verschieden.) — v*m* A. [D]. — gylld' F. gildir Lex. mythol. 907. — 28. hialms elld þa er A. híalmǫlldv*m* B. [E]. hialmavldvm C. [hjalmelldum D]. hialmælldar F. hjálmelda AM. Eg. Js. Br. hjálms eldum Lex. myth. (Ich schreibe nach A: hjálmsellda im hinblick auf die vorhergehende prosa.)

Auflösung: Fullǫflug Hilldr fjalla (die allgewaltige herrin der berge ist die riesin Hýrrokin; vgl. fjallgautr = der riese) lét þramma framm hafsleipni (das meerross ist Baldrs schiff), en gilldar hjálmsellda Hropts (die wölfe der helmfeuer d. h. der schwerter, sind die männer vgl. L. p. 240) felldu mar.

Ríþr at vilgi víþu
30 viþfrægr, en mér liþa,
Hroptatýr, of hapta
hróþrmál, sonar báli.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 303). B. [E]. C. [D]. G (abgedr. AM II. 518). In den ausg.: AM I. 234. Rsk. 96. Eg. 50. Js. 79. LS. 388. Br. 163. Aufgelöst: Js. 241. LS. 389. Uebers.: AM I. 235. Br. 164.

V. 29. Riþv*m* A. — viþo A. blíþu B. C. blidu G. [E]. [blýdu D]. (NB. Dieser offenbare fehler gegen den stabreim zeigt klar, dass die fragmente F. G auf seite der ausführlichen redaction x stehen.) — 30. vígfrey'r G (so im cod.!) — m̃ A. (Daz zeichen für er ist wol etwas zu gerade geworden.) — 31. hroptaty'r, a zerfressen G. hroptatýr C. — um A. hvapta B. C. huópta G. [huopta E. huoptta D]. So auch die ausg.

— 32. [hródr máls D. E]. hroþr mál A. G. *hroðr* mal B. hroðr-mal C. — bále G.

Auflösung: Víþfrægr Hroptatýr (d. i. O'þin) ríþr at vilgi víþu báli sonar; en mér of líþa hróþrmál hapta.

NB. Ich lese mit cod. A hapta. Das wort reimt mit Hr**op**tatýr, muss also kurz sein. Die worte sagen: mir entströmen loblieder der götter (gen. pl. von hapt) d. h. das bild von Baldrs balfǫr veranlasst mich treffliche eigenschaften der götter zu erwähnen.

Þar hykk Sigrunni svinnum
sylgs valkyrjur fylgja
heilags tafns ok hrafna. 35
Hlaut innan svá minnum.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. B. [E]. C. [D]. G (abgedruckt AM II. 519). In den ausgaben: AM I. 238. Rsk. 96. Eg. 50. Js. 80. LS. 388. Br. 164. Aufgelöst: Js. 242. LS. 389. Uebersetzt: AM I. 239. Br. 164.

V. 33. þat C nach Rsk. 96 no. 13. Ich lese auch mit AM (I. 238 no. 8) þar, doch ist r nicht ganz deutlich als r zu lesen, daher: þad D. — [hygg E.]

Auflösung: Ek hygg þar fylgja valkyrjur sylgs heilags tafns (die valkyren des trankes des heiligen schmauses d. h. die valkyren, welche bei den heiligen schmäusen, nämlich der einherjer, die getränke reichen.) ok hrafna svinnum Sigrunni. Hlaut innan svá minnum.

NB. Diese halbstrophe, verbunden mit der vorigen, setzt Br. wol mit recht an den schluss dieses teiles der Húsdrápa. Dass ich von ihm abweiche, hat seinen grund darin, dass ich mich hier nach Gylfaginning richte. Auffallend ist der umstand, dass jene halbstrophe in Skldskm. cod. A nicht steht, dass aber auch in demselben cod. jener zug in Gylfag. nicht erwähnt wird.

Ueber ähnliche auflösungen der ersten silbe des 1. taktes wie v. 33 vgl. Sievers, Beitr. V, s. 461. — Ueber Sigrunnr vgl. Lex. mythol. s. 644 und L. p. s. 705. Beide auffassungen weichen von der meinigen ab. Ich habe hrafna im hinblick auf Gylfag. nicht zu Sigrunni gezogen. Valkyrjur und hrafna fasse ich als acc. auf. (Ueber beispiele des acc. c. inf. nach hyggja vgl. Nygaard, Eddasprog. synt. II. s. 43). In 'Sigrunni' sehe ich einen namen O'þins, dessen 2. teil dat. von Unnr resp. Uþr ist. (Vgl. Grím. 46[5] und Harþar saga Grímkelssonar Isl. sǫg. II. 108[12]).

Ríþr á bǫrg til borgar
bǫþfróþr sonar O'þins,
Freyr, ok fólkum stýrir,
40 fyrstr enum gulli byrsta.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 311) cod. B. C. [D]. In den ausgaben: AM I. 264. Rsk. 104. Eg. 55. Js. 89. LS. 388. Br. 163. Aufgelöst: Js. 248. LS. 388. Uebersetzt: AM I. 265. Br. 164.

V. 37. borg B. bavgr C. [baug² D]. baugr Rsk. — 38. böðfróðs Br. (Br. bezieht das epit. auf Baldr.) — sonr A. — 40. fyrst 7 (= ok) gvlli byrstv*m* BC. Rsk. LS. [f*yr*st *ok* gulle byrstan D]. fyrstr gulli byrstum Eg. Js. Br. (Für die lesart von A: '*tyr*str env*m* gvlli bysta' tritt K. Gíslason ein Njála II. s. 78—79.)

Auflösung: Bǫþfróþr Freyr ríþr fyrstr enum byrsta gulli (d. i. der eber Freys Gullinbursti) til borgar sonar O'þins (die burg des sohnes O'þins, Baldrs, ist dessen scheiterhaufen) ok stýrir fólkum.

NB. In v. 40 ist die zweite silbe des ersten taktes aufgelöst, vgl. Sievers Beitr. V, s. 464.

Kostigr ríþr at kesti
kyngóþr þeim 's goþ hlóþu
hrafnfreistaþar, hesti
Heimdallr at mǫg fallinn.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedr. AM II. 304). B. [E]. C. [D]. In den ausg.: AM I. 240. Rsk. 97. Eg. 51. Js. 81. LS. 389. Br. 163. Aufgelöst: Js. 242. LS. 389. Uebers.: AM I. 241. Br. 164.

V. 42. kynfróþs B. [E]. C. Ebenso die ausgaben. (NB. Die lesart von A passt ausgezeichnet zu Heimdall; wir haben hier eine andeutung auf seine abstammung von den neun müttern. Diesen mythos hat U'lf, wie die gleich folgende strophe zeigt, gekannt. Ausserdem vgl. v. 30. 38, wo wie hier das erste wort des 2. verses epitheton des subj. der halbstrophe ist.) — gvð B. [g^d E].

Auflösung: Kyngóþr kostigr Heimdallr ríþr hesti (ríþa c. dat. ebenso v. 37/40) at kesti þeim er goþ hlóþu at mǫg hrafnfreistaþar (der sohn des rabenerprobers, O'þins, ist Baldr) fallinn.

NB. Ueber at mǫg — fallinn vgl. Lund, Oldn. ordf. § 75. I. und 152ª. Ganz dieselbe verbindung, welche sich ähnlich oft auf runensteinen findet, hat der A'grip af Noregs konungas. (FMS. X. 382[27]): at Gamla fallinn.

IV.

Ráþgegninn bregþr ragna 45
rein at Singasteini
frægr viþ firna slœgjan
Fárbauta mǫg vári;
móþǫflugr ræþr mœþra
mǫgr hafnýra fǫgru, 50
kynni 'k, áþr, ok einnar
átta, mærþar þáttum.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. B. C. [D]. In den ausgaben: AM I. 268. Rsk. 106. Eg. 56. Js. 90. LS. 392. Br. 162. Aufgelöst: Js. 248. LS. 392. Uebers.: AM I. 269. Br. 162. Weinhold: Die sagen von Loki, Zs. f. d. alt. VII, s. 47.

V. 45. Raðgegnin C. Rað gegnin Rsk. — rogna B. — 46. Singasteini Js. singa-steini Rsk. — 47. slægían B. slægiv*m* C. [slœgum̄ D]. — 48. fárbavta C. faarbavta B. — mavgr C. [mǫgur D]. — vari C. váari B. — 49. reðr B. — 50. haf't nyra od. hafi nyra B. [*ok* áðr D]. — 51. ok vor einnar in allen ausg. nach Rsk. at B. en C. — 52. aatta B. atta C. — þáattv*m* B. þattv*m* C.

Auflösung: Frægr reinvári ragna (d. i. vári reinragna = der wächter des schmalen streifens (rein), auf welchem die götter zum richtplatz zu reiten pflegen d. i. der brücke Bifrǫst; ihr bewacher ist Heimdall. Vgl. Sn. E. I. s. 100.) bregþr viþ firnaslægjan mǫg Fárbauta (d. i. Loki), ráþgegninn, at Singasteini (Brausestein Weinh.), móþǫflugr mǫgr átta ok einnar mœþra (der sohn der neun mütter ist Heimdall. Vgl. Sn. E. I. 102) ræþr áþr fǫgru hafnýra. (Die schöne meerniere ist das brinsingamen der Freyja. In seehundsgestalt stritten die beiden götter um den schmuck der Freyja — vgl. Sn. E. I. 266[2] —; im meere wird deshalb wol derselbe verborgen gewesen sein. F. Magn. Lex. mythol. versteht darunter den regenbogen.) Ek kynni [þat] þáttum mærþar.

NB. Ich habe 'ráþgegninn' auf Loki bezogen. Er, der überaus schlaue, ist auch durch seinen rat den göttern nützlich (vgl. Sn. E, I. 104: ok opt leysti hann þá meþ vélræþum); auf ihn allein passt dieses wort. Man hat mǫg als dat. aufgefasst, veranlasst durch slægiv*m* des cod. C. Allein dieser dat. ist nirgends belegt, wir müssen das wort nach B als acc. auffassen. (Ueber den gebrauch von viþ c. acc. vgl. Lund a. a. o. § 74. I^{b} 1.)

Gegen die bisherigen ausgaben schreibe ich v. 48 Fárbauta —

vári. So müssen wir schreiben 1) nach den schreibweisen der hss. (vgl. die var.). 2) nach regeln der metrik (vgl. Sievers Beitr. V, s. 453). Der ausgang des verses muss ⏑́ ⏑ sein; so ist er bei allen versen des U'lf. Daher haben wir vári zu lesen und dies verlangt Fárbauta. Zu vári aber vgl. væringi.

Es ist ferner unter U'lfs namen eine halbstrophe überliefert, welche Brynj. (s. 164) als den schluss der Húsdrápa ansieht. Ich kann ihm hierin nicht beistimmen. In dieser halbstrophe klagt der dichter offenbar darüber, dass ihm das dichten nicht mehr so leicht fiele, als in seiner jugend. Und in der tat weicht auch die halbstrophe formell von der reinheit der Húsdrápa ab. Allein auch andere gründe sprechen gegen diese auffassung. Aus dieser halbstrophe müssen wir schliessen, dass U'lf bereits in vorgeschrittenem alter gewesen ist. Nun setzt aber Brynj. selbst die Húsdrápa ins jahr 986. Im jahre 998 treffen wir den U'lf wider. In diesem jahre müste er nach jenen erörterungen wol schon greis sein; einen greis würde aber wol Þorvald nicht aufgefordert haben, gegen Þangbrand das schwert zu erheben. Aus diesen gründen zähle ich die folgende halbstrophe nicht zur Húsdrápa.

Þar kemr á, enn œri
endr bar 'k mærþ at hendi
55 ofra 'k svá, til sæfar,
sverþregns lofi þegna.

Ueberlieferung: Sn. E. cod. A (abgedruckt AM II. 340) C. [D]. F. (abgedruckt AM II. 447). H. (abgedruckt AM II. 591). [B chart.]. In den ausgaben: AM I. 468. Rsk. 176. Eg. 96. Js. 157. Br. 164. Aufgelöst: Js. 283. Uebersetzt: AM I. 469. Br. 165.

V. 53. ke*m*r A. ko*m*r C. kæ*m*r F. kem[r] H. — a A. á C. áá H. ár F. — en*n* C. H. hin*n* F. er A. — æri A. F. ǫri C. orri H. (sic!) örri Br. — 54. a A. af C. [B chart.] die ausgaben. — 55. sió*ar* F (dieselbe lesart in F. vgl. AM II. 449: sió*ar* heiti.)

Auflösung: Þar kemr á til sæfar; enn œri ek bar mærþ at hendi; svá ek ofra (so möchte ich erheben können) endr lofi þegna sverþregns (die helden des schwertregens, d. i. der schlacht, sind die männer).

NB. Ueber den anfang dieser strophe vgl. Sn. E. II. 178. Hier heisst es unter Allegoria, gestützt auf eine halbstrophe Sveins, welche

dieselbe wendung enthält: þat skal svá skilja, at hann lyktar svá því efni, er hann vildi í kvæþinu hafa, sam áin kemr til sæfar. Þat er úeiginlig líking milli árinnar ok kvæþissins.

U'lfs antwort auf Þorvalds aufforderung, den Þangbrand zu töten. Hiervon heisst es in der Njála (I'slend. Sǫg. III. 535): Þar efldi flokk í móti þeim (Þangbrand) Þorvaldr hinn veili ok sendi orþ U'lfi Uggasyni, at hann skyldi fara at Þangbrandi ok drepa hann, ok kvaþ til vísu þessa

U'skelfum man 'k Ulfi . . .

U'lfr Uggason kvaþ aþra vísu í móti:

Tekkak sunds þótt sendi
sannreynir boþ tanna
hvarfs viþ hleypiskarfi
Hárbarþz véa fjarþar; 60
esat ráfáka rœkis
rǫng esu mál á gangi
se 'k viþ mínu meini
mínligt flugu at gína.

Ueberlieferung: Im Kristniþáttr und zwar: A. cod. Flateyjarbók (abgedr. Flat. I. s. 424/25. F). B. In den FMS. (II. 203. Hier liegen nach der ausgabe zu grunde die cod. AM 61: A; 62: S; 54: B; 53: C); in der Kristnisaga (abgedr. Biskupasǫg I. 13. K.), in der Njála (I'sl. Sǫg. III. 535/36 N). Den text der Njála habe ich hier zu grunde gelegt; die varianten der strophe in der saga standen mir nicht zu gebote. Aufgelöst: Bisk. S. I. s. 13. Vgl. Maurer, Bekehrung des norweg. stammes I. 396.

V. 57. tekkat ek F. K. N. tekat S. gekkat B. sundr F. — þot A. þó at F. K. N. þat er B. C. — 58. sannreynis Kβ. (d. i. Jóns Erlendssonar abschrift der Hauksbók, welche der Kristnisaga zu grunde liegt). — 59. huarfs F. N. hverfs K. — hleypiskarfui F. — 60. harbanndz F. harð barðs A. S. harbarða B. C. Hagbarðs K. hárbarðs N. — na fiardar F. veilfiarðar B. veelfiarðar C. veafjarðar K. vjea fjarðar N. — 61. er F. era K. — ræki F. FMS. rækis N. K. — 62. rang N. rǫng die anderen cods. — mála K. — 63. myklu mæini F. K. FMS. mínu N (dies erfordert der reim). meni Kβ. — 64. minsligt F. minligt FMS.

Auflösung: Ek tekkat viþ hleypiskarfi hvarfs tanna (Eg.: carbo in os involans vel ori immittendus, id qu. fluga) vea fjarþar Hárbarþz (die fliege des göttertrankes des Hárbarþz (O'þins) d. h. der dicht-

kunst ist hier die strophe, welche Þorvald sendet), þótt sannreynir sunds (der wahre erprober des meeres, der mann, ist hier Þorvald) sendi boþ; erat mínligt ('es ist nicht meine sache') gína at flugu rœkis ráfáka (der, welcher für das schiff sorgt, ist der mann, hier Þorvald), rǫng mál eru á gangi, ek sé, viþ mínu meini.

Nach dieser strophe fährt die Njála fort: 'ok ætla ek ekki' sagþi U'lfr 'at vera ginningarfífl hans. Enn gæti hann, at honum vefisk eigi tungan um hǫfut'. Ok eptir þat fór sendimaþr aptr til Þorvalds hins veila ok sagþi honum orþ U'lfs.

LEIPZIG 1879. E. MOGK.

UEBER HEINRICH VON MORUNGEN.

1) Heimat und zeit.

Hinsichtlich der heimat Heinrichs von Morungen haben die ansichten lange geschwankt. Jacob Grimm [1]), dem sich Koberstein [2]) und Uhland [3]) anschlossen, vermutete sie in dem Morungen unweit Göttingen; v. d. Hagen [4]) zieht nicht nur dieses, sowie das Morungen im Mansfeldischen und in Preussen in erwägung, sondern auch drei Möringen: bei Ingolstadt an der Donau, bei Augsburg am Lech und oberhalb Tutlingen an der Donau, endlich noch ein Muringen oder Möringen, jetzt Mörigen bei Nidau in der Schweiz. Doch neigt er sich zu der ansicht, Morungen in Sachsen als heimat des dichters zu betrachten, da die sprache hie und da, besonders in den reimen, einen dem niederdeutschen näheren dichter verrate. Auch Wackernagel [5]) schwankte noch zwischen Morungen bei Göttingen und im Mansfeldischen. Zuerst sprach dann Haupt [6]) es aus, dass Morungen ohne zweifel die burg bei Sangerhausen sei. Doch vermochte er herren von Morungen nicht früher als aus dem anfang des 14. jahrhunderts nachzuweisen, von welcher zeit an sie ziemlich zahlreich in urkunden des klosters Kaltenborn bei Sangerhausen vorkommen [7]); unter ihnen erscheinen auch in den jahren 1323—1400 mehre namens-

---

[1]) Gr. I², s. 455.

[2]) Grundr. der gesch. der d. nationallit.⁴ I, s. 256.

[3]) Schriften zur gesch. der dichtung und sage V, s. 208.

[4]) MSH. IV, s. 122.

[5]) Gesch. der d. litter. (2. aufl.) s. 296, 39.

[6]) MSF. s. 279. Vgl. Gervinus, Gesch. der d. dichtung⁵ I, s. 514. — Bartsch, Deutsche liederdichter² s. XXXVI.

[7]) Vgl. Schöttgen u. Kreysig, Diplom. bd. 2.

vettern des dichters [1]). Auch Sam. Müller in seiner chronik von Sangerhausen [2]) erwähnt einen Heintz von Morung, dessen namen er in einem briefe 'herzogs Magni' 1367 gefunden habe.[3]) Aeltere nachweise lieferte dann Zurborg [4]): ein Burchard von Morungen und sein bruder Cuonrad erscheinen in einer urkunde des klosters Walkenried bei Nordhausen, die datiert ist 'in Morungen, a. 1226 VI kal. jun.' [5]), ein Heinricus miles de Morungen in einer urkunde vom jahre 1276.[6])

Unsern dichter hat zuerst Fedor Bech [7]) urkundlich nachgewiesen. Wenigstens ist es wahrscheinlich, dass wir in dem in einer von 'Teodericus dei gratia Misnensis et Orientalis marchio' ausgestellten urkunde [8]) genannten Henricus de Morungen unsern minnesinger zu sehen haben. In dieser urkunde heisst es: '.... omnibus Christi fidelibus tam praesentis quam futuri temporis ad notitiam volumus devenire, quod Henricus de Morungen miles emeritus spiritu tractus divino X talenta annuatim, quae propter alta vitae suae merita a nobis ex moneta Lipzensi tenuit in beneficium, nobis resignavit et ut ea ecclesiae beati Thomae in Lipzc ad usus inibi Christo militantium conferre dignaremur devotissime supplicavit' u. s. w. Die urkunde ist nicht datiert, jedoch muss sie vor 1221, in welchem jahre Dietrich starb (am 17. oder 18. februar) und nach der stiftung des Thomasklosters, dem die 10 talente überwiesen werden, also nach 1213 fallen.[9])

---

[1]) Ebd. s. 724. 725. 731. 743. 744. 753. 754.

[2]) Chronika der uralten berg-stadt Sangerhauszen. Leipz. u. Frankf. 1731, s. 217.

[3]) Ueber andere angehörige desselben geschlechts vgl. ebd.

[4]) Zschr. f. d. altert. 18, s. 319.

[5]) Walkenrieder urkundenbuch I, no. 378.

[6]) Moser, Diplom. u. histor. belustigungen II, 19.

[7]) Germ. 19, s. 419.

[8]) Urkundenbuch der stadt Leipzig, hsg. von K. Fr. v. Posern-Klett, bd. II, no. 8.

[9]) Fedor Bech weist ausserdem a. a. o. noch einige andere herren von Morungen aus der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts nach: einen Ulricus de Morungen aus dem jahre 1286 als castellanus in Grellenberg (in den urkunden des stiftes Walkenried [= urkundenbuch des histor. vereins für Niedersachsen II] abt. I, no. 493). Dann einen C. de Morungen aus dem jahre 1278 (in dem urkundenbuch der stadt Göttingen I, no. 21). Die beiden von Bech zuletzt aufgeführten: Heinricus de

Bei ihrer abfassung war Morungen bereits ein alter mann; das beweisen die bezeichnung 'miles emeritus' und die worte 'propter alta vitae suae merita', auch dürfen wir wol vermuten, dass er jene pfründe schon eine reihe von jahren genossen, bevor er zu gunsten des Thomasklosters verzichtete. Er muss zur zeit der ausstellung der urkunde, d. h. etwa um das jahr 1215, mindestens ein sechziger gewesen sein, es würde also sein leben sich etwa von der mitte des 12. bis ins zweite jahrzehnt des 13. jahrhunderts erstrecken. Zu dieser zeit stimmen seine lieder in form und gedankengehalt vollkommen; sie zwingen zu der annahme, dass Morungen, vielleicht um einige jahre jünger als Hausen und Veldeke und als zeitgenosse von Reinmar, Hartman und Walther, in der blütezeit der höfischen lyrik dichtete.

Ueber sein leben wissen wir im übrigen nichts, als was sich aus der obigen urkunde schliessen lässt, d. h. dass er ritter war und lange zeit in diensten Dietrichs von Meissen gestanden hatte. Seine lieder gewähren nicht den geringsten anhalt. Merkwürdig ist dass Morungen trotz seiner gewiss einflussreichen stellung am hofe Dietrichs und wiewol er unstreitig einer der tiefsten, mannigfaltigsten und vollendetsten lyriker vor Walther ist, dennoch nur selten, von zeitgenossen nie genannt wird, während doch der einfluss seiner poesie auf die späteren lyriker ein augenfälliger ist. Die einzigen zeugnisse aus späterer zeit sind die folgenden:

Hugo v. Trimberg im Renner s. 20 Bamb.: gîtikeit luoder und unkiusche, muotwille und unzimlîch tiusche habent mangen herrn alsô besezzen daz si der wîs gar hânt vergezzen in der hie vor edel herren sungen, von Botenloube und von Môrungen etc.

Seifried Helbling I, 757: kleine der wirt trûren mac umb scheiden an dem morgen, als dicke tet mit sorgen der Môrungær von liebe und ander minne diebe die der minne pflâgen, sô sie bî liebe lâgen.

Endlich werden in einem lossbuche (cod. Monac. aus dem

Moringen (in dem genannten urkundenbuch I, no. 71. 148. 155. 214) aus den jahren 1309—1361, ferner Detmar de Moringen, ratsmitglied in Göttingen in den jahren 1373—1382 (ebd. no. 306) kommen nicht in betracht, da sie nicht zu der Sangerhausener familie gehören.

15. jahrhundert)[1]) als die vier 'půler' genannt: Wolfram von Eschenbach, Moringer, Prennberger, Fûss der puler.

Nicht unglaublich ist, dass das volkslied vom edlen Moringer unseres dichters namen verwendet, wie schon Jacob Grimm[2]) meinte. Eine andeutung davon scheint zu liegen in einer wappenüberschrift des wappenbuchs von Conrad Grünenberg (cod. Germ. 145 [6 N] der Münchener hof- und staatsbibliothek. Die ausgabe von graf Stillfried-Alcántara habe ich nicht einsehen können). In der Münchener hs. steht auf seite 362 unten ein wappen mit der überschrift: 'Hr hainrich von Möringen'; dies stimmt im wesentlichen mit dem wappen des minnesingers in der Stuttgarter handschrift überein: beide zeigen einen mohrenkopf in gelbem felde. Unmittelbar auf dieses wappen folgt auf s. 363 oben ein zweites mit der überschrift: 'Der Edl möringr der zu leips begraben ligt'. Die worte 'Der Edl möringr' beziehen sich offenbar auf den helden des volksliedes, für den dies die stehende bezeichnung ist, dagegen ist der zusatz 'der zu leips begraben ligt' vielleicht eine reminiscenz an unsern minnesinger. Auch das wappen selber ähnelt demjenigen unseres dichters in der Pariser handschrift: es zeigt in blauem felde einen goldenen mit den spitzen aufwärts gekehrten halbmond, umgeben von vier goldenen sternen. Nun hat das wappen Heinrichs von Morungen in C nach der beschreibung v. d. Hagens[3]) in hellblauem felde drei goldene halbmonde, zwei oben, einen unten, sämmtlich mit einem goldenen sterne an jeder aufwärts gekehrten spitze. Ein grüner halbmond und links davon ein eben solcher stern in schwarzem grunde erscheint nach der mitteilung Zurborgs[4]) auch auf den wappen späterer glieder der Morungenschen familie aus dem 16. jahrh. in der St. Ulrichskirche zu Sangerhausen. — Die obigen angaben über die beiden wappen des Grünenbergschen wappenbuchs verdanke ich der güte des hrn. dr. Simonsfeld in München.

[1]) Wilh. Grimm, Heldens. s. 284.
[2]) Meistergesang s. 184. Dagegen Uhland, Schr. s. 294 fg.
[3]) MSH. IV, s. 123.
[4]) Zs. f. d. alt. 18, s. 320.

2) Die überlieferung der lieder.

Die lieder Heinrichs von Morungen sind hauptsächlich in den drei hss. A, B und C überliefert. Die sammlung in A umfasst 25 strophen: MSF 136, 1—37; 126, 8—32; 132, 27—133, 5; 131, 25. 33; 132, 19; 123, 10—34; 137, 10. 17; 127, 1. 12. 23 (die beiden letzten in eine strophe zusammengezogen); 125, 19 und 138, 25. Die gleiche strophenzahl überliefert B, nämlich MSF 122, 1 —123, 1; 125, 19—126, 8; 126, 32. 24; 130, 31—133, 5 und 128, 25, ausserdem noch drei strophen unter Dietmar von Eist no. 17. 18. 19 = MSF 133, 21. 29; 134, 6. Die Pariser handschrift ist, wie gewöhnlich, auch hier bei weitem am reichhaltigsten; sie überliefert unter Morungens namen 104 strophen, d. h. alle in MSF abgedruckten mit ausnahme von 130, 31; 137, 4; 145, 9—25; 146, 11. 19. 35 und 147, 17. Endlich sind noch 43 strophen in dem fragment einer liederhandschrift aus dem 14. jahrh. (in Berlin ms. Germ. 4°, 519), von Haupt mit C^a bezeichnet, erhalten, nämlich MSF 122, 1—129, 14; 143, 16—145, 1; 145, 33; 146, 3; 146, 27 und 147, 4. Doch ist diese sammlung für die kritik von keiner weiteren bedeutung, da sie im wesentlichen genau denselben text in derselben anordnung wie C bietet.

Die sammlung in C charakterisiert sich unserer erfahrung über die entstehung der liederhandschriften gemäss bei vergleichung der parallelen überlieferung als aus verschiedenen quellen zusammengetragen, deren ursprüngliche selbständigkeit noch deutlich zu erkennen ist. Ich bespreche im folgenden in der kürze die einzelnen abschnitte und erörtere dabei zugleich die stellen, an denen ich von dem in MSF hergestellten text abzuweichen für nötig halte.

C^1 umfasst die strophen C 1—4 (= C^a 1—4) = B^1 (str. 1—4) = MSF 122, 1—123, 9. C stimmt hier sehr genau zu B, auch in den fehlern; so bieten 122, 4 die hss. 'der mane (mân B) wol verre', dagegen v. 6 'i r schîn'. Haupt schreibt statt dessen: diu mæninne verre; Paul[1]) bemerkt dagegen, dass diese änderung weder des metrums wegen, noch

[1]) Diese beitr. II, s. 546.



aus sonst einem grunde erforderlich sei. Der grund ist für Haupt vermutlich das wechselnde genus gewesen; ganz ohne änderung wird man auch wegen dieser incongruenz zwischen dem substantiv und dem zugehörigen pronomen nicht auskommen können. Man muss entweder v. 4 mit Haupt 'diu mæninne verre' schreiben oder 'diu mâne wol verre'[1]) oder endlich v. 6 'ir' in 'sîn' ändern. V. 14 haben beide hss. 'des', wofür Haupt richtig 'doch' schreibt, v. 16 'des muos'. V. 20 'stęte': das metrum würde die kürzung stæt' erfordern, die Morungen zuzutrauen man doch bedenken tragen muss. V. 22: 'ir der munt', wo das 'der' den vers überladet. 123, 2: die trüeben wolken tuont. V. 8: nahe B, nach C, während der reim 'nâr' fordert. Trotzdem aber schreibt C wol nicht B geradezu ab, denn die letztere hs. scheint einen vers (122, 23 in zene wisse ebene verre bekant B) nicht verstanden zu haben, den C in der richtigen fassung gibt.

.C² umfasst die strophen C 5—12 (= Cᵃ 5—12). Es sind die beiden töne MSF 123, 10—124, 31 und 124, 32—125, 18. Hierzu gibt es keine parallelüberlieferung, ich bezeichne daher diesen abschnitt mit v. Die ersten drei strophen des ersten tons sind auch in A überliefert, und zwar in richtigerer reihenfolge, der sich daher Haupt in der anordnung der strophen in MSF angeschlossen hat. Im übrigen ist aber die recension CCᵃ vorzuziehen. Paul[2]) möchte 123, 14 mit A schreiben: diu hœhste und ouch diu hêrste, denn mit dem beiwort 'diu beste' könne nicht die stellung gekennzeichnet werden, welche die dame in dem herzen des dichters einnehme, die beste sei sie unabhängig von seiner empfindung. Demgemäss schreibt Paul in dem entsprechenden verse 123, 10 mit A: mîn liebste und ouch mîn êrste; hier stehen jedoch die bezeichnungen 'êrste' und 'leste' einander schärfer und hübscher

[1]) Es ist mir am wahrscheinlichsten, dass dies das ursprüngliche war. mâne ist mnd. vielfach fem. und darf bei einem dichter nicht überraschen, dessen geburtsstätte in unmittelbarer nähe der nd. grenze lag. (Vgl. in diesem bande H. Tümpels karte der sprachlichen verhältnisse zwischen Harz und Saale um 1300 und heute). Der oberdeutsche schreiber nahm an dem ungewöhnlichen genus anstoss, vergass dann aber das possessivpronomen ebenfalls entsprechend zu ändern.

[2]) a. a. o. s. 547.

gegenüber. Auch bei anderen lyrikern finden sich diese gegensätze in ähnlichen wendungen, welche die geliebte als den gegenstand ihrer unwandelbaren neigung bezeichnen sollen; vgl. z. b. 86, 1. 2: mîn êrste liebe der ich ie began diu selbe muoz an mir diu leste sîn. Ebenso ist v. 14 in der fassung von CCa ausdrucksvoller, als in der tautologischen wendung, welche A bietet. Strophe 2 ist in A ganz verderbt überliefert (vgl. vv. 22. 23: wer ich mit minem sange wol so swig ich ir. 26—28: nv giht si ich si zelange konde ich danne me ich svnge aber alse.) In der 3. strophe v. 36 zieht Paul die lesart 'iu' in A dem 'ir' in CCa vor, indem er bemerkt [1]): 'für seine dame will er nicht singen, denn sie mag seinen gesang nicht, sondern für das publikum, insbesondere die frauen.' Dieser gedanke stände aber sehr abgerissen mitten zwischen den klagen über die ungunst der geliebten, vielmehr bezieht der dichter sich überall auf seine dame; wie die verse 124, 26 ff. beweisen, zürnt diese auch nicht auf seinen gesang an sich, sondern insofern er darin seiner liebe zu ihr ausdruck gibt. Er wendet sich nun um rat an die frauen, was er denn sonst singen könne, das ihr anstehe. Ebenso ist es dann nicht nötig, 124, 7 das 'ir' mit ACa zu streichen. Dagegen möchte Paul 123, 25 nicht A folgen, sondern mit CCa 'und ir tete' schreiben; dem kann ich ebenfalls nicht beistimmen.

Die beiden letzten strophen dieses tons verdächtigt Lachmann, indem er sagt [2]), sie seien unbedeutend und am ende verworren. Sie schliessen sich jedoch dem inhalte nach eng an die voraufgehenden an und geben dem ganzen liede erst den rechten abschluss: str. 1 und 2 enthalten die versicherung des dichters, wie gross seine liebe zu seiner dame sei und klagen über ihre ungunst; str. 3: bitte an die frauen und jeden, der sonst dazu im stande sei, ihm zu raten, was er singen könne, so dass es der geliebten gefalle. In str. 4 wendet er sich nun direct an diese selbst mit der bitte um erhörung, und die 5. strophe endlich kehrt zu dem in der ersten ausgesprochenen gedanken zurück, indem er der geliebten seine unwandelbare neigung beteuert. [3])

[1]) a. a. o. s. 548.

[2]) MSF² s. 280.

[3]) Vgl. Gärtner in der Germ. 8, s. 54.

In der 4. strophe setzt Paul hinter v. 15 ein komma, hinter 17 einen punkt, hinter 18 ein komma, hinter 19 ein fragezeichen. Jedoch sind diese verse auch mit der interpunktion in MSF verständlich: der vv. 16. 17 dem hauptsatze voraufgeschickte grund, welcher die geliebte bestimmen soll den dichter zu trösten, wird, um recht nachdrücklich zu bezeichnen, wie alles glück desselben in ihrer hand liegt, v. 19 noch einmal widerholt. In der 5. strophe v. 30 ist mit Gärtner und Paul 'ir' zu streichen.

124, 36 haben die hss.: als der mane tuot der (den C a) sinen schin. Lachmann streicht die worte 'tuot der', welche zu einem zweisilbigen auftakt nötigen würden; durch diese verkürzung wird jedoch der relativsatz, der nur eine nähere bestimmung zu 'mâne' enthalten soll, direct in das gleichnis hineingezogen, und dieses dadurch schief; denn das 'spehen' kann nicht verglichen werden mit der art und weise, wie der mond sein licht empfängt, sondern sein sehnsüchtiges ausschauen nach der geliebten vergleicht der dichter mit dem blicken des mondes nach der sonne, von der er sein licht empfängt. Entweder ist daher die handschriftliche lesart unverkürzt beizubehalten und der vers mit zweisilbigem auftakt zu lesen oder wenigstens nur das 'tuot' zu streichen.[1])

125, 1 haben die hss.: ir wol liehten ougen in daz herze min. Haupts herstellung des verses ist wol nicht glücklich, er bemerkt selbst, dass CC a 'ir wol liehten ougen' ganz irrig aus dem vorhergehenden gesetze widerholen konnten. 'Ir ougen kument in mîn herze' ist weder mittelhochdeutsch, noch überhaupt eine wendung, der eine klare vorstellung zu grunde liegen könnte.

125, 15 ist mit den hss. zu schreiben: daz er wundr an ir begê.

C 3 (str. 13—20 = C a 13—20) = B 2 (5—11) = MSF 125, 19—126, 7 und 126, 8—39. C 20 (MSF 126, 16) fehlt in B. In A ist von dem ersten ton die erste strophe (A 25), der zweite ton vollständig überliefert (A 8—11). In diesen strophen stimmen BCC a meist zusammen gegen A; welche der beiden recensionen die bessere ist, lässt sich nicht ent-

[1]) Oder vielleicht 'als diu mâne diu ir schîn'? Vgl. s. 340, anm. 1.

scheiden. 126, 18 scheint A das richtigere zu bieten: hei wan muoste ich ir also gewaltic sin; wenigstens bleibt diese lesart gegenüber v. 23 im bilde. Bei der lesart in CCa erwartet man auch im folgenden v. 19: daz ich ir mit triuwen wære bî, und v. 23: nu bin ich leider vor ir alze frî. Der gedanke ist: 'Jetzt beherscht sie mein herz völlig; ach, käme sie einmal so in meine gewalt, dass u. s. w.; aber leider geniesst sie vor mir allzu grosse freiheit.'[1]) Vv. 36. 37 verdient dagegen die lesart in BCCa den vorzug: wan ich danne stân und warte der vrowen mîn. Der dichter sagt: 'Wenn der strahl ihrer glänzenden augen ganz in mein herz dringt, dann verwünsche ich jeden, der dazwischen tritt und mir ihren anblick raubt. Denn dann stehe ich und schaue nach meiner herrin aus (warte darauf, dass mir ihr anblick wider wird) wie die kleinen vöglein auf den tag harren.' Der vergleich der geliebten mit der sonne, den Morungen besonders liebt[2]), scheint ihm hier wider vorzuschweben. 'Wie die vögel auf das tageslicht warten, so schaue auch ich aus nach dem anblick meiner sonne.' In der fassung von A ist dieser gedanke kaum zu erkennen.

In der anordnung der strophen des tones 126, 8—39 ist Haupt A gefolgt; in C folgen die strophen so aufeinander: MSF 126, 8; 32; 24; 16. Dem entspricht B. Es ist unmöglich in jedem falle mit sicherheit zu entscheiden, welche reihenfolge die richtige ist, da wol überhaupt selten in einem lyrischen gedichte eine bestimmte gedankenreihe ganz streng und consequent entwickelt wird. Doch möchte ich in diesem falle der reihenfolge in BC den vorzug geben. 126, 32 schliesst sich am besten an 126, 8 an: der in der ersten strophe erwähnte zauber, welcher von der geliebten ausgeht, wird hier näher geschildert: der dichter hängt wie gebannt an ihren augen und harrt auf ihren anblick, wie die vögel auf den tag. Noch deutet er seine kühneren wünsche nur durch die sehnsuchtsvolle frage an: wenne sol mir iemer liep geschên? In der dritten strophe 126, 24 wird die wirkung dieses liebeszaubers gleichnisweise noch eindrucksvoller geschildert, und

---

[1]) Vgl. Pfeiffer in der Germ. III, s. 490.

[2]) Vgl. unten.



daran reiht sich der ausdruck leiser hoffnung auf abhülfe dieser not (deist mir ... ouch lîhte guot), bis endlich die 4. strophe mit der höchsten steigerung des gefühls und dem dadurch veranlassten unverhohlenen geständnis seiner kühnsten wünsche (hei wan müeste ich ir alsô gewaltic sîn u. s. w.) abschliesst. So reiht sich der ausdruck zweifelnder frage (v. 39), leiser hoffnung (v. 31) und schliessliches offenes aussprechen der geheimen wünsche in passender steigerung aneinander.

C 4 (C 21—34 = 21—30 Ca, dessen zweites blatt mit wolgetâne 129, 17 abschliesst) umfasst die töne MSF 127, 1—33; 127, 34—129, 4; 129, 5—13; 129, 14—130, 8; 130, 9—30. Ich bezeichne diesen abschnitt mit w, da sich zu ihm keine parallelüberlieferung findet. Der erste ton 127, 1—33 ist auch in A (23. 24) überliefert, jedoch zieht diese hs. die beiden letzten strophen in eine zusammen und lässt dieser die erste folgen. Die übrigen strophen in C, nämlich 24*—34* sind in keiner anderen hs. erhalten.[1]) Die recension A scheint in dem ersten ton etwas besser, als CCa. V. 12 ist mit A zu schreiben 'der sô vil geriefe'[2]); auch die beiden anderen strophen beginnen mit hypothetischen sätzen im conj. praet. (wist ich . . . ich lieze; wær ein sitich . . . die mehten). Ebenso bietet v. 17 A wol das ursprünglichere: wil si die bekennen. C änderte, um das infinitiv-n wegzuschaffen.[3]) Auch sonst enthält C öfters die schlechtere lesart. Vgl. v. 15 von ir dike. 16. gegen miner not. 31. an mir. 32. sît statt baz.

Ueber das lied 130, 9 ist bereits von Paul[4]) gehandelt worden. Seine schreibung wahrt v. 12 und 23 den trochäischen rhythmus, den dieser ton durch alle verse des aufgesangs hat. In der 2. strophe ist nach v. 22 ein komma zu setzen, so dass die verse 20—22 den vordersatz bilden.

C 5 (35—45) = B 3 (12—25) umfasst die drei töne MSF 130, 31—131, 24; 131, 25—132, 26 und 132, 27—133, 12. In A sind die 1. 2. 5. strophe des ersten tons (A 15; 16; 17 = C 38; 42; 41) und der 2. ton vollständig erhalten. B hat aus-

[1]) Solche nur in C erhaltenen strophen bezeichne ich mit *. Ueber 128, 25 vgl. unten s. 345.

[2]) Vgl. Bartsch, Liederd. XIV, 62.

[3]) Bartsch, Liederd. XIV, 65.

[4]) a. a. o. s. 549.

nahmsweise drei plusstrophen, nämlich B 12 (MSF 130, 31), 16 (128, 25) und 22 (vgl. MSF² s. 283). Diese beiden letzteren strophen, deren erste C unter no. 27 bereits im vorigen abschnitt enthält, hat B nicht BC, sondern einer anderen vorlage entnommen. In der strophe MSF 128, 25 schiebt B die verse 22—24, also einen teil des abgesangs der vorigen strophe, vor v. 32 ein; auch in den lesarten weicht hier B völlig von CCª ab. Die strophe B 22 erweist sich durch ihren inhalt als unecht. B 12 ist von C vermutlich übersehen.

In der überlieferung gehören auch in dieser partie BC näher zusammen; dass jedoch auch hier C nicht aus B abgeschrieben, beweist 132, 20, wo B wie A die falsche lesart 'diu liebe' bietet, während C richtig 'diu leide' hat; ebenso 131, 13, wo B 'und ich fluoche in und schadet in das' schreibt. Vgl. auch 131, 1. 4 des er C, das er B. In dem ton 131, 25—132, 26 rückt allerdings B der recension A in kleinigkeiten etwas näher: so gebraucht es stets da, wo die negation zwischen ein vocalisch auslautendes und consonantisch anlautendes wort tritt, mit A das proclitische 'en', während C das enklitische 'ne' verwendet, z. b. 131, 33 si ensol AB, sine sol C. 132, 20 so enweiz AB, sone weiz C. Vgl. v. 25. 132, 19 schreiben AB 'sît sie herzeliebe heizent minne' gegenüber C, welches die lesart hat: sît dú herzeliebe heizet minne. V. 20 hat B, wie erwähnt, mit A gemeinschaftlich den fehler 'diu liebe', während es jedoch auf der anderen seite v. 25 denselben fehler mit C begeht.

131, 7 hat Haupt ohne not geändert. Die hss. schreiben: von sinen trehenen wart ich nas. Es ist kaum anzunehmen, dass dies eine änderung der hss. sei, um den völlig erlaubten rührenden reim zu beseitigen. Es ist daher der mundart Morungens gemäss mit Bartsch[1]) zu schreiben: wart ich nat.

131, 21 daz si in grüezent über al C. das sú in so schone gruessent wol B. C änderte vermutlich, um den dialektischen reim wegzuschaffen; es ist im anschluss an B zu schreiben: daz si in sô schône grüezent wal.[2])

In dem ton 131, 25—132, 26 hat Haupt die str. 131, 33,

---

[1]) Liederd. XIV, 166.
[2]) Bartsch a. a. o. XIV, 180.

welche in BC die letzte des tons ist, nach A an die zweite stelle gesetzt. Doch ist die reihenfolge in BC offenbar die richtige; an 131, 25 schliesst sich 132, 3 unmittelbar an. Der gedankengang ist: str. 1: 'mir wohnt immer die liebe bei, von der ich nie frei ward; wären doch die hüter taub und blind, dann könnte ich ihr durch geberde und wort mein leid künden.' Str. 2: 'Nun aber kann ich nur verstohlene blicke als boten senden: so nehme sie die für mein flehen' u. s. w. 131, 33 bezieht sich zurück auf 132, 6: 'mir sei es ein gruss, wenn sie lacht, aber sie soll nicht allen leuten so lachen, wie mir'. Die versicherung unwandelbarer liebe in den versen 132, 1. 2. bildet dann, wie so oft, den schluss des liedes.

131, 30. 31 scheint die recension BC den vorzug zu verdienen, obwol sonst die recensionen BC und A in dieser partie von gleicher güte sind. BC bieten hier: eteswenne mit gelasse ir künden und mich mit rede zuo ir gefründen, und das ist wol das richtige. Aus 'sange' entstand schwerlich durch änderung 'gelæze'. 'Rede' und 'gelæze' entspricht dem 'toup' und 'blint'; der dichter wünscht, dass die hüter taub seien gegen die rede, blind gegen das gelæze.

132, 3 schreibe ich mit Paul[1]) im anschluss an die hss.:

> Mîner ougen tougenlîchez sehen[2]),
> daz ich ze boten an si senden muoz,
> daz neme durch got von mir für ein vlêhen.

132, 15 ist zu schreiben:

> daz er sêre klage
> daz er doch von herzen niht enmeinet,
> als der ander trûret unde weinet
> unde er sîn niemen kan gesagen.

V. 18 ist in MSF conjectur, um den reim auf 'klaget' v. 15 zu erhalten, C schreibt 'klagen'[3]). V. 17 ist von Haupt 'jener' aus dem handschriftlichen 'ainer' hergestellt, doch weist 'jener' auf einen schon genannten hin, während hier von dem, der schweigend sein leid trägt, im vorhergehenden noch nicht die rede gewesen ist.

---

[1]) a. a. o. s. 549.

[2]) sehen dann mit gedehntem e; vgl. geschehen : smêhen : sehen. Frauenl. spr. 108, 6 gelegen : pflegen als klingende reime, ebd. 282, 13. Weinhold, mhd. gr. § 69.

[3]) Vgl. Paul a. a. o. s. 549.

132, 27. Sämmtliche hss. schreiben hier: Ist ir liep mîn leit und mîn ungemach; das zweite 'mîn' ist mit Bartsch[1]) zu streichen.

133, 1. 'Für die nahtegale wolte ich hôhe singen dan' schreibt Haupt nach A. BC haben die lesart: für die nahtegal wolte ich ir hohe singen an. Vielleicht ist dies das richtige.

C[6] (46—56) umfasst die töne MSF 133, 13—134, 5; 134, 6—13; 134, 14—135, 8; 135, 9—38. Eine parallelüberlieferung gibt es zu dieser partie nicht, sie ist daher mit x zu bezeichnen. C 47, 48 und 50 (MSF 133, 21. 29; 134, 6) enthält B unter Dietmar von Eist no. 17, 18 und 19. Die übrigen strophen C 46*; 49*; 51*—56* sind sonst nicht überliefert. In der überlieferung der beiden strophen MSF 133, 21 und 29 stehen sich BC weniger nahe, als in den bisher behandelten abschnitten, z. b. v. 133, 21 fehlt in C 'der' und 'nu'. V. 26 schreibt C richtig 'do huop ich si'; B: 'do huop si mich'. V. 31 lautet in B: 'schœne und schœne dú libe aller schœnest'. 32 des hœre ich ir jehen. 34 durch ir schœne gerne sehen B; durch ir schœne flehen C. 36 'ich kan' statt 'ich hân' B. B und C haben hier nach verschiedenen vorlagen geschrieben. In der strophe 134, 6 stimmen dagegen beide wider genau zu einander, beide haben v. 7 die falsche lesart 'miner vrowen' statt 'mîner fröuden'; in beiden fehlt v. 8 das im vers unentbehrliche 'ûz', ebenso v. 13 'nie'.

133, 27 ist 'verdringet' conjectur Haupts; B hat 'betwinget', C 'twinget'. Wie Paul[2]) bemerkt, verkehrt die conjectur den gedanken des dichters in sein gegenteil. Haupt hat vermutlich des rührenden reims wegen, den er 131, 7 gegen die hss. einsetzte, geändert; ein rührender reim findet sich jedoch auch in der folgenden strophe v. 32 : 36 jên : verjên und wahrscheinlich auch 30 : 34 gesên : sên, wie wol mit B zu schreiben ist, denn das 'flên' in C scheint keinen passenden sinn zu geben.[3])

C[7] (57—62) umfasst den ton MSF 136, 1—24 und die drei ersten strophen des tones 136, 25—137, 9. Eine parallel-

[1]) Liederd. XIV, 184.

[2]) a. a. o. s. 549. Wackernagel LB.[5] 493, 30 schreibt 'betwinget', ebenso Bartsch Liederd. XIV, 222.

[3]) Vgl. auch unten s. 373.

überlieferung in B fehlt, findet sich aber in A; ich bezeichne diesen abschnitt mit y. Der ton 136, 1—24 ist auch in A vollständig, von dem zweiten 136, 25—137, 9 sind wie in C die drei ersten strophen erhalten unter no. 4—6. C überliefert in diesem abschnitt keine strophe allein. Zwei strophen 136, 25. 37 finden sich auch unter den 8 strophen der Berner hs. des 14. jahrhunderts, die in MSF mit p bezeichnet sind; die letzte strophe des zweiten tons in MSF ist nur in p erhalten. In A ist unter no. 7 in der form des tons 136, 25—137, 9 noch eine strophe überliefert, die aber, wie von Haupt[1]) bereits ausgesprochen ist, im inhalte zu unserem liede nicht passt.

In dem ersten ton 136, 1—24 scheint C der überlieferung in A näher zu stehen, als das in den bisher behandelten abschnitten der fall war. Für 'gebluet', wie AC schreiben, conjiciert Lachmann 'geblecket'; ob diese conjectur das richtige trifft, lasse ich dahingestellt; jedesfalls wird sich aber der handschriftlichen lesart kaum ein passender sinn unterlegen lassen. Jenes 'gebluet' ist also wol als ein AC gemeinsamer fehler zu betrachten. Ebenso haben beide v. 13 die sinnlose lesart 'und ein verholner wân'. Daneben weichen A und C allerdings in einzelheiten auch vielfach wider von einander ab.

136, 18 ist mit Paul[2]) zu schreiben: daz ich bin müede und heis von mîner klage.

C^8 umfasst mehr als zwei fünftel der sämmtlichen in C überlieferten strophen, nämlich C 63—104 = MSF 137, 10—145, 8; 145, 33—146, 10; 146, 27 und 147, 4. Eine parallelüberlieferung fehlt, ich bezeichne den abschnitt mit z. Mit wenigen ausnahmen sind diese strophen in C allein enthalten, nämlich C 65*—69* und 71*—91*. Mit der zweiten zeile von C 92 beginnt das dritte blatt von C^a und enthält die 13 letzten strophen, C 92—104 = C^a 31—43. C 63. 64. 70 (MSF 137, 10—26 und 138, 25) sind auch in A unter no. 21. 22 und 26 erhalten. Die beiden erstgenannten strophen sind in C aufgenommen aus einer vorlage, der A näher stand, die dritte dagegen ist nach einer vorlage geschrieben, deren text wesentlich von der recension A verschieden war. Die strophe C 87 (MSF 142, 19) ist ganz vereinzelt erhalten in der Bene-

[1]) MSF² s. 284. — [2]) a. a. o. s. 550.

dictbeuerner handschrift lateinischer und deutscher lieder (M) bl. 61a. Der ton MSF 145, 1—32, von dem C nur die erste strophe überliefert, ist vollständig erhalten in e, dem anhang der Würzburger sammlung der lieder Reinmars no. 364—367, also unter Reinmars namen. Die strophen des liedes 146, 11—147, 3, dessen dritte strophe C überliefert, sind sämmtlich in E, der Würzburger hs., unter no. 20—23 erhalten, und zwar unter Walthers namen. Der letzte ton 147, 17—27 ist nur in p überliefert.

In der zweiten strophe des tageliedes 143, 22 schliesst Paul[1]) die worte: owê, nu ist ez tac in anführungszeichen ein, streicht das fragezeichen davor und setzt es hinter 'lac' v. 36.[2]) Kann aber in der situation des tageliedes den liebenden die nacht überhaupt so dahingehen, dass sie über das hereinbrechen des tages nicht zu klagen brauchen? Eben diese klage spricht das tagelied ja fast immer aus. Die interpunktion in MSF ist wol die richtige. In der erinnerung an eine liebesnacht klagt die frau über den tag, der den geliebten von ihr fern hält, dabei früher von diesem gesprochene worte widerholend. V. 35 ist vielleicht zu lesen 'als er mit klage jach' oder 'sprach'.[3])

C hat also, wie es scheint, bei der sammlung Morungenscher lieder zwei quellen benutzt:

1) B* (C 1—56); aus dieser liess B die abschnitte v, w, x sowie C 20 (= MSF 126, 16) vermutlich fort, fügte dagegen B 16 (MSF 128, 25) und B 22 (MSF[2] s. 283) aus einer anderen vorlage hinzu. Andererseits übersah C wol die strophe B 12 (MSF 130, 31).

2) eine unbekannte sammlung, die im anfange dieselbe quelle benutzte wie A (C 57—104 = yz).

Nach dieser erörterung des tatsächlichen bestandes der überlieferung in den verschiedenen hss. wird weiter zu untersuchen sein, ob die sämmtlichen strophen, welche wir in denselben unter Morungens namen überkommen haben, und unter

[1]) a. a. o. s. 550.
[2]) Nach ihm Bartsch, Liederd. (2. aufl.) XIV, 349.
[3]) Bartsch, Liederd.[2] s. 326 vermutet 'als er mit klage sach'.

denen einige schon früher verdächtigt worden sind, auch wirklich ihm zugewiesen werden können. Bevor ich jedoch zu dieser frage übergehe, gebe ich eine kurze darlegung der mundart unseres dichters, wie sie sich aus den reimen erschliessen lässt, nebst einigen bemerkungen über strophenbau, versgebrauch und reim.

3) Dialect.

Dass Thüringen die heimat unseres dichters sei, bestätigt seine mundart. Die für dieselbe charakteristischen reime sind die folgenden[1]:

Gêt : umbevêt (= umbevæt) : jêt (= giht) 122, 3. 6. 8. begê[2]) : sê (= sehe) 125, 15. 18. entsên (= entsehen ptc.). : vên : stên : zergên 126, 9. 11. 12. 15. sên (= sehent) : zergên : stên : geschên 126, 33. 35. 36. 39. owê : sê (= sihe) 128, 1. 4. *sehen : *vlêhen 132, 3. 5.[3]) gesên : jên : *sên[4]) : verjên 133, 30. 32. 34. 36. sêt (= siht) : gêt 136, 29. 30 zergê : gesê (gesehe) 136, 32. 34. Vgl. 140, 38. diu schône : krône 122, 7. 9. Vgl. 129, 28. 29. krôn ist : schônist : lônist 133, 29. 31. 35. versmân : hân 122, 10. 13. bevât : gât 129, 38. 130, 3. versmât : engât : enpfât 134, 16. 19. 22. gânt : slânt 131, 22. 24. wâr : nâr 123, 6. 8. frouwe : getrouwe 124, 20. 24. kunde : sunde : frunde 130, 5. 6. 7. kunden : gefrunden 131, 30. 31. bevorn : geborn 133, 18. 20. Vgl. 134, 30. morgensterne : verne : gerne 134, 36; 135, 1. 4. sumer : kummer 140, 32. 34. sêle : quêle : bevêle : stêle 141, 38; 142, 3. 6. 7.

Diese reime hat bereits Franz Pfeiffer[5]) zusammengestellt. Zu streichen sind die von ihm noch angeführten hô : frô 122, 12. 15; 143, 12 : dô : alsô, 132, 30. ich bestê (= bestên) : wê : gê 123, 17, denn weder das schwinden des h nach langem vocal, noch der abfall des n in der 1. sg. ind. praes. des verbums stân ist specifisch md. eigentümlichkeit. Nachzutragen sind die folgenden reime: enpfât : gât 124, 37. 40. geleben:

---

[1]) Die aus den hss. erschlossenen reime bezeichne ich mit *.

[2]) Vgl. s. 342. — [3]) Vgl. s. 346. — [4]) Vgl. s. 347. — [5]) Germ. III, s. 503.



vergeben (= vergebent) 128, 9. 10. eteswenne : *bekennen[1]) 127, 14. 17. *minne : versinnen 127, 25. 28.[2]) *klage : *gesagen 132, 15. 18.[3]) *zinne : *minne : sinnen 140, 1. 3. 9.[4]) bat : *nat 131, 5. 7.[5]) *wal : bal 131, 21. 23.[6]) vensterlîne : schîne (nom.) 138, 37. 38.

Aus diesen reimen ergibt sich also folgendes:

Tonloses e des suffixes wird ausgestossen (nâr = nâher)[7]). Das thematische e ist im praes. zu i verdünnt in lônist.[8]) Unorganisch angehängtes e findet sich in schîne (nom.) : vensterlîne.[9])

ê ist durch zusammenziehung entstanden in einigen formen der verba jehen, sehen, geschehen, welche besonders im praes. durchgehends contrahiert werden. Diese zusammenziehung ist im md. besonders beliebt[10]) (vgl. oben jêt = giht; jên = jehen; sê = sihe, sehe; sêt = siht; entsên = entsehen; geschên = geschehen). In *sehen (: *vlêhen) ist ê durch dehnung entstanden, welche im md. früher und allgemeiner sich entwickelt als im obd.[11]). ê ist der umlaut von â in umbevêt; quêle; bevêle[12]); stêle[13]).

Die erwähnte neigung zur contraction zeigt sich auch an einigen anderen verben, besonders bei versmâhen und vâhen (versmân, versmât; bevât, enpfât; auch slânt). Dies ist nicht ausschliesslich md. eigentümlichkeit, aber im md. beliebt.[14])

---

[1]) Vgl. s. 344.

[2]) CC[a] schreiben hier freilich 'Minnen', doch steht das wort auch 132, 9, wo auf diese stelle angespielt wird, in starker form (vgl. Bartsch, Liederd. XIV, 69).

[3]) Vgl. s. 346.

[4]) zinne : minne ist handschriftliche überlieferung. Vgl. auch 145, 25, wo sinnen in der hs. steht im reim auf minne : beginne. 147, 18 steht in der hs. (p) von rehter minnen, vielleicht ist auch hier zu schreiben: minne : inbinne : gewinnen.

[5]) Vgl. s. 345. — [6]) Vgl. s. 345. — [7]) Weinhold, mhd. gr. § 37. — [8]) Ebd. § 350. — [9]) Pfeiffer, Nic. v. Jeroschin s. LVIII. — [10]) Weinhold, mhd. gr. § 68. — [11]) Ebd. § 69. — [12]) Einer bildung nach analogie der mit einfacher consonanz schliessenden wurzeln, welche eintrat, nachdem das h ausgefallen war. — [13]) Weinhold, mhd. gr. § 67. — [14]) Weinhold, mhd. gr. § 340. Pfeiffer, über Freidank s. 59.

Altes i ist erhalten im superlativsuffix (schônist). Im md. ist dies besonders bei langstämmigen adjectiven der fall.[1])

iuw ist in ouw gewandelt in getrouwe (: frouwe).[2])

Widerstand gegen den umlaut zeigt sich bei ô (schône: krône; schônist : krôn ist).[3])

û (= iu) ist verkürzt zu u und erscheint im reim gebunden mit dem unumgelauteten u (kunde : sunde : frunde; kunden : gefrunden).[4])

Inlautendes h ist geschwunden zwischen vocalen (wobei zugleich der folgende vocal getilgt wird: nâr; vên = vêhen; vgl. auch oben versmân u. s. w.). Ebenso nach l (bevêle).[5])

mb ist zu mm assimiliert in kummer (: sumer).[6])

Die apokope des n, die im fränkischen und thüringischen am meisten verbreitet ist[7]), findet sich mehrfach, namentlich beim infinitiv (*bekennen : eteswenne. versinnen : * minne. * gesagen : * klage. sinnen : *zinne : *minne).

Abfall des auslautenden t, der md. beliebt ist[8]), begegnet nach n in sên = sehent (: zergên : stên). geleben : vergeben (= vergebent).

Altes unverschobenes t zeigt das adj. *nat (: bat).[9])

Einzeln finden sich die wörter * wal für wol[10]), verne statt verre[11]) und bevorn statt bevor.

4) Metrisches.

Bei der betrachtung der lieder Heinrichs von ihrer formellen seite, zu der ich jetzt übergehe, handle ich zuerst von dem strophenbau, sodann von den einzelnen versarten, welche in den liedern zur verwendung kommen, und endlich vom reim.

I. Strophenbau.

Morungens lieder fallen in die dritte periode[12]) des voraltherischen minnesangs, d. h. in die zeit der auch in der form vollendeten höfischen lyrik. Lässt also schon die zeit, in

---

[1]) Weinhold a. a. o. § 295. — [2]) Ebd. § 98. — [3]) Ebd. § 82. — [4]) Ebd. §§ 50. 54. — [5]) Ebd. § 226. — [6]) Ebd. § 170. — [7]) Ebd. §§ 199. 355. — [8]) Ebd. § 183. — [9]) Ebd. § 180. — [10]) Ebd. § 22. — [11]) Ebd. § 196.

[12]) Vgl. den anhang.



der er sang, mannigfaltigkeit und exactheit der form erwarten, so zeichnet er sich noch besonders durch genauigkeit in formeller beziehung aus, die sich hauptsächlich in der später zu erörternden behandlung des auftakts zeigt.

Die strophenformen der Morungenschen lieder sind ebenso mannigfaltig als kunstvoll. Nur einmal umfasst ein ton zwei lieder (145, 33; 146, 11), deren echtheit zweifelhaft ist.[1]) 142, 19 und 26 unterscheiden sich wenigstens durch die reimstellung. Im übrigen sind sämmtliche lieder in eigenem ton gedichtet.

Die strophen sind durchgehends streng dreiteilig gegliedert. Eine ausnahme bildet nur das tagelied 143, 22. Die verwantschaft des abgesangs mit dem aufgesang ist nicht selten dadurch ausgedrückt, dass der abgesang einen stollen widerholt, zu dem dann noch ein weiterer selbständiger zusatz von einem oder mehren versen hinzutritt. In dieser widerholung stehen die verse entweder in derselben reihenfolge, wie in den stollen, oder umgekehrt; dies letztere ist der fall in den tönen 127, 1; 132, 27 und 134, 6. Der zusatz steht gewöhnlich am anfang des abgesangs, wie in der lyrik überhaupt.[2]) So in den tönen 126, 8; 129, 14; 131, 25; 133, 13; 136, 1; 137, 27; 140, 32; 141, 15. Seltener folgt er auf den widerholten stollen, wie 129, 5; 132, 27; 134, 6; 134, 14. Ganz vereinzelt steht der ton 127, 1 in bezug auf den bau seines abgesangs. Hier besteht der zusatz aus zwei trochäisch-klingenden versen von 3 und 4 hebungen. Vor diese sind die verse eines stollens, dessen zweiter vers selbst schon aus einer waise und einer reimzeile zusammengesetzt ist, in umgekehrter folge als waisen vorgeschoben. Das schema der strophe ist also:

6 a }
◡ 2 w 3 ◡ b } stollen

2 w 3 ◡ w 3 ◡ c }
6 w 4 ◡ c } abgesang.

Beide stollen sind im abgesang ohne weiteren zusatz widerholt 145, 1, und zwar der erste in umgekehrter reihenfolge der

[1]) Vgl. unten s. 376.

[2]) Vgl. Bartsch, der strophenbau in d. deutsch. lyrik, Germ. 2, s. 291.

verse, und 145, 33—147, 3, wo im abgesang der eine stollen von dem anderen in die mitte genommen ist.

Der zusatz selbst ist gewöhnlich seinerseits wider entweder ganz oder teilweise dem aufgesang entlehnt. Er ist ganz dem aufgesang entnommen 126, 8, wo er in der widerholung der ersten zeile des stollens besteht (aber mit inreim). 129, 5 widerholt der zusatz dreimal den ersten vers der stollen. Der zusatz besteht in der widerholung der zweiten zeile des stollens 137, 27 (ebenfalls mit inreim). Er ist nur teilweise dem aufgesang entlehnt 129, 14, wo er ausser der letzten zeile des stollens noch in einer davor geschobenen trochäisch-stumpfen waise von 4 hebungen besteht; ebenso 127, 1; 131, 25; 132, 27; 133, 13; 134, 6; 134, 14; 136, 1, wo er überall ausser einem vers des aufgesangs noch einen selbständigen zweiten vers enthält. Der zusatz ist dem aufgesang nicht entlehnt 140, 32 und nach der anordnung der strophe in MSF auch nicht 141, 15, doch ist dies letztere lied wol mit mittelreim zu schreiben:

Mích wundert harte daz ir alse zarte
kan lachen der munt.
Ir liehten ougen diu hânt âne lougen
mich senden verwunt.
Si brach alse tougn al in mî'ns herzen grunt.
dâ wont diu guote vil sanfte gemuote.
des bin ích ungesunt.

Swenne ich vil tumber ir tuon mînen kumber
mit sange bekant
Sôst ez ein wunder daz si mich tuot under
mit rede zehant.
Swenne íchs hœre sprechen sost mir alsô wol,
daz ich gesitze vil gar âne witze
noch enweíz war ich sol.

Wir haben hier dann den provenzalischen canzonenvers mit klingender cäsur nach der dritten senkung und stumpfer nach der zweiten hebung, und ausserdem widerholt bei dieser gestaltung der strophe der zusatz im abgesang den ersten vers der stollen, nur mit anderem reimgeschlecht, was auch sonst begegnet.[1])

---

[1]) Bartsch a. a. o. s. 292.



Der teil des abgesangs, welcher einen stollen widerholt, hat gewöhnlich dieselben reime, wie der stollen, so 132, 27; 133, 13; 134, 6; 134, 14; 136, 1; 137, 27; 140, 32 (str. 2 und 3), oder er ist wenigstens durch einen reim mit dem aufgesang gebunden, so 126, 8; 129, 14; 140, 32 (str. 1); 141, 15 (1. str.). Er hat ganz eigene reime nur in den tönen 129, 5; 131, 25; 141, 15 (2. str.). Von den beiden tönen, in denen der abgesang beide stollen widerholt, hat der erste (145, 1) im abgesang dieselben reime, wie im aufgesang, der zweite (145, 33—147, 3) hat im abgesang eigene reime. Ferner stimmt der teil des abgesangs, welcher einen stollen widerholt, mit diesem gewöhnlich auch ganz genau in bezug auf auftakt und reimgeschlecht; so in den tönen 126, 8; 129, 5; 131, 25; 132, 27; 133, 13; 134, 6; 134, 14; 136, 1; 137, 27; 145, 1; 145, 33—147, 3. Kleine abweichungen finden sich nur 129, 14; 140, 32; 141, 15. Wo der abgesang nicht einen stollen in seinen bau aufgenommen hat, ist seine verwantschaft mit dem aufgesang doch dadurch ausgedrückt, dass er wenigstens einen oder mehre der verse des aufgesangs widerholt, wenn sie auch nicht immer genau mit den stollenversen bezüglich des auftakts und reimgeschlechts stimmen. Diese widerholung ist der fall in folgenden tönen: 122, 1; 123, 10; 125, 19; 127, 34; 130, 9; 130, 31; 135, 9; 137, 10; 138, 17; 139, 19; 140, 11; 141, 37; 142, 19; 144, 17; 147, 4; 147, 17.

Abgesehen von diesen mitteln ist der abgesang auch nicht selten durch anreimung mit dem aufgesang verbunden. Einige fälle sind schon oben erwähnt. Es wird dann der letzte reim des stollens im abgesange widerholt; so 123, 10; 130, 9; 137, 10 (str. 1); 147, 17. Nach romanischer weise sind zwei reime durch auf- und abgesang hindurchgeführt in 13 der töne Morungens (125, 19; 132, 27; 133, 13; 134, 6; 134, 14; 136, 1; 137, 27; 139, 19; 140, 32 [str. 2 und 3]; 141, 37; 142, 19; 143, 4; 145, 1). Daneben aber findet sich auch die specifisch deutsche art, den abgesang durch seine reime vom aufgesang zu trennen, in zahlreichen tönen (vgl. 122, 1; 124, 32; 127, 1; 127, 34; 129, 5; 130, 31; 131, 25; 135, 9; 136, 25; 137, 10 [str. 2]; 138, 17; 140, 11; 141, 15 [str. 2]; 142, 26; 144, 17; 145, 33—147, 3; 147, 4). Dass der abgesang mit dem aufgesang weder durch anreimung noch durch widerholung eines

oder mehrer verse der stollen verwantschaft zeigt, kommt bei Morungen nur in zwei tönen 124, 32 und 136, 25 vor.

II. Die einzelnen versarten.

A. Dactylische verse.

Dactylischen rhythmus hat Morungen in 6 seiner töne: MSF 122, 1; 129, 14; 133, 13; 140, 32; 141, 15 und 37; einzelne dactylen sind auch in dem ton 135, 9 eingestreut, nämlich ein dactylus steht regelmässig in der dritten zeile der stollen nach der ersten senkung, und mit zwei dactylen beginnt die reimzeile in dem ersten verse des abgesangs. MSF 135, 35 ist 'hant' wol zum nächsten vers zu ziehen, wodurch übereinstimmung dieser beiden verse im bau mit den entsprechenden der übrigen strophen erreicht wird. Rein dactylischer rhythmus herscht nur in den tönen 122, 1; 141, 15 und 141, 37, in den übrigen ist der dactylische bau an einzelnen stellen durch trochäische, bezw. jambische verse unterbrochen.

Ueberwiegend verwendet Morungen den provenzalischen canzonenvers von vier hebungen und zehn silben bei stumpfem, elf bei klingendem ausgang. Ganz aus ihm aufgebaut ist die strophe des tones 122, 1, wo er im aufgesang stumpf, im abgesang klingend erscheint. Die beiden letzten zeilen der strophe, wie sie in MSF dargestellt ist, ziehe ich mit Pfaff[1]) und Paul[2]) in eine zusammen; es ist also in der ersten strophe zu lesen: dés man ir jết, sist allér wîb' ein krône; in der dritten: sénfte unde lốs; dar umb' ich si noch prîse; in der vierten: vérre und nấr sost siz díu baz erkande. Die beiden verse der zweiten strophe machen schwierigkeiten; in dem ganzen liede beginnt nur hier die zeile mit auftakt, und in der überlieferten gestalt lassen sich die beiden zeilen nicht ohne harte kürzungen in einen canzonenvers zusammenziehen. Pfaff[3]) conjiciert v. 18 'liep' statt 'liebeste', doch scheint das folgende 'vor allen wîben' den superlativ zu verlangen. V. 23 streiche ich nach B 'vil', da auch alle übrigen verse auftaktlos sind[4]). In

[1]) Ztschr. f. d. altert. 18, s. 52.
[2]) Beitr. II, s. 546. — [3]) a. a. o. s. 53. — [4]) Vgl. Paul a. a. o. s. 546.

dem ton 133, 13 und ebenso 140, 32 wechselt mit ausnahme der ersten zeile des abgesangs klingender und stumpfer canzonenvers regelmässig mit einander ab. Paul[1]) möchte auch die beiden trochäischen halbzeilen in 133, 13 dactylisch lesen, wie bereits Wackernagel getan.[2]) Doch zwingt das zu harten kürzungen (v. 17: sing áb ich durch die diu mich fréwet' hie bevorn; v. 33: al díu welt sol síe durch ir schœ'n gerne sên), abgesehen davon, dass diese zeile allein mit auftakt beginnen würde. Auch stört eine solche trochäische oder jambische zeile durchaus nicht die harmonie des baues; Morungen scheint es gerade zu lieben, im dactylischen liede zwischen den aufgesang und den teil des abgesangs, der einen stollen widerholt, eine zeile von anderem rhythmus einzuschieben, um dadurch den aufgesang gegen den abgesang abzugrenzen. Vgl. 129, 14 und 140, 32, wo ich auch vorziehe die 5. zeile jambisch zu lesen. 134, 3 schliesse ich mich Bartschs conjectur 'trûric dannen scheiden sân' an. Ausserdem findet sich dieser vers noch in dem ton 141, 15, wenn man die beiden ersten verse der stollen und die vier ersten des abgesangs zusammenzieht.[3]) Vereinzelt auch 141, 37, wo ich mit Paul[4]) die beiden ersten zeilen der stollen zusammenziehe und 142, 10 'rôsevarn' schreibe.

Dieser provenzalische canzonenvers erscheint bei Morungen fast ausnahmslos ohne auftakt. Nur 122, 17; 141, 21. 32. 37; 142, 2. 9. 12 haben einsilbigen, 141, 14 zweisilbigen auftakt. Ferner zeigt er regelmässig wie in den liedern der troubadours entweder stumpfe cäsur nach der zweiten hebung oder klingende nach der dritten senkung, und zwar ohne dass eine dieser beiden cäsuren besonders bevorzugt würde. Unter etwa 86 dactylischen canzonenversen, welche in Morungens liedern vorkommen, zähle ich 46 mit weiblicher, 38 mit männlicher cäsur; einer (122, 20) hat ausnahmsweise männliche cäsur nach der dritten hebung, einer (122, 17) ist zweifelhaft.

Was nun den rhythmus dieses canzonenverses in den oben besprochenen liedern anlangt, so hat Pfaff in seiner abhandlung über Rudolf von Fenis[5]) an dem ersten liede nachzuweisen

---

[1]) Vgl. Paul, Beitr. II, s. 547. — [2]) LB[5], s. 493. — [3]) Vgl. oben s. 354. — [4]) a. a. o. s. 547. — [5]) Ztschr. f. d. alt. 18, s. 53.

gesucht, dass bei Morungen wie bei Rudolf von Fenis romanische silbenzählung mit vernachlässigung des wortaccents vorkomme. Er will damit seine behauptung stützen, dass Rudolf in seinem dichten von Morungen abhängig sei. Jene annahme hat bereits Paul[1]) von der hand gewiesen. Es ist bei Morungen keinesfalls an romanische silbenzählung zu denken. Der ton 122, 1 hat fliessenden, rein daktylischen rhythmus, der nirgends mit dem wortaccent in conflict gerät, mit ausnahme eines verses (122, 9), wo er 'allér' zu betonen zwingt. Ebenso findet sich nur in einem einzigen verse (133, 15) ein trochäus statt eines dactylus.

Ausser diesem französischen canzonenvers gebraucht Morungen mehr vereinzelt noch einige andere dactylische verse in seinen liedern. So den dactylischen vers von 2 hebungen, der mit auftakt und klingend 129, 14 als erster vers der stollen und 3. und 4. des abgesangs verwendet ist. Lachmann hat in diesem tone den ersten vers der stollen als trochäisch bezeichnet, doch ist er wol ebenfalls dactylisch zu lesen.[2]) Ferner steht er als 3. vers des abgesangs 141, 37. Mit auftakt und stumpf ist er verwendet 141, 15 als 2. vers der stollen. Ohne auftakt und klingend 129, 14 als 2. vers der stollen. (130, 2 hat ausnahmsweise den auftakt). Endlich mit zweisilbigem auftakt und stumpf 141, 15 als letzter vers des abgesangs (141, 36 ist zu schreiben 'noch enweiz', vgl. ob. s. 354) und 141, 37 als 1. vers des abgesangs.

Ganz vereinzelt kommt auch ein dactylischer vers von 3 hebungen vor, und zwar ohne auftakt und stumpf 141, 37 als 2. zeile der stollen. Klingend mit ein- und zweisilbigem auftakt 142, 6 und 16. In demselben liede auch ein dactylischer vers von 5 hebungen, dreizehnsilbig und stumpf, als schluss der strophe mit zwei- und einsilbigem auftakt: 142, 8 und 18.

B. Jambische und trochäische verse.

1) Vers von 2 hebungen.

a) Jambisch.

Dieser wird von Morungen nur selten verwendet. Er kommt nur stumpf vor, mehrmals als waise, so 127, 1: der

---

[1]) a. a. o. s. 546. — [2]) Vgl. Bartsch z. Liederd. XIV, 119.

1. vers der stollen; 130, 9: der 2. vers des abgesangs. Mit dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen gebunden 134, 14: der 4. vers des abgesangs. Endlich als refrain in dem tageliede 143, 22 als schluss einer strophe, die bis auf den ersten aus jambisch-stumpfen versen von drei hebungen besteht.

b) Trochäisch.

So findet er sich ebenfalls nur selten, obwol er sonst bei den mhd. lyrikern viel öfter begegnet, als der jambische.[1]) Er kommt stumpf und klingend vor.

α) stumpf. Als waise 127, 1: der 1. vers des abgesangs (127, 18 ist 'klagt' oder 'kleit' zu schreiben) 139, 19: der 2., 3. und 6. vers des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-stumpfen von 3, 4 und 5 hebungen.

β) klingend. 136, 25: der 1. vers der stollen (Bartsch[2]) fasst diesen mit dem folgenden vers zusammen) 139, 19: der 5. vers des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-klingenden von 3 hebungen.

2) Vers von 3 hebungen.

Von Morungen schon viel häufiger, besonders trochäisch gebraucht.

a) Jambisch.

α) stumpf. Aus diesem verse besteht, wie schon erwähnt, mit ausnahme der ersten zeile und des refrains die ganze strophe des tageliedes 143, 22. Der 3. vers ist mit dem jambisch-stumpfen von 4 hebungen gebunden.

β) klingend. 123, 10: die 1. zeile der überhaupt aus kurzen versen aufgebauten stollen. 127, 1: der 3. vers des abgesangs (v. 9 ist ohne auftakt. Vv. 20 und 21 streicht Bartsch[3]) gegen die hss. 'vil'). Mit dem jambisch-klingenden von 7 hebungen gebunden erscheint er 147, 4 als 6. vers des abgesangs.

b) Trochäisch.

α) stumpf. Er erscheint mit gleichem gebunden 123, 10 als 2. und 3. vers der stollen. Zugleich in verbindung mit

---

[1]) Vgl. Bartsch, Germ. 2, s. 272. — [2]) Liederd. XIV, 264.
[3]) Liederd. XIV, 66. 72.



dem trochäisch-stumpfen von 2 (s. o.), 4 und 5 hebungen. 139, 19 als 1. vers des abgesangs. Mit dem trochäisch-stumpfen vers von 4 hebungen gebunden kommt er noch ausserdem 123, 10 als 1. vers des abgesangs vor; ebenso 147, 17: der 7. vers des abgesangs. Mit dem jambisch-stumpfen vers von 4 hebungen ebd.: der 2. vers des abgesangs; mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen 132, 27: der 3. vers des abgesangs. In verbindung mit dem jambisch-stumpfen vers von 5 hebungen 131, 25: der 1. vers des abgesangs; mit dem jambisch-stumpfen vers von 6 hebungen 134, 6: der 3. vers des abgesangs. Ausser diesen fällen ist der trochäisch-stumpfe vers von 3 hebungen noch in folgenden liedern verwendet: 130, 9 als 2. vers der stollen. 134, 14 als 2. vers der stollen und des abgesangs (waise). 138, 17 ebenfalls als 2. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-klingenden von 6 hebungen (v. 20 hat den auftakt). 147, 17 als 4. und 5. vers des abgesangs. 129, 14 (in einem grösstenteils dactylischen liede) als 3. vers der stollen und letzter des abgesangs. 133, 13 als 1. vers des abgesangs (waise; im dactylischen liede). 135, 9 als 2. vers der stollen und 1. des abgesangs (waise; in der 1. strophe sind die beiden waisen der stollen mit einander gebunden). Sodann als 3. vers der stollen und 2. des abgesangs; hier hat dieser vers in den stollen nach dem 1. trochäus, wie schon erwähnt, einen dactylus, im abgesang ist er ganz dactylisch und gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 11 hebungen.

β) klingend. 124, 32: der 3. vers des abgesangs (125, 7 und 16 sind jambisch). 127, 1: der 3. vers der stollen und 2. des abgesangs (waise). 129, 14: der 2. vers des abgesangs, gebunden mit dem dactylischen verse von 2 hebungen. 139, 19: der 1. vers der stollen, gebunden mit dem trochäisch-klingenden von 2 hebungen (s. o.) und wechselnd mit dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen. [145, 33—147, 3: der 1. vers der stollen, hier ebenfalls wechselnd mit dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen, und der 1. und 2. vers des abgesangs].[1])

---

[1]) Verse aus liedern, die ich für unecht halte, setze ich in [—]. Vgl. s. 376.

147, 17: der 1. vers des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-klingenden von 4 hebungen.

3) Vers von 4 hebungen.

a) Jambisch.

α) stumpf. Dieser vers kommt für sich allein vor in dem liede 137, 10, dessen strophe ganz aus stumpf reimenden versen von 4 hebungen aufgebaut ist, die überwiegend jambisch sind mit ausnahme von 137, 10. 14. 15. 17. 22. 25. Wackernagel[1]) zieht die verse 15 und 16, 22 und 23, 25 und 26 zusammen. Mit dem jambisch-stumpfen vers von 3 hebungen gebunden (s. o.) steht er 143, 22 als 1. vers der strophe; mit dem trochäisch-stumpfen von 3 hebungen (s. o.) 147, 17: der 3. vers des abgesangs; mit demselben von 4 hebungen 147, 4: der 7. vers des abgesangs. 129, 5 sind jambisch-stumpfe verse von 4 hebungen die ersten verse der stollen und der 1., 3., 4. des abgesangs, der erste gebunden mit dem jambisch-stumpfen vers von 6 hebungen und dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen. Ferner erscheint er in verbindung mit dem trochäisch-stumpfen von 5 hebungen 142, 19: der 1. vers des abgesangs, zugleich auch gebunden mit dem jambisch-stumpfen vers von 9 hebungen (vgl. 142, 26); mit dem jambisch-stumpfen von 8 hebungen 144, 17 als 1. vers des abgesangs. 130, 31 in den frauenstrophen wechselt der achtsilbige vers in den stollen mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen, im abgesang mit dem trochäisch-stumpfen siebensilbigen und dem gleichen neunsilbigen vers. Nur v. 131, 19 ist trochäisch, wie in den mannesstrophen. V. 23 lese ich ‘und in doch alse’. Bartsch[2]) ändert, um auch in den frauenstrophen überall trochäischen rhythmus zu erhalten, mehrmals gegen die hss.; so 131, 1. 17 ‘wê’ statt ‘owê’; v. 7 ‘sînir trênin’ statt ‘von sînen t.’.

β) klingend. Diesen vers kennt die romanische poesie in der lyrik nur wenig[3]), und auch bei Morungen kommt er nur in einem einzigen liede 147, 4 als erster vers der stollen vor, wechselnd mit dem jambischen canzonenvers von 5 hebungen.

---

[1]) LB.[5] s. 494.— [2]) Liederd. XIV, 152. — [3]) Bartsch, Germ. 2, s. 274.

b) Trochäisch.

α) stumpf. Er kommt vor in verbindung mit dem jambisch-stumpfen vers von 2 hebungen (s. o.) 134, 14 als 3. vers der stollen und 3. und 5. des abgesangs; mit dem trochäisch-stumpfen vers von 2 hebungen (s. o.) 139, 19 als 2. vers der stollen, hier zugleich gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 3 und 5 hebungen und in den stollen wechselnd mit dem trochäisch-klingenden vers von 3 hebungen. In verbindung mit dem trochäisch-stumpfen vers von 3 hebungen begegnet er auch sonst noch, z. b. 123, 10 als 4. vers der stollen und letzter des abgesangs (124, 27 ist wol zu schreiben 'deichz der werlte künden muoz') 147, 17: der 6. vers des abgesangs (in den stollen wechselt er hier mit dem trochäisch-klingenden, achtsilbigen vers von 4 hebungen). Mit dem jambisch-stumpfen vers von 4 hebungen (s. o.) und zugleich demselben von 6 hebungen gebunden kommt er 129, 5 vor als letzter vers des abgesangs. In verbindung mit dem 6 hebigen trochäisch-stumpfen vers erscheint er 130, 9 als 3. vers des abgesangs. Am häufigsten wird er mit dem trochäisch-stumpfen neunsilbigen vers von 5 hebungen gebunden, z. b. 124, 32 als 2. vers des abgesangs (an erster stelle steht er im abgesang als waise). 125, 19, wo der trochäische siebensilbler im ganzen abgesang steht, und zwar als 1. und 3. vers gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen, in der 2. zeile des abgesangs als waise. 127, 34 sind die ersten verse der stollen und der 1., 4., 5. des abgesangs trochäische siebensilbler, und zwar sind im abgesang der 1. und 4. wider gebunden mit dem 5 hebigen trochäisch-stumpfen vers. Mit demselben ist gebunden der 2. vers des abgesangs in dem liede 130, 31, wo in den mannesstrophen auch die ersten verse der stollen und der 1. und 3. des abgesangs vierhebige trochäisch-stumpfe verse sind (130, 37 lese ich mit Bartsch[1]): swenne ab; 131, 13 mit demselben: ich fluoch in und schadet in niht; ebenso v. 14: dur diech, v. 15: âls ab). Ausser diesen fällen kommt der trochäische siebensilbige vers noch vor 129, 14 als 1. vers des abgesangs (waise; 129, 20 hat auftakt. Bartsch[2]) streicht 'si' gegen die hss.). 133, 13: der 2. vers des abgesangs,

[1]) Liederd. XIV, 158. — [2]) Ebd. 125.

gebunden mit dem dactylischen zehnsilbigen vers. 136, 25 als 2. vers der stollen (von Bartsch[1]) mit dem vorhergehenden verse zusammengefasst). 140, 11: der 1. vers der stollen und des abgesangs (v. 18 kann auch wol trochäisch gelesen werden: mî́n frowe̥ ist sô gnædic wol. V. 20 und 27 haben dagegen den auftakt), der letztere gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 10 hebungen. In den stollen wechselt er mit dem trochäisch-stumpfen vers von 7 hebungen. 143, 4: der 1. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen. 144, 17: der 2. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-klingenden von 4 hebungen. [145, 33 — 147, 3: der 2. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-klingenden vers von 3 hebungen, und der 3. und 4. des abgesangs].

β) klingend. So steht er 123, 10 als 2. vers des abgesangs. 124, 32 als 4. vers des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-klingenden von 3 hebungen (s. o.) und von diesem hinüberleitend zu dem trochäisch-stumpfen von 5 hebungen. Mit demselben gebunden 147, 17: der 2. vers der stollen, im wechsel mit dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen. Mit gleichem wechselnd 144, 17: der 1. vers der stollen. In verbindung mit dem jambisch-klingenden von 3 hebungen (s. o.) erscheint er 127, 1 als letzter vers des abgesangs; im wechsel mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen 125, 19: der 1. vers der stollen; 142, 19 und in dem nur in den reimen des abgesangs von diesem abweichenden ton 142, 26: der 1. vers der stollen. An derselben stelle kommt dieser vers endlich noch 135, 9 vor.

4) Vers von 5 hebungen.

a) Jambisch.

α) stumpf. 131, 25: der 2. vers der stollen und der letzte des abgesangs, dieser letztere gebunden mit dem trochäisch-stumpfen von 3 hebungen (s. o.). Dieser jambisch-stumpfe vers von 5 hebungen wechselt hier in den stollen mit dem trochäisch-klingenden und folgt auch auf denselben im abgesang (132, 10 ist 'unde' zu lesen; v. 20 'son weiz'. Die verse 132, 12 und 18 sind ausnahmsweise ohne auftakt). 136, 1:

[1]) Liederd. XIV, 264.

der 2. vers der stollen und der letzte des abgesangs, gebunden mit dem jambisch-stumpfen von 6 hebungen und wechselnd mit dem jambisch-klingenden von 5 hebungen. 147, 4: der 2. vers der stollen, wechselnd mit dem jambisch-klingenden von 4 hebungen.

β) klingend. 134, 14: der 1. vers der stollen und des abgesangs, alle 3 durch den reim gebunden (v. 28 ist zu schreiben: daz ist). 136, 1: der 1. vers der stollen und der 2. und 3. des abgesangs, unter einander gebunden. Er wechselt in den stollen mit dem jambisch-stumpfen 5 hebigen vers (s. o.). 147, 4: Die 4 ersten verse des abgesangs (der 1. beginnt ohne auftakt, ist aber verstümmelt).

b) Trochäisch.

α) stumpf. Dieser vers begegnet mehrmals in verbindung mit dem trochäisch-stumpfen vers von 4 hebungen (s. o.). So 124, 32 als letzter vers des abgesangs (125, 9 hat den auftakt); in den stollen (2. zeile) wechselt er mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen; ferner 127, 34: vers 2 und 3 des abgesangs (ich ziehe mit Bartsch[1]) das 'ôwê' als pause zu dem nächstfolgenden vers. Paul[2]) will es zu der voraufgehenden zeile stellen, so dass dann die beiden ersten verse des abgesangs einen stollen widerholten, in übereinstimmung mit 129, 5, wenn man hier v. 10 nach den hss. 'ich singe und sage' schreibt; doch gehört das 'ôwê' nach sinn und satzbau meistens zum folgenden verse.) 130, 31: der letzte vers des abgesangs, auf drei stumpfreimende verse von 4 hebungen folgend. In den stollen wechselt er in den mannesstrophen mit dem trochäischen, in den frauenstrophen mit dem jambischen stumpfgereimten vers von 4 hebungen. (131, 16 lese ich 'sô tagt éz mir'. Vielleicht ist der refrain übereinstimmend mit der ersten strophe zu widerholen: 'seht, sô tagt ez in d. h. m.'[3]) 139, 19 ist er als 4. vers des abgesangs zugleich mit den trochäisch-stumpfen versen von 2, 3 und 4 hebungen gebunden. Mit dem jambisch-stumpfen vers von 4 und zugleich mit demselben von 9 hebungen gebunden erscheint er 142, 19 als 2. vers der stollen, ausserdem hier und in dem gleichen

[1]) Liederd. XIV, 74. — [2]) Beitr. II, s. 548. — [3]) Vgl. Bartsch, Liederd. XIV, 175.

tone 142, 26 wechselnd mit dem trochäisch-klingenden von 4 hebungen. An derselben stelle wechselt er mit dem gleichen verse 125, 19. 126, 8: als 2. vers der stollen und mit dem trochäisch-stumpfen von 6 hebungen wechselnd. Ebenso im abgesang, der einen stollen widerholt. 130, 9: der 1. vers der stollen (vgl. o.) und der letzte des abgesangs, letzterer gebunden mit dem jambisch-stumpfen vers von 9 hebungen. Ebenfalls als letzter vers des abgesangs, aber gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen findet er sich in dem tone 137, 27. 132, 27: der 1. vers der stollen und der 2. und 4. des abgesangs; der 2. vers des abgesangs ist gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 3 hebungen (s. o.), der 4. mit dem trochäisch-stumpfen von 7 hebungen, mit dem er ebenfalls in den stollen wechselt.

β) klingend. 123, 10: der 3. vers des abgesangs, mit dem trochäisch-klingenden von 4 hebungen gebunden. 131, 25: der 1. vers der stollen und der 2. und 3. des abgesangs, die beiden letzteren mit einander gebunden (die verse 131, 35; 132, 5 und 8 haben den auftakt). In den stollen wechselt dieser trochäisch-klingende vers von 5 hebungen mit dem jambisch-stumpfen, der gerade seine umkehr ist und auch im abgesang auf ihn folgt. 138, 17: die beiden letzten verse des abgesangs, mit einander gebunden. 145, 1: der 1. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen, und der 2. und 3. vers des abgesangs.

5) Vers von 6 hebungen.

a) Jambisch.

Dieser vers kommt nur stumpfreimend vor. 127, 34: der 2. vers der stollen (nur 128, 28 ist ohne auftakt; Bartsch[1]) schreibt 'sô wér' statt 'swer', vielleicht 'swer sô'?). 129, 5 (welcher ton grosse verwantschaft mit dem vorhergehenden zeigt): der 2. vers der stollen und des abgesangs (der nach den hss. zu schreiben ist: 'ir lop ir êre unz an mîn ende ich singe und sage'), der letztere gebunden mit dem jambisch- und trochäisch-stumpfen vers von 4 hebungen. 134, 6: der 1. vers der stollen und der 2. des abgesangs (wo wol zu schreiben ist

[1]) Liederd. XIV, 104.

'baz verborn' statt 'bezzer gar verb.'), gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 3 hebungen; er wechselt hier mit dem trochäisch-stumpfen vers von 7 hebungen. 136, 1: der 1. vers des abgesangs in einer strophe, die aus dem jambischen, stumpf und klingend reimenden canzonenvers aufgebaut ist; er ist gebunden mit dem stumpf reimenden.

b) Trochäisch.

α) stumpf. Aus diesem vers ist die ganze strophe in dem ton 137, 27 aufgebaut (in der 1. strophe fehlt der letzten zeile ein fuss.[1]) Ueberwiegend besteht aus ihm auch die strophe in 126, 8, wo er wechselt mit dem trochäisch-stumpfen von 5 hebungen (ich ziehe mit Bartsch[2]) die 5. und 6. zeile der strophe in eine zusammen). Mit diesem trochäischen neunsilbigen vers wechselt er auch in den stollen des tones 124, 32 (34 ist wol zu schreiben 'wíe wær si mir dan'). Im wechsel mit dem trochäischen zehnsilbler steht er 145, 1 in den stollen und schliesst im abgesang ein gleiches verspaar ein. Mit dem trochäisch-stumpfen vers von 4 hebungen wechselt er in den stollen des tones 143, 4; mit demselben ist er gebunden 130, 9 als 3. vers der stollen. Mehrmals begegnet er auch in verbindung mit dem siebenhebigen vers, besonders am schluss des abgesangs; mit dem trochäischen dreizehnsilbigen 134, 6 und 136, 25, mit dem jambischen vierzehnsilbigen in den stollen des schon erwähnten tones 143, 4. Als waise findet er sich 127, 1 in der 4. zeile des abgesangs; zugleich steht er hier als 1. vers der stollen (v. 15 schreibe ich mit Bartsch[3]) 'nust').

β) klingend. Klingend kommt der trochäische sechshebige vers nur in einem einzigen tone 138, 17 vor als 1. vers der stollen und 1. und 2. des abgesangs, die beiden letzteren unter sich gebunden. In den stollen wechselt er mit dem trochäisch-stumpfen von 3 hebungen (vv. 17 und 33 ist zu schreiben 'ích wæn').

Die bisher besprochenen verse sind die gebräuchlichsten in den liedern Morungens, wie in der mhd. liederpoesie überhaupt. Die folgenden finden sich nur vereinzelt, sie sind mehr

[1]) Vgl. MSF² s. 285. — [2]) Liederd. XIV, 28. — [3]) Ebd. 64.

in der spruch- als liederdichtung üblich. Am häufigsten unter ihnen begegnet bei Morungen

6) der vers von 7 hebungen.

Besonders findet er sich im abgesange, wo im deutschen strophenbau die längeren verse am liebsten verwendet werden.

a) Jambisch.

Jambisch ist auch dieser vers wie die meisten übrigen viel seltener, als trochäisch.

α) stumpf. 143, 4: der abgesang; hier ist dieser vers gebunden mit dem trochäisch-stumpfen von 6 hebungen (s. o.).

β) klingend. 147, 4: der letzte vers des abgesangs, gebunden mit dem jambisch-klingenden von 3 hebungen (s. o.).

b) Trochäisch.

Als solcher reimt er nur stumpf. 132, 27: der 2. vers der stollen und der 1. des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen, mit dem er in den stollen wechselt. (V. 38 hat den auftakt; Bartsch [1]) streicht gegen die hss. 'des'.) An denselben stellen steht er 134, 6, gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen und wechselnd mit dem jambisch-stumpfen vers von gleicher hebungszahl. 136, 25: der 1. vers des abgesangs, wie in dem vorigen liede gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 6 hebungen. 140, 11: der 2. vers der stollen, wechselnd mit dem trochäisch-stumpfen vers von 4 hebungen. (V. 21 ist zu schreiben 'ich wæn'.)

7) Vers von 8 hebungen.

Nur in dem ton 144, 17 jambisch und stumpfreimend als schluss der strophe und gebunden mit dem jambisch-stumpfen vers von 4 hebungen (s. o.).

8) Vers von 9 hebungen.

Er kommt ebenfalls nur jambisch und stumpfreimend vor; 130, 9: die ersten verse des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-stumpfen vers von 5 hebungen (130, 26 ist zu lesen

[1]) Liederd. XIV, 195.



'des bín ich ane'). 142, 19 und 26: der letzte vers des abgesangs, gebunden mit dem jambisch-stumpfen von 4 hebungen und in 142, 19 auch mit dem trochäisch-stumpfen von 5 hebungen.

9) Vers von 10 hebungen.

Nur trochäisch und stumpfreimend: 140, 11 als schluss des abgesangs, gebunden mit dem trochäisch-stumpfen von 4 hebungen. (V. 23 ist vielleicht 'alsô' in 'sô' zu ändern.)

10) Vers von 11 hebungen.

Ebenfalls nur trochäisch und stumpf; 135, 9: der letzte vers des abgesangs, gebunden mit dem dactylischen vers von 3 hebungen. Es ist der längste vers, der in der mhd. lyrik überhaupt vorkommt, und den die Romanen, die nicht längere als zwölfsilbige verse bildeten, nicht kennen.[1]) Es könnte daher fast verwundern, dass er bei Morungen, der sich durch fein ausgebildete, gewante form so sehr auszeichnet, überhaupt vorkommt. Dennoch aber sind die verse 135, 17. 27. 37 wol nicht als selbständige waisen anzusehen, sondern mit dem folgenden vers zu verbinden, worauf die elision vv. 17 und 37 und der nicht unterbrochene rhythmus hinweisen.

Aus dem im vorstehenden besprochenen versgebrauch Morungens lässt sich auf romanischen einfluss schliessen, namentlich aus der ziemlich häufigen anwendung des provenzalischen canzonenverses, der teils mit dactylischem, teils mit jambischem, bezw. trochäischem rhythmus gebraucht wird. Andererseits kommen gewisse verse und versverbindungen, welche die romanische lyrik nicht liebt, entweder selten oder überhaupt nicht in den liedern unseres dichters vor. So findet sich der jambisch-klingende vers von 4 hebungen, der in der romanischen lyrik nur wenig gebraucht wird, bei Morungen ebenfalls, wie erwähnt, nur in einem liede (147, 4). Ferner kennt er nicht die verbindung des trochäisch-klingenden, achtsilbigen verses mit dem jambisch-stumpfen, zehnsilbigen, welche auch die romanische poesie vermeidet.[2]) Ebensowenig bindet er den jambisch-stumpfen, vierhebigen

[1]) Bartsch, Germ. 2, s. 282. — [2]) Ebd. s. 277.

vers mit dem gleichen von 5 hebungen, wie z. b. Reinmar es liebt.[1]) Freilich ist dies vielleicht weniger absicht als zufall, und es ist daher auf dies moment nicht viel gewicht zu legen, denn auf der anderen seite findet sich in Morungens liedern auch kein beispiel einer verbindung des sieben- und sechssilbigen trochäischen verses, welche der romanischen poesie sehr geläufig ist[2]), ja, der trochäisch-stumpfe vers von 5 hebungen, den die Romanen geflissentlich mieden, weil sie, wie die Leys d'Amors bezeugen, keinen schönen silbenfall in ihm fanden[3]), wird von ihm gar nicht so selten gebraucht (die verbindung dieser neunsilbigen trochäischen verse mit den achtsilbigen, die Bartsch[4]) als ursprünglich deutsch bezeichnet, kennt er jedoch nicht.) Ebenso verwendet Morungen noch, wenn auch selten, verse von 7—11 hebungen, während die Romanen, wie bereits erwähnt, nicht längere als zwölfsilbige verse bildeten. Jedesfalls hat also unser dichter, wenn auch sein versgebrauch romanischen einfluss nicht verkennen lässt, sich nicht einseitig beeinflussen lassen.

Noch mag erwähnt werden, dass Morungen, wie aus den obigen zusammenstellungen hervorgeht[5]), eine grosse vorliebe für trochäischen rhythmus hat; dieser findet sich in allen oben besprochenen versarten bei weitem am häufigsten, selbst da, wo sonst in der lyrik der jambische rhythmus bevorzugt zu werden pflegt, z. b. bei dem vers von 5 hebungen[6]), wo der trochäische rhythmus in Morungens liedern fast um das doppelte überwiegt; ebenso bei dem vers von 7 hebungen, der nach Bartsch[7]) gewöhnlich jambisch gebraucht wird. Am stärksten tritt dies übergewicht des trochäischen über den jambischen rhythmus bei dem vers von 3 hebungen hervor, wo die anzahl der jambischen verse zu der der trochäischen sich ungefähr wie 1 : 4 verhält. Ebenso überwiegen die stumpfreimenden versarten weitaus die klingenden; einige verse reimen nur stumpf, so der jambische zweihebige, der jambische sechshebige und der trochäische vers von 7 hebungen. Besonders selten ist klingender ausgang bei dem 4- und 6hebigen

---

[1]) Bartsch, Germ. 2, s. 278. — [2]) Ebd. s. 276. — [3]) Ebd. s. 277. [4]) a. a. o. s. 277. — [5]) Vgl. auch s. 370 über den auftakt. — [6]) Bartsch a. a. o. s. 278. — [7]) a. a. o. s. 280.

vers, am häufigsten bei dem vers von 5 hebungen, der ungefähr gleich oft mit klingendem und stumpfem ausgang erscheint. Am liebsten verwendet werden die verse, deren hebungszahl in der mitte liegt, zumeist der 4 hebige, demnächst die verse von 3 und 5 hebungen, gleich häufig; gar nicht der von einer, nur vereinzelt die verse von 7—11 hebungen.

Den auftakt behandelt Morungen sehr genau; entweder herscht derselbe rhythmus durch alle verse in sämmtlichen strophen eines tones, oder es wechseln zwei verschiedene rhythmen in genau einander entsprechenden versen mit einander ab. Es finden sich verhältnismässig nur wenige verse, in denen der auftakt unregelmässig steht oder fehlt.

1) Sämmtliche verse der strophe sind auftaktlos.

Dies ist der fall in dem dactylischen liede 122, 1[1]), 124, 32 (ausgenommen sind die verse 125, 7. 9. 16; in 125, 16 ist ‘alsô’ vielleicht in ‘sô’ zu ändern); 125, 19; 126, 8; 130, 31 (die mannesstrophen); 132, 27[2]); 133, 13; 135, 9; 136, 1; 136, 25; 137, 27; 138, 17 (ausgenommen v. 20); 139, 19; 140, 11[3]) (ausgenommen vv. 20. 27); 145, 1; [145, 33—147, 3]; 147, 17.

2) Sämmtliche verse der strophe haben den auftakt.

Dies findet sich nur in wenigen tönen: 129, 5 (bis auf den letzten vers); 136, 1; 137, 10 (ausgenommen sind die vv. 10. 14. 15. 17); 143, 4 (ausgenommen vv. 8. 12).

3) Verse mit und ohne auftakt wechseln regelmässig an entsprechenden stellen der strophe.

So beginnen in dem tone 123, 10 die stollen regelmässig mit auftakt; im übrigen ist die strophe trochäisch. 127, 1: der 1. vers der stollen ist trochäisch, der zweite jambisch, der abgesang trochäisch. Ebenso 127, 34.[4]) In dem tone 129, 14 haben den auftakt der 1. vers der stollen und der 2. und 3. des abgesangs; die übrigen verse sind auftaktlos (ausgenommen 129, 20. 130, 2). 130, 9: der aufgesang ist trochäisch, vom abgesang sind die beiden ersten verse jambisch. 130, 31

---

[1]) Ueber v. 17 vgl. s. 356. — [2]) Ueber v. 38 vgl. s. 367. — [3]) Ueber v. 18 vgl. s. 363; über v. 23 s. 368. — [4]) Ueber v. 128, 28 vgl. s. 365.

in den frauenstrophen wechselt jambischer und trochäischer rhythmus regelmässig ab (nur v. 19 bildet eine ausnahme). 131, 25 haben die beiden verse der stollen durchschnittlich abwechselnd trochäischen und jambischen rhythmus, ebenso die beiden letzten verse des abgesangs; die beiden ersten verse des abgesangs sind trochäisch (hier finden sich die meisten abweichungen, nämlich 131, 35; 132, 5. 8. 12. 18). 134, 6 wechselt in den stollen und im ersten teile des abgesangs jambischer und trochäischer rhythmus ab, der zweite teil des abgesangs ist trochäisch. 134, 14 wechseln regelmässig jambische und trochäische verse. 140, 32 sind alle verse auftaktlos mit ausnahme des 1. verses des abgesangs. (141, 7 ist vielleicht zu schreiben: gnâde, ein künegin, du tuo mich gesunt. V. 14 hat unregelmässig doppelten auftakt.) In dem tone 141, 15 ist der 1. vers der stollen auftaktlos, der 2. hat den auftakt; im abgesang hat die 1. zeile einsilbigen, die 3. zweisilbigen auftakt, die 2. ist auftaktlos. In 141, 37 hat der 1. vers der stollen auftakt, der 2. nicht; im abgesang beginnt der 1. vers mit zweisilbigem, der 3. mit einsilbigem auftakt; die 2. zeile hat in der 1. strophe einsilbigen, in der 2. zweisilbigen, die 4. umgekehrt in der 1. zweisilbigen, in der 2. einsilbigen auftakt. 142, 19 und 26 sind die stollen trochäisch, der abgesang jambisch; ebenso 143, 4 und 144, 17.

Es sind also nur wenige stellen, an denen der auftakt entweder vernachlässigt ist oder unregelmässig steht. Er ist vernachlässigt: 131, 19; 132, 12. 18; 137, 10. 14. 15. 17; 147, 8. 12. Er steht unregelmässig: 122, 17; 125, 7. 9; 129, 20; 130, 2; 131, 35; 132, 5. 8; 132, 38; 138, 20; 140, 20. 27; 141, 14 (zweisilbiger auftakt). Von diesen unregelmässigkeiten sind einige sehr leichter art, denn wenn das 1. wort des verses stark betont ist, z. b. in der anrede (wie 137, 10. 15. 17), oder bei voransetzung des verbums im conditionalsatze (wie 147, 12), oder aber bei beginn eines metrischen abschnitts (wie 131, 19; 137, 14), scheinen auch die besten dichter sich die unterdrückung des auftakts gestattet zu haben.[1]) Der vers 147, 8 ist, wie erwähnt, verstümmelt, kommt also nicht in betracht. Es bleiben demnach nur 15 verse übrig, in denen der auftakt

[1]) Vgl. Walther v. d. Vogelweide, hsg. von Wilmanns, s. 39.

unregelmässig steht oder fehlt, und wo auch nicht durch eine leichte, d. h. so zu sagen nur graphische änderung des textes gebessert werden kann. Von diesen 15 versen stehen ausserdem 8 (125, 7. 9; 129, 20; 130, 2; 138, 20; 140, 20. 27; 141, 14) in strophen, die nur in einer handschrift überliefert sind.

III. Der reim.

Ebenso exact wie in der behandlung des auftakts ist Morungen in der anwendung des reimes. Dieser ist in seinen liedern durchgehends völlig rein, selbst die bindung von a mit â gestattet er sich nur ausnahmsweise, vgl. an : hân 137, 11. 13. missetân (inreim) : an 137, 31. 29. man : hân 140, 26. 28. gar : jâr 144, 21. 23 und in einem sicher unechten liede hân : gewan 146, 36. 38. Wie genau der dichter andererseits zwischen reimen auf a und â unterscheidet, beweisen die stollen der strophe 123, 1, wo das reimschema abc abc ausgefüllt ist durch die reime gelîch, gevar, klâr — rîch, gar, wâr.

Von künstlicheren reimarten gebraucht Morungen am meisten den erweiterten reim, der sich leicht auch unbeabsichtigt einstellt. Ich führe die folgenden an: umbegêt : umbevêt 122, 3. 6. erkôs : verkôs 122, 21. 24. gepflegen : gelegen 128, 29. 30. gesage : behage 131, 10. 12. gesprach : ungemach 131, 18. 20. ungemach : geschach 132, 27. 29. bevorn : geborn 133, 18. 20. erkorn : verborn 134, 8. 11. engât : enpfât 134, 19. 22. gesprach : geschach 135, 11. 14. gesungen : betwungen 136, 17. 19. gelungen : gerungen 136, 22. 23. vermaz : vergaz 139, 32. 38. gesant : gepfant 140, 2. 4. geleit : gemeit : werdekeit : geseit 141, 9. 11. 12. 14. bekant : zehant 141, 28, 31. gehaz : gesaz 142, 9. 14. gesach : ungemach : geschach 145, 2. 5. 8. gekêret : gehêret : gesêret 145, 11. 14. 15. gewunnen : begunnen 145, 17. 19. umbevân : bestân 145, 26. 28. ungewinne : beginne 145, 27. 31. wirdekeit : gereit 146, 12. 14.

Ziemlich häufig verwendet er auch den doppelreim: getriuwen man : triuwen kan 128, 36. 38. iedoch : ie noch 130, 10. 13. krôn ist : schôn ist 133, 29. 31. hât verlân : hât getân 136, 10. 12. underwinde : wunder vinde 136, 14. 15. hôhgemüete bin : ungemüete hin 137, 34. 36. mâze vil (in-

reim): mâze zil 138, 7. 8. sorgen ê: morgen mê 138, 7. 9. er stirbet: erwirbet 139, 15. 16. der munt: verwunt 141, 17. 20. tœtlîchen grunt: güetlîchen munt 142. 1. 4. betwungen stât: gesungen hât 143, 8. 9. was gekêret : was gesĉret 145, 11. 15.

Der inreim findet sich selten, vgl. † 122, 1[1]) in dem zweiten verse des abgesangs. † 126, 8 in dem ersten verse des abgesangs. 137, 27 ebd. 140, 32 im ersten verse der stollen. † 141, 37 ebd.

Mittelreim begegnet nur in dem liede † 141, 15 in der ersten zeile der stollen und der zweiten des abgesangs.

Vom schlagreim kommt ein einziges beispiel frouwen: schouwen 137, 8 in einer vermutlich unechten strophe vor.

Pausen ebenfalls ganz vereinzelt; wol nur zufällig[2]) 123, 37 sanc: kranc, ebenso 143, 22 und 30 owê: mê; sodann † 127, 34 in der 3. zeile des abgesangs.

Der vollständigkeit halber führe ich auch die von mir bemerkten (übrigens völlig correcten) rührenden reime auf: erkôs: verkôs 122, 21. 24. gesên : *sên 133, 30. 34. jên: verjên 133, 32. 36. sanc (subst.): sanc (verb.) 139, 20. 26.

In dem liede 141, 37 sind die reimwörter grunt, munt, stunt, gesunt der ersten strophe, welche hier die 2. zeile der stollen und die 1. und 4. des abgesangs schliessen, in der 2. strophe nach art grammatischer reime widerholt, und zwar an den übrigen stellen der strophe, also am schluss des 1. verses der stollen und des 2. und 3. des abgesangs.

In einer strophe scheint der dichter auch bewusst die alliteration als schmuck zu verwenden: 142, 19, vgl.: ich bin *k*eiser âne *k*rône, sunder lant. daz *m*einet *m*ir der *m*uot. V. 23: daz schaffet mir ein *f*rowe *f*ruot.

Aus den vorstehenden bemerkungen wird so viel ersichtlich sein, dass Heinrich von Morungen, wie erwähnt, auch in formeller beziehung auf dem höhepunkte der entwicklung der

---

[1]) † bezeichnet, dass die anordnung der strophe eine andere ist als in MSF.

[2]) Ebenso bloss zufällig sind die reimanklänge 124, 8. 9 vil wîplîch wîp, nu wende mîne sende klage. 138, 17. 18: ich wæn nieman lebe der mînen kumber weine, den ich eine trage. Oder 143, 19. 21 leide tuot: beiden guot.

höfischen lyrik steht. Sein strophenbau, versgebrauch und reim, worin er sich zwar von den Romanen beeinflusst zeigt, aber in freiester weise, ohne einseitigkeit, sind ebenso kunstvoll und mannigfaltig wie exact; und wenn Müllenhoff in seiner abhandlung zu Friedrich von Hausen[1]) von Reinmar sagt, er habe zuerst die strengste reimregel in der hochdeutschen poesie zur geltung gebracht, so ist dies auch auf Morungen auszudehnen, der wol ziemlich zur selben zeit mit Reinmar zu dichten begonnen haben wird.

Nach diesen bemerkungen über das formale komme ich zur erörterung der frage betreffs der echtheit einiger lieder.

5) Echtheit der lieder.

In seiner besprechung der ersten ausgabe von des minnesangs frühling[2]) hat Franz Pfeiffer die echtheit der lieder 130, 31; 137, 10; 145, 33 und 146, 11 angezweifelt. Was das erstgenannte lied anlangt, so ist die äussere gewähr eine ziemlich grosse; die erste strophe ist in B, die übrigen in BC überliefert. Pfeiffers bedenken ist erregt durch den reim niht: siht, der in str. 1 und 3 vorkommt. Es erscheint allerdings, wie oben erwähnt, das verbum 'sehen' im reim sonst überall, abgesehen von 132, 3, wo das e aber vermutlich gedehnt ist, in der contrahierten form; dennoch aber würde ich nicht wagen auf dies moment hin das lied trotz der handschriftlichen guten gewähr unserem dichter abzusprechen. Das kriterium der mundart allein dürfte doch wol zu einer sicheren entscheidung in solchen fragen nicht ausreichen; übrigens würde man auch md. formen bekommen durch die schreibung niet[3]) : siet. Andererseits sind in eben diesem liede die formen nat und wal bereits von Bartsch nach der überlieferung widerhergestellt; auch die exactheit, mit welcher der auftakt behandelt ist[4]), spricht für die echtheit dieses liedes. Auffallend ist in demselben nur, dass die frauenstrophen mit denen des mannes in so geringem inneren zusammenhang stehen. Während es sonst charakteristisch für das wechsellied ist, dass die frauenstrophen im wesentlichen dieselben gedanken ausdrücken

[1]) Zschr. f. d. alt. 14, s. 143. — [2]) Germ. 3, s. 504 ff. — [3]) Vgl. MSF 128, 5. Weinhold, mhd. gr. § 226. — [4]) Vgl. s. 370 f.

wie die mannesstrophen, ja selbst durch einzelne fast wörtlich widerholte verse und wendungen an diese anklingen, bezieht sich hier die erste frauenstrophe in ihrer trauer über den abschied des geliebten auf nichts in der ersten mannesstrophe zurück. Erst die zweite frauenstrophe hängt etwas enger mit der zweiten mannesstrophe zusammen durch die in beiden ausgesprochene klage über die neider und verleumder. Im allgemeinen stehen die mannesstrophen auch äusserlich nur zu einander in beziehung, aber nicht zu den frauenstrophen, und umgekehrt; die mannesstrophen durch den gleichen refrain, die frauenstrophen durch das 'owê' der ersten zeilen; ferner ist, wie oben [1]) erwähnt, der rhythmus der mannesstrophen rein trochäisch, in den frauenstrophen wechseln bis auf v. 19 regelmässig jambische verse mit trochäischen. Vielleicht waren ursprünglich diese vier strophen nicht zu einem wechselliede verbunden. Jedesfalls scheinen mir die frauenstrophen sicher von Morungen herzurühren, und auch bei den mannesstrophen spricht nichts gegen, wol aber die exactheit des metrischen baues für die echtheit. Die letzte zeile derselben klingt an den refrain des tageliedes an.

Gegen die echtheit des liedes 137, 10, welches in AC überliefert ist, führt Pfeiffer den reim an : hân, der in den echten liedern Morungens nicht vorkomme, ferner sich : mich und nein : enzwein an. Allerdings unterscheidet Morungen, wie erwähnt [2]), im reim genau zwischen a und â, das beweist die strophe 123, 1; ebenso streng trennt jedoch z. b. auch Reinmar diese reime, wie die stollen der ersten strophe des liedes 156, 27 [3]) zeigen; dennoch aber findet sich bei ihm an einigen stellen a : â gereimt [4]), und so begegnet ebenfalls bei Morungen dieser reim auch noch in anderen liedern [5]), die ihm daraufhin allein gewiss nicht abgesprochen werden können, z. b. in dem liede 144, 17, das, wie die vielen bildlichen wendungen [6]) in der zweiten strophe dartun, gewiss echt ist. [7])

---

[1]) Vgl. s. 370 f. — [2]) Vgl. s. 372. — [3]) Vgl. den anhang. — [4]) Vgl. den anhang. — [5]) Vgl. s. 372. — [6]) Vgl. unten s. 384.

[7]) Zweifelhaft könnte hier nur sein, ob die letzte strophe zu diesem liede gehört, denn die verse 35—37 scheinen einen widerspruch gegenüber den versen 22 und 23 der ersten strophe zu enthalten; doch lässt sich ein derartiger umschlag der stimmung in demselben liede in der

Ebensowenig beweisen die anderen von Pfeiffer angeführten reime sich : mich und nein : enzwein. Die form enzwein ist nicht nur im md., sondern überhaupt eine sehr seltene; sie ist ausser an dieser stelle nur noch einmal belegt in einem gedicht auf Maria von einer frau.[1]) Es wäre auch nicht unmöglich, dass Morungen hier nein : enzwei reimte, indem das 'nein' dann mit verklingendem n gesprochen wurde wie das 'nân' der Wetterau.[2])

In bezug auf den dritten der oben angeführten töne 145, 33—147, 3, dessen zweites lied auch Haupt[3]) wegen des versschlusses 'ab ich' verdächtigt, bin ich Pfeiffers ansicht. Die äussere gewähr für diesen ton ist eine ziemlich geringe. Die beiden ersten strophen sind allein in CC^a erhalten; von den übrigen überliefern CC^a nur die strophe 146, 27; vollständig findet sich das lied bloss in E, und zwar unter Walthers namen. Dieser ton ist der einzige, welcher zwei lieder umfasst, im übrigen ist, wie schon oben gesagt, jedes lied Morungens zugleich ein selbständiger ton. Der reim smerze : herze 146, 7. 8 findet sich nicht nur bei Morungen an keiner anderen stelle, sondern überhaupt nicht in MSF. Der umgekehrte herzen : smerzen nur einmal: MSF 85, 23. Das wort 'smerze' wird in der älteren zeit und noch bei Walther, Neidhart, Gottfried von Neifen u. a. vermieden. Erst allmählich dringt es als reimwort, später erst in das innere der zeile ein, und nur das bedürfnis einen bequemen reim zu 'herze' zu haben verschafft ihm eingang, denn auch später ist der reim smerze : herze viel

---

poesie der minnesinger öfters beobachten. In noch schärferer weise tritt dies z. b. in der strophe 140, 25 gegenüber der voraufgehenden hervor, und dennoch möchte ich auch diese nicht für unecht halten. Hier scheinen die verse 25—28, die in directem widerspruch zu 18—21 stehen, nur eingeführt, um durch den gegensatz zu vv. 29—31 der in diesen letzteren versen enthaltenen beteuerung, auf die es dem dichter wegen der vv. 11—14 erwähnten verleumdung besonders ankommt, nachdruck zu geben. Eine versicherung unwandelbarer treue durch die antithese 'sie will mich zwar nimmer erhören, was ich auch tue oder sage, aber dennoch werde ich ihr ewig dienen' zum ausdruck zu bringen ist bei den minnesingern vollkommen manier.

[1]) Zschr. f. d. alt. 8, s. 299. — [2]) Vgl. Weig. wb. s. v.

[3]) MSF[2] s. 287.

seltener, als herze : smerze.[1]) Ferner geben uns die übrigen lieder Morungens keine berechtigung ihm eine geschmacklosigkeit, wie die in den versen 146, 7—9 enthaltene, zuzutrauen. Auch im übrigen ist der ton in diesen beiden liedern ein anderer, als in der sicher echten poesie unseres dichters; der inhalt ist armselig, stellenweise blosse, nichtssagende reimerei, wie besonders die strophe 146, 19. Ich nehme daher keinen anstand diese beiden lieder für unecht zu halten.

Von der echtheit des tageliedes 143, 22 scheint Haupt nicht durchaus überzeugt gewesen zu sein.[2]) Die oben [3]) angeführte stelle bei Seifried Helbling deutet vielleicht an, dass dieser derartige lieder Heinrichs kannte, aber gerade wenn tagelieder von ihm bekannt waren, konnte ihm ja um so leichter eins fälschlich zugeschrieben werden. Das in rede stehende tagelied ist der einzige unter den tönen unseres dichters, dessen strophen nicht nach dem princip der dreiteiligkeit aufgebaut sind; ferner kommt nur in diesem ton der jambischstumpfe vers von 3 hebungen vor, aus dem hier die ganze strophe bis auf den ersten vers und den refrain besteht. Endlich findet sich ein reimschema wie das des tageliedes ab ab ccc d in keinem anderen liede wider. Trotzdem aber halte ich das lied für unbedenklich echt, denn die exacte behandlung des auftakts und bilder wie: (ir lîp) noch wîzer danne ein snê (v. 24) oder: ich wânde ez solde sîn des liehten mânen schîn (vv. 27. 28)[4]) sprechen durchaus für Morungens verfasserschaft. Auch das 'ôwê' zu anfang einer strophe oder eines verses liebt Morungen (vgl. 123, 32; 127, 10. 21; 128, 1. 11. 15. 21. 31; 129, 1; 131, 1. 17; 132, 14. 34; 133, 2; 134, 2. 9; 135, 29; 136, 1; 143, 1; 145, 29).[5])

---

[1]) So nach Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, Quellen und forschungen IV, s. 107. — [2]) MSF² s. 286. — [3]) S. 337. — [4]) Vgl. s. 385.

[5]) Otto von Botenlouben hat diese tageweise Morungens gekannt, wie reminiscenzen an dieselbe in seinem tageliede (Bartsch, Liederd. XXVI, 44) beweisen. Hier wie dort wird der dame die erinnerung an ein früheres beisammensein mit dem geliebten in den mund gelegt. Vgl.:

Morungen. owê, nu ist ez tac,
als er mit klage pflac,
do er jungest bî mir lac.
dô tagete ez. (143, 34.)

Dagegen ist wol mit sicherheit von dem liede 136, 25 die letzte strophe zu streichen. Sie ist nur unter den 8 strophen der Berner hs. des 14. jahrhunderts, die Haupt mit p bezeichnet, erhalten, dagegen in AC, in welchen die übrigen 3 strophen enthalten sind, nicht überliefert. Die erste zeile ist conjectur Haupts, die hs. hat 'wê der huote', also eine blosse widerholung des verses 136, 27; ebenso widerholt der vers 137, 8 den gedanken, welchen schon die verse 136, 37—137, 3 ausdrücken; ferner enthält diese strophe das einzige beispiel eines schlagreims bei Morungen (frouwen schouwen). Endlich widerspricht der letzte vers 137, 9 [1]) dem gedanken des ganzen liedes und den übrigen versen derselben strophe. Der dichter zürnt auf die hüter, die ihm den anblick der geliebten rauben, und sagt in der letzten strophe: die hut macht treue frauen in ihrer treue wankend, d. h. aus furcht vor der hut wagen sie nicht dem geliebten die treue zu bewahren. Dem widersprechen aber die beiden letzten verse, indem sie dem gedanken ausdruck geben: man soll frauen nicht zwingen, denn sie werden dann gerade das verbotene tun. Demnach macht also der zwang, die hut die frauen nicht wankelmütig gegen den geliebten, sondern veranlasst sie eben seine wünsche

---

Botenlouben. alsô schiet dîn lîp ze jungest hinnen,
dô der tac ûf brach
und uns diu naht sô vlühteclîch entran.
(Liederd. XXVI, 58.)

Man vergleiche ferner:

Morungen. owê, sol aber er iemer mê
den morgen hie betagen,
als uns diu naht engê,
daz wir niht dürfen klagen? (143, 30.)

Botenlouben. daz ich noch bî dir betagen müeze
ân aller vröiden vlust!
sô daz geschiht, so endürfen wir niht klagen.
(Liederd. XXVI, 69.)

[1]) Diese zeile scheint übrigens in ihrer bildlichen wendung ebenfalls dem vers 137, 3 der vorigen strophe nachgeahmt. Solche bildlichen wendungen zur illustrierung von gnomen am anfang oder schluss einer strophe sind sonst nur dem stil der spruchdichtung eigen. Vgl. Spervogel: am schluss der strophe MSF 20, 7. Zu anfang: 23, 21. Zu anfang und ende z. b. 21, 5.

zu erfüllen. Diese strophe ist also wahrscheinlich später hinzugedichtet.[1])

6) Morungens stellung innerhalb der lyrik des 12. jahrhunderts.

Wollte man es versuchen in den allgemeinsten zügen eine anschauung von dem charakter der deutschen liederdichtung im 12. jahrhundert zu geben, so liessen sich in vieler beziehung auf sie dieselben worte anwenden, mit welchen Diez die poesie der provenzalischen troubadours charakterisiert. Er sagt[2]): 'Vergleicht man eine reihe von gedichten verschiedener verfasser, so wird man sogleich die wahrnehmung machen, dass sie sämmtlich einen und denselben poetischen charakter offenbaren. Man könnte sich diese ganze literatur als das werk eines dichters denken, nur in verschiedenen stimmungen hervorgebracht. . . . . . Es ist derselbe geist, der ihre dichtungen, sowie diese ganze literatur durchdringt: es sind überall dieselben poetischen gesichtspunkte, unter denen der dichter seinen gegenstand betrachtet; und nur wer von dem allgemeinen standpunkte aus die sache in das geistreichste licht zu setzen versteht, dem gebührt der name eines bessern poetischen talentes.' Ebenso kehrt auch in der poesie der deutschen minnesinger, die mit jener in so zahlreichen punkten sich berührt und so vielfach von ihr beeinflusst ist, eine verhältnismässig beschränkte summe von gedanken in zahllosen, nicht selten ermüdenden variationen wider: das lob der dame, die schilderung der wirkung, welche sie durch ihre tugend und schönheit auf den geliebten im guten und schlimmen ausübt, die beteuerungen der liebe, der unwandelbaren treue und ergebenheit, die klagen über ihre hartherzigkeit, über die missgunst dritter, die freude an dem widererwachen der natur, die trauer über den winter u. s. w. in immer neuen wendungen, zum teil aber auch mit fast denselben worten und unter häufiger anlehnung des einen an den anderen zu widerholen werden die dichter nicht müde. Allein trotz dieses etwas stereo-

[1]) Eine solche spätere hinzudichtung mehrer strophen nimmt auch Lehfeld, über Friedrich von Hausen, Beitr. II, s. 361 an.

[2]) Poesie d. troub. s. 122.

typen charakters dieser ganzen dichtungsart tritt doch in dem einen oder anderen punkte die dichterische individualität des einzelnen schärfer hervor: zu der naiven und einfach-natürlichen ausdrucksweise, welche die unter dem namen des Kürenbergers überlieferten strophen kennzeichnet, bilden die gesuchten gedankenpointen Friedrichs von Hausen ebenso einen gewissen gegensatz, wie zu Veldekes frischer naturanschauung die feine reflexionspoesie Reinmars. Eine solche schärfer ausgeprägte dichterische individualität tritt uns auch in Morungens liedern entgegen, den man schon öfters in bezug auf tiefe der gedanken und mannigfaltigkeit des ausdrucks unter den dichtern vor Reinmar und Walther in erste linie gestellt hat. Dies etwas genauer zu erörtern und die stellung zu charakterisieren, welche Morungen in der reihe der minnesinger einnimmt, soll in diesem abschnitt versucht werden.

In einer poesie, welche sich im wesentlichen um das verhältnis der geschlechter zu einander dreht, war ein punkt: das lob der erkorenen dame, die schilderung ihrer vorzüge von vornherein gegeben. Auch wird dies lob von anfang an nach zwei richtungen der geliebten gespendet: es wird auf der einen seite ihre schönheit, auf der anderen ihre tugend gerühmt. Freilich sind in der ältesten periode die lobsprüche wie die ganze ausdrucksweise noch einfach: über ein ihre schönheit feierndes epitheton, das der dame gelegentlich beigelegt wird, kommen die dichter kaum hinaus. So unter den namenlosen liedern: 'der minneclîchen' MSF 5, 24. 'daz minneclîche wîp' 5, 6. Der Kürenberger redet seine dame an: 'wîp vile schœne' 9, 21 oder: 'frouwe schœne' 10, 3. Er nennt sie mit einer übertragenen wendung, wie sie Morungen später ganz besonders liebt: 'aller wîbe wünne' 10, 9. In der einen strophe des Regensburgers, die hier in betracht kommt (die drei übrigen sind frauenstrophen), findet sich nichts der art. Etwas beredter als der Kürenberger und unter den dichtern der ersten periode der beredteste ist Meinloh von Sevelingen: der bote wendet sich an die dame mit: 'schœne frouwe' 14, 3, ebenso wird ihre schönheit zugleich mit anderen vorzügen 15, 1. 11 gerühmt. Meinloh begnügt sich schon nicht mehr mit einem gelegentlichen beiwort, er hebt bereits in ausführlicheren wendungen ihre schönheit hervor.

So heisst es: 'ie lieber und ie lieber sô ist si zallen zîten mir, ie schœner und ie schœner' 13, 5; 'ichn sach nie eine frouwen diu ir lîp schôner künde hân' 15, 13. Der sanfte ausdruck ihrer augen wird gerühmt: 'sô wol den dînen ougen! diu kunnen swen si wellen an vil güetlîchen sehen' 11, 11. Rietenburg bietet keine specielleren züge; er preist 'ir vil minneclîchen lîp' 19, 5. Neu ist bei ihm die vorstellung, dass ihre schönheit das scheiden unmöglich mache 19, 29. Bei Dietmar von Eist kommt zu dem epitheton 'schœne' (32, 14. 36, 26 u. ö.) 'wolgetân' 36, 21. Dass im übrigen auch in diesem punkte sich einiges bei ihm findet, was die ältesten dichter sonst nicht kennen, kann nicht verwundern, da unter seinem namen lieder von dem verschiedensten charakter und aus den verschiedensten zeiten der entwicklung der höfischen lyrik zusammengetragen sind.[1] Eine solche vergleichende ausdrucksweise zum preise der schönheit der geliebten wie sie sich 40, 23 findet: 'sist schœne alsam der sunnen schîn' kennt sonst nur Morungen (vgl. unten). Auch die noch sonst bei mhd. dichtern und besonders bei Wolfram[2]) öfters widerkehrende vorstellung, dass die schönheit ein meisterstück des schöpfers sei, auf das derselbe alle überlegung, alle kunst und allen fleiss verwant, findet sich bei den minnesingern der ersten periode noch nicht; Eist dagegen hat sie: 36, 28 'der uns alle werden hiez, wie lützel der an ir vergaz!' Erst bei Friedrich von Hausen kommt diese vorstellung öfters zum ausdruck: 'swes got an güete und an getât noch ie dekeiner frowen gunde, des gihe ich im daz er daz hât an ir geworht als er wol kunde' 44, 22. 'ich sihe wol daz got wunder kan von schœne würken ûzer wîbe. daz ist an ir wol schîn getân: wan er vergaz niht an ir lîbe' 49, 37. Neu ist bei Hausen auch die anschauung, dass die schönheit der dame leid und schmerzen verursache, ein gedanke, der auch bei Eist 32, 12 zu grunde liegt und bei den späteren öfters widerkehrt[3]), z. b. 'ir schœner lîp der wart ze sorgen mir geborn' 43, 15. 'jo engilte ich alze sêre ir güete und ouch der schœne die si hât'

[1]) Vgl. Scherer, D. st. II, s. 39 ff. Lehfeld, über Friedrich von Hausen, Beitr. II, s. 371 f.

[2]) San Marte, Parc.-stud. 2, s. 13. 153.

[3]) Vgl. Lehfeld a. a. o. s. 389.

51, 19. Die schmückenden beiwörter liebt auch Hausen: 'der schœnen' 45, 31. 'ein harte schœne wîp' 48, 24. 'ein schœne frouwe' 49, 30 u. s. w. Ausser diesen allgemeinen bezeichnungen findet sich bei ihm auch schon ein speciellerer zug, er sagt 49, 17: 'der keiser ist in allen landen, kust er si zeiner stunt an ir vil rôten munt, er jæhe ez wære im wol ergangen'. Bei Bernger von Horheim und Bligger von Steinach findet sich nur das epitheton 'schœne', vgl. 'diu schœne' 113, 39, 'die schœnen' 119, 6. Ulrich von Gutenburg preist mit besonderer vorliebe die augen seiner dame: 'der schîn der von ir ougen gât, der tuot mich schône blüejen' 69, 19. 'mich leit ir süezen ougen schâch swar si wil' 71, 32. 'der ougen blicke mich vil dicke mîner sinne roubent' 72, 2. 'der ougen schîn den kumber mîn, den ich nu lange lîde, mit einem blicke tuot verselt' 76, 21. Auch nach Hausens art gewant: 'ich bin leider sêre wunt âne wâfen: daz habent mir ir schœniu ougen getân' 78, 8. 'ir schœniu ougen daz wâren diu ruote dâ mite si mich von êrste betwanc' 78, 22 (vgl. Hausen: 'diu mich dâ bliuwet vil sêre âne ruoten' 53, 14). Gutenburg fügt im übrigen keinen neuen zug hinzu. Das epitheton 'schœne' wie gewöhnlich: 72, 5; 73, 18. Ebensowenig die folgenden dichter; sie beschränken sich fast alle auf die gebräuchlichen beiwörter: Rudolf von Fenis wie Hausen und Gutenburg: 'ir schœnen lîp hân ich dâ vür erkennet, er tuot mir als der fürstelîn daz lieht' u. s. w. 82, 19. 'diu schœne' 83, 7. Albrecht von Johansdorf etwas beredter: 'diu wolgetâne' 87, 13. 'der vil schœnen' 92, 16; 93, 2. 'die vil minneclîchen' 93, 13. 'vil minneclîchez wîp' 93, 31. 'iuwer schœne' 93, 30. 'ir rôter munt' 93, 5. Heinrich von Rugge: 'diu wunneclîche' 100, 18. 'der schœnen' 103, 17; 107, 6. 'ein schœne wîp' 99, 37. 'ir minneclîchen lîp' 101, 6. 'ichn weiz ob iemen schœner sî' 105, 22. Hartwig von Rute: 'ir minneclîcher lîp' 116, 11. Noch mehr ins einzelne als Hausen schildert Heinrich von Veldeke: 'do ich ir ougen unde munt sach sô wol stên und ir kinne, dô wart mir daz herze enbinne von sô süezer tumpheit wunt, daz mir wîsheit wart unkunt' 56, 21. Das oben aus den unter Eists namen überlieferten liedern angeführte 'wolgetâne' kehrt auch bei Veldeke wider; als anrede 59, 7; als versteckname 58, 19. Im übrigen nur das herkömmliche beiwort 'schœne'

60, 21; 66, 11. 29. Vgl. auch 56, 10 'diu schœnest und diu beste frouwe zwischen Roten und der Souwe' u. s. w. (vgl. herzog Johann von Brabant MSH I, 17a: 'enzwischen Mâse und dem Rîne ist kein schœner danne diu mîne'). Engelhart von Adelnburg gebraucht ähnliche übertragene wendungen in der anrede wie sie sich beim Kürenberger einmal und in einem unter Eists namen überlieferten liede 36, 32 finden; er nennt seine dame 'sælden fruht, der ougen süeze' 148, 9. Sehr sparsam im lobe der schönheit der geliebten sind Reinmar und Hartman; mit lebhaften farben zu schildern ist nicht Reinmars sache; seine poesie ist eine wesentlich reflectierende, er versenkt sich mit einem gewissen behagen in die betrachtung seines liebesleids und weiss diesem durch reflexion allerlei tröstliche seiten abzugewinnen. Er beschränkt sich daher in der schilderung der schönheit seiner dame auf gelegentliche beiwörter: 'diu schœne' 152, 1; 154, 6 u. s. w. 'diust . . . sô schœne' 165, 5. 'ein sô schœne wîp' 154, 15. 'die minneclîchen' 194, 19. Ebenso Hartman: 'der schœnen' 206, 29; 207, 26.

Zu der weise namentlich der beiden letztgenannten steht nun Heinrich von Morungen im vollsten gegensatz. Er malt mit besonderer vorliebe und in den lebhaftesten farben die schönheit der dame aus; er verwendet dazu nicht nur epitheta, wie die meisten der genannten, sondern auch ganz besonders übertragene wendungen und gleichnisse; er begnügt sich auch nicht im allgemeinen hervorzuheben, dass seine dame schön sei, sondern er zeichnet ganz ins einzelne, wozu Veldeke an der oben angeführten stelle einen anlauf genommen hatte. Die beiwörter sind die bekannten: 'diu schône' 122, 7; 129, 28. 'liebe schœne vrouwe mîn' 133, 2. 'schœner lîp' 138, 16. 'diu vil wolgetâne' 129, 17. 'diu liebe wolgetâne' 136, 6. Eine allgemeinere bezeichnung ist: 'ein wîp ob der sunnen' 134, 26. Besonders liebt Morungen, wie erwähnt, übertragene wendungen zur bezeichnung seiner dame; ich stelle sie im folgenden sämmtlich zusammen, auch wenn sie sich nicht speciell auf ihre schönheit beziehen: 'aller wîbe ein krône' 122, 9 (vgl. Hartman: 'si was von kinde unt muoz mê sîn mîn krône' 215, 29. 'mînes herzen spil' 217, 4). 'mînes herzen ein wünne und ein krône' 133, 29. 'mîn liehter

morgensterne; mîn sunne' 134, 36. 38. 'die vil lieben sunnen' 136, 35. 'des liehten meien schîn; mîn ôsterlîcher tac' 140, 15. 16.[1]) 'ein wunnebernder süezer meije, ein wolkenlôser sunnen schîn' 144, 29. 30 (vgl. Gutenburg: 'si ist mîn sumerwünne' 69, 12). 'ein Vênus hêre' 138, 33. 'die besten wünne sîn' (auf 'mîn lîp' bezogen) 145, 12. 'mîn êrste und ouch mîn leste fröide' 123, 10 (vgl. Reinmar: 'mîner ougen wunne' 179, 6. Hausen 54, 35. 36: 'mîn leitvertrîp, diu hœhste wunne mîn.'[2]) Eist: 'sist leides ende und liebes trôst und aller fröide ein wünne' 36, 32). 'ganzer tugende ein adamas' 144, 27.[3]) Vgl. auch 'ein küniginne' 141, 7 (Gutenburg: 'sîns herzen küniginne' 73, 14. Reinmar: 'sînes herzen küneginne' 150, 27. Johansd.: 'vil werde küniginne' 93, 1. 24). 'vil süeziu senftiu tœtærinne' 147, 4 in der anrede. Oft wird die schönheit der dame im allgemeinen hervorgehoben; vgl. 124, 32; 126, 29; 130, 15; 134, 6; 135, 23. In allgemeineren ausdrücken bewegt sich das lob auch an den folgenden stellen: 'minneclîch ist ir der lîp' 130, 33. 'ir lîp vil wol geslaht' 143, 25. 'schœne unde schœne unde schœne, aller schônist ist si, mîn vrouwe: des muoz ich ir jên. al diu welt sol sie durch ir schœne gerne sên' 133, 31. Besonders gern preist Morungen das strahlende ihrer schönheit; so rühmt er: 'ir werden schîn, schœne und vür elliu wîp gehêret' 145, 13. 'ir liehter schîn' 139, 6. Die vorstellung von gott als dem werkmeister, der alle diese vollkommenheit geschaffen, kehrt auch bei ihm wider: 'daz wunder, daz got mit schœne an ir lîp hât getân' 133, 37. An sie hat gott 'sînen wunsch wol geleit . in sach nu lange nie bilde alsô schœne als ist mîn frouwe' 141, 9. Diesen allgemeiner gehaltenen wendungen gegenüber findet sich nun, wie erwähnt, auch eine ganze anzahl speciellerer züge. Zunächst wird ihre gestalt gerühmt, sie ist 'smal wol ze mâze' 122, 15. Ihr mund: 'vil rôt ist ir munt' 122, 22. 'ir rôsevarwer rôter munt' 130, 30. 'dîn rôter munt' 137, 16. 'ir vil rôsevarwen munde' 142, 10. 'ir mündelîn sô rôt' 145, 18. 'ir rôter munt' 147, 24. 'ir vil güetlîchen munt' 142, 4. 'ir

---

[1]) Vgl. Reinmar 170, 19. Lehfeld a. a. o. s. 388, anm. 2.
[2]) Vgl. jedoch Lehfeld a. a. o. s. 361.
[3]) Vgl. Lehfeld a. a. o. s. 388, anm. 1.

vil . . . fröidenrîchez mündelîn' 145, 16. 'lachen si began ûz rôtem munde tougen' 139, 8. 'mich wundert harte, daz ir alse zarte kan lachen der munt' 141, 15. 'lachen unde schœnez sehen und guot gelæze hât ertœret lange mich' 128, 25 (vgl. Gotfrit von Nîfen: 'wol gebâren unde lieplîch lachen, lieplîch blikken dar und dan mit güete, daz kan diu vil guote wol gemachen' MSH I, 61). An Veldeke 56, 21 erinnernd: 'seht an ir ougen und merket ir kinne, seht an ir kel wîz und prüevet ir munt: si ist âne lougen gestalt sam diu Minne' 141, 1. Die augen: auch hier hebt Morungen besonders den glanz hervor: 'ir wol liehten ougen' 124, 39. 'ir liehten ougen' 125, 1; 126, 32; 141, 18. 'ir ougen klâr' 130, 28. 'ir vil liehter ougen schîn' 126, 24. 'mit ir spilnden ougen' 139, 7. Noch weitere einzelne züge: 'ir zene wîz, eben, vil verre bekant' 122, 23. 'ir varwe liljen wîz und rôsen rôt' 136, 5. 'ir wîplîchen wangen' 140, 37. 'ir wîzen hant' 138, 32. In den gleichnissen, welche die schönheit der dame illustrieren sollen, spielt auch der strahlende glanz eine hauptrolle; vgl. 'si liuhtet sam der sunne tuot gegen dem liehten morgen' 129, 20. Ihr leib ist 'wîzer danne ein snê . . . der trouc diu ougen mîn. ich wânde ez solde sîn des liehten mânen schîn' 143, 24. 'unt saz vor mir diu liebe wolgetâne geblecket rehte alsam ein voller mâne' 136, 6.

Gerade durch diese eigenheit die schilderung durch eine reihe specieller züge zu vermannigfaltigen und zu beleben scheint Morungen auf die nachwaltherischen lyriker gewirkt zu haben. Dieselbe neigung tritt uns, wenn auch weniger augenfällig, in dem zweiten der oben erwähnten punkte entgegen: in dem lobe der dame nach der ethischen seite.

Auch hier bleiben die dichter der ältesten periode ihrer einfachen ausdrucksweise im wesentlichen treu. Das lob beschränkt sich auf beiläufige epitheta oder ganz allgemein gehaltene wendungen. So in den namenlosen liedern: 'diu guote' 4, 20. 'daz beste wîp' 6, 17. 'daz aller beste wîp' 6, 27. 'güetlîche' 4, 19. 'si hât mich mit ir tugende gemachet leides frî' 4, 21; übrigens stehen diese bezeichnungen sämmtlich in nur zweien unter den namenlosen liedern, von denen eins (4, 17) in den hss. (BC) unter kaiser Heinrichs namen, das zweite als ein lied Walthers von Metze (in A) überliefert

ist, und die beide in ihrer technik über den standpunkt der ältesten lyrik hinausgehen. Der Kürenberger enthält sich des lobes der dame in dieser richtung noch durchaus, nur in einer ganz epischen wendung der strophe 10, 17 wird von einer 'vrouwen guot' gesprochen. Bei dem Regensburger findet sich nichts. Meinloh ist auch hier wider unter den ältesten lyrikern der beredteste und mannigfaltigste. Von beiwörtern gebraucht er 'guot' 15, 2 und 'biderbe' 15, 1; dies letztere findet sich ausserdem nur noch an einer stelle bei Eist 33, 24, von da an verschwindet es. Er nennt die dame ferner 'der besten eine' 11, 9. 'an ir ist anders wandels niht' 12, 36. Er hat bereits die in der höfischen poesie beliebte verbindung von 'sælde' und 'êre'.[1]) 'sist sælic zallen êren, der besten tugende pfliget ir lîp' 13, 9. Der ruf von ihren tugenden hat ihn zuerst angezogen: 'dô ich dich loben hôrte dô hete ich dich gerne erkant. durch dîne tugende manege fuor ich ie welnde unz ich dich vant' 11, 1; vgl. 11, 20. Ihre liebe erhöht auch den wert des geliebten: 'er ist vil wol getiuret, den du wilt, frowe, haben liep' 11, 7. Ausser diesen allgemeiner gehaltenen äusserungen hat Meinloh schon einen specielleren zug; er rühmt das feine benehmen seiner dame bereits ganz gemäss dem höfischen codex der wolanständigkeit: 'ichn gesach mit mînen ougen nie baz gebâren ein wîp' 12, 33. Sie ist 'in rehter mâze gemeit' 15, 12. ihr 'zimet wol allez daz si tuot' 15, 4. Er hebt auch ihre vornehme geburt hervor: 'ein edeliu frouwe' 12, 31, vgl. 15, 2. 11. Rietenburg preist ihre güte: 18, 10; 19, 29. 'diu guote ist fröiden rîch' 18, 15. Ebenso Eist: 'güete' 38, 15. 'vrouwe biderbe unde guot' als anrede 33, 24. 'sô rehte guot' 36, 26. 'iedoch sô dunket si mich guot' 40, 31. Ihrer tugenden sind so viele, dass man sie gar nicht alle nennen kann: 'tugende hât si michels mê dan ich gesagen künne' 36, 30; vgl. auch 40, 19: 'wart âne wandel ie kein wîp, daz ist si gar, der ich den lîp hân gegeben für eigen.' Einen gedanken, der in der folge öfters widerkehrt, spricht Eist zuerst aus, nämlich dass die liebe zu ihr veredelt: 'du hâst getiuret mir den muot. swaz ich dîn bezzer worden sî, ze heile müez ez mir ergân' 33, 26. 'si

[1]) Vgl. San Marte, Parc.-stud. II, 195.

benimet mir mange wilde tât' 39, 3 (ganz ähnlich Gutenburg: 'ich was wilde, swie vil ich ê sanc: ir schœniu ougen daz wâren diu ruote, dâ mite si mich von êrste betwanc' 78, 21). Auch sonst hat Dietmar einige speciellere wendungen: 'ir tugende die sint valsches frî, des hœre ich ir die besten jehen' 34, 34. 'du gewünne nie unstæten wanc' 36, 37. Die vornehmheit seiner dame hebt er wie Meinloh hervor: 'ein edeliu frouwe' 38, 33. Wo Hausen dagegen der geliebten lob spendet, geschieht dies nur in den allgemeinsten ausdrücken. Das epitheton 'guot' verwendet er wie die meisten übrigen häufig; vgl. 48, 32; 53, 5 u. s. w. 'ir güete' 42, 27; 44, 22 u. s. w. 'daz aller beste wîp' 46, 11 (wie 6, 27). 'der besten eine' 49, 22 (wie 11, 9). 'der besten vrowen eine' 51, 2. 'wan si daz beste gerne tuot' 43, 9. 'deich in der werlt bezzer wîp iender vunde, seht, dêst mîn wân' 53, 10. 'von der sprich ich niht wan allez guot' 46, 31. 'si ist wol wert, daz man si minne' 50, 22. 'swaz got an vrowen hât erhaben, dazn kan an ir nieman gemêren' 44, 31. Ebenso allgemein gehalten sind die lobsprüche Veldekes: 'die ich zer besten hât erkorn odr in der welte mohte schouwen' 56, 16. 'si ist edel unde fruot' 60, 25. 'si ist sô guot und ouch sô schône, die ich nu lange hân gelobet; solt ich ze Rôme tragen krône, ich gesaztes ûf ir hobet' 63, 28; vgl. ferner 'diu guote' 59, 3; 68, 4. 'valsches âne' in der anrede 59, 8. Auch die folgenden bringen in die einförmigkeit ihrer lobsprüche keine wesentlich neuen züge; mit geringen modificationen kehren fast überall dieselben gedanken und wendungen wider. Der übersicht und vollständigkeit halber setze ich jedoch die sämmtlichen hier in frage kommenden stellen her:

Gutenburg: 'diu guote' 69, 4; 71, 24 u. ö. 'güete' 72, 22; 76, 10 u. s. w. Der gedanke, dass ihre güte das scheiden verhindere, der sich schon bei Rietenburg fand (19, 29), kehrt bei ihm wider: 'sît mich ir güete alsô sêre hât betwungen, daz si mîne sêle niht lât von ir scheiden, als ez nu stât' 79, 9. 'ir güete mich vil lützel lât dekeinen kumber müejen' 69, 17. 'unt wirt ouch verre schîn ir güete und ir mangiu tugent' 73, 40. 'ein guot gedinge, den ich hân zir tugenden, der si vil begât' u. s. w. 71, 2. 'ir veret mite der frowen site de la Roschi bîse; dien sach nie man, er schiede dan vrô, rîche

unde wîse: ich wæne wol ir sî alsam' 76, 24. Wie Hausen 43, 9: 'wan si nie niht wan guot getete' 77, 31. 'hete ich funden deheine sô guote, dâ nâch kêrt ich gerne mînen gedanc' 78, 17 (vgl. oben Hausen 53, 10). Die höfische erziehung rühmt auch Gutenburg an seiner dame: 'diu mir mit schœnen zühten und siten an gewan von êrst daz herze mîn' 73, 23.

Fenis: 'diu hêre' 83, 35. 'ir grôziu güete' 82, 15. 22. 'wan daz mir ein mære noch sanfter tuot, daz si zer besten ist vor ûz gezalt' 82, 39. 'ir lîp ist sô reine' 83, 5. 'wan diu vil guote ist noch bezzer dan guot' 83, 9. 'ir tugende sint sô vollekomen, daz durch reht mir ir gwalt sol fromen' 84, 17.

Johansdorf: 'diu guote' 87, 14; 91, 3 u. ö. 'frouwe guot' 94, 13. 'sælic wîp' 95, 6. 'güete' 91, 18; 95, 7. 'sist aller güete ein gimme' 93, 4. 'tugenden' 86, 11. 'und ist daz ich genâde vinde, sô gesach ich nie sô guoten lîp. ob ab ich ir wære vil gar unmære so ist si doch diu tugende nie verlie' 90, 18. 'ich engetorste ir nie gesingen disiu liet wær si vil reine niet und alles wandels frî. si sol mir erlouben daz ich von ir tugenden spreche' 92, 9. 'si ist wol gemuot und ist vil wol geborn' 87, 11.

Rugge: 'diu guote' 105, 18. 'sælic wîp' als anrede 105, 10. 'daz aller beste wîp' 103, 20. 'ezn lebt niht wîbes alse guot' 105, 23. Der gedanke, dass ihre vorzüge nur leid verursachen, kehrt auch hier wider: 'got hât mir armen ze leide getân, daz er ein wîp ie geschuof alsô guote' 101, 15. 'diu alsô garwe wære guot, diu sol des mich geniezen lân, daz si sô vil der tugende tuot' 105, 6. 'ir güete mich gehœhet hât' 110, 32. 'in kunde an ir erkennen nie enkein daz dinc, dazs ie begie, daz wandelbære möhte sîn. ir güete gêt mir an daz herze mîn' 101, 11. 'diu wandelbæres niht begât und ie nâch êren vrowen prîs bezalde' 110, 28. 'sist aller wandelunge vrî. lop si wol gedienen kan und weiz doch wol daz alle man ir niht gar gemæze sint' 104, 9. Besonders betont Rugge, dass seine dame ohne falsch sei: 'ein wîp diu manege tugent begât und lop mit valsche nie verlôs' 103, 13. 'si mêret vil der vröide mîn und kan mit güete sich erwern daz man ir valsches

niht engiht' 103, 6. 'swer ir dekeines valsches giht an dem hât haz bî nîde ein kint' 104, 13.

Horheim: 'die guoten' 115, 32. 'güete. sist guot' 115, 33. 'sît daz mîn vrouwe ist sô rîche unde guot' 113, 19.

Rute: 'daz beste wîp' 117, 26. 'ir reinen lîp' 117, 28. In den wenigen strophen Bliggers von Steinach und des von Kolmas findet sich nichts.

Engelhart: 'diu hôchgemuote' 148, 4. 'güete' 148, 24.

In diesem punkte ist auch Reinmar beredt; je seltener er der schönheit seiner dame lob spendete, um so häufiger weiss er ihre ethischen vorzüge in mannigfaltigen wendungen rühmend hervorzuheben. Auch dieser zug seiner dichterischen individualität darf uns nicht überraschen, denn er steht in völligem einklange mit dem sonstigen charakter seiner poesie. Ebenso wie er in bezug auf lebhafte naturschilderung in gewissem gegensatz zu den meisten der übrigen lyriker seiner zeit steht, gegen deren klagen um das scheiden des sommers er sogar bewusst und geringschätzig opposition macht ('waz dar umbe, valwent grüene heide?' und 'ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen' 169, 11. 14), ebensowenig ist ein farbenreiches ausmalen der schönheit seiner dame seiner dem innerlichen zugewanten poesie gemäss; wo es aber gilt die sittlichen vorzüge ihres wesens in das rechte licht zu setzen, da ist er kein karger lobredner. Das epitheton 'guot' steht bei ihm wie bei den übrigen häufig, vgl. 152, 2; 160, 38 u. s. w.; 'einen alse guoten lîp' 151, 19. 'diu vil guote' 189, 14. 'diu vil reine guote' 190, 3. 'si ist sô guot' 198, 22. 'si ist vil guot' 190, 9. 'jô ist si sô guot' 160, 37. 'der besten einiu' (wie Meinloh und Hausen) 155, 32. 'daz aller beste wîp' (wie Hausen und die namenlosen lieder) 167, 20. 'ein wîp diu hât sich underwunden guoter dinge und anders niet' 169, 29. 'ir güete' 154, 12; 184, 14 u. ö. 'diech sô herzeclîchen meine diust an güete ein ûz erwelter lîp' 183, 21. Besonders liebt Reinmar das epitheton 'sælic': 'si sælic wîp' 164, 10. 'si vil sælic wîp' 166, 3. 'aller sælde ein sælic wîp' als anrede 176, 5. 'sælic wîp' ebenfalls in der anrede 191, 2; 194, 26. 'sælic frouwe' 195, 38. 'sælekeit' 176, 21. Andere bezeichnungen sind: 'die werden' 194, 25; vgl. 'ir vil hôhen werdekeit' 165, 39. 'ich bin al ir werdekeite frô' 190, 5. 'daz ist ein wîp

der niht enkan nâch ir grôzen werdekeit gesprechen wol. lob ich si sô man ander vrowen tuot dazn nimet eht disiu von mir niht für guot. doch swer ich des sist an der stat, dâs ûzer wîbes tugenden noch nie fuoz getrat' 159, 3; ferner: 'diu süeze reine' 183, 23. 'ein wîp mit alsô reinen siten mir wære lîp und guot unmære het ich si vermiten' 179, 17. Oefters werden im allgemeinen ihre tugenden hervorgehoben: 'der tugende si geniezen sol' 154, 20. 'sô hât si tugende, den ich volge unz an daz zil' 157, 34. 'wil aber ich von ir tugenden sagen, des wirt sô vil, swenn ichz erhebe, daz ichs iemer muoz gedagen' 165, 7. 'si hât tugent und êre' 190, 18. Vgl. auch andere allgemein gehaltene wendungen, wie: 'ir kunde nie kein wîp geschaden (daz ist wol kleine) alsô grôz als umbe ein hâr' 170, 13. 'sin sach mîn ouge nie, diu baz ein hôhgemüete könde geben' 197, 8. 'ir lop, daz si umb al die werlt verdienet hât' 173, 33. Daneben sind auch speciellere züge bei Reinmar nicht selten. So rühmt er wie Meinloh und Gutenburg ihre feine erziehung, ihr höfisches benehmen: 'si lebet mit zühten wunneclîchen schône' 154, 19. 'ir wol schœner zuht' 162, 28. 'ir gebærde' 167, 3. Sie ist treu und beständig: 'ir stæte' 154, 27. 'diu kan stæte sîn ir genâde' 182, 15. 'an der ich aber triuwe und êre erkenne' 189, 34. 'si endâhte an mich ze keiner zît, wan als ein wîp gedenket, an der triuwe und êre lît' 195, 26. Sie ist 'hôhgemuot' 165, 5. 'ein reine wîse sælic wîp' 153, 3.

Ebenso stehen Hartman hier mannigfaltigere wendungen zu gebote, als zum preise der schönheit seiner dame. Das epitheton 'guot' wie gewöhnlich: 207, 2; 214, 33 u. s. w.; 'ir güete' 215, 36. 'die werden' 215, 26. 'ich spriche ir niuwan guot' 208, 4. 'ich weiz wol, daz diu vrowe mîn niwan nâch êren lebet' 208, 35. Specieller rühmt er 'ir wîsheit' 206, 4. 'ir bescheidenheit' 212, 17. ihre 'stæte': 'ein stætez wîp' 211, 38. 'einer stæten' 212, 9; ihre weiblichkeit und ihr feines benehmen: 'ich muoz von rehte den tac iemer minnen, dô ich die werden von êrste erkande, in süezer zühte, mit wîplîchen sinnen' 215, 14.

Auch hier zeichnet sich, wie oben erwähnt, Morungens schilderung durch eine reihe besonderer züge aus; er steht hierin Reinmar und Hartman am nächsten, während bei den

früheren ein derartiger specieller zug nur ganz sporadisch hervortrat. Zunächst rühmt er, wie Meinloh, Eist, Veldeke u. a. ihren vornehmen stand und höfische bildung: 'edelkeit' 126, 29; er klagt auch wol über ihre hohe stellung (vgl. 134, 14) und nennt seine dame 'ein wîp ob der sunnen' 134, 26. An Meinloh ('ichn sach mit mînen ougen nie baz gebâren ein wîp' 12, 33 und 'in rehter mâze gemeit' 15, 12) erinnert 122, 2: 'schœner gebærde, mit zühten gemeit'. Den heiteren, freudigen sinn seiner dame hebt Morungen überhaupt gern hervor: 'vil fier unde frô' 122, 15. 'hôher muot' 126, 28. Vgl. auch die schon oben angeführten stellen 128, 25; 139, 8; 141, 15. Er rühmt ferner ihre sanftmut, ihren verstand, ihr anmutiges wesen: 'durch die ich gar alle unstæte verkôs, dô man si lopte alsô reine unde wîse, senfte unde lôs' 122, 24. 'vil sanfte gemuote' 141, 24. Sie ist ohne falsch: 'doch ist vil lûter vor valsche ir der lîp' 122, 14 und ausgezeichnet durch echte weiblichkeit: 'die ich an wîplîcher tât (conj. Haupts. 'stęte' die hss.) noch ie vant' 122, 20. 'sist mit tugenden und mit werdekeit sô behuot vor aller slahte unfröuwelîcher tât' u. s. w. 133, 5. Daneben sind auch bei ihm die allgemeiner gehaltenen wendungen und bezeichnungen zahlreich. Die dame wird, wie bei den übrigen, 'diu guote' genannt: 141, 23. Sie ist besser als alle anderen frauen: 'in gesach nie wîp sô rehte guot' 142, 25. 'des wirde ich stæter vröide vil rîch, daz überliuhtet ir lop alsô gar wîp unde vrouwen die besten für wâr, die man benennet in tiuscheme lande. verre und nâr sô ist si ez diu baz erkande' 123, 4. 'von der besten, die ie kein man liep gewan' 126, 10.

Ihre güte betont Morungen wie alle übrigen oft. Sie wird, wie wir gesehen haben, ganz stehend als eine eigenschaft der dame gerühmt; dem manne wird sie nur selten zugeschrieben.[1]) Sie ist 'mit güete umbevangen' 122, 7. 'dîner güete' 137, 29 u. s. w. Vgl. noch folgende stellen, an denen die tugend der dame hervorgehoben wird: 'mich fröit ir werdekeit baz dan der meie und al sîne dœne, die die vogele singent' 141, 12. 'si ist zallen êren ein wîp wol erkant', in der weise, 'daz ir lop in dem rîche umbe gêt' 122, 1. 'ir tugent reine ist der

[1]) Vgl. 111, 8; 150, 15; 187, 3; 199, 29. Paul, Beitr. II, s. 420.

sunnen gelîch' 123, 1. 'daz wunder, daz man von ir tugenden seit' 126, 30. 'ir liehten tugende' 145, 13. vgl. 124, 32; 130, 15. 'hôher wîp von tugenden und von sinne, die enkan der himel niender umbevân' 145, 25. ['hâstu tugende und êren vil, daz wolt ich und iemer wil' 146, 17. 'si sint unverborgen, frowe, swaz du tugende hâst, âbent und den morgen sagent si al daz du begâst' u. s. w. 146, 19.]

Es zeigt sich also auch in diesem einzelnen punkte — um noch einmal hervorzuheben, wovon ich ausgieng —, dass, trotzdem eine reihe von gedanken und wendungen bei allen mit leichten modificationen widerkehrt, dennoch die dichterische individualität des einen oder anderen schärfer hervortritt. In diesem falle sind es besonders Reinmar und Morungen, die sich von den übrigen unterscheiden, Reinmar dadurch, dass er eine lebhafte schilderung der schönheit seiner dame durchaus vermeidet, dagegen ihre charaktereigenschaften und ethischen vorzüge um so öfter und beredter rühmt, Morungen, indem er nach der einen wie nach der anderen seite hin das bestreben zeigt, gegenüber der herkömmlichen, meist nur ganz ins allgemeine gehenden zeichnung der übrigen seine schilderung durch eine reihe specieller momente zu beleben, ein zug seiner poesie, durch den seine stellung in der dritten periode der vorwaltherischen lyrik eine ähnliche wird, wie die Meinlohs in der ersten.

Ein weiterer punkt, in welchem Morungens eigenheit charakteristisch hervortritt, ist das gleichnis: seine sprache zeichnet sich durch einen grossen bilderreichtum aus. Die lyriker des 12. jahrhunderts lieben es überhaupt seit der ältesten zeit ihre schilderung gelegentlich durch ein bild zu schmücken und zu veranschaulichen, und zwar knüpfen sie in ihren bildern gern an die sie umgebende natur an, wie das am nächsten liegt. Besonders verwenden sie gern die gestirne in einem gleichnis. So rät schon der Kürenberger seiner dame ihre liebe zu ihm vor den augen dritter zu verbergen, wie ein stern sich in den wolken birgt: 'dirre tunkel sterne, sich, der birget sich. als tuo du, frouwe schœne' u. s. w. 10, 1. Spervogel vergleicht die tugend einer reinen frau mit dem fleckenlosen glanz der strahlenden sonne: 'treit ein reine wîp niht guoter kleider an, sô kleidet doch ir tugent, als ich michs

enstân, daz si vil wol geblüemet gât alsam der liehte sunne hât an einem tage sînen schîn lûter unde reine' 24, 1. Ebenso vergleicht Eist in der schon oben angeführten wendung die schönheit seiner dame mit dem sonnenschein: 'si ist schœne alsam der sunnen schîn' 40, 23. Veldeke klagt mit einem etwas gezwungenen bildlichen ausdruck, der nicht auf so frischer sinnlicher anschauung beruht, wie die meisten übrigen gleichnisse der älteren lyrik, über die ungunst der dame und sagt: 'ich hân aldâ minne begunnen, dâ mîne minne schînen min, danne der mâne schîne bî der sunnen' 65, 2. Gutenburg rühmt den glanz der augen seiner dame und vergleicht ihn mit der heissen sonne, deren strahlen die bäume zur blüte bringen: 'der schîn, der von ir ougen gât, der tuot mich schône blüejen, alsam der heize sunne tuot die boume in dem touwe' 69, 19. Zur schilderung der freude, in welche die huld der geliebten ihn versetzt, gebraucht Reinmar die wendung: 'hôhe alsam diu sunne stêt daz herze mîn' 182, 14. Auch abgesehen von diesen bildern finden sich öfters gleichnisse, die auf der frischesten naturanschauung beruhen. So vergleicht in einer frauenstrophe des Kürenbergers die dame das rot, welches ihr der heimliche gedanke an den geliebten in die wangen treibt, mit der aufblühenden rose am dornstrauch: 'swenne ich stân aleine in mînem hemede und ich gedenke ane dich, ritter edele, sô erblüejet sich mîn varwe als rôse an dorne tuot' 8, 17. Reinmar, der sonst ausgeführtere gleichnisse nicht liebt, verwendet mehrmals den falken und adler im bilde, z. b. 156, 11: 'mîn herze hebet sich ze spil, ze fröiden swinget sich mîn muot, als der valke enfluge tuot und der are ensweime'; oder 180, 10: 'ich bin als ein wilder valke erzogen, der durch sînen wilden muot als hôhe gert. der ist alsô über mich geflogen unde muotet, des er kûme wirt gewert, und fliuget alsô von mir hin unde dient ûf ungewin.' [1]) Das meer, welches in neuerer lyrik so gern als bild des herzens und gemüts gebraucht wird, verwenden die minnesinger nur ganz selten im gleichnis, vermutlich weil die meisten keine

[1]) Weitere beispiele über die verwendung des falken und adlers im bilde hat Erich Schmidt, Reinm. v. Hag. und Heinr. v. Rugge s. 97 zusammengestellt.

eigene anschauung von der see hatten; nur Hartman lässt die dame mit einer ironischen wendung von dem geliebten sagen: 'sîn lîp ist alse valschelôs sam daz mer der ünde' 213, 7 und Eist gebraucht zum ausdruck seiner ergebenheit gegen die geliebte das bild des dem steuer gehorchenden schiffes: 'der bin ich worden undertân, als daz schif dem stiureman, swenne der wâc sîn ünde alsô gar gelâzen hât' 38, 34. Zuweilen knüpfen auch die gleichnisse an sprichwörtliche redensarten an; dies liebt Veldeke besonders. So z. b. 64, 5: 'sît ich sach, daz si die huote sô betriegen kunde, sam der hase tuot den wint, sô gesorge ich niemer sint umb mînes sunes tohter kint'; oder zur bezeichnung des vergeblichen bemühens der bösen: 'man darf der bœsen niwet fluochen: in wirt dicke unsanfte wê. wan si warten unde luochen, als der springet in dem snê' 65, 5. Hierher gehören auch wol solche wendungen, wie Veldeke 63, 27, wo es von der geliebten heisst: 'des fürhte ich si als daz kint die ruote', oder Gutenburg 72, 3, wo ähnlich von den augen der geliebten gesagt wird: 'die fürhte ich als den donerslac, dem ich entwenken niene mac.' Vermutlich beruht auf einer derartigen sprichwörtlichen redensart auch das bisher noch nicht erklärte gleichnis bei Hausen 47, 37, der von der geliebten sagt: 'mich dunket wie ir wort gelîche gê reht als ez der sumer von Triere tæte.' An diese gleichnisse, welche auf sprichwörtlichen ausdrücken beruhen, schliessen sich zunächst einige kurze vergleichende wendungen an, wie sie überhaupt in der älteren poesie sehr gebräuchlich sind, und die oft nur zur verstärkung einer aussage dienen, z. b. lieb wie das leben: Hausen 54, 18: 'der mir ist alsam der lîp.' Reinmar 165, 22: 'si was mir ie gelîcher mâze sô der lîp'; schwer wie blei: Horheim 113, 8: 'ich bin swære als ein blî'. Ferner: 'sô grôz als umbe ein hâr': Reinmar 160, 39; 170, 14, vgl. auch 202, 24: 'nu wil si mich zallen zîten triegen als ein kint'. Der von Kolmas gebraucht zum ausdruck der unbeständigkeit des lebens die bilder: 'ez erleschet der tôt als ein lieht' 120, 6 oder: 'ditze leben smilzt als ein zin' 121, 9 (nach ps. 68, 3: 'sicut fluit cera a facie ignis.'[1]) Der vollständigkeit

[1]) Erich Schmidt a. a. o. s. 11.

halber führe ich auch die folgenden gleichnisse an, welche nicht unter die oben erwähnten allgemeinen gesichtspunkte fallen; so sagt in einer frauenstrophe unter den namenlosen liedern die dame zu dem geliebten: du schmückst meine gedanken, wie edles gestein das gold schmückt: 'du zierest mîne sinne, unde bist mir darzuo holt (nu merke et, wiech daz meine) als edele gesteine, swâ man daz leit in daz golt' 5, 11. Rugge vergleicht den, der ihn mit dem munde grüsst, während er ihm im herzen feind ist, mit einem falschen, bissigen hunde: 'den gelîche ich einem hunde, der dur valschen muot sich des flîzet, daz er bîzet, der im niht entuot' 102, 31. Verglich Reinmar die freudige stimmung seines herzens mit dem flug eines falken oder adlers, so kehrt dieses bild etwas abgeschwächter bei Horheim wider: 'mir ist alle zît als ich vliegende var ob al der werlte und diu mîn alliu sî' 113, 1. Ohne die gewöhnliche frische, sinnliche anschauung sind auch die folgenden vergleiche bei Reinmar 152, 1: 'wil diu schœne triuwen pflegen und diu guote, so ist mir alsô wol ze muote, als der bî vrowen hât gelegen', oder Hartman 209, 23: 'diz leit wont mir allez bî und nimt von mînen fröiden zins, als ich sîn eigen sî.'

Manche dieser gleichnisse in der älteren lyrik sind nicht original, sondern von den troubadours entlehnt. So sagt der Rietenburger, indem er sich über die ungnade seiner dame mit der hoffnung tröstet, sie wolle ihn nur versuchen: 'sô wirde ich golde gelîch, daz man dâ brüevet in der gluot und versuochetz baz. êst bezzer umbe daz, lûter, schœner unde clâr' 19, 19. Dasselbe bild gebraucht Peyrol[1]), auf die sich stets erhöhende schönheit der geliebten bezogen auch Peire Vidal.[2]) Ebenso ist aus der romanischen poesie ohne zweifel der vergleich mit dem vor dem tode singenden schwan entlehnt, der bei Veldeke (66, 13: 'geschihet mir als deme swan, der singet als er sterben sal, sô vliuse ich ze vil dar an.') und Morungen (139, 15: 'ich tuon sam der swan, der singet, swenne er stirbet') vorkommt. Im romanischen findet er sich ebenfalls öfters.[3]) In der poesie der minnesinger kehrt dieser

---

[1]) Vgl. Raynouard, Choix des poésies originales des troubadours III, 276. — [2]) Ebd. 235. — [3]) Vgl. Diez, Poes. d. troub. s. 235. Haupt MSF² s. 285. Müllenhoff, D. altertumsk. I, s. 2.

vergleich ausser bei dem von Gliers ('alsus klage ich mîn nôt mit sange unz an den tôt, alsam der elbiz tuot, der kêret sînen muot ze süezem sange, ê dêst lange, ê er erwende.' MSH I, 104a) später auch noch bei dem wilden Alexander wider ('reht als ein swan, der wizzen kan, daz in an kumt sîn tôt, dem singe ich glîch.' Bartsch, Liederd. 223, 17). Aus dem romanischen entlehnt sind auch die gleichnisse Rudolfs von Fenis; in nachahmung Folquets von Marseille [1]) vergleicht er sich, da er die geliebte weder besitzen, noch von ihr lassen könne, einem, der sich auf einem baum verstiegen hat und nun weder vorwärts noch rückwärts kann ('mir ist als dem der ûf den boum dâ stîget und niht hôher mac und dâ mitten belîbet und ouch wider komen mit nihte kan und alsô die zît mit sorgen hin trîbet' 80, 5), sodann mit dem, der ein spiel begonnen hat, bei dem er fortwährend verliert, und davon erst absteht, wenn es zu spät ist ('mir ist alse deme, der dâ hât gewant sînen muot an ein spil und er dâ mite vliuset unde erz verswert: ze spâte erz verkiuset' 80, 9.) Dies letztere gleichnis verwendet ausser Folquet auch Gaucelm Faidit:

Mas eu o pert si'l ben esper,
Com sel qu'al jogar si confon,
Que joga e non po joc aver
E non sen fam ni set ni son
S'om pogues partir [2])

Ebenso wird nach Folquet die dame mit einem schlechten schuldner verglichen, der durch versprechungen hinzieht und niemals zahlt ('mit schœnen gebærden si mich ze ir brâhte und leitet mich als bœse geltære ie hânt, die wol geheizent und geltes nie dâhten' 80, 14). Auf Folquet [3]) geht auch das bild zurück, in welchem Rudolf die schönheit der geliebten mit dem licht vergleicht, an dem die lichtmotte sich verbrennt ('ir schœnen lîp hân ich dâ vür erkennet, er tuot mir als der fürstelîn daz lieht; diu fliuget dran, unz si sich gar verbrennet' 82, 19). In ähnlichem bilde spricht er auch 82, 12: 'so ich bî ir bin, mîn sorge ist deste mêre, als der sich nâhe biutet zuo der gluot: der brennet sich von rehte harte sêre: ir grôziu güete mir daz selbe tuot.'

[1]) Die betreffenden strophen abgedruckt MSF² s. 263 f.
[2]) Diez, Poes. s. 130. — [3]) Vgl. MSF² s. 265.

Aus dem angeführten geht hervor, dass das gleichnis, wie gesagt, in der älteren lyrik überhaupt ein beliebter redeschmuck war; aber es ist nun freilich dieser schmuck von keinem der lyriker auch nur annähernd in der ausdehnung verwant, wie eben von Morungen, ein zug seiner poesie, der mit seiner sonstigen oben erwähnten lebhaften und farbenreichen art zu schildern in völligem einklang steht. Auch hier unterscheidet er sich besonders von Reinmar, der, wie schon bemerkt, der bildersprache im ganzen nicht sehr zugetan ist. In Morungens liedern ist nun die bildliche verwendung der gestirne, von der schon im vorstehenden beispiele angeführt wurden, vornehmlich häufig. Zwei dieser gleichnisse (129, 20; 136, 5) sind bereits erwähnt; sie werden besonders verwant, um die geliebte und ihre vorzüge zu rühmen; sie ist so von güte umgeben, wie die ganze erde nachts vom mondlicht umflossen ist: 'alse diu mæninne verre über lant liuhtet des nahtes wol lieht unde breit, sô daz ir schîn al die welt umbevêt, als ist mit güete umbevangen diu schône' 122, 4 oder: 'ir tugent reine ist der sunnen gelîch, diu trüebiu wolken tuot liehte gevar, swenne in dem meien ir schîn ist sô klâr' 123, 1. Die macht der geliebten wird in folgenden bildlichen wendungen geschildert: 'swenne sô si wil, sô gêt si dort her zuo einem vensterlîne unde siht mich an reht als der sunnen schîne' 138, 36, oder: 'si kan dur diu herzen brechen, sam diu sunne dur daz glas' 144, 24. Seine abhängigkeit von der geliebten vergleicht er mit der abhängigkeit des mondes von der sonne, die jenem erst sein licht verleiht: 'ich muoz iemer dem gelîche spehen, als der mâne (der) sînen schîn von des sunnen schîn enpfât: alsô kument mir dicke ir wol liehten ougen blicke in mîn herze, dâ si vor mir gât' 124, 35. Derselbe gedanke wird durch das gleichnis 126, 36 ausgedrückt, wo der dichter sein sehnsüchtiges warten auf den anblick der geliebten vergleicht mit dem harren der vögel auf den tag: 'wan ich danne stên und warte der vrowen mîn rehte alsô des tages diu kleinen vogellîn.' Er klagt über die hut, die veranlasse, dass er die geliebte nur so selten sehe: 'sô die sunnen, diu des âbents under gêt' 136, 30. Zur schilderung der freude über die huld der geliebten wird dasselbe bild verwendet, wie von Reinmar 182, 14: 'sâ zehant enzunte sich mîn wunne, daz

mîn muot stuont hôhe sam diu sunne' 139, 9. Mit einem anderen bilde wird die wirkung derselben auch 125, 37 hervorgehoben: 'dâ von mir ein wünne entspranc, diu vor liebe alsam ein tou mir ûz von den ougen dranc.' Zur beteuerung der liebe und schilderung ihrer wirkung dienen folgende gleichnisse: der dichter ist von ihr behext, wie mancher von einer elfe verzaubert wird: 'von der elbe wirt entsên vil manic man: sô bin ich von grôzer liebe entsên' 126, 8. Oder: 'mich enzündet ir vil liehter ougen schîn same daz fiur den dürren zunder tuot, und ir fremeden krenket mir daz herze mîn same daz wazzer die vil heize gluot' 126, 24. Scherzend wird die dame eine räuberin genannt, die alle länder verheert: 'wan si wil ie noch elliu lant beheren als ein roubærîn' 130, 13. Das gleichnis 131, 23, wo die dame klagt, dass die neider den geliebten wie einen ball mit ihren bösen worten umhertreiben, kehrt auch bei höfischen epikern öfters wider.[1]) Aehnlich wie bei Horheim 113, 1 ist das bild 125, 21: 'ich var alse ich fliegen künne mit gedanken iemer umbe sie.' Auch einen negativen vergleich braucht Morungen, wie sie auch bei Wolfram öfters vorkommen (so wenn er z. b. in seiner barocken weise von der Belakâne sagt: 'ist iht liehters denne der tac, dem glîchet niht diu küneginˋ Parz. 24, 6.) Es heisst 136, 9: 'mîn stæter muot gelîchet niht dem winde.' So auch Reinmar 175, 19: 'mir ist ungelîche deme, der sich eteswenne wider den morgen fröit'; vgl. auch Veldeke 65, 2.

Auch bei Morungen finden sich gleichnisse, die aus dem romanischen entlehnt sind. Der vergleich mit dem vor dem tode singenden schwan ist bereits oben erwähnt. Zwei andere ausgeführtere vergleiche stehen in zwei strophen, die, wie Bartsch[2]) nachgewiesen hat, einem provenzalischen original von unbekanntem verfasser nachgebildet sind. In der ersten strophe 145, 1 wird das leid, welches ihm die liebe gebracht, verglichen mit dem schmerz eines kindes, das nach seinem schönen bild in einem spiegel so lange greift, bis es den spiegel zerbrochen hat:

---

[1]) Die betreffenden stellen sind von Haupt gesammelt MSF² s. 282.

[2]) Germ. 3, s. 304.

Mirst geschehen als eime kindelîne,
daz sîn schœnez bilde in eime glase gesach
unde greif dar nâch sîn selbes schîne
sô vil biz daz ez den spiegel gar zerbrach.
dô wart al sîn wünne ein leitlîch ungemach.
alsô dâhte ich iemer frô ze sîne,
do ich gesach die lieben frouwen mîne,
von der mir bî liebe leides vil geschach.

In der zweiten strophe vergleicht er sich, den ein traumbild in sorge und trauer versetzt hat, mit Narciss[1]), der sich in sein eigenes spiegelbild im wasser verliebte; das tertium comparationis ist das wesenlose dessen, was bei ihm die empfindung der trauer, beim Narcissus die liebe erweckte.

145, 17: Grôze angest hân ich des gewunnen,
daz verblîchen süle ir mündelîn sô rôt.
des hân ich nu niuwer klage begunnen,
sît mîn herze sich ze sülcher swære bôt,
daz ich durch mîn ouge schouwe sülche nôt,
sam ein kint daz wîsheit unversunnen
sînen schaten ersach in einem brunnen
und den minnen muose unz an sînen tôt.

Zu den bisher erörterten eigenheiten Morungens, anschaulich, farben- und bilderreich zu schildern und seine schilderung durch eine reihe von einzelheiten zu beleben, steht ein anderer zug seiner poesie in einem gewissen gegensatz. Der gedanken- und ideenkreis der älteren lyriker, namentlich der minnesinger im engsten sinne, d. h. derer, bei denen alles sich ausschliesslich um die minne dreht, war der natur der sache gemäss ein sehr beschränkter. Ein talentvoller und originell angelegter dichter konnte seine originalität daher kaum anders betätigen, als indem er versuchte etwas von einem neuen, vom bisherigen verschiedenen gesichtspunkt aus anzusehen, einem gedanken, der schon als gangbare münze umlief, durch eine geistreiche und pikante wendung ein anderes gepräge zu geben. Unter diesem bestreben muste allerdings die unmittelbarkeit der empfindung und der eindruck der wahrheit leiden, und mit vollem recht hat man diese ganze liederdichtung vielfach eine poesie mehr des gedankens und verstandes als des gefühls genannt. Durch ein solches streben, einen gangbaren gedanken

[1]) Ovid, Metam. III, 417.

neu und überraschend zu wenden, ihm eine geistreiche pointe zu geben, mit entgegengesetzten gedanken gleichsam zu spielen, zeichnet sich am anfang der zweiten periode der vorwaltherischen liederdichtung Friedrich von Hausen, in der dritten eben unser Heinrich von Morungen aus. Ein sehr häufiger zug in der minnedichtung ist die bitte um erhörung an die dame, wobei dann gewöhnlich ganz dem verstandesmässigen charakter dieser dichtungsart angemessen ein grund hinzugefügt wird, der sie dazu bewegen soll: 'nu tuoz durch dîne tugende' lässt Meinloh den boten (11, 20) sagen, oder: 'nu hœhe im sîn gemüete gegen dirre sumerzît. frô enwirt er nimmer, ê er an dînem arme sô rehte güetlîche gelît' 14, 9. Oder Hausen 49, 21: 'sît ich daz herze hân verlâzen an der besten eine, des sol ich lôn enpfân von der selben diech dâ meine.' Vgl. auch Morungen 124, 16: 'sît daz an dir lît mînes herzen hôhgemüete, maht du trœsten mich dur wîbes güete? sît dîn trôst mir fröide gît.' Besonders gern weist der dichter auf seine verdienste als grund zur erhörung für die dame hin; so heisst es schon in einem liede Dietmars: 'si sol genâde an mir begân und sol gedenken, daz ich ir was ie vil undertân' 40, 25, oder bei Hartwig von Rute 116, 5: 'si solte mich durch got geniezen lân, daz ich ie bin gewesen in grôzer huote, dazs iemer kunne valsch an mir verstân' u. s. w., die beispiele liessen sich sehr häufen. Diesen bitten um erhörung weiss Morungen eine ganz neue und pointierte wendung zu geben; er sagt (126, 8): 'wie mancher mann von einer elfe behext wird, so bin ich von grosser liebe verzaubert; will sie mich aber dieser liebe wegen hassen, so kann sie am sichersten sich dadurch an mir rächen, dass sie tut um was ich sie bitte; denn dann wird die freude darüber mich töten.' Oder er bittet ihn nicht zu erhören, aber unter voraussetzungen, die sie zum gegenteil bestimmen müssen; so heisst es 137, 27: 'ob ich dir vor allen wîben guotes gan, sol ich des engelten, frouwe, wider dich, stê daz dîner güete sæleclîchen an, sô lâz iemer in den ungenâden mich. hab ich dar an missetân, die schulde rich, daz ich lieber liep zer werlte nie gewan.' Ebenso neu, wenn auch ohne derartige pointen, ist seine ausdrucksweise noch öfters, wenn er seine dame zu rühren und ihre erhörung zu erlangen strebt: man solle, sagt er 129, 36, auf

seinen grabstein setzen, wie lieb ihm seine dame gewesen, während er doch ihr gleichgiltig geblieben, damit, wer immer über sein grab gehe, von dieser not lese und die grosse sünde erfahre, die sie an ihrem freunde begangen habe. Oder er droht halb scherzend sein liebesleid auf seinen sohn vererben zu wollen, damit dieser ihn später an der geliebten räche: 'mîme kinde wil ich erben dise nôt und diu klagenden leit, diuch hân von ir. wænet si dan ledic sîn, ob ich bin tôt, ich lâz einen trôst doch hinder mir, daz noch schœne wirt mîn sun, daz er wundr an ir begê, alsô daz er mich reche und ir herze gar zerbreche, sô sin alsô rehte schœnen sê' 125, 10. In gleicher weise versteht er es, die zahlreich im minnesang widerkehrenden beteuerungen der ergebenheit und treue noch zu steigern und ihnen ein neues gepräge zu geben; er versichert seiner dame, dass selbst nach seinem tode seine seele der ihrigen dienen werde: 'vil süeziu senftiu tœtærinne, war umbe welt ir tœten mir den lîp, und i'uch sô herzeclîchen minne, zewâre, frouwe, gar für elliu wîp? wænet ir . . . . ob ir mich tœtet, daz ich iuch danne niemer mêr beschouwe? nein, iuwer minne hât mich des ernœtet, daz iuwer sêle ist mîner sêle frouwe. sol mir hie niht guot geschehen von iuwerm werden lîbe, sô muoz mîn sêle iu des verjehen, dazs iuwerr sêle dienet dort als einem reinen wîbe' 147, 4. Aehnlich ist der gedanke auch bei Meinloh von Sevelingen 13, 11: 'sturbe ich nâch ir minne und wurde ich danne lebende, sô wurbe ich aber umb daz wîp.' Auch die von den minnesingern öfters verwante vorstellung, dass das liebesleid ein selbstverschuldetes sei (vgl. Hausen 47, 15; Horh. 112, 5; Reinm. 171, 25. 174, 10; Hartm. 205, 10 u. s. w.) findet sich in derselben etwas pointierten weise bei Morungen; er sagt: 'solde ab ieman an im selben schuldic sîn, sô het ich mich selben selbe erslagen, dô ichs in mîn herze nam unde ich si vil gerne sach' u. s. w. 125, 3.

Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass Heinrich von Morungen in diesem zuge seiner poesie von Friedrich von Hausen angeregt ist. Denn auch dieser hat, wie erwähnt, eine vorliebe für jene von dem gewohnten abweichende betrachtungsweise und für jenes spiel mit entgegengesetzten gedanken.[1])

[1]) Vgl. Lehfeld, Beitr. II, s. 401.

Anstatt z. b. über 'huote', 'merkære' und 'nît' zu klagen, wie die dichter der ersten periode, wünscht er sich vielmehr solches ungemach und trauert, dass er frei sei von dieser 'swære' (43, 28).[1] Seine liebesbeteuerung gibt er unter dem bilde eines kampfes zwischen herz und leib, die sich ganz und gar trennen wollen[2] (47, 9). Auch jene reflexionen, mit denen er sich über die 'huote' u. s. w. tröstet, gehören hierher; er sagt: 'besser ist es, dass man sie bewacht, als dass jeder beliebige ihr seine wünsche mitteilen könnte' (50, 23), oder: 'besser ist es, dass ich sie meiden muss, als dass sie unbewacht wäre, und irgendwer bei ihr mir zu ungunsten spräche' (50, 27) u. s. w. Auch sonst haben Hausen und Morungen manche berührungspunkte; vor allem ist der charakter ihrer poesie derselbe, beider dichten dreht sich ausschliesslich um die minne, selbst die kreuzlieder nehmen bei Hausen gewöhnlich in irgend einer weise bezug auf die minne und die geliebte (mit alleiniger ausnahme des einstrophigen liedes 53, 31). Und auch im übrigen haben Hausen und Morungen einzelne züge gemeinsam, die sich sonst im vorwaltherischen minnesange nicht finden; so die betrachtungen über das wesen der minne (vgl. Hausen 53, 15; Morungen 132, 19), oder das erscheinen der geliebten im traum (Hausen 48, 23; Morungen 145, 9). Nach den äusseren lebensumständen der dichter läge die vermutung näher, dass Morungen unter Veldekes einfluss gestanden. Dieser kam 1184 nach Thüringen, also in Morungens unmittelbare nähe. Allein es findet sich von einer solchen einwirkung in den liedern unseres dichters auch nicht die leiseste spur; im gegenteil ist der charakter der Veldekeschen dichtung ein wesentlich anderer. Veldeke hat ein lebhaftes naturgefühl; nicht nur werden zahlreiche lieder mit einer bezugnahme auf die jahreszeit eingeleitet, er verwendet sogar einmal eine ganze strophe (66, 1) auf die schilderung des sommers; bei Morungen dagegen findet dieses naturgefühl nur in einer einzigen strophe (140, 32) ausdruck. Veldekes lieder reichen ferner über den kreis des minnesangs im engsten sinne hinaus; ein moment, das häufig bei ihm widerkehrt, ist z. b. die klage über den verfall der sitten (vgl. 61, 1.

[1]) Lehfeld a. a. o. s. 384. — [2]) Ebd. s. 399.

18. 25; 65, 13 u. s. w.). Von etwas derartigem findet sich bei Morungen keine spur; also an eine einwirkung Veldekes auf unseren dichter wird nicht zu denken sein, trotzdem es nicht unwahrscheinlich ist, dass sie persönlich mit einander in berührung kamen. Uebrigens ist das gleiche auch Hausen gegenüber nicht ausgeschlossen, denn dieser kam anfang november 1188 in dem gefolge könig Heinrichs nach Erfurt[1]), also ebenfalls in Morungens unmittelbare nähe.

War nun unser dichter in seiner poesie von Hausen und nicht von Veldeke beeinflusst, so erledigt sich die ansicht Müllenhoffs[2]), dass von Veldekes ankunft man namentlich das aufblühen des minnegesanges in Thüringen datieren dürfe, von selber. Welche stellung Hugo von Salza unter Thüringens lyrikern eingenommen, das entzieht sich ja leider unserem urteil. Was Morungen anlangt, so darf man von vornherein vermuten, dass ein dichter von seiner originalität, mannigfaltigkeit und sinnlichen frische und ein mann von seinem ansehen und seiner lebensstellung nicht ohne einfluss auf die lyrische poesie der engeren heimat geblieben. Wirklich zeigen auch mannigfache anklänge, und namentlich derselbe zug lebhafter und farbenreicher schilderung bei den späteren Thüringern, dass Morungens lieder wolbekannt waren und zur nachahmung reizten. So scheinen Kristân von Lupîn und Hetzbolt von Weissensee Morungens lied 140, 32 gekannt zu haben, vgl.

Morungen 141, 1:

> Seht an ir ougen und merket ir kinne,
> seht an ir kel wîz und prüevet ir munt.

Hetzbolt MSH 2, 22ᵃ:

> Seht an ir munt, in ir ougen
> prüevet ir kinne
> und merket ir kel.

Lupîn MSH 2, 21ᵃ:

> durch got, seht ir kel, ir weichen hende,
> die sint wîzer danne ihtes iht.

In derselben strophe Morungen v. 7:

> genâde, ein künigîn, du tuo mich gesunt.

---

[1]) Lehfeld a. a. o. s. 349. — [2]) Ztschr. f. d. altert. 14, s. 143.

Hetzbolt: genâde, keisærinne, ich muoz dîn eigen sîn.

An den schluss des liedes 137, 10 bei Morungen erinnert Lupîn MSH 2, 22b, vgl.

Mor.: maht du doch etswan sprechen jâ,
jâ, jâ, jâ, jâ, jâ, jâ, jâ?
daz lît mir an dem herzen nâ.

Lupîn: hâstus muot
sprich 'jâ', süeze, reine,
wiltus aber meine,
'jâ, jâ, jâ' sprich, sôst ez guot.

Ebenso an die bitte um erhörung bei Morungen 124, 16 derselbe MSH 2, 21a:

Mor.: sît daz an dir lît
mînes herzen hôhgemüete,
maht du trœsten mich dur wîbes güete?

Lupîn: sît daz al mîn
hœste vröide an dir stât,
liebe trûte mîne,
sô heiz mir dîn
rôtez mündel geben rât u. s. w.

Die wirkung der schönheit und huld der geliebten wird von Lupîn MSH 2, 20b ähnlich geschildert wie von Morungen 126, 1:

Mor.: Sælic sî diu süeze stunde
sælic sî diu zît, der werde tac,
dô daz wort gie von ir munde,
daz dem herzen mîn sô nâhen lac,
daz mîn lîp vor fröide erschrac u. s. w.

Lupîn: Ir lachen, ir gelæze, ir lichten ougen blicken
ir werder gruoz
kan machen, daz vor fröiden in dem lîbe erschricken
mîn sêle muoz.

Beide trösten sich, wenn die geliebte hier hartherzig bleibt, mit dem leben im jenseit:

Mor.: sol mir hie niht guot geschehen
von iuwerm werden lîbe,
sô muoz mîn sêle iu des verjehen
dazs iuwerr sêle dienet dort als einem reinen wîbe
147, 12.

Lupîn: durch iren willen ich dar (ins himmelreich) komen wil,
wirt si mir niht hie, seht, sô wirt si mir dâ.
MSH 2, 20a.

An den anfang des Morungenschen liedes 125, 19 klingt Hetzbolt MSH 2, 24a an, vgl.

Mor.: In sô hôher swebender wünne
sô gestuont mîn herze an fröiden nie:
ich var alse ich vliegen künne
mit gedanken iemer umbe sie u. s. w.

Hetzbolt: Ich enwart nie halp sô vrô,
mir vert in sprunge
daz herze und der muot,
daz ist in lüften hô.

Ebenso an den vorwurf gegen die geliebte 129, 36, wo Mor. sich selber die grabschrift bestellt, Hetzbolt MSH 2, 23b:

Mor.: swer dan über mich gât,
daz der lese dise nôt und gewinne künde
der vil grôzen sünde,
die si an ir fründe
her begangen hât.

Hetzbolt: Müest ich ir künde
noch gar mînen muot,
so enwart ûf erde nie grœzlîcher sünde,
daz liep gên vründe
niht vrüntlîch tuot.

Mehr als in diesen anklängen und reminiscenzen an Morungensche lieder zeigt sich der einfluss unseres dichters auf die jüngeren Thüringer in der gleichen art der schilderung. Auch diese lieben im preise weiblicher schönheit lebhafte farben und rühmen wie Morungen gern das strahlende der schönheit ihrer dame. So ist die strophe Kristâns von Hamle MSH 1, 113a (4) ganz im Morungenschen stil gehalten:

Swenne diu liebe und ouch diu beste
lachet, ich wæne ir rôter munt
nahtes ûz der vinster gleste:
ei, solt ich in lange stunt
tougen spehen in rehter næhe,
dicke ich gerne bî mir sæhe
die vil liehten rœte brehen.

Man vergleiche damit z. b. den anfang des Morungenschen tageliedes (143, 22):

Owê, sol aber mir iemer mê
geliuhten dur die naht
noch wîzer danne ein snê
ir lîp vil wol geslaht? u. s. w.

Ebenso sind gleichnisse, wie sie derselbe dichter in seiner schilderung MSH 1, 112b verwendet, im sinne Morungens:

> Swenne ich sihe die vrouwen mîne
> wunneclîchen vor mir stân,
> gar gelîch dem liehten schîne
> von dem sunnen wolgetân,
> der liebe gât über elliu rîche,
> reht alsô diu wunneclîche
> mîn herze ûf durchliuhtet hât.

Oder in demselben liede:

> Wol ir, wie si valsches âne
> in wîplîchen zühten lebet,
> reht alsam der liehte mâne
> in den sternen dicke swebet,
> dem stât wol gelîch diu reine.

Den glanz der weiblichen schönheit hebt Kristân von Hamle noch mehrfach hervor, so in dem 4. liede, MSH 1, 113a:

> Wîchet dem liehten schîne:
> münde rôt als die rubîne,
> wengel wol gevar,
> minneclîche unt dâ bî klâr
> tragent süeze vrouwen.

Oder in dem 5. liede, MSH 1, 113b:

> ir liehter schîn mich niht verlât,
> der in (?) daz herze mîn erliuhtet,
> alsam des meien tou die heide erviuhtet
> mit sîner vröidebernden zît:
> diu rôse liuhtet ûz den bluomen, als schînet si
> gar sunder strît.

In derselben weise rühmt Hetzbolt von Weissensee 'ir liehten schîn' MSH 2, 22a und leitet aus dieser eigenschaft der geliebten eine benennung 'der schœne glanz' her, die er als versstecknamen verwendet (MSH 2, 22a; 24a; 24b; 25b).

Das streben nach speciellen anschaulichen zügen in der schilderung, das für Morungens poesie charakteristisch war, finden wir ebenfalls in den liedern dieser späteren thüringischen lyriker wider. Einzelne beispiele bieten schon die oben angeführten stellen. Die minniglichen füsse der geliebten, ihre weichen hände und arme, ihre strahlenden augen, ihr roter lachender mund, die zarten wangen, der weisse hals u. s. w. werden unermüdlich gepriesen. Z. b. Kristân von Hamle:

'ir minneclîchen vüeze' MSH 1, 112b. 'ir wîzen hende' ebd. 'ein kus von rôtem munde der vröuwet von herzen grunde, darzuo ein umbevanc von zwein schœnen armen blanc' 113a. 'von rôtem munde ein lachen mac allez trûren swachen; ir spilnder ougen vunt machet ein herze lieplîch wunt' ebd. Kristân von Lupîn: 'ein munt rœter danne rôt' 2, 20a. 'sô rôt wart nie niht noch enwirdet niemer als ir vil trûtez mündelîn' 20b. 'ein mündelîn sô rehte rôsenrôt' 21a. 'alsô rôt ist ir munt' 21b. 'swenne ir mündel lachet, sô lôslîch si daz machet, daz mîn herze zuo zir gert' 22a. 'hende wîz, weich' 20a. 'hende weich, noch wîzer zenstunt danne ein snê' 21b. 'ir ougen klâr' 20b. 'ir ougen liuhtent dur mîns herzen grunt' 21a. 'ir blanken armen' ebd. 'in dînen blanken armen' 21b. 'dîn kel sô blanc' 21a. 'ach got, wie rehte zartlîch wende künnen sich ir ougen klâr! zwâr si treit gar slehte wîze hende, wolgestalt unmâzen gar: sint dar bein inne? ich wæne nein. tar ichs jê, sô ist ir blanke kel, des ich niht enhel, wîzer danne tûsent snê' 22b. Hetzbolt von Weissensee: 'Swenne ich ir wangen bedenke unt ir munt, sô hât si mich gar zir gevangen' u. s. w. 23a. 'ich sach ir munt sam ein rôse, swer des kunde warten an ir wengelîn, dâ brach dur wîz rôt sô lôse, daz ich tet unreht' u. s. w. 23a. 'Waz solt ein munt alsô rôt ern lache, dâ von doch swache vil sorge unde leit? waz solden wangen sô gar rôsevar' u. s. w. 23b. 'durch rôten munt' 24a. 'wol mich der stunde, von rôtem munde mir liep geschach; den sach ich machen ein zartez lachen' u. s. w. 24b. 'sîn (des mundes) lachen lôse, ez enwart nie rôse nie halp sô rôt. kel unde hende wîzer danne ein snê' 25a u. s. w.

Das gesagte mag genügen, um den einfluss unseres dichters auf die lyrik seiner heimat darzutun. Es hat sich also, um das in diesem abschnitt erörterte kurz zusammenzufassen, gezeigt, dass Heinrich von Morungen in seinem dichten sich auszeichnet durch eine gewisse originalität: er unterscheidet sich von den übrigen lyrikern des 12. jahrhunderts durch lebhaftigkeit und anschaulichkeit der schilderung und durch das streben nach speciellen zügen da, wo jene sich begnügen nur ganz ins allgemeine zu zeichnen. Von Veldekes dichtung nicht

merklich angeregt, dagegen nicht frei geblieben von der einwirkung Hausens, hat er seinerseits durch die mannigfaltigkeit, tiefe und lebhafte frische seiner poesie einen dauernden einfluss auf die minnedichtung seiner engeren heimat geübt.

ANHANG.

Ueber die drei perioden des minnesangs vor Walther von der Vogelweide.

Im vorstehenden ist mehrfach auf eine ansicht von der entwickelung des minnesangs bis auf Walther von der Vogelweide bezug genommen, die ich hier zum schluss weiter auszuführen und näher zu begründen gelegenheit nehmen will. Die deutschen lyriker des 12. jahrhunderts lassen sich in drei gruppen zerlegen, je nachdem sie in ihrer technik sich enger zusammenordnen, wobei natürlich nicht geleugnet werden soll, dass auch innerhalb derselben gruppe von den liedern eines dichters zu denen eines anderen nicht selten ein bedeutender fortschritt in formeller beziehung erkennbar ist.

Erste periode.

Die erste gruppe bilden ausser dem Kürenberger, dem burggrafen von Regensburg und Spervogel[1]) Meinloh von Sevelingen, der burggraf von Rietenburg[2]) und Dietmar von Eist.[1]) Bei diesen allen zeigt der stro-

---

[1]) Der kürze wegen sehe ich diese namen als für die ganze sammlung der ihnen handschriftlich zugeschriebenen sprüche und lieder in MSF zu recht bestehend an. Dass die lieder Dietmars streng genommen nicht alle in eine periode gesetzt werden können und zum teil schon in die nächste hinübergreifen, versteht sich bei ihrem in gedankengehalt und in der form vielfach ganz verschiedenen charakter von selbst. Vgl. über Dietmar von Eist oben s. 381 und anm. 1) ebd., über Spervogel: Scherer, Deutsche studien I, s. 1 ff. und II, s. 37 f.

[2]) Den burggrafen von Rietenburg stelle ich, wiewol er unter Hausens einfluss steht, dennoch seiner technik nach an das ende dieser periode; er hat zwar, wie weiter unten ausgeführt ist, bereits den überschlagenden reim, scheidet auch klingenden und stumpfen versausgang und gliedert seine strophen, aber im übrigen ist der bau der-

phenbau noch altertümliche einfachheit. Der Kürenberger knüpft in dem bau seiner lieder unmittelbar an den volksgesang an, in dem Otfrids versbau wol von der ältesten zeit sich noch erhalten hatte.[1]) Diese älteste strophe von vier viermal gehobenen, paarweis reimenden versen ward zunächst in der poesie des 12. jahrhunderts dadurch umgestaltet, dass man den letzten vers beliebig verlängerte. Wuchs diese erweiterung der schlusszeile bis zur doppelten länge des ursprünglichen verses an, so konnte der vers durch eine cäsur in zwei hälften zerlegt werden, und diese form liegt uns in der strophe des Salomon und Morolt vor. Diese erweiterung des verses durch vorsetzung einer solchen waise, wie man den teil vor der cäsur genannt hat, konnte nun aber auch auf alle übrigen verse ausgedehnt werden, man erhielt auf diese weise also eine strophe von vier achtmal gehobenen versen, deren jeder durch die cäsur in zwei gleiche hälften zerfiel. Damit war aber das ursprüngliche princip die schlusszeile der strophe zu erweitern verwischt, und man suchte dies nun dadurch widerherzustellen, dass man jeden der verse mit ausnahme des letzten um eine hebung kürzte, und so entstand der Kürenbergston, in dem die strophen 7, 19—10, 24 gedichtet sind. Aus diesem entwickelte sich der ton 7, 1—18 dadurch, dass die vor der 3. reimzeile eingeschobene waise verdoppelt ward. Ich schliesse mich in dieser auffassung der Kürenbergstöne Scherer[2]) an; Bartsch[3]) geht aus von einer strophischen abteilung von je 2 langzeilen, die, nachdem der reim in folge der nach und nach eintretenden schwächung der flexionssilben von der cäsur nach dem ende verlegt war, durch den reim gebunden wurden. Die zugrundelegung dieser strophenform reicht aber für die erklärung aller der variationen der töne des Kürenbergers und der folgenden lyriker nicht aus.

---

selben noch von alter einfachheit: im verse können an allen stellen die senkungen beliebig fehlen, was in der 2. periode gar nicht mehr vorkommt, seine reime sind noch archaistisch-unrein und es herscht durchaus einstrophigkeit.

[1]) Vgl. Wackernagel, Litgesch.² s. 168.

[2]) Ztschr. f. d. alt. 17, s. 569.

[3]) Der strophenbau in der deutschen lyrik, Germ. 2, s. 258.

Zwei neue variationen jener alten vierzeiligen strophe finden wir bei dem burggrafen von Regensburg. Hier sind einmal der ersten, zweiten und vierten reimzeile waisen vorgeschoben, während der dritte vers in ursprünglicher gestalt blieb; so entsteht der ton 16, 1—14. In dem zweiten ton 16, 15--17, 6 haben sämmtliche reimzeilen waisen vor sich, aber die letzte ist um eine, ihre waise um zwei hebungen erweitert.

Spervogels töne sind variationen einer sechszeiligen strophe von versen zu je vier hebungen. In dem 1. tone, der die strophen 20, 1—25, 12 umfasst, ist der erste, zweite, fünfte und sechste vers erweitert, und zwar der erste und zweite um je zwei hebungen, der fünfte und sechste um eine waise. (In der strophe 22, 33 sind die cäsuren gereimt.) In dem zweiten ton Spervogels (25, 13—30, 33) ist die letzte reimzeile, wie in dem vorigen die beiden ersten, um zwei hebungen verlängert und ihr zugleich eine viermal gehobene waise vorgeschoben. Die strophe 30, 34 weicht von dem zweiten ton dadurch ab, dass die letzte reimzeile nicht verlängert, dagegen auch der fünften eine viermal gehobene waise vorgesetzt ist. Uebrigens ist die autorschaft Spervogels für diese strophe zweifelhaft; sie steht in A unter strophen, die nach Lachmann und Haupt[1]) nicht zu den übrigen unter Spervogels namen überlieferten gehören.

Auch bei Meinloh ist die vierzeilige reimstrophe einmal zu einer von 6 paarweis reimenden versen erweitert und jedem eine waise vorgeschoben, dabei aber die kürzung der verse um eine hebung nicht vorgenommen. Diese form zeigt der ton 14, 14, in welchem diese und die folgende strophe gedichtet sind. Aus dem streben den letzten vers durch eine verlängerung auszuzeichnen erklärt sich wider die verdoppelung der waise vor der letzten reimzeile; so ergibt sich der ton 11, 1, welche form alle strophen bis 14, 13 tragen. (Die cäsuren sind in diesem ton bisweilen gereimt, z. b. 12, 14. 16; 13, 27. 29; dasselbe ist beim Kürenberger vielleicht 7, 10. 12 der fall.) Endlich ist der erstgenannte ton abermals verlängert zu einer achtzeiligen strophe, vor deren letzter reimzeile widerum die waise verdoppelt wurde, in dem ton 15, 1.

---

[1]) MSF [2] s. 244.

Von den genannten unterscheidet sich zuerst der burggraf von Rietenburg, wenngleich v. d. Hagen[1]) und Haupt[2]) ihn für identisch hielten mit dem vorigen. Seinen ersten ton (18, 1—24) bilden strophen von acht je viermal gehobenen versen, die sich von dem letzterwähnten ton Meinlohs dadurch unterscheiden, dass keinem der verse waisen vorgeschoben sind. Sodann erscheint bei ihm zuerst der überschlagende reim, den er am anfang einer strophe von 10 je viermal gehobenen versen anwendet, die den zweiten ton (18, 25) bildet; von diesem unterscheidet sich der vierte ton (19, 27) im abgesang durch das fehlen der anreimung, durch die stellung, und in der 2. und 3. zeile auch durch das geschlecht der reime. Eine variation dieses letzteren bildet der dritte ton 19, 7—26, indem der 5., 6., 9. und 10. vers um eine hebung gekürzt, und der reim durchgehends stumpf ist.

Eine weit grössere mannigfaltigkeit im strophenbau als bei den bisher genannten zeigen die lieder Dietmars von Eist. Zunächst lehnt er sich jedoch an jene noch an. Der ton 33, 15—34, 18 trägt in seinem bau noch den charakter altertümlicher einfachheit; es ist die strophe von 4 vierhebigen versen, die paarweis reimen und deren jedem eine waise vorgeschoben ist. Ebenso einfach erscheint die alte vierzeilige strophe in dem ton 39, 18, wo nur der zweite und vierte vers um eine hebung verlängert sind; dagegen ist sie bedeutend umgebildet und erweitert in dem tone 32, 1—12. Wie in jenen beiden erstgenannten tönen ist auch der bau der frauenstrophe 37, 18 noch sehr einfach; sie besteht aus 12 paarweis reimenden versen von je vier hebungen; von ihr unterscheidet sich der ton 37, 4 nur dadurch, dass die letzte zeile fünf hebungen hat, während zugleich die zahl der verse um zwei vermehrt ist. Kunstvolleren bau haben dagegen die übrigen zehn töne, die sämmtlich im einzelnen zu erörtern hier zu weit führen würde.

Das gemeinsame in dem strophenbau der genannten dichter ist, dass die strophen entweder gar nicht gegliedert sind, wie beim Kürenberger, dem burggrafen von Regensburg und Meinloh von Sevelingen, oder nur in einzelnen tönen und

---

[1]) MSH 4, s. 155.

[2]) MSF², s. 233; vgl. jedoch Scherer, D. stud. 2, s. 28 ff.

auch hier in noch einfacher weise. Das letztere ist der fall in den liedern des burggrafen von Rietenburg und in einem teile der strophen Spervogels und Dietmars von Eist; wenigstens kann man bei diesen die anfänge des später so reich entwickelten kunstprincips erkennen, wenngleich die gliederung, die sich bei gleicher länge sämmtlicher verse und namentlich wenn der überschlagende reim hinzutritt oft schon von selbst ergibt, vielleicht nicht überall eine beabsichtigte ist, denn z. b. in dem zweiten ton Spervogels, in dem man die anfänge des dreiteiligen baus erkennen könnte, wird dieser nicht durch die reimstellung unterstützt. Bei Dietmar von Eist dagegen tritt die gliederung in einzelnen liedern deutlich hervor. So besonders in dem letzten ton 40, 19, wo die stollen durch eine schon künstlich verschlungene reimstellung in ihrer zusammengehörigkeit bezeichnet sind, während den abgesang nicht nur die eigenen reime, sondern auch die abweichende länge der verse von ihnen scheidet. Ebenso ist dreiteiliger bau in den tönen 34, 19—35, 15; 36, 5; 36, 23; 36, 34 und 39, 30—40, 18. Auch in dem ton 35, 16—36, 4 ist die gliederung wenigstens durch die reimstellung bezeichnet. In den übrigen acht tönen ist sie auch bei Dietmar nicht zu erkennen.

Was den versbau anlangt, so stimmen die dichter dieser gruppe darin überein, dass die senkungen im verse noch beliebig fehlen dürfen. So bei dem Kürenberger: im ersten halbvers selten und immer nur zwischen der ersten und zweiten hebung[1]): Leít máchet sorge 7, 19. wî́p víle schœne 9, 21. líep únde leide 9, 23. wî́p únde vederspil 10, 17; im zweiten halbvers um so häufiger und an allen stellen; zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten hebung: níe frố wérden sît 7, 26; zwischen der dritten und vierten: ald ich geniete mích sî́n 8, 8 u. s. w. Beispiele vom fehlen der senkungen beim burggrafen von Regensburg sind: daz nîdent mérkǽré 16, 19; des ist mî́n hérze wunt 16, 20; daz ich sô güétlî́chen lac 17, 2; dés túot

[1]) Abgesehen von allen den fällen, wo der erste halbvers eine scheinbar klingende waise ist, die man aber bei den dichtern dieser ersten periode wol als vierhebig-stumpf auffassen muss. In diesen fällen, die ich nicht alle besonders anführe, fehlt also auch stets die senkung zwischen der dritten und vierten hebung.

mir senede wê 17, 4. In Spervogels erstem tone sind die beispiele selten[1]); ich finde nur zwei: alse mîn geselle Spèr-vógel sanc 20, 18. êst hiute mî'n, mórne dîn 22, 29. Vielleicht auch 22, 9: sô wê dir àrmü'ete, obwol man hier auch anders betonen könnte. Sehr zahlreich dagegen im zweiten ton. Die senkung fehlt zwischen der ersten und zweiten hebung: Steínbérc die tugende hât 26, 6. die hérbérge rû-men 27, 10. ein wólf únde ein witzic man 27, 20. ein wólf sî'ne sünde flôch 27, 27 u. s. w. Besonders häufig zwischen der zweiten und dritten hebung: iun wahset kórn nóch der wîn 25, 14. ez sol der gránsprünge man 26, 23. wie sich der rî'ché betraget 26, 27. vil guot ist eígén gemach 26, 35. der wirt hât trúckénen fuoz 27, 8 u. s. w. Zwischen der dritten und vierten hebung: und von Hûsen Wálthér 25, 21. dô der guote Wérnhárt 25, 34. vil dicke sô der gást múoz 27, 9. Oefters begegnen auch verse, in denen zwei senkungen fehlen, z. b.: swâ ein gúot boúm stâ't 29, 20. kórn sæ't ein bû'mán 30, 6 u. s. w. Bei Meinloh fehlt die senkung zwischen der ersten und zweiten und der dritten und vierten hebung des ersten halbverses: únstæ'tiu fríuntschåft 12, 18; zwischen der zweiten und dritten: der dâ wól hélen kan 14, 22; zugleich auch zwischen der dritten und vierten: ich lebe stólzlî'ché 12, 27. sô wê den mérkæ'rén 13, 14. im trûret sî'n hérzé 14, 7; zwischen der dritten und vierten allein: ich rede ez umbe dáz níht 15, 5. Im zweiten halbvers zwischen der ersten und zweiten hebung selten, nur: díe réhten wârheit 15, 10 und in der zweiten waise des letzten verses: swáz síe gebiutet 15, 16; um so häufiger zwischen der zweiten und dritten hebung, z. b.: an vil gü'etlî'chen sehen 11, 13; gar umbe ein trû'rén gegeben 11, 26; ebenso 12, 19. 21 u. s. w. Zwischen der dritten und vierten hebung: daz enwirret dír níet 11, 6. und wirt zerfüeret dúr nî't 12, 17. Bei Rietenburg zwischen der ersten und zweiten hebung: diu náhtégal ist gesweiget 18, 17; zwischen der zweiten und dritten: mir gestúont mî'n gemüete 18, 9. sô wirde ich góldé gelîch 19, 19; zwischen der dritten und vierten: wie minńe ein sælekeít wæ're 18, 27.

[1]) Abgesehen von den beiden letzten reimzeilen, in denen stets die senkung zwischen der 3. und 4. hebung fehlt.

Viel seltener als bei den bisher genannten dichtern fehlen die senkungen in den liedern Dietmars von Eist. Zwischen der ersten und zweiten hebung nur dreimal: diu wérlt nóch ir alten site 36, 5. jâ'rlánc mir truobent ouch 37, 21. dich ándérre wîbe 37, 24. Zwischen der zweiten und dritten: sô al diu wérlt rúowe hât 32, 9. seneder fríundínne bote 32, 13. daz al die wérlt díuhte guot 33, 9. mîniu wól stê'n-den ougen 37, 22. des man ich dích, lieber man 37, 29. Zwischen der dritten und vierten hebung fehlt die senkung: du fliugest swar dir líep íst 37, 9. Andere fälle werden mit erwähnt werden bei der erörterung der behandlung tonloser schlusssilben im versausgange.[1])

Der reim ist bei den dichtern dieser periode noch unrein. Unter den vocalisch ungenauen begegnet besonders häufig der von a : â, der ja auch in der zeit der höchsten blüte des minnesangs nicht völlig verschwindet. So bei dem Kürenberger: entstân : man 7, 16. 18; man : getân 10, 6. 8. Spervogel: an : entstân 24, 1. 2. dan : getân 24, 19. 20. bûman ; gân 30, 6. 7. Meinloh: getân : man 13, 23. 26; 28. 30. gewan : lân 14, 15. 17. Sehr häufig bei Eist: verlân : gewan 35, 5. 7. hân : kan 35, 21. 23; 33. 35. hân : gewan 36, 23. 25. getân : man 37, 12. 13; 28. 29; 40, 35. 36. Vgl. auch 38, 34. 35. naht : brâht 35, 20. 22. : bedâht 40, 3. 5. Der reim i : î findet sich nur bei dem burggrafen von Rietenburg: rîch : mich 18, 15. 16. mich : gelîch 19, 17. 19; 28. 30.[2]) Zu erwähnen ist noch der reim waldes : goldes bei Spervogel 30, 27. 28, wo vielleicht nur die letzte silbe reimen soll; ebenso sæhe : zewâre, wie Lachmann 37, 25. 26 in einem der ganz altertümlichen, unter Eists namen überlieferten töne schreibt. (Bartsch[3]): sâhe : ze wâre.) Der reim her : dar 39, 28. 29 ist nicht handschriftlich, sondern von Haupt eingesetzt.

Weit zahlreicher sind die fälle des consonantisch ungenauen reims. Es finden sich bei den bisher genannten dichtern folgende consonanten im reime mit einander gebunden:

---

[1]) Vgl. unten s. 417.

[2]) Haupt kürzt die silbe lîch; vgl. Zarncke N. L.[4] (1871), s. CXIII.

[3]) Liederd. II, 23. 24.



I. Verschlusslaute verschiedener organe, aber gleicher potenz.

A. weiche.

1) b : g.

Spervogel: erarget : darbet 27, 3. 5. leben : pflegen 27, 29. 30. tage : grabe 30, 20. 21. Meinloh: gegeben : pflege 14, 31. 33. gegeben : gelegen 15, 6. 8. Eist: vertragen : gehaben 35, 25. 27. liebe : fliegen 37, 6. 7. ougen : gelouben 37, 22. 23.

2) b : d.

Eist: geliebe : schieden 32, 7. sterben : werden 32, 11. 12. wîbe : mîde 32, 14. 16. Vgl. 37, 24. 25.

3) g : d.

In einem falle bei Eist: eigen : heiden 40, 21. 24.

B. harte.

1) p : t.

Kürenberger: liep : niet 7, 11. 13; 9, 26. 28; 10, 14. 16. Meinloh: derselbe reim 11, 6. 8. wîp : nît 12, 15. 17. Regensburg: wîp : sumerzît 16, 16. 18. Rietenburg: liep : niet 18, 5. 6. lîp : zît 19, 5. 6; 7. 9. Eist: liep : niet 32, 9. 10; 33, 32. 34 u. ö. zît : wîp 35, 16. 18; 39, 6. 7.

2) t : k.

Kürenberger: bette : wecken 8, 10. 12. Spervogel: starc : wart 28, 13. 14.

II. Dauerlaute.

A. spirans : spirans.

Kürenberger: was : sach 7, 7. 9.

B. spirans : liquida.

Spervogel: græwe : alwære 27, 13. 14. Eist: sæhe : zewâre 37, 26. 27.

C. liquida : liquida.

Spervogel: êre : sêle 29, 34. 35.

D. liquida : nasal.

1) l : n.

Regensburg: erwelt : went 16, 9. 11. Spervogel: eine : teile 28, 17. 19.

2) r : n.

Kürenberger: jâr : hân 8, 34. 36. Spervogel: keiser : weisen 30, 22. 23.

E. nasal : nasal.

Kürenberger: zam : man 10, 18. 20. Spervogel: benam : man 26, 22. 23. Eist: schœne : kœme 32, 3.

III. Verschlusslaut : dauerlaut.

A. verschlusslaut : spirans.

1) p : ch.

Eist: loup : ouch 37, 20. 21.

2) g : w.

Meinloh: ougen : frouwen 13, 27. 29. Eist: derselbe reim 37, 14. 15.

B. verschlusslaut : liquida.

Kürenberger: hemede : edele 8, 18. 20. Spervogel: teilen : leide 29, 24. 26. Eist: walde : gevalle 37, 10. 11. Der reim friedel : schiere bei Eist 39, 18. 19 steht nicht in der hs., sondern rührt von Lachmann her.

C. verschlusslaut : nasal.

1) g : m.

Kürenberger: fliegen : riemen 9, 6. 8.

2) g : n.

Kürenberger: zinnen : singen 8, 2. 4. Spervogel: lange : manne 29, 6. 7. Eist: minne : singen 32, 17. 18. dinge : inne 33, 8, 10.

3) d : n.

Kürenberger: wünne : künde 7, 20. 22. geweine : scheiden 9, 14. 16. Spervogel: grînen : vermîden 28, 8. 9. Eist: kunde : wunne 35, 6. 8. alleine : heide 37, 4. 5. sumerwunne : geswunden 37, 18. 19.

Zu den fällen des consonantisch ungenauen reims gehören auch diejenigen, in denen eins der beiden reimwörter das plus eines consonanten zeigt. Besonders häufig ist überschlagendes n. Es findet sich fast stets nach tonlosem e; so beim Kürenberger: bette : wecken 8, 10. 12. geweine : scheiden 9, 14. 16. Spervogel: êren : lêre 20, 14. 16. harte : garten 29, 13. 14. teilen : leide 29, 24. 26. brunnen : sunne 30, 34. 35. Rieten-

burg: singen : gedinge 18, 19. 20. Eist: geliebe : schieden 32, 7. minne : singen 32, 17. 18. erwenden : sende 34, 20. 22. liebe : fliegen 37, 6. 7. wîbe : mîden 37, 24. 25. ruome : bluomen 39, 31. 33. Einmal nach stummem e: gegeben : pflege bei Meinloh 14, 31. 33. Einmal nach ê: wê : entstên Regensburg 17, 4. 6. Vereinzelt auch nach î: sî : sîn Kürenberger 9, 34. 36. Spervogel 20, 25. 26: sîn : bî. Von anderen überschlagenden consonanten begegnet dreimal t: stîge : schrîget, wie wol bei Spervogel 27, 17. 19. mit Bartsch[1]) zu schreiben ist. Ferner meist : weiz bei Meinloh 14, 23. 25 und trôst : erkôs bei Rietenburg 18, 26. 28. Hier ist auch noch der vereinzelte reim gezürnent : unverdürnet bei Spervogel 26, 17. 19 zu erwähnen.

Klingende und stumpfe reime erscheinen noch nicht streng gesondert; der klingende reim wird meistens als zweisilbig-stumpfer verwant. Dies tritt z. b. zu tage beim Kürenberger, wenn auf halbverse, wie 'gewan ich künde' 7, 22, oder 'an einer zinnen' 8, 2, oder 'niuwet wecken' 8, 12 drei hebungen zu verteilen sind, wie die entsprechenden einsilbig reimenden verse in diesem tone beweisen. Bei dem burggrafen von Regensburg und Meinloh von Sevelingen finden sich überhaupt keine zweisilbigen endreime, die nicht verschleifbar wären. Bei Spervogel ist es ebenfalls ohne allen zweifel, dass er tonloses e im versausgang als gehoben verwendet, wie es sich in den stollen des zweiten unter seinem namen überlieferten tones zeigt; vgl. z. b. die strophe 29, 13 mit 29, 20. Auch Dietmar von Eist verwendet noch solche reime; vgl. z. b. 32, 17. 18 mit 33, 3. 4 und 33, 11. 12. Ebenso in den tönen 37, 4 und 37, 18. Rietenburg unterscheidet allerdings in den tönen 18, 1—24; 18, 25 und 19, 27 zwischen klingenden und stumpfen reimen.

Was die reimstellung anbetrifft, so sind überall zwei auf einander folgende verse durch den reim gebunden. Rietenburg zuerst hat, wie schon erwähnt, in zweien seiner töne die einfachste form des überschlagenden reims. Ebenso Eist in den tönen 34, 19—35, 15; 35, 16—36, 4; 36, 5; 36, 23; 36, 34; 39, 30—40, 18. Schon künstlicher verschlungen in der

[1]) Liederd. III, 65. 66.

stellung aab ccb sind die reime in den stollen des tones 40, 19, wie ebenfalls bereits oben bemerkt wurde.

Endlich lassen sich die genannten dichter auch in bezug darauf mit einander vergleichen, dass bei ihnen allen das einstrophige lied, resp. der spruch bei weitem überwiegt. Der Kürenberger hat nur ein lied von zwei strophen, im übrigen nur einstrophige. Ebenso sind die lieder Meinlohs und der burggrafen von Regensburg und Rietenburg sämmtlich einstrophig. Auch Eist hat noch 31 lieder von einer strophe gegen nur drei mehrstrophige.

Zweite periode.

Von den bisher besprochenen dichtern unterscheidet sich die zweite gruppe, zu der ich zunächst Friedrich von Hausen und die sich unmittelbar neben ihn stellenden dichter Bernger von Horheim und Bligger von Steinach[1]), ferner Ulrich von Gutenburg, Rudolf von Fenis, Albrecht von Johansdorf, Heinrich von Rugge, Hartwig von Rute, den von Kolmas und Heinrich von Veldeke rechne, besonders durch die strengere gliederung der strophe, die grössere mannigfaltigkeit der töne und den genaueren bau des verses. Was den erstgenannten punkt anlangt, so sind die strophen zwar noch zu einem grossen teil aus einer reihe von versen aufgebaut, welche sämmtlich dieselbe anzahl von hebungen haben (gewöhnlich 3, 4 oder 5 hebungen), doch sind die einzelnen teile der strophe schon schärfer angedeutet. Einmal durch den satzbau, indem in der weit überwiegenden zahl der strophen der aufgesang mit einem satz abschliesst; sodann durch den reim und seine stellung. Bisweilen unterscheidet sich nämlich der abgesang von dem aufgesang dadurch, dass er lauter eigene reime hat, z. b. bei Hausen in den tönen 43, 28; 48,

---

[1]) Bei Bligger von Steinach könnte man, da die zahl der auf uns gekommenen strophen so gering ist, zweifeln, ob er in diese oder die folgende periode zu setzen ist; ich rechne ihn zu der gruppe dieser dichter, weil im ersten liede der dactylische rhythmus noch härten zeigt, im zweiten zweireimigkeit herscht und beide aus lauter versen von gleicher hebungszahl bestehen. Ausserdem gehört er als persönlicher bekannter Hausens hierher.

23; 52, 37—53, 30. Horheim: 115, 3; 27. Bligger von Steinach: 119, 13. Fenis: 83, 25; 36; 84, 10. Johansdorf: 86, 1—87, 4; 87, 29—88, 32; 88, 33 u. s. w. Rugge: 99, 29—101, 6; 101, 15; 103, 35—106, 23 u. s. w. Kolmas: 120, 1. Veldeke: 58, 11—34; 59, 23; 60, 13—28 u. s. w. Oder die stellung der reime im abgesang ist eine den reimen des aufgesangs entgegengesetzte; während also z. b. die reime der stollen in der ordnung ab ab auf einander folgen, ist ihre stellung im abgesang ba ba, z. b. bei Hausen 49, 37; 53, 31. Johansdorf 87, 5. Veldeke 57, 10. Oder sie sind wenigstens in einer vom aufgesang verschiedenen folge angeordnet, also entweder abba oder baab oder aba oder bab u. s. w. Vgl. Hausen 47, 9—48, 2; 49, 13. Horheim 112, 1. Bligger 118, 19. Fenis 81, 30; 83, 11. Hartwig von Rute 116, 1. Veldeke 56, 1; 64, 34; 66, 9. Alle variationen der reimstellung aufzuzählen ist überflüssig; in irgend einer weise unterscheidet sich aber der abgesang stets in seinen reimen vom aufgesang; ich finde nur ein einziges beispiel, wo auf- und abgesang dieselben reime verbunden mit gleicher stellung zeigen: bei Rugge 110, 26. Ausserdem finden sich aber auch schon öfters töne, in denen die einzelnen verse der stollen in bezug auf die zahl der hebungen mit einander correspondieren, während die verse des abgesangs in der hebungszahl abweichen; wodurch sich natürlich der abgesang noch schärfer von dem aufgesang abhebt. Beispiele hiervon sind bei Hausen die töne 43, 28; 54, 1. Bligger: 119, 13. Johansdorf: 89, 9; 91, 36; 93, 12; 94, 15. Rugge: 101, 7; 109, 9—110, 25. Veldeke: 60, 13—28; 61, 18; 67, 33; 68, 6 u. s. w.

Neben dieser strengeren gliederung finden sich nun aber auch noch manche töne, deren strophen ungegliedert aufgebaut sind; z. b. bei Hausen die töne 42, 1—43, 27; 45, 37. Johansdorf 92, 7. Ebenso bei Hartwig von Rute 117, 1; 117, 14 und Veldeke 62, 11; 64, 10; 67, 25.

Die mannigfaltigkeit der töne ist bei den dichtern dieser gruppe schon eine sehr grosse. Bei Rugge haben von den 31 liedern, bezw. sprüchen, 12 verschiedenen bau, bei Hausen 17 von 21, bei Veldeke 34 von 39, bei Johansdorf 14 von 18. Bei Rudolf von Fenis und Bernger von

Horheim ist sogar die zahl der töne der der lieder gleich. Wenn wir absehen von den liedern Dietmars von Eist, welche, wie erwähnt, zum teil in diese periode gehören, so beweist auch dies einen bedeutenden fortschritt gegenüber den früheren dichtern.

Das gleiche gilt vom bau des verses, in dem hebung und senkung völlig regelmässig mit einander abwechseln. Bei Hausen liesse sich für das fehlen einer senkung nur etwa der vers 50, 8 (= 18) anführen: dâ stât deheín scheíden zuo (wenn man nicht 'déhein' betonen will). Auch bei Veldeke finde ich kein beispiel, das sicher wäre; denn die folgenden verse: 56, 14: durch tumpheit, niht von úntroúwen; 59, 37: daz ich bin rî'ch únd grôz hêre; 61, 10: daz mich die nî'-dígen nîden; 62, 13: diu wî'p házzen grâwez hâr; 19: daz ich grâ' bín; 64, 19: ir sánc máchet mir den muot; 65, 13: diu zî't íst verklâret wal; 15: wan si ist trü'eb únde val lassen sich, vernachlässigung des wort- und satzaccents angenommen, auch mit regelmässiger abwechselung von hebung und senkung lesen. In den liedern Berngers von Horheim, Bliggers von Steinach, Ulrichs von Gutenburg, Rudolfs von Fenis finden sich auch beispiele dieser art nicht; ebenso wechselt bei Johansdorf, Rugge, Hartwig von Rute und dem von Kolmas hebung und senkung stets regelmässig mit einander ab.

Auch der unreine reim begegnet bei den dichtern dieser gruppe nicht mehr so häufig, wie in den liedern der früheren, wenn man allenfalls absieht von Friedrich von Hausen, der in dieser beziehung noch völlig auf dem standpunkt jener steht. Unter den vocalisch unreinen reimen findet sich der von a : â noch sehr häufig. So bei Hausen: dan : undertân 43, 1. 5. getân : kan : hân : gewan : lân 44, 13. 15. 18. 19. 21. naht : verdâht 46, 5. 6. hân : man 47, 1. 2. man : ergân 47, 21. 24. hân : enpfân : man : gan 49, 21. 23. 26. 27. man : verlân : gewan : bestân 50, 9. 11. 14. 16. kan : lân : enpfân : man : undertân 52, 29. 32. 33. 35. 36. Einmal findet sich auch î : i in sîn : bin 54, 28. 30.[1]) Vereinzelt steht in bezug auf den reim der vers 52, 24, wo 'befunden' an stelle eines correcten reims

[1]) In einer strophe, die Lehfeld (Beitr. II, s. 361) für unecht hält.

auf 'minne' und 'befinden' (vv. 18 und 21) gesetzt ist. Veldeke: a : â: an : enpfân 66, 1. 4. ungemache : sprâche 67, 3. 4. i : î in einem falle: schîn : bin 64, 17. 20. Dialectisch ist wol der reim wort (also wôrt) : gehôrt 67, 5. 6. Ebenso aberellen : willen 62, 25. 29. linden : ende 64, 27. 30.[1]) Bei den übrigen finden sich nur reime von a : â; z. b. bei Bernger von Horheim: kam : wân 112, 2. 4. Gutenburg: getân : getân : enkan : undertân : man : enkan 78, 7. 9. 10. 11. 12. 14. Fenis: wân : hân : kan 80, 1. 4. 7. gewant : erkant : hânt 80, 9. 12. 15. lân : hân : ban 80, 17. 20. 23. man : hân 84, 35. 36. Johansdorf: began : hân 86, 1. 3. wâr : gar 88, 6. 8. hân : kan 89, 32. 35. brâht : naht 90, 5. 8. gar : jâr 92, 4. 5. Rugge: hân : kan 103, 31. 33. enkan : stân 103, 36. 38. naht : gedâht 109, 19. 21. In den liedern Bliggers von Steinach, Hartwigs von Rute und des von Kolmas sind die reime vocalisch rein. Erwähnen will ich hier noch den reim verwandelôt : rôt, der sich einmal bei Rugge 107, 13. 14 findet (vgl. Reinmar 196, 35. 37).

Von consonantisch ungenauen reimen sind nicht mehr sämmtliche der vorigen periode im gebrauch und sie finden sich verhältnismässig nicht mehr so häufig; auch hier wider abgesehen von Hausen, der einzelne consonantisch unreine reime sogar öfter gebraucht, als die dichter der ersten gruppe. Ich ordne die bei den dichtern dieser periode vorkommenden consonantisch ungenauen reime zur rascheren übersicht ebenfalls nach der art der reimenden consonanten.

I. Verschlusslaute.

A. weiche.

1) b : g.

Hausen: klagen : gehaben 46, 25. 26. haben : tragen 47, 7. 8. tage : habe 52, 3. 5. Fenis: stîget : belîbet 80, 5. 6. Johansdorf: besnaben : (gevage, conjectur Haupts) 87, 25. 27. Rugge: tragen : haben 107, 19. 21. genuoge : truobe 108, 27. 28.

2) b : d.

Hausen: selbe : engelde 43, 32. 35. lîden : belîben 44,

[1]) Vgl. Pfeiffer, Germ. 3, s. 496 und Braune, Untersuchungen über Heinrich von Veldeke, Ztschr. f. d. philol. 4, s. 267 f.

9. 12. lîbe : lîde 50, 2. 3. nîde : wîben 50, 29. 31. wîben : lîde 50, 36. 38. Hierher kann auch gestellt werden der reim kumber : wunder 44, 1. 4; 52, 17. 20, wo also mb auf nd reimt. Gutenburg: belîben : vertrîben : vermîden 78, 24. 26. 31. vermîden : lîden : belîben 78, 33. 35; 79, 4. Jener eben bei Hausen genannte reim wunder : kumber findet sich auch hier 79, 6. 13.

3) g : d.

Hausen: lange : bekande : landen : ergangen 49, 14. 16. 17. 20. unbetwungen : befunden 50, 35. 37. Gutenburg: singen : bringen : vinden 77, 36. 38; 78, 4. Fenis: klagen : geladen 82, 2. 4.

B. harte.

1) p : t.

Hausen sehr oft: zît : wîp 42, 10. 14 u. ö. liep : niet 43, 19. 23; 45, 37. 38 u. s. w. nît : lîp 43, 29. 31. zît : lît : lîp : wîp 45, 1. 3. 5. 6. zît : lîp : nît : wîp 45, 19. 21. 23. 24. schiet : liep : diet : liep 48, 32. 34. 36; 49, 1. wunt : tump (wo also zugleich n mit m reimt) 49, 13. 15. huop : unguot 49, 34. 35. warp : verspart 53, 35. 37. Horheim: wîp : lîp : strît : gît : zît 114, 13. 15. 17. 19. 20. Rugge: wîp : lît 103, 20. 22. Rute: lît : lîp 116, 9. 11.

2) t : k.

Gutenburg: geranc : gedanc : underwant : erkant : sanc : beswanc 78, 16. 18. 19. 20. 21. 23. Fenis: stat : wac : mac 81, 2. 3. 4.

II. Dauerlaute.

A. spirans : spirans.

Gutenburg: lâzen : wâfen : entslâfen 78, 6. 8. 13.

B. liquida : nasal.

Hausen: minne : willen 50, 22. 24. wille : sinne 51, 6. 8.

C. nasal : nasal.

Horheim: kam : wân 112, 2. 4. Johansdorf: küniginne : gimme 93, 1. 4. Kolmas: bilgerîne : lîme 121, 3. 4.

III. Verschlusslaut : dauerlaut (nasal).

1) g : n.

Rugge: sinne : minne : gedinge 106, 35. 37; 107, 2.

2) d : n.

Hausen: inne : ingesinde 50, 13. 15. minne : befinden 52, 18. 21. Fenis: verbrennet : verwendet 82, 21. 24.

Auch überschlagendes n findet sich noch ziemlich häufig, besonders bei Hausen, und auch hier hauptsächlich nach tonlosem e. Vgl. gunde : kunde : stunden : wunden 44, 23. 25. 26. 29. scheiden : heiden : beide : leide 47, 9. 11. 14. 15. lange : bekande : landen : ergangen 49, 14. 16. 17. 20. frouwe : beschouwen 49, 30. 32. minne : willen 50, 22. 24. nîde : wîben 50, 29. 31. wîben : lîde 50, 36. 38. muote : guoten 51, 7. 9. verwüeten : behüete 51, 13. 15. erwenden : ende : senden : enelende 51, 23. 25. 28. 29. minne : bevinden 52, 18. 21. Bei Hausen auch einigemale nach stummem e: trage : klagen 43, 33. 34. erhaben : sage 44, 31. 33. sagen : klage 51, 35; 52, 2. Einmal nach â: lân : enpfâ 47, 26. 28. Zweimal nach î: frî : mîn 44, 5. 7. sî : mîn : sîn 48, 28. 30. 31. Bei den übrigen mit ausnahme von zwei fällen bei Johansdorf (vgl. unten) nur nach tonlosem e. Fenis: brâhte : dâhten 80, 14. 16. vertrîben : lîbe 80, 21. 22. krenken : gedenke 81, 30. 32. Fenis hat auch an zwei stellen überzähliges h im inlaut: hâte : brâhte 80, 13. 14. lieht : verriet : nieht : geschiet 82, 20. 22. 23. 25. Johansdorf: genomen : kome 86, 25. 27. haben : grabe : besnaben : (gevage) 87, 22. 24. 25. 27. sêre : kêren 87, 26. 28. wîchen : himelrîche 92, 24. 27. Rugge: wîbe : lîbe : vertrîben : belîbe 110, 35. 37; 111, 2. 4. Rute: ende : erwenden 116, 8. 10. Kolmas: strâze : enlâzen 121, 6. 7. berâten : spâte 121, 11. 12. Veldeke: frouwe : Souwe : rouwen : untrouwen : schouwen 56, 10. 11. 13. 14. 17. aberellen : willen : stille 62, 25. 29. 35. linden : ende : vinde : underwinde 64, 27. 30. 32. 33. winde : linden 66, 6. 8. muote : guoten 68, 28. 29. Bei Gutenburg findet sich auch einmal überschlagendes t in wunder : besundert : kumber 79, 6. 8. 13. Ebenso bei Johansdorf: güete : wüetet 92, 15. 17. Endlich ist noch der einmal bei Hausen vorkommende reim von benomen : kom 48, 27. 29 zu erwähnen.

Es tritt also in der ausbildung des reims im ganzen ein entschiedener fortschritt der dichter dieser periode gegenüber denen der ersten gruppe zu tage. Zwar nicht in bezug auf genauigkeit in den vocalen, denn bei diesen wie jenen findet

sich noch hauptsächlich der reim von a : â und ganz vereinzelt der von i : î. Es kommen jedoch einzelne consonantisch ungenaue reime, wie die von w und h : r, r : l, r : n, p : ch, g : w, d : l, g : m, die sich wenigstens hie und da bei den früheren finden, jetzt gar nicht mehr vor. Dagegen haben die dichter der ersten gruppe bis auf den reim von t : ht, der sich nur bei Fenis findet, alle ungenauigkeiten, welche bei den dichtern der zweiten gruppe begegnen; denn der reim von ch : c bei Hausen[1]) (sach : tac 48, 23. 25. mac : jach 54, 38. 40) und Veldeke[2]) (sach : mac 61, 22. 23), der bei den früheren nicht vorkommt, ist dialectisch. Besonders einzelne dichter dieser periode zeichnen sich durch das streben nach reinheit der reime aus; namentlich Veldeke, der bereits völlig genau reimt, abgesehen von den reimen mit überschlagendem n, in denen aber das n in Veldekes dialect vermutlich nicht mehr voll empfunden wurde. Ebenso findet sich in dem leich Gutenburgs, in welchem 75 verschiedene reime verwendet sind, keine einzige ungenauigkeit, weder in den vocalen noch in den consonanten. Das gleiche gilt von Rugges leich.

Und auch in so fern ist der reim bei den dichtern dieser gruppe ein genauerer geworden, als jetzt zwischen klingendem und stumpfem versausgange streng unterschieden wird. Dieser unterschied wird von sämmtlichen dichtern dieser periode stets auf das genaueste beobachtet. Auch die strophen 57, 10 und 63, 28 bei Heinrich von Veldeke bilden keine ausnahme, wie es nach der schreibung in MSF scheinen könnte. In der erstgenannten strophe sind die wörter 'tage', 'klage', 'trage', 'verzage' mit â anzusetzen, wir haben hier also in den ersten versen der stollen und dem zweiten und vierten des abgesangs entsprechend den übrigen strophen nicht stumpfe, sondern klingende reime, und ebenso in der ersten strophe des tones 63, 28 — 64, 9, wo in den zweiten versen der stollen und im ersten des abgesangs gelôvet : hôvet : dôvet zu schreiben ist.[3])

Die stellung der reime ist bei diesen dichtern schon

---

[1]) Vgl. Lehfeld a. a. o. s. 346.

[2]) Pfeiffer a. a. o. s. 499. Braune a. a. o. s. 281.

[3]) Vgl. Pfeiffer a. a. o. s. 502. Braune a. a. o. s. 277.

eine künstlich verschlungene. Besteht der aufgesang aus vier versen, so findet sich in der regel die einfachste form des überschlagenden reims, also ab ab. Selten so, dass ein reimpaar das andere in die mitte nimmt a bb a (Bligger 118, 1. Fenis 80, 1; 84, 10. Veldeke 66, 1). Ist der aufgesang aus 6 versen aufgebaut, so wird die reimstellung mannigfach variiert: entweder sind die stollen durch zwei verschiedene reime gebunden in der stellung aab aab (Veldeke 56, 1), oder aba aba (Rugge 106, 24—107, 26. Veldeke 59, 23; 64, 26; 66, 16), oder durch drei verschiedene reime in der folge abc abc (Hausen 51, 33. Johansdorf 89, 21; 94, 15. Rugge 99, 29—101, 6. Veldeke 58, 11—34 u. s. w.). Bei achtzeiligem aufgesang finden sich die reime in der stellung abcd abcd (Veldeke 62, 25), oder aabc ddbc (Bligger 119, 13), oder abcc abcc (Fenis 83, 25—84, 9) u. s. w. Ebenso künstlich verschlungen ist die stellung der reime im abgesang.

Ausser dem erwähnten unterscheiden sich ferner die dichter dieser periode von den früheren durch ihre nachahmung der Romanen, welche sich besonders einmal in dem bestreben, zwiefachen reim durch eine ganze strophe durchzuführen, sodann in der anwendung der romanischen silbenzählung im verse zeigt. Was den ersten punkt angeht, so ist freilich die zwiereimigkeit bei keinem dieser dichter die regel; Hausen hat sie nur in 5 seiner 17 töne angewant (44, 13; 47, 9—48, 2; 48, 32; 49, 13 und 53, 31), Fenis in zweien seiner 9 (81, 30; 83, 11), Johansdorf in dem ton 87, 5. Rugge in dreien seiner 13 töne. Ebenso ist sie durchgeführt in drei tönen Berngers von Horheim (112, 1; 113, 33; 114, 21), in dem ton Gutenburgs 77, 36—79, 14, in einem tone Bliggers von Steinach (118, 19) und in einem tone Hartwigs von Rute (116, 1—25). Am meisten tritt dies bestreben bei Heinrich von Veldeke hervor, der die zwiereimigkeit in 19 seiner 33 töne anwendet (56, 1; 57, 10; 60, 21; 60, 29; 61, 9; 61, 18; 61, 25; 61, 33; 62, 11; 63, 20; 64, 17; 64, 26; 64, 34; 65, 5; 65, 21; 65, 28; 66, 9; 67, 25; 68, 6). Die meisten dieser töne sind schon von Bartsch[1]) angeführt, ihre zahl lässt sich aber, wie diese zusammenstellung zeigt, noch vermehren.

[1]) Germ. 2, s. 297.

Die anwendung der romanischen silbenzählung ist meiner ansicht nach zweifellos bei Rudolf von Fenis 80, 1; 80, 25.[1]) Bei Veldeke vermutlich in den tönen 62, 11 (?); 62, 25 (?); 63, 20.[2]) Ausserdem lieben diese dichter den dactylischen rhythmus; er ist angewant von Hausen in dem abgesang des tones 43, 28[3]) und in dem tone 52, 37—53, 30[4]), ferner findet er sich bei Horheim 113, 1; 113, 33; 114, 21; 115, 27. Bligger von Steinach 118, 1. Gutenburg 77, 36—79, 14. Fenis 82, 26. Johansdorf 87, 5; bei Rugge in dem leich 98, 30—32 und 99, 1. 2; sodann in den tönen 101, 15 und 108, 22. Rute 117, 26. Kolmas 120, 1. In einigen dieser töne lässt die häufige vernachlässigung des logischen accents vermuten, dass in ihnen ebenfalls silbenzählung angewant worden, besonders da in mehren schon die zwiereimigkeit romanischen einfluss beweist. Doch bedarf dies einer besonderen untersuchung, die uns hier zu weit führen würde.

Sodann haben die dichter dieser gruppe eine vorliebe für den inneren (d. h. namentlich in-, binnen- und mittel-) reim. Er findet sich z. b. in dem leich Gutenburgs 71, 17—72, 2 und 76, 8—25. Bei Fenis in dem ton 82, 26. Rugge 100, 12; 101, 15; 102, 27; 106, 24—107, 26; 110, 26. Horheim 115, 3 und 115, 27. Kolmas 120, 1. Ferner bei Hausen in dem ton 52, 37—53, 30 und Veldeke 58, 35—59, 22; und 62, 25.

Was die zahl der strophen anlangt, die zu einem liede verbunden werden, so herscht das einstrophige lied, bezw. der spruch, nicht mehr so fast ausschliesslich, wie in der vorigen periode. Hausen hat unter seinen 21 liedern nur drei einstrophige; bei Veldeke finden wir freilich blos 6 zwei- und mehrstrophige lieder, aber bei Fenis bestehen von 9 liedern 7, bei Johansdorf 13 von 18, bei Rugge 11 aus mehren strophen.

---

[1]) Vgl. Pfaff in der Zschr. f. d. altert. 18, s. 54 und Paul in den Beitr. II, s. 434.

[2]) Ueber andere fälle von romanischer silbenzählung bei Veldeke vgl. Paul a. a. o. s. 421.

[3]) Nach Paul a. a. o. s. 423 f. ist hier dactylischer rhythmus auch in den stollen anzunehmen. — [4]) Vgl. Lehfeld, Beitr. II, s. 377.

Dritte periode.

Was die dichter der zweiten periode begonnen, das streben nach strengerer gliederung der strophe, nach mannigfaltigkeit der töne, mehrstrophigkeit des liedes und reinerem reim, das bringen die dichter der dritten gruppe zum abschluss. In einigen stücken berührt sich freilich Heinrich von Morungen noch mit den früheren; so, um an das letzterwähnte anzuknüpfen, in dem streben nach zwiereimigkeit und der öfteren anwendung des dactylischen rhythmus.[1]) Dagegen bei Engelhart von Adelnburg, Reinmar und Hartman findet sich beides entweder gar nicht oder sehr vereinzelt. Zwiereimigkeit herscht in keinem ton weder bei Reinmar noch bei Hartman. Dactylischer rhythmus ist von Hartman nur angewant in dem tone 215, 14; bei Reinmar sind allein in dem abgesang des liedes 154, 32 und 155, 27 einzelne dactylen eingestreut.

Der innere (in-, binnen- und mittel-) reim wird nur noch selten als schmuck der strophe verwant. Er findet sich ausser bei Morungen[2]) nur bei Reinmar in dem tone 191, 7—33, abgesehen von einigen fällen, wo er sich zufällig einstellt, wie 162, 32; 164, 38; 176, 27. E. Regel[3]) stellt ihn auch 199, 25 her, indem er den ersten und zweiten sowie den vierten und fünften vers der strophe in eine zeile zusammenzieht.[4])

Der dreiteilige bau der strophe ist jetzt die regel; töne, deren strophen ungegliedert sind, finden sich ganz selten.[5]) Von Reinmar ist die dreiteiligkeit in den bloss vierzeiligen strophen des tones 182, 14[6]) vernachlässigt, und auch 180, 28[7]) fehlt eine strenge gliederung. Bei Hartman dagegen herscht das princip der dreiteiligkeit in allen tönen und ebenso in den beiden liedern Engelharts.

Diese dreiteiligkeit in den liedern tritt jetzt noch viel schärfer hervor, als bei den dichtern der vorigen periode.

---

[1]) Vgl. oben s. 355. 356. — [2]) Vgl. oben s. 373. — [3]) Zu Reinmar von Hagenau, Germ. 19, s. 176. — [4]) Vgl. auch ebd. s. 175 und 177. — [5]) Ueber Morungens tagelied vgl. oben s. 377. — [6]) Dies lied wird von Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, s. 58, Reinmar abgesprochen. — [7]) Nur in C überliefert; vgl. Schmidt a. a. o. s. 55.

Nur in wenigen tönen ist dieselbe hebungszahl durch alle verse der strophe durchgeführt; bei Heinrich von Morungen und Engelhart von Adelnburg findet sich dies gar nicht. Die vierzahl ist durchgeführt von Reinmar in den tönen 188, 31; 191, 7—33; 203, 10; von Hartman 214, 12; 215, 14. Die fünfzahl bei Reinmar 194, 18; bei Hartman 205, 1—206, 18. Die sechszahl bei Hartman 212, 13. Diesen zunächst stehen die töne, in denen nur ein vers des abgesangs eine von den übrigen versen verschiedene hebungszahl zeigt. Hierher gehören bei Morungen die töne 131, 25; 133, 13; 136, 1; 137, 27; 140, 32; 144, 17; sodann die beiden töne Engelharts 148, 1 und 25; bei Reinmar 178, 1; 183, 33; 187, 31; 191, 34; 198, 28; 201, 12; bei Hartman 211, 20. Häufiger wird der abgesang so von dem aufgesang unterschieden, dass dieser lauter verse von gleicher hebungszahl hat, während jener durch einen reicheren wechsel von versen verschiedener länge sich auszeichnet. Vgl. Morungen 147, 17. Reinmar 150, 1; 151, 1—32; 151, 33; 152, 25—153, 4; 153, 5—154, 31; 175, 1—176, 4; 181, 13—182, 13; 190, 3; 198, 4; 201, 12. Hartman 207, 11—209, 4; 212, 37; 213, 29; 214, 34; 217, 14. In der weit überwiegenden zahl der töne wird aber auch die gliederung des aufgesangs dadurch klar bezeichnet, dass zwei oder mehre unter sich in bezug auf länge und häufig auch reimgeschlecht ungleiche verse im ersten teil einer gleich grossen anzahl gleicher verse im zweiten teil genau entsprechen, während von diesen beiden gleichen teilen des aufgesangs die verse des abgesangs durch ihre abweichende länge sich wider unterscheiden, eine bezeichnung der gliederung, die, wie wir gesehen haben, auch schon bei einzelnen dichtern der vorigen periode, wie Hausen, Veldeke, Rugge, Johansdorf, Bligger von Steinach, wenn auch in geringerem umfang, zu tage trat.

Ausserdem wird die gliederung natürlich auch durch den reim und seine stellung bezeichnet, indem die stollen durch gleiche reime mit entsprechender stellung gebunden sind, während der abgesang meist eigene reime hat, oder doch wenigstens in ihm eine oder mehre neue reime hinzukommen. Doch ist schon erwähnt, dass Morungen in einem teil seiner töne noch die zwiereimigkeit liebt.

Die mannigfaltigkeit der töne ist auch bei diesen dichtern eine sehr grosse.[1]) Unter den 81 überlieferten liedern Reinmars sind 62 verschiedene töne; allerdings weicht das lied 155, 27 nur in der reimstellung von 154, 32 und 165, 1 nur dadurch von dem ton 163, 23—164, 38 ab, dass der zweite vers des abgesangs in 165, 1 um zwei hebungen kürzer ist. Von den 20 liedern Hartmans haben 17 verschiedenen bau.

Was den versbau anlangt, so trägt nur bei Reinmar einmal (176, 34) das wort mérkǽre zwei hebungen.

Die reime sind völlig rein, nur ausnahmsweise wird noch a mit â gebunden.[2]) In Engelharts beiden tönen findet sich überhaupt kein beispiel. Reinmar entschlüpft an zwei stellen ein solcher reim (hâr : gar 160, 39. 161, 3; lân : an 189, 9. 10). Dagegen hält er a und â genau aus einander 156, 27, wo das schema der reimstellung in den stollen ab ab ist und dieses wird in der ersten strophe dieses tones ausgefüllt durch die reimwörter man, wân und enkan, hân (vgl. auch 194, 4 getân, hân; began, man). Einmal findet sich, wie schon erwähnt, der reim nôt : unverwandelôt 196, 35. 37. Hartman hat den reim von a : â nur an einer stelle: 212, 9. 12 undertân : gewan. Von consonantisch unreinen reimen findet sich nur bei Reinmar lîp : gît 182, 18. 19 in einem von Erich Schmidt Reinmar ab- und Rugge zugesprochenen liede.

Endlich mag noch erwähnt werden, dass bei den dichtern dieser letzten gruppe das mehrstrophige lied das einstrophige bei weitem überwiegt. Bei Morungen finden sich nur 5, bei Reinmar 18, bei Hartman 3 einstrophige lieder.

Es ergeben sich also für die drei besprochenen perioden im allgemeinen folgende charakteristischen momente:

I. periode.

1) Die lieder sind in ihrem bau von altertümlicher einfachheit; es liegt ihnen zum grossen teil eine vier- oder sechszeilige strophe von versen zu je vier hebungen zu grunde, die durch vorschiebung von waisen vor einzelne oder alle verse variiert wird. Die strophe ist meist ungegliedert, die zahl der verschiedenen töne gering.

[1]) Ueber Morungen vgl. o. s. 353. — [2]) Ueber Morungen vgl. o. s. 372.

2) An allen stellen des verses darf die senkung beliebig fehlen.

3) Der reim ist in einigen fällen vocalisch, besonders aber consonantisch ungenau; er bindet meistens zwei auf einander folgende verse; zwischen klingenden und stumpfen reimen wird noch nicht überall streng unterschieden.

4) Mehrstrophige lieder finden sich erst ganz vereinzelt, das einstrophige lied oder der spruch überwiegt bei weitem.

II. periode.

1) Die gliederung der strophe tritt meistens klar hervor, doch finden sich noch töne, in denen das gesetz der dreiteiligkeit nicht beobachtet wurde. Die mannigfaltigkeit der töne ist eine bedeutend grössere geworden.

2) Hebung und senkung wechseln bereits regelmässig mit einander ab.

3) Der ungenaue reim weicht zurück, die zahl der fälle ist geringer, einzelne arten kommen gar nicht mehr vor. Seine stellung ist schon oft eine künstlich verschlungene. Die beiden arten des reims sind streng geschieden. — Es zeigt sich ferner der einfluss der Romanen in der öfteren anwendung der zwiereimigkeit und der romanischen silbenzählung; sodann herscht eine vorliebe für den dactylischen rhythmus und inneren (d. h. in-, binnen- und mittel-) reim.

4) Gegen das häufiger werdende mehrstrophige lied treten die einstrophigen mehr zurück.

III. periode.

1) Die dreiteilige, strenge gliederung der strophe ist regel, ausnahmen kommen nur ganz vereinzelt vor; die mannigfaltigkeit der töne ist eine sehr reiche.

2) Hebung und senkung wechseln wie in der vorigen periode regelmässig.

3) Die reime sind durchaus rein. Die vorliebe für zwiereimigkeit und dactylischen rhythmus zeigt sich bloss noch bei einem der dichter; ebenso wird der innere reim nur noch ganz selten verwendet.

4) Das mehrstrophige lied überwiegt bei weitem.

LEIPZIG, im october 1878. EMIL GOTTSCHAU.

WEITERES ZUM VERNERSCHEN GESETZE.

Neuerdings ist von Osthoff[1]) der gedanke ausgesprochen worden, dass man nicht nur bei den consonantischen, sondern auch bei den *o*- und *ā*-stämmen einen grundsprachlichen wechsel der accentlagerung innerhalb eines und desselben paradigmas vorauszusetzen hat. Jetzt hat auch Paul in diesen beiträgen[2]) vermutungsweise dieselbe ansicht geäussert. Diese vermutung, die sich auch mir vor einiger zeit aufdrängte[3]), näher zu begründen und die gesetze zu ermitteln, die diesen accentwechsel regeln, überlasse ich andern. Hier will ich nur zu den beispielen, die bei Osthoff und Paul[4]) bereits angeführt sind, einige neue aus dem germanischen hinzufügen, die wenigstens für das urgermanische die annahme einer doppelten betonung nötig zu machen scheinen.

1) Germanisch * *háuho-, hauʒó-* hoch.[5])

Die alte stammabstufung ist im ostnordischen bewahrt, und zwar am besten im altgotländischen, wo man noch den

---

[1]) Morphologische untersuchungen II, 12 ff.; vgl. dazu Morph. unters. I, s. 211 anm.

[2]) VI, s. 545 ff.

[3]) Vgl. des verfassers abhandlung: Fårömålets ljudlära § 107, not. (in der zeitschrift: Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folklif. Bd. I. 8, s. 283 ff. Stockholm 1880).

[4]) Hierher gehörige beispiele kommen auch vor bei F. de Saussure Mémoire sur le systéme primitif des voyelles dans les langues indoeuropéennes, s. 221 ff.

[5]) Das *au* scheint altes *au* (gr. *αυ*), nicht *ou* (gr. *ου*) zu sein, denn sonst wäre die schwache form * *huʒó-*.

wechsel der beiden stämme innerhalb desselben paradigmas beobachten kann. Es kommen dort folgende formen vor[1]): nom. sing. masc. *haur*, fem. *hau*, neutr. *haut*, acc. sing. fem. *huauga* (schreibfehler statt *hauga*; ob *g* hier ursprünglich ist oder aus anderen formen entlehnt?). Im neugotländischen ist *g* in alle formen eingedrungen. Dasselbe ist schon sehr früh auch auf dem schwedischen festlande geschehen, denn im altschwedischen (ausser dem gotländischen) kommt nur die form *högher* (einmal im superlativ *höstæ*) vor.[2]) Dagegen findet sich im ältesten dänischen noch die alte doppelheit, denn neben der gewöhnlichen form *høgh* hat man, sowol in Waldemars als in Eriks seeländischen gesetzen, den neutralen nominativ *høt*.[3]) Das isländische hat widerum eine entgegengesetzte verallgemeinerung vorgenommen. Dort kommt nämlich schon in der ältesten zeit nur die form *hár* vor (= **hauhz*; *au* ist durch die mittelstufe *ao* in *á* contrahiert, weil *h* folgte)[4]); diese contraction von *auh* zu *á* trat aber nur dann ein, wenn *auh* auslautend oder vor consonant stand, weshalb formen wie acc. sing. masc. *hávan*, nom. pl. masc. *hávir* u. dgl. (man erwartet **havan*, **havir* = **hauhan* u. s. w.) das lange *á* aus den formen mit berechtigtem *á* (z. b. nom. sing. *hár, hátt*) aufgenommen haben müssen. Die nebenform *hór* zu *hár* ist analogiebildung nach den casus, die ein lautgesetzlich entstandenes *ó* (*u*-umlaut von *á*) haben, z. b. nom. sing. fem. *hó* (= **hauhu*) u. a. — Im comparativ und superlativ, die ja ursprünglich als proparoxytona accentuiert waren, muss natürlich der stamm **hauho-* zu grunde gelegen haben. Die etymologisch berechtigte form liegt in altgotl. *hoyrin, hoystr* (neben *hoygri, hoygstr*) vor. Isl. würde **heyri*, **heystr* entsprechen, und diese formen, die lautgesetzlich aus **hau(h)izan-* und **hau(h)isto-* entstanden

---

[1]) Siehe Schlyter, Ordbok till samlingen af Sveriges gamla lagar, s. 313; Söderberg: Forngutnisk ljudlära, s. 23 f. anm. 2 (in Lunds universitets årsskrift, bd. XV). Söderberg nimmt an, dass *g* aus *h* vor vocal entstanden sei, ein vorgang, der, so viel ich weiss, sonst ganz beispiellos ist.

[2]) Rydqvist, Svenska Språkets lagar, II, s. 377 und 432.

[3]) Lund, Det ældste danske skriftsprogs ordforråd, Köbenhavn 1877, s. 69.

[4]) Paul, Beitr. VI, 99.

wären, sind wol auch einmal vorhanden gewesen; *hær(r)i* und *hæstr* verdanken dann ihr *æ* (*i*-umlaut von *á*) einer entlehnung von *á* aus dem positiv. Wenn im altgotl. die nebenformen *hoygri, hoygstr,* im sonstigen altschwed. nur *höghri, högster,* (einmal jedoch *höstæ* [1]), im altdän. *høghre, höghæst* [2]) auftreten, so ist *gh* aus den formen, die im positiv *gh* hatten, entlehnt, wie schon Söderberg bemerkt hat.

In den andern germanischen sprachen scheint nur die starke stammform vorzuliegen. So im got. *háuhs,* ahd. *hôh,* as. *hôh,* ags. *heáh.*

2) Indog. *$v\acute{e}k_2no$-, $uk_2n\acute{o}$-* ofen.

Die wurzel scheint *vek_2* 'krumm machen, wölben' (z. b. im altind. *vak-rá-* 'gebogen, schief, krumm' u. s. w. [3]) zu sein. Das wort liegt im griechischen vor als *ἰπνός* 'backofen', welches schon Fick [4]) zweifelnd mit ahd. *ofan* zusammengestellt hat, indem er für diesen fall trennung von *ofan* und got. *aúhns* für nötig zu halten scheint. Eigentlich sollte man griech. **ϝέκϝνος* (= **$v\acute{e}k_2no$-*) und **ὐκνός* (= **uknó-*) erwarten; die letztere form muss mit *κ*, nicht mit *κϝ* = urspr. k_2 angesetzt werden, weil nach einem von Brugman [5]) entdeckten gesetze bei den gutturalen der zweiten reihe unmittelbar hinter ursprachlichem *u* keine labialisierung eingetreten (beziehentlich die einmal vorhandene geschwunden) ist. Diese beiden formen sind nun wol auch einmal vorhanden gewesen, aber es drang dann *κϝ* aus **ϝέκϝνος* in **ὐκνός* hinein [6]), und nunmehr muste das *υ* vor *κϝ* durch dissimilation zu *ι* werden. [7]) Weiter ging dann *κϝ* wie sonst in *π* über, und man bekam jetzt die beiden formen **ϝέπνος* und *ἰπνός*, von denen nur die letztere im

[1]) Rydqvist a. a. o. II, s. 432.

[2]) Lund a. a. o. s. 69.

[3]) S. Fick, Wörterbuch I³, s. 205, wo nur manches nicht hergehörige eingemischt zu sein scheint.

[4]) Wörterbuch III³, 32.

[5]) Kuhns zs. XXV, s. 307.

[6]) So lösen sich leicht die bedenken, die Brugman an der angeführten stelle gegen die zusammenstellung von *ἰπνός* mit got. *aúhns* noch zu haben scheint.

[7]) Vgl. urgriech. **ἐ-ϝε-ϊπ-ον* (*ἔειπον*) = **e-ve-ukv-o-m* (altind. *ávocam* = **a-va-uc-a-m*), nach Brugman a. a. o. s. 306.

gebrauch blieb. Für das urgermanische haben wir eine doppelheit **véhvno-* und **uʒnó-* anzusetzen. Das gotische hat nur die letzte form, und zwar als *aúhns*, dessen *h* aus **vehvno-* entlehnt zu sein scheint. Das althochd. *ofan* ist die erste form; *hv* ist wie auch in anderen fällen, besonders in der nähe von liquiden und nasalen, in *f* übergegangen (vgl. *vulfs*, *fimf*, altfries. *fial* = ags. *hveól*, isl. *hvel*, *hjól* u. dgl.), und statt *ve* ist aus der form **uʒnó- u* (durch *a*-umlaut *o*) eingedrungen.[1]) Im altnordischen endlich kommen beide formen vor. Auf der einen seite steht isl. *ofn* (die gewöhnliche form), altschw. *ofn* und (mit dem im altschw. gewöhnlichen übergange *fn* > *mn*) *omn*[2]), wo *o* durch *a*-umlaut (wie in *brot, skot* u. dgl.) von dem aus der zweiten form entlehnten *u* entstanden ist. Andererseits hat man isl. *ogn* (alt und sehr selten)[3]), altschw. *oghn*, *ughn* (gewöhnlich), neuschw. *ugn*, welches ganz die alte form **uʒnó-* ist.

3) Germ. **gláso, glazó-* glas.

Die erste stammform zeigt sich in ahd. *glas*, ags. *gläs*, die andere dagegen im isl. *gler*, wo das aus *z* entstandene *r* wie sonst umlautend auf das vorhergehende *a* gewirkt hat. Im altschwedischen kommen beide formen vor, sowol *glas* als *glar*.[4]) In der letzteren form beruht das *a* (statt *æ*) auf ausgleichung. Zwar scheint man bis jetzt ziemlich allgemein angenommen zu haben, dass ein durch *z* > *r* bewirkter umlaut dem ostnordischen fremd wäre (so noch Sievers, Beitr. VI, s. 571). Dem ist aber nicht so[5]). Dieser umlaut steht für das ostnordische vollkommen fest, zunächst im altgotl. durch die formen[6]) *oyra* ohr (isl. *eyra*), *heri* hase (isl. *heri*), *yr* aus (isl. *ýr, ór*), *bera* entblössen (isl. *bera*). Aber auch dem gewöhnlichen altschw. kam dieser umlaut zu, wie aus altschw. *hæri* (so immer in den alten gesetzen)[7]) neben *hari*[8]) hase,

---

[1]) Wahrscheinlich ist diese ausgleichung schon urgermanisch.
[2]) Rydqvist a. a. o. II, s. 30.
[3]) Cleasby-Vigfusson, Dictionary s. 464.
[4]) Rydqvist a. a. o. III, s. 69.
[5]) Vgl. verf. a. a. o. § 107.
[6]) Söderberg a. a. o. s. 29.
[7]) Schlyter a. a. o. s. 308.
[8]) Rydqvist a. a. o. II, s. 201.

kæralde[1]) gefäss (neuschw. *kärl*; vgl. isl. *ker, kerald,* got. *kas*) und aus dialectischen formen wie den västerbottnischen *roir*[2]) rohr (isl. *reyrr,* neugotl. *royr*[3]); got. *raus*), *bär*[4]) nackt (isl. *berr,* d. *baar*) hervorgeht. Dann ist sicherlich auch im altdänischen dieser vorhanden gewesen; umgelautete formen weiss ich freilich nicht anzuführen, wie es überhaupt nur wenige wörter gibt, die hier in betracht kommen könnten. — Wenn also im ostnordischen formen ohne umlaut auftreten, ist der umlaut durch ausgleichung geschwunden, wie ja der *u*-umlaut im ostnordischen in den meisten fällen ganz ebenso beseitigt ist. Dass bei fast allen hierher gehörigen wörtern eine solche ausgleichung wirklich stattfinden konnte (weil ursprünglich stammabstufung vorhanden war), wird sich im folgenden zeigen. Bei der präposition altschw. *ur, or* (isl. *ór*) neben altgotl. *yr* (isl. *ýr*) aus beruht die doppelheit auf der anwendung des wortes bald als adverb (betont), bald als präposition (proclitisch); das altschw. *rör* rohr (Rydqvist II, 82) ist wol aus **röyr* (isl. *reyrr,* neugotl. *royr*) entstanden; ebenso altschwed. *öra* ohr aus **öyra* (isl. *eyra,* altgotl. *oyra*), bei welchem worte jedoch wahrscheinlich ebenfalls stammabstufung einmal vorhanden gewesen ist (vgl. unten).

4) Germ. **káso-, kazó-* gefäss.

Die letztere form ist durch ahd. *kar,* isl. *ker,* altschwed. *kær-ald*[5]), neugotl. *ker*[6]) vertreten. Dagegen ist das altschwed. *kar*[7]) durch ausgleichung entstanden; *a* gehört dem stamme **káso-* und *r* dem stamme **kazó-* an. Das got. *kas* entscheidet nichts.

5) Germ. **déuso-, deuzó-* tier.

Das *z* steht fest durch got. *diuzam* (dat.), ahd. *tior,* ags.

---

[1]) Rydqvist a. a. o. II, s. 119.

[2]) Siehe Widmark: Bidrag till kännedomen om Vesterbottens landskapsmål, s. 12. Stockholm 1863.

[3]) Verf. a. a. o. § 126.

[4]) Rietz: Svenskt dialectlexikon, s. 23.

[5]) Rydqvist a. a. o. II, s. 119.

[6]) Verf. a. a. o. § 107, wo auch das verhältnis zwischen dieser form und dem altgotl. *kar* (nom.) besprochen ist.

[7]) Rydqvist a. a. o. III, s. 97.

deór, isl. *dýr*; auf contamination beruhen altschw. *diur*[1]) und altdän. *diur*.[2])

6) Germ. **báso-, bazó-* nackt, bloss.

Zeugen für die form mit *z* sind ahd. *bar* vacuus[3]), as. *bar*, ags. *bar*, neugotl. *bær*[4]); die existenz des stammes *báso-* dagegen ist durch die ostnordischen formen altschw. *bar*[5]), altdän. *bar*[6]) bewiesen. — Ausser im germanischen kommt das wort vor im altbulg. als *bosŭ* barfuss[7]) und im litauischen als *básas*[8]) barfuss.

7) Germ. **táhro-, tazró-* träne.

Diese doppelheit ist wegen isl. *tár*, ahd. *tahar*, ags. *teár*, *tǽr*[9]) gegenüber ags. *teagor*[9]), got. *tagr* als urgermanisch anzusetzen. Die stammabstufung scheint noch im ags. vorzuliegen — Vielleicht ist das wort ursprünglich *u*-stamm gewesen; vgl. gr. *δάκρυ*, altlat. *dacru-ma*.

8) Germ. **húnhru-* (?), *hungró-* hunger.

Got. *hūhrus* (= **hunhrus*) ist natürlich einstens mit ahd. *hungar*, ags. *hungor*, as. *hungar*, isl. *hungr* eins gewesen, und die durch das got. *h* gegenüber dem *g* der anderen dialecte bezeugte verschiedene betonung war dann wol schon dem zu grunde liegenden stamme eigen, mag dieser ein *u-* oder *a-*stamm gewesen sein.

9) Man darf wol mit sicherheit annehmen, dass die verschiedenen formen, die das wort für ‘schnee’ in den indogermanischen sprachen aufweist (alle von der wurzel *sneigh*$_2$ ausgehend), ursprünglich identisch gewesen sind. Wie aber der stamm für das indogermanische anzusetzen ist, lässt sich schwer entscheiden, da das wort in den einzelnen sprachen teils als *a*-stamm, teils als consonantischer stamm (im kelti-

---

1) Rydqvist a. a. o. II, s. 116.
2) Lund a. a. o. s. 24.
3) Holtzmann, Altdeutsche grammatik s. 316.
4) Verf. a. a. o. § 107.
5) Rydqvist a. a. o. II, s. 415.
6) Lund a. a. o. s. 12.
7) Fick, Wörterbuch III³, s. 210.
8) Schleicher, Handbuch der litauischen sprache II, s. 260.
9) Fick, Wörterbuch III³, s. 116.

schen sogar als *ja*-stamm) auftritt.[1] Im slavischen zeigt sich der *a*-stamm *sněgŭ* (= indog. **snoigho*-) und ebenso im litauischen *snaiga-là* schneeflocke; wenn, wie es scheint, im lit. *ë* nicht die regelrechte vertretung von indog. *oi* sondern von *ei* ist, so mag wol die nebenform *snëga-là*[2]), sowie auch *snëgas* schnee, vom verbum *snëgù*[3]), *snìgti* (gr. *νείφει*, ahd. *snîwan* u. s. w.) beeinflusst sein. — Wenn auch das altind. *snê'has* öl hierher gehört[3]), so ist das wort auch im altind. *a*-stamm.

Im griechischen dagegen begegnen wir dem consonantischen stamme, und zwar im acc. *νίφα* bei Hesiod opp. 535; *ἀγάν-νιφος, νιφό-εις* und *νιφε-τός* können von einem vocalischen stamme ausgehen, müssen es aber nicht, da ja consonantische stämme in zusammensetzungen und weiterbildungen oft den 'compositionsvocal' *o* aufweisen (z. b. *πατρ-ο-φονεύς, ἄνανδρ-ο-ς, ἀστερ-ό-εις*). Auch im lateinischen kommt der consonantische stamm vor in *nix, nivis*; von *nivōsus* gilt dasselbe was wir von den griechischen weiterbildungen gesagt haben, vgl. *môr-ôsu-s* (zu *môs*- sitte), das nach solchen wie *animôsus* (zu *animu-s*) gebildet ist.[4])

Im keltischen treffen wir einen *ja*-stamm, altir. *snige* tropfen, und die weiterbildung *snech-ta*[5]) schnee.

Mag nun das wort im indogermanischen **snóigh₂o*, **snigh₂ó* oder **snóigh₂*-, **snigh₂*- gelautet haben, fürs urgermanische haben wir die doppelheit **snáiʒvo*-, **sni(ʒ)vó*- anzusetzen. Aus der oxytonierten form wurde nach dem Sieversschen gesetze vom schwunde des *ʒ*[6]) **snivó*-, darauf beseitigte der uniformierungstrieb auch das *ʒ* der form **snáiʒvo*-, wie ja auch im ahd. *snîwen*, isl. *snýja* (= lit. *snëgù*, gr. *νείφει*) der grammatische wechsel durch den allgemeinen schwund des *ʒ* aufgehoben ist. — Jetzt löst sich das rätsel betreffs der altnordi-

---

[1]) Vgl. das ganz analoge verhältnis: altind. *vêça*-, gr. *οἶκος* gegenüber altind. *viç*-, lit. *vësz-pats*, gr. *οἶκα-δε*; s. Möller, K. Z. XXIV. s. 519; J. Schmidt, K. Z. XXV, s. 17.

[2]) S. Schleicher a. a. o. s. 317 und Nesselmann, Wörterbuch der litauischen sprache.

[3]) Vgl. Benfey, Griech. wurzellex. II, s. 54. Curtius, Grundz.[5], s. 318

[4]) Brugman, Stud. IX, s. 338.

[5]) Curtius a. a. o. s. 318.

[6]) Beitr. V, s. 109. Vgl. dazu Verner, Anz. f. d. altert. VI, 340.

schen formen *snær, snjór* und *snjár*. Was Paul (Beitr. VI, s. 107) zur erklärung dieser formen vorgebracht hat, beseitigt nicht alle schwierigkeiten. Denn geht man von einer form **snáizvo-* aus, so ist zunächst der schwund des *z* unerklärlich, dann aber auch die ostnord. form altschwed. *snior*[1]) (einsilbig!), neuschwed. *snö* (aus älterem *snjö*), weil nach einem von Sievers[2]) entdeckten gesetze zwei ursprünglich zwei silben bildende nachbarvocale — von welchen der letztere aus einem vocalisierten *v* entstanden sein kann, z. b. isl. *hjól*, altschwed. *hiul* (einsilbig) aus **hveol(ó-)* — nur dann gemeinnordisch zu einer silbe contrahiert worden sind, wenn die letztere silbe einen dem ursprünglichen indogermanischen accent entsprechenden nebenton trug.[3]) Geht man dagegen von einer form **snaivó-* (wol richtiger **snivó-*) aus, so kann man isl. *snær*, schwed. diall. *sne, sni*[4]) nicht erklären, denn aus **snäiv(ò)z* (**sniv(ò)z*) muss *snjór* werden, wie aus **hveol(ó)-* die form *hjól* entsteht. — Das verhältnis mag wol das folgende sein. Isl. *snær*, schwed. diall. *sne, sni* ist **snáivo-*; isl. *snjór, snjár*, altschwed. *snior*, neuschwed. *snö* dagegen **snivó-*. Betreffs der nominative *snjór, snjár*, die jünger als *snær* und von denen die zweite dazu verhältnismässig nur selten vorkommt[5]), ist anzunehmen, dass sie durch analogiebildung nach verschiedenen casus, in welchen *jó, já* lautgesetzlich entstanden waren, gebildet sind. Wurde das wort einmal in folgender weise flectiert:

	älter:	jünger:
sing.	**snaivaR*	*snær*
	**snivès*	*snjós*
	**snivè̀*	**snivi, snævi, snjóvi* m. m.
	**snaiva*	*snæ*

---

[1]) Rydqvist a. a. o. II, s. 37.

[2]) Diese Beitr. VI, s. 311 anm. Vgl. J. Hoffory in Nordisk tidskrift for filologi, N. R. III, 299 not. 2 und J. Flodström ebd. VI, 65 not. 2.

[3]) Das isl. praet. *spjó* (ostnord. nicht belegt, würde wol aber ebenso heissen) widerspricht diesem gesetze nicht. Denn *spjó* ist nicht mit Wimmer (Fornnordisk formlära s. 120) als direct dem got. *spaiv* (wäre isl. **spé*) entsprechend anzusehen, sondern ist analogiebildung nach dem plural *spjóm* (= **spivúm*), welcher durch die 3. p. pl. *spjó* 'sie spieen' (Wimmer a. a. o. s. 179) vertreten ist.

[4]) Rietz a. a. o. s. 643.

[5]) Cleasby-Vigfusson s. 577.

	älter:	jünger:
plur.	**snaivō*R*	*snævar*
	**snivō̃*	**snjá, snjáva*
	**snivòm*	**snjóm, snjóvum*
	**snaivan*	*snæva,*

so wäre *snjór* vom gen. sing. und dat. pl., *snjár* vom gen. pl. (was auch die seltenheit dieser form erklärt) ausgegangen. Man darf aber nicht annehmen, dass *já* aus *jó* entstanden ist. Solche formen wie dat. pl. *fjám, knjám* statt *fjóm, knjóm* aus **féom, *knéom,* 1. p. pl. praes. *sjám* statt *sjóm* aus **séom* verdanken nämlich ihr *já* einer übertragung von formen, in welcher *já* lautgesetzlich aus **éa* entstanden ist, wie in gen. sing. *fjár*, gen. pl. *fjá, knjá,* 3. p. pl. praes. *sjá*; hier ist also **eu* keineswegs in *já* contrahiert, wie Wimmer (a. a. o. s. 24) annimmt. — Ganz ebenso wie der nom. *sjór* gebildet ist, sind auch die isl. nebenformen *knjó, trjó* zu *kné, tré* (Wimmer a. a. o. s. 43) durch analogiebildung nach dat. pl. *knjóm, trjóm* entstanden. In derselben weise ist wol auch *jór* eine neuschöpfung, denn man darf nicht mit Paul (Beitr. VI, s. 107) eine gebrochene form **eohvar* ansetzen, weil **sehvan* (got. *saíhvan*) > **séa* (altschwed. noch *sea*, zweisilbig) > *sjâ* beweist, dass die brechung vor *h* (auch im silbenauslaut) unterblieben ist; die form **éhvaR* (= got. *aíhva-*) aber gibt lautgesetzlich **ér,* und *jór* muss analogiebildung sein (dat. pl. **ehvom* gibt **éom, jóm*).

In den übrigen germanischen sprachen scheint nur der stamm **snáivo-* (durch ausgleichung statt **snaizvo-*, vgl. oben) vorzukommen. So im got. *snaivs,* ahd. *snêo, -wes*, ags. *snâo,* as. *snêu.*

10) Schon Fick [1]) hat vermutungsweise altind. *sḗkas* erguss mit dem got. *saivs* zusammengestellt. Diese vermutung lässt sich jetzt sehr wol begründen unter der annahme, dass das wort ursprünglich stammabstufend war, zu welcher annahme die germanischen formen anlass geben. Das wort kommt auch im altbaktrischen vor, in *fra-shaêka* vergiessung [2]), ganz mit altind. *sḗkas* übereinstimmend. Im arischen ist also nur die starke stammform erhalten.

---

[1]) Wörterbuch III³. s. 313.
[2]) J. Schmidt, K. Z. XXV, s. 103.

Im germanischen hat man eine ursprüngliche doppelheit **sáihvo-*, **si(ʒ)vó-* anzusetzen. Hier wie bei dem soeben behandelten worte ist in der ersten form der guttural durch ausgleichung geschwunden. Daher got. *saivs*, ahd. *sêo*, *-wes*, as. *sêu*, ags. *sæ* (*i*-stamm?). Im nordischen kommen wider beide formen vor. Auf der einen seite hat man isl. *sær*, altschwed. *sæ* (nur in zusammensetzungen)[1], schw. diall. *se*, *si*[2], andererseits isl. *sjór* und *sjár* (vgl. oben *snjór*, *snjár*), altschwed. *sior* (*siar*)[3], altdän. *sio*, *syo*[4]. Nach dem oben genannten Sieversschen gesetze weist auch hier die einsilbigkeit der ostnordischen formeln (vgl. neuschwed. *sjö*, neudän. *sø*) auf die oxytonierende betonung hin. Uebrigens ist das verhältnis zwischen den verschiedenen formen ganz dasselbe wie bei *snær*, *snjór*, *snjár*.

11) Germ. **sláihvo-*, *slivó-* stumpf.

Die doppelheit ist widerum durch das altnordische bezeugt, wo wir isl. *slær* neben isl. *sljór*, *sljár*, altschwed. *slior*[5], neuschwed. *slö* finden. Ahd. *slêo*, as. *slêu* (ags. *slâo*?) repräsentieren nur die erste form, wo der guttural durch ausgleichung beseitigt (oder vielleicht nie vorhanden gewesen?) ist. Möglicherweise hat er sich in dem bairischen *schleh*, älter *slêch*[6] erhalten. Wenn Fick[7] und Weigand[6] mit recht das ahd. *slêhâ*, nhd. *schlehe*, ags. *slâ*, schwed. *slån-bär*, mit ahd. *slêo*, as. *slêu* u. s. w. in zusammenhang bringen, wäre hier der guttural bezeugt.

12) Ebenso müssen wir wegen der altnordischen doppelheit isl. *fræ*, schwed. diall. *fre*, *fri*[8] einerseits, isl. *frjó* (eine dritte form **frjá*, die man erwartet, kommt nicht vor), altdän. *frø-spiald*[9], neuschwed. *frö* andererseits eine urgerm. doppelheit **fraivo-*, *frivó-* same ansetzen. Im got. kommt die erste form vor: *fraiv*.

---

[1] Rydqvist a. a. o. IV, s. 128.
[2] Rietz a. a. o. s. 574.
[3] Rydqvist a. a. o. II, s. 37.
[4] Lund a. a. o. s. 120.
[5] Rydqvist a. a. o. II, s. 419.
[6] Weigand, Deutsches wörterb. II³, s. 584 nach Schmeller.
[7] Wörterb. III, s. 358.
[8] Rietz a. a. o. s. 164.
[9] Lund a. a. o. s. 40.

Ganz dieselbe stammesverschiedenheit zeigt das hierher gehörige adjectiv isl. *frœr, frjór, frjár* (also hier widerum drei formen) fruchtbar, schwed. *frö, o-frö.*[1])

13) Hierher gehört auch das adj. isl. *mœr* dünn, schlank, mit schwacher stammform isl. *mjór, mjár*, altschwed. *mior*[2]), altdän. *mio-hund.*[3])

Auch bei den *n*-stämmen kann man mit aller wahrscheinlichkeit eine alte stammabstufung voraussetzen.[4])

14) Unter dieser voraussetzung erklären sich die verschiedenen formen, die das wort für 'hase' in den altgermanischen sprachen aufzuweisen hat. Von einer stammform * *hásan-* geht ahd. *haso* aus; dem ags. *hara,* isl. *heri,* altschwed. *hœri*[5]) liegt der stamm * *hazán-* zu grunde; endlich beruhen altdän. *harœ*[6]) und altschwed. *hari* (nebenform zu *hœri*), neuschwed. *hare* auf ausgleichung, indem *a* der ersten, *r* der zweiten form entnommen sind.

15) Auch bei got. *auso* (= * *áusan-*) gegenüber ahd. *orâ,* as. *ôra*, ags. *eáre*, isl. *eyra,* altgotl. *oyra* (= * *auzán-*) muss wol ein alter stammesunterschied vorausgesetzt werden.

16) Wenn nicht der im westgermanischen vorkommende stamm * *hîvan-* gatte (ahd. *hîwo,* as. *hîwa*, ags. *hîvan* pl.) sein *î* einer entlehnung aus dem zur seite stehenden *o*-stamm *hîvo-* (wovon unten) verdankt, so finden wir hier die starke stammform gegenüber der schwachen, die in isl. *hjún* oder *hjón* neutr. (gewöhnlich als plural gebraucht) mann und frau, die mitglieder der familie, altschwed. *hion* (einsilbig)[7]), altdän. *hion*[8]) und in der praep. *hjá* bei vorliegt. Dies wort wurde im altnordischen wahrscheinlich einst so flectiert:

älter:	jünger:
sing. durchgehend * *hīvō* (oder * *hivō*?), weil gen. dat. bei	sing. * *hiva* (*hiva*?), *hjá* in allen casus.

[1]) Rydqvist a. a. o. IV, s. 128. Rietz a. a. o. s. 164.
[2]) Rydqvist a. a. o. IV, s. 128.
[3]) Lund a. a. o. s. 99.
[4]) Vgl. jetzt hierüber J. Schmidt, K. Z. XXV, s. 22 ff.
[5]) Schlyter a. a. o. s. 308. Rydqvist a. a. o. II, s. 201.
[6]) Lund a. a. o. s. 56.
[7]) Rydqvist a. a. o. II, s. 110.
[8]) Lund a. a. o. s. 59.

	älter:		jünger:
	den neutr. die form der nom. acc. angenommen haben.		
plur.	**hīvūnu* (**hivūnu*?)	plur.	*hjún, hjón* [1])
	**hivànō*		*hjúna*
	**hivòm*		*hjúm, hjúnum*
	**hīvūnu*		*hjún.*

Aus der singularform ist[2]) ohne zweifel die präposition *hjá* bei (also eigentlich 'gatte, geselle') entsprungen; das *v* ist wol durch die analogie des plurals geschwunden, denn es scheint mehr als zweifelhaft, ob *v* lautgesetzlich vor andern vocalen als *u, o* weggefallen ist. Der dativ pl. fiel mit dem dativ von **hîvo-* familie zusammen, woraufhin die form *hjúnum* nach analogie der anderen casus geschaffen wurde. Im nom. acc. pl. erwartet man *hjú* statt *hjún*, wie man im isl. statt got. *augona* mit verlust des im ostnordischen regelrecht bewahrten nasals *ǫugu* hat (altschwed. *öghun,* urnord. **augūnu*). Aber hier kommt in betracht, dass die form durch contraction einsilbig geworden war, und nach dem betonten vocal mag wol der nasal geblieben sein. Die präpositionen *á* (ahd. *an*) und *í* (got. *in*) beweisen nichts dagegen, denn diese wörter standen gewöhnlich proclitisch, und ausserdem war in beiden das *n* urgermanisch auslautend (got. *ana* ist die adverbiale form) und nicht durch *-o* (got. *-a*) geschützt wie im nom. pl. neutr. der *n*-stämme.[3]) Möglich wäre allerdings auch, dass der nasal geschwunden war und später durch die analogie des genitivs in nom. acc. (wie später in dat.) drang. — Wenn also *hjún, hjón* ursprünglich ein plural ist, so versteht man, warum das wort in den ältesten zeiten nur selten als singular auftritt.[4]) Erst später wurde dieser numerus gewöhnlicher, wie ja auch alte plurale als *dyrr, lǫg, brýnn* m. m. in den neunordischen sprachen mehrfach als singulare auftreten: schwed. *dörr,* dän. *lov,* schwed. *bryn.*

---

[1]) Diese form hat *jó* für älteres *jú* wegen des folgenden dentals; vgl. *bjóða* statt **bjúða* u. dgl.

[2]) Nach einer bemerkung von cand. phil. A. F. Schagerström.

[3]) Vgl. hierüber Paul, Beitr. IV, s. 469; VI, s. 249; Sievers, Beitr. V, s. 121.

[4]) Cleasby-Vigfusson s. 208.

Auch bei dem schon erwähnten *o*-stamme **hîvo-* familie, eigentlich 'das verwante, befreundete', hat man ursache eine einstige stammabstufung zu vermuten. Indogerm. wäre *k_1*éivo-*, *k_1*ivó-* anzusetzen, und wirklich kommen auch diese beiden formen im altind. vor, jede mit der ihr ursprünglich gebührenden betonung, und jede durch alle casus durchgeführt. Die bedeutung ist fast ganz dieselbe, wie das Petersburger wörterbuch zeigt: *ç̣ê'va-* 'lieb, wert', *ç̣ivá-* 'gütig, freundlich, lieb' u. s. w. Selten kommt die botonung *ç̣iva-* vor, welche wol auf anlehnung an diejenige von *ç̣ê'va-* beruht.

Im altbulgarischen findet sich nur die erste form: *po-sivŭ* benignus [1]) vor.

Im germanischen haben wir dieselbe form in got. *heiva-frauja,* ahd. *hî-rât,* as. *hîw-iski,* ags. *hîv* familie [2]), isl. *hí-býli* oder *hý-býli* (*ý* aus *iv* durch *v*-umlaut) heimat, altschwed. *hi-skepr, hæ-skaper* [3]) m. m. familie [4]), *il-hy-de* schlechtes gesindel [5]), neuschwed. *hybble* (aus **hy-byle* contrahiert) schlechte wohnung, altdän. *hæ-skap* [6]), *hæ-ski.* Das isl. *hjú* neutr. pl. familie **kann** auf einer stammform **hivó* beruhen, da aber diese form im ostnordischen nicht belegt ist, so ist dies nicht mit sicherheit zu entscheiden. In diesem falle wäre das wort ursprünglich so flectiert worden:

	älter:	jünger:
sing.	**hīva*	*hý* (nur in zusammensetzungen vorhanden)
	**hivès*	**hjús*
	**hivē*	**hivi*
	**hīva*	*hý-* .
plur.	**hīvu*	*hý-, hjú*
	**hivṓ*	**hiva*
	**hivòm*	**hjúm*
	**hīvu*	*hý-.*

[1]) Miklosich, Lexicon palæoslov.-latinum s. 633; Fick, Wörterbuch III³, s. 76.

[2]) Holtzmann, Altd. gramm. s. 128 und 225.

[3]) Schlyter a. a. o. s. 311; Rydqvist a. a. o. s. 311; Rydqvist a. a. o. V, s. 94.

[4]) Isl. *hjú-skaper* beruht auf anlehnung an *hjú* (s. unten).

[5]) *Hyde* (in schwed. dial. *ye, hie* s. Rietz a. a. o. s. 274) ist wol nicht, wie Rydqvist III, s. 281 will, lautlich aus **þyþi* (isl. *ill-þýði*) entstanden, sondern beruht wol eher auf contamination von *hy* (**hîvo-*) und *þyþi.*

[6]) Lund a. a. o. s. 67, wo das wort mit unrecht aus *hærskap* her-

Jedenfalls ist *hjú* ein nach analogie von * *hjús*, * *hjúm* neu geschaffener nominativ, so wie *sjôr* nach *sjós, sjóm.*

Man kann nicht umhin mit Corssen[1]) das lat. *cīvis* (älter *ceivis*) hierher zu ziehen. Dann ist übertritt in die *i*-declination anzunehmen.

---

geleitet wird. Eher wäre gerade das umgekehrte annehmbar, dass *hærskap* aus *hæskap* durch volksetymologische anlehnung an *hærræ* 'herr' entstanden wäre, wie ganz deutlich die nebenformen *hæræski, hærski, hersky, herzki* zu *hæski* auf dieser anlehnung beruhen.

[1]) Ueber aussprache, vocalismus und betonung I², s. 385.

UPSALA, im november 1879.

ADOLF NOREEN.

ALTNORDISCH *NNR*, *ÐR*.

Der eigentümliche lautwechsel *ðr* für *nnr* im altnordischen in solchen wörtern wie *maðr*, nom. sing. von *mann-*, *aðrir* plur. von *annarr* u. s. w. gehört zu den sprachlichen erscheinungen, welche bisher keine befriedigende erklärung bekommen haben. Die meisten sprachforscher scheinen sich mit der auffassung zu begnügen, dass *nn* vor *r* lautlich in *ð* übergegangen: eine lautwandlung, wozu genügende analogien meines wissens gänzlich fehlen. Andere, nicht damit zufrieden, sehen die lösung der frage in den altschwedischen formen wie *mander*, *andrir* und behaupten, das *ðr* sei aus *ndr* mit ausfall des *n* und übergang des *d* in *ð* entstanden. Es ist aber gar nicht zweifelhaft, dass die schwedischen formen mit *nd* jünger sind als die altnordischen mit *ð*. Gerade die ältesten schwedischen handschriften und runenschriften bieten solche formen wie *maþ(e)r*, *aþrir* dar, während *mander*, *andrir* erst in den jüngeren urkunden als nebenformen aufkommen und allmählich die älteren formen verdrängen. Das *ndr* ist nach einem durchgängigen, aber verhältnismässig jungen, altschwedischen lautgesetze aus *nnr* mit einschub von *d* entstanden und findet sich auch in wörtern, wo im altnordischen kein *ðr* wissentlich nachgewiesen ist, z. b. *þunder* dünn, 3. sing. praes. *spinder* = altn. *þunnr*, *spinnr*. Uebrigens ist gar nicht zu begreifen, warum das *n*, ein tönender dentaler verschlusslaut, vor dem *d*, ebenfalls einem tönenden dentalen verschlusslaute, schwinden sollte. Wenn man sich die sache so denkt, dass *r* zuerst das *d* in *ð* verwandelt, und dann *n* vor der spirans geschwunden sei, so können wir uns dagegen auf das ausnahmslose erhalten des ursprünglichen *nd* vor *r* berufen; vgl. nom. sing.

brandr, 3. sing. praes. *bindr*, plur. *andrar* schneeschlittschuhe. Dass das eingeschobene *d* nicht reiner verschlusslaut sein sollte, wäre ein gedanke, der gar keinen anhalt in der sprachgeschichte hätte, auch ist er wol von niemandem ernstlich ausgesprochen worden.

Im folgenden wird der versuch gemacht werden nachzuweisen, dass überhaupt kein lautwandel von *nnr* zu *ðr* stattgefunden, sondern dass da, wo *ðr* und *nnr* neben einander bestehen, insofern das *ðr* nicht spätere analogiebildung ist, gerade *ðr* die ältere, *nnr* aber eine jüngere form ist, welche der einwirkung der weit zahlreicheren flexionsformen mit *nn* ohne folgendes *r* ihr dasein verdankt. Vorläufig ist dabei zu erinnern, dass altnord. *nn* aus mehreren verschiedenen lautverbindungen entwickelt sein kann, nämlich

1) = germanisches *nn*, welches, wie bekanntlich schon A. Kuhn in seiner zeitschrift II wahrscheinlich gemacht hat, wenigstens in vielen fällen aus ursprünglichem *nu* vor vocal, zunächst aus *nv* entstanden ist.

2) = germanisches *nþ* (ebenso wie nord. *ll* oft aus *lþ* assimiliert ist).

3) = germanisches *zn*: im altn. *rann* haus = got. *razn*, *granni* nachbar = got. **garazna* (vgl. nord. *dd* aus *zd*).

4) vielleicht = germanisches *þn*: im altn. *ǫnn* f., altschwed. *an* anstrengende arbeit, eilige beschäftigung, besonders arbeit mit der saat oder vorzugsweise mit der ernte, auch die jahreszeit wo der landwirt am meisten zu tun hat, erntezeit. Ich halte die vergleichung mit got. *aþn* jahr für richtig; die grundbedeutung ist wahrscheinlich etwa die jährlich widerkehrende arbeitszeit.

5) vielleicht = got. *hn*: in dem distributiven zahlworte *tvennr*, *tvinnr*, welches wol kaum vom got. *tveihnai*, ags. *tweón-* und *twegen*, ahd. *zwêne* getrennt werden kann. Vielleicht wäre die auffallende differenz zwischen den nordischen formen mit kurzem vocal vor doppeltem *n* und denen der übrigen sprachen durch ansetzen einer grundform mit nasalvocale, etwa **tviñhna-*, zu beseitigen? Im nordischen könnte das *h* im inlaute weggefallen, und beim schwinden der nasalierung das folgende *n* verlängert sein. Im german. particip **fangana-* gegenüber infin. *fàhan* u. s. w. ist eine ähnliche differenz vorhanden; *ng*

ist ebensowol lang wie *nn* im altn. *tvennr.* Nicht zu übersehen ist, dass dieser erklärungsversuch eine grundform mit betonter wurzelsilbe voraussetzt, und dass die ags. doppelformen für ursprünglichen accentwechsel zu sprechen scheinen.

Untersuchen wir jetzt die altnord. formen mit *ðr* neben *nn* in anderen flexionsformen vor vocal, so finden wir leicht, dass die allermeisten wörter, wo *ðr* regelmässig oder von festerem gebrauche ist, solche sind, wo *nn* aus älterem *nþ* entstanden ist. Im angelsächs. und altsächs. findet sich regelmässig *ð* für *nþ*, hier aber nicht nur vor *r*, sondern in allen flexionsformen, auch vor vocal. Unzweifelhafte fälle dieser art sind:

annarr, dat. masc. *ǫðrum*, altschwed. *aþrum*, plur. *aðrir,* altschwed. *aþrir* (vgl. in schwed. dialecten noch heute plur. *åra*), got. *anþar,* plur. *anþarai,* ags. alts. *óðer* (*oðer*?).

fiðr 2. 3. sing. praes. von *finna*, got. *finþan*, alts. *fiðan* (neben *findan*, ags. *findan* mit *nd* aus praet. plur. und partic., vgl. Verner in zs. XXIII, s. 107).

guðr f. kampf, dat. acc. *gunni* u. s, w., ags. *gúð,* ahd. *gund.*

kuðr bekannt, dat. masc. *kunnum* u. s. w., got. *kunþs,* ags. *cúð.*

muðr mund, gen. sing. *munns*, got. *munþs,* ags. *múð.*

saðr wahr, gen. sing. fem. *saðrar,* dat. *saðri*, gen. pl. *saðra,* neben nom. sing. fem. *sǫnn* u. s. w., ags. *sóð,* engl. *sooth.* Das wort ist offenbar das alte partic. praes. von der wurzel *es-* sein (= slav. *sąt-*, sanskr. *sant-* u. s. w.). Nichts hindert uns im nom. sing. *saðr* eine consonantisch flectierte form, germ. **sanþz*, zu erblicken. Wahrscheinlich hat gerade diese form zu der flectierung des wortes nach den adjectivischen *a*-stämmen, seitdem bei diesen der stammvocal im nom. sing. masc. weggefallen war, wenigstens teilweise die veranlassung gegeben. — Bemerkenswert ist übrigens das neutr. *satt.* Ist dies eine neubildung aus masc. *saðr* hervorgegangen, nach *glatt, mitt* zu *glaðr, miðr* u. s. w.? Oder ist es eine alte echte form mit *tt* aus *nnt,* während z. b. *grannt, þunnt* neubildungen sind? Die pronominalformen *mitt, hitt* u. s. w. zeigen, dass die nordische assimilation des *nt* zu *tt* nicht vor der syncopierung des endungsvocales im neutr. der pronomina und adjective zu setzen ist.

suðr süden, nach süden hin, compar. *syðri*, altschwed. *suþer* (*syþer* mit *y* aus dem adj. compar. *syþri*; neuschwed. *söder södre*) vgl. *sunnan* von süden her; ags. *súð*, ahd. *sundar*.

sviðr adj., fem. *svinn*, got. *svinþs*, ags. *swíð*.

teðr, nom. acc. plur. von *tǫnn* zahn, ags. *tóð*, plur. *téð*, vgl. got. *tunþus*. Die altn. ags. pluralform ist ohne zweifel consonantisch, vgl. gr. ὀδόντες, lat. *dentes*. Nur so ist übrigens die verschiebung des *nþ* zu *nd* im alts. *tand* zu erklären, dass einige oblique casus die endung betont hatten, und *nd* von diesen aus verallgemeinert wurde. Solcher accentwechsel aber ist im griechischen und sanskrit, wahrscheinlich auch in der indogerm. grundsprache, bei den einsilbigen consonantstämmen regelmässig. Das einfache *n* im mittelniederd. *tân*, ahd. *zân* (neben *tand*, ahd. *zant, zand*) beruht wol auf urspr. *nþ* in den stammbetonten casusformen, mit *þ* schon vor der hochdeutschen lautverschiebung abgefallen?

uðr f. welle, gen. *unnar*, ags. *ýð*, alts. *úðia*, ahd. *undia, unda*. Wahrscheinlich sind noch hierher zu rechnen:

iðr n. pl. und *iðrar* f. plur. eingeweide, welche ich nicht zu den adverben *inn, inni, innan* (mit german. *nn*) stelle, sondern mit skr. *antra*, gr. ἔντερον vergleiche. Das neutr. *iðr* könnte auch ein alter *s*-stamm sein, identisch mit dem adv. gr. ἐντός, lat. *intus*, vgl. *intes-tina* eingeweide. Auch das adj. compar. *iðri* ist nicht notwendig jünger als *innri* (um so mehr, da *innri* jedenfalls wahrscheinlich neubildung ist für ein zu erwartendes **inni*, vgl. *minni* minder = got. *minniza*), sondern kann sehr wol eine alte form sein, vgl. lat. *intra*, *interior*, sanskr. *antara*.

Erwägt man nun, dass im nordischen *n* vor einem anderen dentalen spiranten, nämlich vor *s*, verschwunden ist (z. b. *gás, ást* aus *gans, anst*), und dass sowol ags. wie alts., die auch sonst nasal vor folgendem spiranten schwinden lassen (z. b. *fíf* aus **finf* oder **fimf*), regelmässig ð für *nþ* haben, so scheint es mir ganz nahe zu liegen, das nordische ð vor *r* so zu erklären, dass dieses *r* die assimilation von *nþ* zu *nn* verhindert habe, und dann das *n* vor dem folgenden spiranten *þ* oder lieber ð (denn er ist wol früher zwischen *n* und *r* tönend geworden) ganz verschwunden sei. Ein auffallender umstand ist dabei nicht ausser acht zu lassen, nämlich dass im nor-

dischen keine spur von ersatzdehnung vorhanden ist. Es ist nicht zulässlich, sich die sache so zurecht zu machen, dass man das ð als in der aussprache gedehnt, d. h. nur schreibzeichen für ðð, ansehe, indem es etwa eine orthographische sitte gewesen wäre niemals doppeltes ð (*þ*) zu schreiben. Es finden sich nämlich nicht selten reime von *ðr* als nebenform von *nnr* mit *ðr* aus ursprüngl. einfachem ð (*d*), z. b. in den skaldenversen der 'Konungasǫgur':

saðr var engr fyrir þaðra (saga O. H. 92).
naðr svá at hver tók aðra (Har. Harðr. 63).
glaðmæltr þegi aðrir (saga Inga etc. 22).
suðr at sjávar naðri (Ol. Tryggv. 20).
áðr frágum þat aðra (Ol. Tryggv. 96).
suðr gnauðuðu súðir (s. Magn. góða 20).

Allerdings finden sich auch einzelne fälle, wo einfacher consonant mit doppelconsonanten reimt, z. b. *mjǫk* mit *rekkar* und mit *sökkvir, hvat* mit *kvitta* (diese beispiele bei Sievers, Beiträge zur skaldenmetrik, Beitr. V, s. 465), *hǫll* mit *mælir* (das. s. 510), *gramr* mit *grimman* (das. s. 460). Aber sie stehen unter der masse der übrigen, wo einfacher consonant nur mit einfachem reimt, so vereinzelt da, dass sie wol nur als zufällige licenzen gelten dürfen. Und wenn man die sache näher ansieht: ist wirklich ersatzdehnung (sei es des vocales oder des folgenden consonanten) nötig? In *saðr, aðra*, ebenso wie in *naðr, þaðra*, ist ja *-aðr-* jedenfalls metrisch lang. Muta cum liquida machen in der nordischen metrik immer position (vgl. Sievers' soeben erwähnte abhandlung), also wahrscheinlich auch in der gewöhnlichen rede. Ersatzdehnung aber nach wegfall eines consonanten ist wol nur da von nöten, wo ohne dieselbe kürzung einer metrisch langen silbe eintreten würde. Sie ist daher zwar in solchen fällen wie altn. *gás* aus *gans*, *réttir* aus **rehtir* unumgänglich. Wenn aber hier die ersatzdehnung auch vor folgendem *r* sich findet, z. b. im plur. *gæss* (für **gæsr*), sing. *réttr*, so könnte dies auf analogischer verallgemeinerung beruhen. Uebrigens ist es vielleicht nicht ausgemacht, dass im angelsächsischen der vocal vor dem ð immer lang war. Es scheint mir in der tat gar nicht unmöglich, dass auch hier vor folgendem *ðr* der vocal kurz, vor ð im auslaute und mit folgendem vocale dagegen lang gewesen

ist. Eine solche differenz besteht ja noch heutzutage in der englischen aussprache: in *other*, das einzige hierher gehörige mir bekannte wort mit *ðr* im ags., wird das *o* kurz gesprochen, in *sooth, tooth, teeth, mouth* dagegen treffen wir langen vocal oder diphthong. Vielleicht ist also ags. *oðer, oðre, oðrum* (= altn. *annar, aðrir, ǫðrum*) mit kurzem *o* zu schreiben, während *sóð, tóð, téð, múð* wirkliche ersatzdehnung haben?

Es bleibt nun übrig, diejenigen wörter zu untersuchen, wo altn. *ðr* neben *nn* nicht aus germanischem *nþ* zu erklären ist, welcher umstand wol am meisten die richtige auffassung des *ðr* aus *nðr* verhindert hat, da diese erklärung auf solche wörter nicht anwendbar schien. Und jedoch glaube ich, dass sie auch hier geltend gemacht werden kann. Obwol ich zu einer ganz vollständigen sammlung solcher wörter nicht die zeit gehabt, wage ich die behauptung, dass von allen den in frage stehenden wörtern nur ein einziges von dem unzweifelhaften alter und der festigkeit im gebrauche des *ðr* ist, dass eine besondere erklärung nötig wird. In allen übrigen fällen braucht man sich nach meiner meinung gar nicht gegen die annahme von analogischer neubildung zu sträuben. Dieses wort ist das merkwürdige *maðr*, altschwed. *maþer,* nom. sing. von *mann-* mann. Hier ist das *nn* gemeingermanisch. Bei der erklärung der form gehe ich von der tatsache aus, dass das wort ein alter consonantstamm ist. Im altnordischen selbst treffen wir eine consonantische pluralform *menn*; im got. gen. sing. *mans*, dat. *mann*, nom. pl. *mans*; im ags. dat. sing. und nom. pl. *men*; im ahd. und alts. dat. sing. und nom. pl. *man* lauter consonantische casusformen, neben welchen allerdings auch andere formen nach den *a*-stämmen und *an*-stämmen bestehen. Ich glaube mich also berechtigt für die germanische grundform des nom. sing. eine endung *s* oder *z* anzusetzen, welche in unmittelbarer berührung mit dem stammschliessenden consonanten war. Erinnert man sich nun, dass *mann-* zu den wörtern gehört, wo die entstehung des *nn* aus *nv* durch A. Kuhns untersuchung wahrscheinlich gemacht ist, so bekommen wir eine grundform des nom. sing. **manvs* oder **manvz* = sanskr. *manus.* Dass das wort im sanskr. als *u*-stamm flectiert wird, kann ein jüngeres verhältnis sein. Es ist wol denkbar, dass einmal der nom. sing. *manus,* acc. sing. *manum*

u. s. w. neben sich andere casus mit *nv*, z. b. instr. **manvâ*, dat. **manvê*, loc. **manvi* gehabt, ebenso wie von sanskr. *hanu* (= got. *kinnus*, altn. *kinn*) formen wie instr. *hanvâ* u. s. w. sich wirklich vorfinden; vgl. auch das gerund. auf *-tvâ* neben infin. auf *-tum*. Ohne schwierigkeit können wir verallgemeinerung des *nv* zu allen casusformen des germanischen wortes annehmen, da ja in solchen verben wie *rinnan* das ursprünglich praesensbildende *nu*, *nv*, woraus germ. *nn*, nicht nur zu allen flexionsformen, sondern auch zu den abgeleiteten nomina derselben wurzel sich verbreitet hat. In der interessanten abhandlung 'Germanisch *nn* vor folgendem consonanten' von K. Verner (Zs. f. d. alt. N. F. IX) wird z. b. ahd. subst. *runst* von *rinnan* aus einer grundform **runvti* erklärt. Aus der german. grundform **ronfþi* wurde (mit erhärtung und mit verlust des stimmtones in *v* vor *þ*) **ronfþi*, weiter mit wandlung des *f* zu *s* zwischen den beiden dentalen lauten **ronsþi*, endlich mit übergang des *þ* nach *s* zu verschlusslaut **ronsti* und *runsti*. Abgesehen vom wurzelvocal, welchen jetzt wol Verner selbst etwas anders ansetzen würde, gibt es einen umstand, der mich, obwol ich damit einverstanden bin, dass *runst* auf einer grundform mit *nv* beruht, geneigt macht den lautlichen vorgang im einzelnen etwas abweichend aufzufassen. Es findet sich nämlich auch die form ahd. *runs*, *urruns*, welche im gotischen die einzige ist und aller wahrscheinlichkeit nach nicht jünger als *runst*. Vergleicht man hiermit die got. subst. *qiss* = **kviþ-þi*, *stass* = **stad-þi*, *viss* = **vid-þi*, die germanischen partic. *vissa-* = **vit-þa-* und *hvassa* = **hvat-þa-*, subst. *sessa-* = **set-þa-*, und bedenkt man dabei, dass niemals ursprüngliches *s*, wol aber andere dentale in verbindung mit dem indogerman. *t*, german. *þ*, zu *ss* werden, so scheint mir sehr möglich, dass *runst* erst später für *runs* (ebenso wie das praet. *vista* für *vissa*) durch analogie getreten ist, und dass *runs* zunächst auf **runþsi*, dies auf **runfsi*, dies endlich auf **runfþi* beruht. Auf ähnliche weise kann ich mir das german. partic. *vissa-* kaum anders als aus **vit-sa* und dies aus **vit-þa* entstanden erklären. Wie damit auch sein mag, Verner hat die erklärung des german. *nn* aus *nv* bestätigt[1]), was hier die

[1]) Für Verners vermutung, dass ostgerman. *kannt* (2. sing. praes.)

hauptsache ist, und er hat in der tat mir zu der erklärung von *maðr* die nächste veranlassung gegeben. Aus der oben aufgestellten grundform **manvz* denke ich mir nämlich die weiterentwickelung zu **manðz*, indem der labiale, vielleicht schon labio-dentale, spirant *v* zwischen den zwei dentalen selbst dental wurde. Aus **manðz* bekommen wir eine nordische form **manðR* (*R* = dentales *r* aus *z* entstanden), welche später derselben weiterentwickelung unterlag wie die wörter mit urspr. *nþ*, z. b. **sanðR*. Für den übergang von *v* in *ð* findet sich, worauf mich mein freund dr. A. Noreen aufmerksam gemacht, ein ziemlich sicheres analogon im altnord. *baðmr* baum, wol aus **bavmz* (das got. *bagms* ist wol mit niederd. *Pagel* für *Pawel*, *Paul* u. s. w. zu vergleichen).

Wenn die entstehung des *maðr* aus urspr. **manvz* einigermassen wahrscheinlich ist, könnte man versucht sein auch in anderen fällen, wo urspr. *nv* anzunehmen ist, das *ðr* neben *nn* als alte rein lautliche form anzusehen. Solche fälle sind der plur. *meðr* neben *menn*, *kiðr* neben *kinnr* von *kinn* f., nom. sing. *bruðr* für *brunnr*, *ruðr* für *runnr* strauch (wol zu *renna* in der bedeutung von got. *ur-rinnan*), 2. u. 3. sing. praes. *viðr*, *breðr* für *vinnr*, *brennr*, adv. compar. *miðr* für *minnr* u. s. w. Dies aber scheint mir nicht zulässlich. Der übergang von *v* zu *ð* (vielleicht specifisch nordisch) ist nur **unmittelbar** vor dem *z* oder *R* (in **manðz*, **manðR*) oder dem *m* (in *baðmr*) wahrscheinlich. Um daher z. b. *kiðr*, *miðr* aus **kinvz*, **minvz* (**kinvR*, **minvR*) herzuleiten, müste man den übergang von *nv* zu *nn* vor vocal erst nach syncope des endungsvocales in **kinviz*, **minviz*, also auf specifisch nordischem boden, eintreten lassen. Alles spricht aber dafür, dass dieser lautwandel urgermanisch ist. Die von Verner aus altem erhaltenen *v* erklärten germanischen formen sind sämmtlich solche, wo niemals syncope stattgefunden, sondern von anfang an der dental der endung unmittelbar an den wurzelauslaut sich angeschlossen. Ich glaube daher, dass ausser *maðr* alle nordischen nebenformen mit *ðr* neben *nnr*, wo *nn* nicht = germ. *nþ* ist, durch analogie nach denen mit lautgesetzlich berechtigtem *ðr* gebildet

---

eine neubildung ist statt des westgerman. *kanst*, spricht der umstand, dass eine alte form *kannt* im nordischen wahrscheinlich **katt* geworden wäre. Vgl. was oben über neutr. *satt* gesagt wird.

sind. Mehrere dieser formen sind wol ziemlich selten, einige (z. b. *meðr, breðr*) vielleicht nur dichterische kunstproducte, durch metrische bedürfnisse bedingt. Analogiebildungen sind wol auch einige formen mit etymologisch nicht ganz klarem *nn*, z. b. *tviðr* für das gewöhnlichere *tvinnr* (und *tvennr*, vgl. oben), compar. *gryðri* neben *grynnri* von *grunnr*, obwol dieses letztere vielleicht auf urspr. *nþ* zurückgeführt werden könnte, wenn es zur subst. *grund* und got. *grundus* gehörte (urspr. **grunþús*?); indessen ist für den positiv nur *grunnr*, kein **gruðr* belegt.

Ehe ich schliesse, habe ich noch eine bemerkung zu machen, zu welcher die regelmässige pluralform *menn* von *maðr*, die gemeinnordisch ist (altschwed. *mæn*, neuschwed. *män* u. s. w.), veranlassung gibt. Sie muss aus **mennz* oder **mennR* entstanden sein (dies aus **manniz*, ursprüngl. **mannvez*). Ganz analog ist der compar. *minni* aus **minnze* oder **minnRe* (dies aus **minvizan-*), ebenso 2. und 3. sing. praes. *brenn, renn* aus *brennz* u. s. w.) [1]), endlich plur. *tenn* neben *teðr* zu *tǫnn* zahn, welche pluralform vielleicht so zu erklären ist, dass nach der assimilation von *nþ* zu *nn* vor vocal eine neubildung **tennR* sich als nebenform für das lautgesetzliche *teðr* hervordrängte und dann das *R* wegfiel?. Diese formen, teilweise von ersichtlichem hohen alter, sprechen dafür, dass es einmal im norden lautgesetz war, das *z* oder das daraus entstandene *R* nach *nn* schwinden zu lassen. Ja, abfall des *z* oder *R* hat aller wahrscheinlichkeit nach nicht nur nach *nn*, sondern nach *n* unter allen verhältnissen stattgefunden, also auch nach kurzer wurzelsilbe. Es gibt nämlich im altn. die vereinzelten formen *sun* oder *son, vin* und *mun* im nom. sing. masc. Das alter dieser formen im vorzuge vor den 'regelmässigen' *sunr, vinr, munr* wird dadurch bestätigt, dass das altschwedische kein *r* in solcher stellung nach *n* kennt. Dasselbe gilt im altschwedischen auch nach *l*, weshalb ich glaube, dass auch altn. *dalr, salr* u. s. w. jüngere formen sind, ebenso 2. 3. sing. *gelr, stelr* analogiebildungen für die älteren *gel*(*l*), *stel*(*l*), vgl. altschw. 2. 3. s. *gal, stiæl*.

[1]) Denkbar wäre auch, dass *brenn* urspr. der 3. person gehörte, und aus **brennþ* = got. *brinniþ* entstanden wäre.

UPSALA, november 1879. FR. TAMM.

Nachtrag.

Nachdem das manuscript meines aufsatzes 'Altnordisch *nur, ðr*' schon abgesant war, bin ich darauf aufmerksam geworden, dass Verner (Anz. f. d. alt. IV, s. 341 f.) germ. *vissa* aus **vit-sa,* dies aber aus **vit-sta* erklärt, ganz analog mit lat. *ss* für *t-t*, welches wol nur aus *ts*, dies aus *tst* (mit dissimilation) erklärt werden kann. Ich bin daher jetzt geneigt, die german. formen *runs* und *runst* neben einander so zu erklären, dass aus urgerman. **runfti,* wo das aus *v* entstandene *f* die verschiebung von *ti* zu *þi* verhindert, zuerst **runþti* und dann **runþsti* entstand. Die letztgenannte form spaltete sich dann in zwei formen, nachdem durch die dissimilation die erste oder die letzte von den tonlosen dentalen schwand: 1) **runþsi, runs*; 2) *runsti*, *runst.* Hierdurch wird das gewonnen, dass *runst* eine mit *runs* gleichberechtigte (vielleicht dialectische) form wird.

F. T.

GEÞAWENIAN.

Im letzten hefte der Beiträge VII, s. 165 zweifelt Paul an der richtigkeit der ansicht Holtzmanns, dass im ags. die kurzen vocale *a*, *e* und *i* vor *w* gebrochen sind. Er weist dabei auf die erhaltung des kurzen vocals in *niwe, gliw, hiw, geþawenian, gesewen* hin. Von diesen wörtern kommt meiner ansicht nach bloss *gesewen* in betracht, weil die syncope des *g* älter sein muss als die ags. brechung des *e.* Fraglich bleibt es, ob die von Paul angegebene lautliche entwickelung das richtige trifft. Selbst wenn man annehmen dürfte (was Paul nicht einmal tut), dass die brechung von den monosyllabis *þeow, treow* u. s. w. (dies, und nicht *þeó, treó* sind die ältesten westsächsischen formen) in die zweisilbigen casus eingedrungen sei, bliebe *feower, fiower* (nordhumbr. *fewer*) unerklärt. Wer *hiw* als einen grund gegen die brechungstheorie gelten lässt, muss ebenfalls die brechung in *cneoht, cnioht* leugnen, weil daneben *cniht* existierte. Was beweisen die ungebrochenen

clipian, swicol, sido, betwix, witan etc. gegen *cliopian, sweocol, seodo, betweox, weotan*? Bei *hiw* kann noch eine andere ursache gewirkt haben: es kann ein neutraler *i*-stamm gewesen sein (im got. ist es ein *ja*-stamm), der das ungedeckte *i* einbüsste, wie z. b. *feoh* das ungedeckte *u*. Ich halte dies für wahrscheinlich, weil ich das in der C. P. bloss einmal vorkommende *hiow* für eine ungenaue schreibart statt *hiew* ansehe. Wenn wir vom ältesten westsächsischen ausgehen und die verwirrenden poetischen denkmäler unberücksichtigt lassen, können wir die allgemeine regel aufstellen, dass die brechung des *i* vor jedwedem consonanten unterbleibt, wenn die folgende silbe ein *i* (*j*) enthielt. In diesem punkte stimmen altwestsächsisch und altnordisch genau überein: man vergleiche *geseoh* (vide) und *ðu gesi*(*e*)*hsð, he gesi*(*e*)*hð*; *georne* und *gi*(*e*)*rnan*; *beorht* und *bi*(*e*)*rhto*; *heorte* und *hiertan*; *weorð* (dignus) und *wierðe*; *weorpan* und *he wierpð*; *feohtan* und *he fi*(*e*)*ht* u. s. w. Sämmtliche belegstellen findet man in den 'Taalkundige Bijdragen' II, s. 246 ff. Diese regel herscht ausnahmslos in der C. P., im ältesten teile der chronik und, so viel ich weiss, im Orosius L. *Midfeorwe* = alts. *midfiri* bildet nur eine scheinbare ausnahme: es hat sich nach *feorh* gerichtet, wie *ðæt smælðearme* (C. P. 295, 18) nach *ðearm*. *Niwe* bestätigt also unsere regel. *Gliw*, altnord. *glý*, hat von haus aus langes *i*: in der C. P. lauten die formen *gligg* (*glig*), *glii*(*mon*), *gliig*(*mon*). In der späteren sprache kürzte sich das *i* und *iw* ward zu *eow, iow*, wie *hîw* (familia) zu *heow*. Als altgermanische grundform möchte ich *glīwia-* betrachten, woraus *gliig* wie *hieg* (foenum) aus *hauja-*. Endlich beweist *geþawenian* gar nichts, weil es eine vox nihili ist. Aus *geþawened* machte Grein *geþawenod* mit einem inf. *geþawenian*. Wer aber Aelfreds sprache studiert hat, corrigiert sofort *geþwǽned* (in späterer form *geþwêned*), das glücklicherweise auch in der prosaversion überliefert ist: *forþam gif þæt wæter hi ne geþwænde* etc. (Fox s. 130, r. 7). Das *a* wird vielleicht auf svarabhakti beruhen, doch lasse ich dies dahingestellt. Wie das Greinsche glossar mit vorsicht zu benutzen ist, mögen ein paar beispiele beweisen, die ich hervorhebe, weil sie mir eben jetzt zur hand sind. Aus Daniel 585 wird ein monstrum *anwlôh* angesetzt mit der bedeutung *ornatus*! also = *gewlôh* von *wlôh* fimbria! Im origi-

nal kann aber nur *anwalh*, vielleicht in der nordhumbrischen form *anwolh* (vgl. *foldan*, eingeschlossen, Exod. 369 und mit *u* aus *o gefulden,* volutus, Matth. prol., *seofofullice,* septempliciter, Luc. prol.) gestanden haben, was allein einen passenden sinn gibt. Dass *anwolh* dem westsächsischen überarbeiter nicht verständlich war, liegt auf der hand. Die ursprünglich nordhumbrischen gedichte haben solche fehler in einer nicht unbeträchtlichen anzahl, worüber ich später zu handeln gedenke. Aber wir können bei den metris bleiben. Metr. XXXI, 4 finden wir ein hübsches *færbu*, was accusativ sein soll von einem nom. *færbu.* Vergleicht man die prosaübersetzung, dann ergibt sich sofort wo der fehler steckt: 254, 24 liest man *sint swiþe ungelices hiwes & ungelice faraþ*: man teile daher ab *fær* und *bu* und der unsinn ist geschwunden. Aber genug. Wenn das herrliche *geþawenian* das einzige wort ist, das gegen Holtzmanns theorie ins feld geführt werden kann, so können wir ruhig bis auf weiteres an der brechung des *e*, *i* und *a* vor *w* festhalten.

LEIDEN, den 4. januar 1880. P. J. COSIJN.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE.

VII. BAND. 3. HEFT.

HALLE A/S.
MAX NIEMEYER.
1880.

INHALT.

Zur beachtung: Alle auf die redaction der 'Beiträge' bezüglichen zusendungen bittet man zu richten an Professor Dr. W. Braune in Giessen.

ZUR CONJUGATION.

KUNÞA UND DAS *T*-PRAETERITUM.

In Kölbings Englischen studien III, s. 160—163 in einer anzeige von Kluges 'Beiträgen zur gesch. der germ. conjugation' habe ich mich für ein germanisches *t*-präteritum ausgesprochen.

Paul gelangt oben s. 136—152 am schlusse eines beitrags 'Zur bildung des schwachen präteritums und participiums' zu dem resultate, 1) dass 'alle diejenigen erklärungsversuche des schw. prät., welche für den dental des suffixes ein indog. *t* voraussetzen, a limine abzulehnen sind', 2) dass es 'ungerechtfertigt ist für eine klasse der schw. präterita ein anderes suffix anzunehmen als für die übrigen', 3) dass 'alle scheinbaren schwierigkeiten, die sich der zurückführung des dentals auf indog. *dh* in den weg stellen, sich auf befriedigende weise lösen wie sonst bei keiner andern theorie'.

Dem satze 2 stimme ich vollkommen bei[1]), dem satze 3 widerspreche ich.

---

[1]) Hiermit soll gesagt sein, dass uns die gestalt des dentals in keiner weise nötigt, neben dem *t*-suffix ein *dh*-suffix anzusetzen, während die möglichkeit nicht ausgeschlossen werden soll, dass uns die verschiedenheit des vocals, ostgerm. *ē* in got. *dês*, an. *-ðir*, *-ði*, westgerm. *ā* in ahd. *-tôs*, *-tôt*, *-tôn* noch einmal nötige anzunehmen, dass das ostgermanische den vocal eines ursprünglichen *'-dhēm* = griech. *-θην*, das westgermanische den eines urspr. *-tā'm*, dessen *t* im keltischen, dessen *ā* im lateinischen seine genaue entsprechung findet (s. Engl. stud. a. a. o. s. 161), verallgemeinert habe. (Das *-dhēm* könnte ursprünglich den starken und schwachen verben, deren verbalstamm oder zweiter stamm auf einen vocal ausgeht (*sē* säen etc.), das *-tām* den starken und schwachen verben auf consonantisch auslautenden verbalstamm (s. u.)

Pauls hauptbeweismittel bilden (s. 150 f.) die präterita *kunþa, unþa.* Aus dem zusammenstoss von *nn* mit einem *t*-laut ist entweder germ. *nst* oder *nþ* entstanden. 'Woher nun aber', fragt Paul, 'die doppelte lautgestaltung? Diese frage', sagt er, 'kann mit voller sicherheit beantwortet werden. Wo suffix *-ti-* zu grunde liegt, erscheint überall *st*, niemals *þ*, vgl. *kunst, brunst*, ... ebenso die 2. sg. *kanst, -anst*'. '*nþ* entsteht aus *nndh* und *nst* aus *nnt*.'

Von der richtigkeit oder unrichtigkeit dieses satzes lasse ich für mich die entscheidung der frage nach einem germanischen *dh*- oder *t*-präteritum abhängen. Ist Pauls satz richtig, dann erkläre ich mit Paul, dass von einem germanischen *t*-präteritum nicht mehr die rede sein kann. Dann bin ich bereit, was ich bis jetzt noch nie getan habe, die gesammten germanischen präterita mit *ht, ft, ss* als analogiebildungen nach dem participium anzuerkennen.

Aber der satz hat einen schwachen punkt. Paul selbst erkennt an, dass 'die lautphysiologische erklärung ihre schwierigkeiten hat'. Ich fordere jeden auf, der für ein germanisches *dh*-präteritum ist, ernstlich zu versuchen, ob er für ein germanisches *nþ* aus *nndh* die erklärung finden kann. Ein übergang von *nndh* in *nþ* ist meiner ansicht nach nur dann möglich gewesen, wenn das urspr. *dh* zu germ. ð, woraus nach dem nasal *d*, geworden ist auf demselben wege, den das *dh* inlautend im lateinischen zurücklegte: *dh th þ ð d.* Aber auch wenn wir dies annehmen wollen, ist nicht einzusehen, warum das *dh* nach *nn* auf der stufe *þ* beharrte statt wie sonst in den tönenden laut überzugehen. War dagegen, wie wir annehmen, die stufenfolge *dh ð d*, war also der dentale geräuschlaut auf dem zurückgelegten wege jederzeit tönend, und darum auch der vorhergehende nasal jederzeit tönend, dann ist nicht einzusehen, durch welches mitwirkende dritte element der dentale geräuschlaut der tonlosen qualität teilhaftig geworden sein kann.

Mit der doppelten lautgestaltung *nþ* und *nst* verhält es

---

zugekommen sein. Doch genügt zur erklärung des ostgerm. *ē* die annahme eines starken prät. auf *-ēm* = griech. *-ην*, s. den folgenden aufsatz). Diese differenz des vocals wird im folgenden nicht weiter berücksichtigt. [Vgl. über dieselbe jetzt Kögel, zs. f. gymn. 34, 407.]

sich nach meiner ansicht vielmehr so. *nnt* wird *nþ* in urgermanischen oxytonen, *nnt* wird *nst* in urgermanischer betonter stammsilbe. Die 2. sing. perf. *kanst*, *anst* trug den ton auf der stammsilbe, die wörter auf *-ti-* wie *kunst, brunst* trugen, wenngleich ihr ablaut ursprünglich unbetonte silbe voraussetzt, dennoch in folge eines ausgleichs zum grossen teil den ton auf der stammsilbe.[1])

Ich unternehme es nun meinen satz nach der lautlichen seite zu begründen.

Kögel hat oben s. 171—201, soweit unsere bekanntschaft mit dem urgermanischen accent es möglich machte, gezeigt, dass vorgermanisches *tt* (entstanden aus *t d dh* + *t*), zwischen vocalen stehend, germ. *ss* wird in oxytonen, germ. *st* bei betonter stammsilbe. *-'tt* wird germ. (durch **tht*, **þt*) *st*.[2]) Kögel irrt aber wenn er glaubt, *tt-'* sei germ. *tt* geblieben, ein

[1]) Die wörter auf *-ti-* hatten ursprünglich nur in den obliquen casus reducierte stammsilbe, im nom. acc. betonte stammsilbe mit dem vocal *o* (germ. *a*). Später, als die beweglichkeit des accents verloren gieng, ward entweder der accent des nom. acc. durch alle casus fortgeführt, wie stets im griechischen, oder der der obliquen casus, und bei den meisten wörtern drang die reducierte gestalt der wurzelsilbe auch in den nom. acc. Eben so stand es ursprünglich bei den wörtern auf *-tu-*, nur bewahren die wörter auf *-tu-*, die den accent des nom. acc. verallgemeinern, etwas häufiger den diesen casus ursprünglich gebührenden vocal der wurzelsilbe. — Got. *ansts*, ahd. as. *anst*, ae. *êst*, an. *ást* wahren also die alte form des nom. acc. sing., während as. *-unst*, ahd. *unst* (masc., also ein wort auf *-tu-*) den ablaut der obliquen casus aufweisen. S. hierzu im folgenden aufsatz den abschnitt über die entstehung des *o*.

[2]) Zu streichen ist (s. 189) Kögels beispiel 8, nhd. *hast.* Das wort ist uns aus dem französischen zugekommen auf dem umwege durch das mnl. und mnd. Sonderbarerweise wird die sache gewöhnlich umgekehrt dargestellt. Direct entlehnt aus dem altfranz. *hāste* sind nur das me. *hāst* und das mnl. *haest* (nnl. *haast*), aus dem mnl. ist das wort ins west- und ostfries. und ins mnd., aus dem mnd. ins nordische und ins hochdeutsche gedrungen. Das franz. wort aber, mit dem adj. *hastif,* wozu ital. *astivamente,* ist mit dem regelmässigen roman. *a* aus germ. *ai* das ins roman. gedrungene ahd. **heist* = ae. *hǣst* f., wozu *heisti* vehemens (*haistera handi* lex Alam. = westfries. *mit haester hand*), *heistîgo* vehementer. Der ausfall des *f* in diesem worte verglichen mit dem got. *haifsts* f. ist analog dem von Kögel s. 193 ff. dargelegten ausfall des *h* im ahd. vor *s* + cons. — [Zu no. 5, got. *frasts,* vgl. Kluge, KZ. XXV, 313.]

'quantitätslanger verschlusslaut' (s. 197), und sei ein *tt* gewesen zu der zeit wo die Römer *Chatti, Mattium* schrieben, ja dieses *tt* habe sich auch noch in einzelnen nachzüglern bis in unsere älteren sprachdenkmäler gerettet. Wäre dies richtig, dann wäre dem *tt* in der tat nur eine kurze frist vergönnt, um auf dem ganzen germanischen gebiete *ss* zu werden. Aber schon zu der zeit, in welcher die Römer mit den Chatten verkehrten, kann der laut nicht *tt* gewesen sein. Denn wir besassen zu dieser zeit ein anderes *tt* in wörtern wie germ. *skattaz* schatz[1]): den quantitätslangen verschlusslaut dieser wörter hätten die Römer ebenfalls durch *tt* widergegeben, von diesem aber muss der dental im namen der Hessen verschieden gewesen sein. Vorgermanisches *tt-'* ward germanisch (durch **thth*) zu **þþ*. Gedehnter spirant germ. *þþ* konnte dem schicksal des einfachen *þ* vor betonter endung nach Verners regel, dem tönendwerden, nicht verfallen. Zu der zeit der Römer bestand dieses germ. *þþ*, später ward es zwischen vocalen gemeingermanisch *ss*. Wie hätten die Römer dieses germanische *þþ* in ihrer schrift widergeben sollen? Consequenterweise hätten sie *thth* schreiben müssen, aber diese schreibung konnte ihnen nicht anders als monströs erscheinen. Denn sie sprachen unter allen umständen *k*, *t*, auch wo sie *ch, th* schrieben. Wie sie nun häufig genug bei der widergabe der germanischen spiranten in der schrift das *h* sich ersparen und *c* für germ. *χ*, *t* für germ. *þ* schreiben statt *ch, th*, so schrieben sie auch hier *tt* für germ. *þþ*.[2]) Vgl. hiezu Müllenhoff, zs. f. d. alt. XXIII, 7.

---

[1]) Got. *skatts, atta, smakka* sind wol durch vermittlung des finnischen aus dem slavischen entlehnt (finn. *tt* aus *t*, ebenso dann finn. *k* aus *γ* in got. *krêks, marikreitus*).

[2]) *tt* vor der tonsilbe konnte germanisch nicht *tt* bleiben. Die vermutung, die ich selbst Kuhns zs. XXIV, 517 aufstellte, um ein rätselhaftes germ. *k* aus urspr. *k* vor der tonsilbe zu erklären, dass *kk tt pp* im germanischen unverschoben bleibe, ist unhaltbar. Ich fand a. a. o. s. 459 ff. und 515 f. in zahlreichen wörtern an stelle eines erwarteten germ. *g* aus urspr. palatalem *k* vor der tonsilbe ein germ. *k* und vermutete, dass eine dehnung des *k* durch das ihm anhaftende *ı* der grund der abnormen lautvertretung sei. Die vermutung einer dehnung des *k*-lauts war richtig, nur war dieselbe in der zeit falsch angesetzt: die dehnung hat nicht vor der lautverschiebung, sondern nach der wirkung von Verners gesetz stattgefunden. Das richtige zeigte, ohne jedoch auf meine sammlung rücksicht zu nehmen, Paul (Beitr. VII, s. 133 ff. anm.).

Unser germanisches präteritum erklärte ich Engl. stud. a. a. o. aus einem vorgermanischen imperfect (1. 2. 3. sing.) *-tā́m -tā́s -tā́t*: germanisch setze ich dieses an als *-dān* (mit nasaliertem vocal) *-dās dā*, da wir künftig germ. *ā* und *ō* werden zu scheiden haben [1]), doch kommt es uns hier nur auf die ursprüngliche gestalt des dentals, nicht auf den vocal der endung an.

Ahd. *wessa* ahd. as. *wissa* ae. *wisse* an. got. *vissa* 'wuste' ist bei der annahme eines *t*-präteritums regelrecht entstanden aus vorgerm. *vittā́m vittā́t.* Kögel erklärt (s. 186), wie es jeder muss, der ein *t*-präteritum ablehnt, *vissa* als analogiebildung nach dem alten participium *viss* und ahd. *muosa* 'muste' aus *mōssa* als analogiebildung nach dem part. **mōss.* Aber jenes *viss* ist ein adjectiv, unser *gewiss*, das zum verbum *vait* in gar keiner beziehung steht, das zwar in einer urzeit das particip zu *vid* 'sehen' war (Kögel s. 172), aber niemals soweit unsere blicke reichen das particip des präteritopräsens 'gesehen haben, wissen' gewesen ist.[2]) Und das part. **mōss* existiert gar nicht, es existierte nicht allein nicht in dieser gestalt sondern überhaupt nicht: in keinem älteren germanischen dialect begegnet ein part. pass. des präteritopräsens *mōt*, in dem unsern, der das *muosa* besass, weder im ahd. noch im mhd., und wir dürfen annehmen, dass die ältere sprache eines particips dieses präteritopräsens überhaupt nicht bedurft hat. Diejenigen, welche die präterita der präteritopräsentien als analogiebildungen nach den participien erklären, bitte ich überhaupt zu

---

Paul fand, dass ein nach der wirkung des Vernerschen gesetzes entstandener langer tönender verschlusslaut gemeingermanisch zum tonlosen verschlusslaut verschoben wird. Die entwickelungsreihe für mein beispiel germ. *taikna* war also nicht die a. a. o. s. 517 angesetzte, sondern *doicnó-m, taiȝⁱna, taiggna, taikkna, taikna.*

[1]) S. den folgenden aufsatz.

[2]) Unmöglich können wir es nicht nennen, dass *viss* einmal als part. zu 'wissen' fungiert habe, denn es kommt ja zuweilen vor, dass ein adjectiv als particip des passivs zu einem ihm wurzelverwanten verb in beziehung tritt, an. *gørr*, part. zu *gørva*, ebenso das fast gleichbedeutende skr. *pakvá-s* gar, gekocht, fertig zubereitet, gereift, part. zu skr. *pac.* (Diese beiden wörter sind gewiss reste eines ursprünglichen part. pass. auf *-vó-*).

bedenken, wie selten nur die sprache sich genötigt sah ein particip zu diesen verben zu schaffen, wie viele dieser participien in den älteren dialekten gar nicht belegt sind. Man prüfe für unsere gegenwart das eigene sprachgefühl: wie häufig werden wir wol ein participium dieser verben bilden ausser zum ausdruck des perfects '*ich habe gewust*, *gemust*' etc.? (und wo die form gebildet wird, s. Paul, Beitr. IV, s. 325, da geschieht es jedes mal nach dem präteritum, nicht umgekehrt). Anders steht es mit den präteriten: diese müssen viel älter sein. Eines präteritums für *vait* = *ϝοῖδα* hat es bedurft seit diese form präsensbedeutung hat. Diese präsensbedeutung ist aber uralt. Es muss also für unsere präteritopräsentien von der urzeit her zu jeder zeit eine präteritalform bestanden haben: diese muss in ihrer ältesten form und in ihrer grundbedeutung ein plusquamperfect gewesen sein. Unser schwaches präteritum haben wir in seiner form als ursprüngliches imperfect erkannt (s. Engl. stud. a. a. o.), unser präteritum der präteritopräsentien kann also auch seiner form nach ein altes plusquamperfect sein. Sobald wir das imperfect des präsens durch ein mit einem dental gebildetes präteritum ablösten (s. Engl. stud. III, s. 161), werden wir auch das präteritum des perfects (dessen grundsprachliche gestalt sich aus den erhaltenen altindischen plusquamperfecten entnehmen lässt, s. Delbrück, Altind. verb. s. 121 f., Whitney, Ind. gramm. § 817 ff.), durch ein mit demselben dental gebildetes ersetzt haben. Unser *munda* ist also ein vorgerm. *memn̥tā́m* 'memineram', prät. zum perf. *memóna* (*μέμονα*), *þaurfta* ein *tetr̥ptā́m*, *-daursta* ein *dhedhr̥stā́m*, und wir haben in diesen formen unser historisches plusquamperfect. Durch den verlust der perfectreduplication fiel das plusquamperfect der starken verben mit dem präteritum zusammen.

Von unserm *kann* lautete, wenn wir das *nn* wie es vorliegt der zeit vor der lautverschiebung zuschreiben dürfen, das prät. vorgermanisch **gegn̥ntā́m*, das feminine verbalsubstantiv, dessen wir uns gewiss wie die östlichen nachbarn als infinitivs bedienen konnten, vorgerm. **gń̥nti-s*. Das consonantische *n* ward vor dem tonlosen *t* tonlos, *N* (s. Hoffory, Kuhns zs. XXIII, s. 546 ff., Zs. f. d. a. XXII, s. 374 ff.), und es widerfuhr diesem tonlosen *N* nach dem selbstlautenden *n̥* was tonlos ge-

wordenem nasal vor tonlosem verschlusslaut im nordischen stets begegnet, *Nt* ward *tt*. *Nt* und *tt* unterscheiden sich nur darin, dass bis zur sprengung des verschlusses das gaumensegel hier emporgezogen, dort gesenkt ist. Wir gewinnen so prät. *gegṇttā́m*, subst. *gṇ́tti-s*. Langer verschlusslaut, wie er auch nach consonanten häufig genug begegnet, kann nach sonanten die nicht vocale sind genau so gut wie nach vocalen seine stelle haben, man denke z. b. an wörter wie skr. *vṛtti-s* die 'werdung'. Nach Kögels hinsichtlich des germanischen lautzustandes berichtigter regel über vorgerm. *tt* nun ward jenes präteritum germ. *kunþþā́n*, dieses subst. *kúnsti-z*. Die länge des *þþ* unterlag der verkürzung nach vorhergehendem consonanten zu einer zeit, in der Verners gesetz sich bereits vollzogen hatte, diese verkürzung zu *þ* entzog das *þþ* dem übergang in *ss*.

Kögel selbst lehrt ausdrücklich: '*ss* war urgermanisch immer intervocalisch'. S. 199 meint er, da nicht intervocalisches *ss* 'nicht existiert und auch eine andere vertretung dafür nicht nachweisbar ist, so muss das gesetz gelten: indogerm. *d dh t* + *t* erscheinen in nichtintervocalischer stellung im germanischen stets als *st* und sind vom accente unabhängig'. Aber Kögels beispiele für *st* aus *tt* nach consonanten haben alle ursprünglich betonte stammsilbe, got. *gilstr*, 2. sing. perf. *varst* [1]), auch *hurst* strauchwerk ist als aus *kṛ́tti-s* entstanden anzusetzen. Seine regel ist also ferner zu berichtigen: *-́tt* wird stets *st*, *tt-́* wird intervocalisch germ. *ss*, nach liquiden und nasalen germ. *þ*.

Bestand vor der lautverschiebung ein *nv* statt des spätern germ. *nn*, dann ward in **gegṇvtā́m*, **gṇ́vti-s* das *v* vor *t* tonlos also zum laut des neuengl. *wh* (keineswegs war *v* mit dem tönenden labialen spiranten identisch und ward *f*, wie Verner ZDA. XXI, s. 431 annimmt). Auch das so sich ergebende *Vt* ward *tt*: das tonlose *V* gestattete es dem *t* gewis noch leichter als das *N* seine articulation zu anticipieren, um selbst dann im *tt* sich zu verlieren. Wir werden dieser auffassung den

---

[1]) Ahd. *gersta* ist aber gewiss *ghérzdhā-* (zu *ghrs* 'horrēre') wie an. *þrǫstr* drossel *trózdu-*, vgl. lit. *strá́zda-s* (*zdh* zu *st*, wie *zgh* zu *sk* in den aussergotischen formen von *azgô*).



vorzug geben wegen des dieser selben erklärung (weniger leicht einer der ersten analogen) sich fügenden mhd. *wulst* aus *vl̥tti-s* aus *vl̥vti-s* (Verner a. a. o. s. 434) und des wahrscheinlich ebenso entstandenen ahd. *swulst* zu *swellan.*[1])

Pauls frage (s. 149 anm.) ob von *-ginnan* das starke oder das schwache prät. ursprünglich sei, geht von der unrichtigen voraussetzung aus, dass ursprünglich jedem verbum nur entweder das starke oder das schwache prät. habe zukommen können. Unser sogenanntes schwaches präteritum ist ein imperfect, unser sogenanntes starkes das alte perfect, folglich kam ursprünglich jedem germanischen verb, dem primären wie dem abgeleiteten, eine jede der beiden bildungen zu. Denn, dass auch fürs germanische ein älterer zustand vorauszusetzen ist, in welchem nach form und function unterschieden ein imperfect und ein perfect neben einander bestanden, kann von keinem ernstlich bezweifelt werden. Von *-ginnan* sind uns beide formen erhalten, in got. *dugann* ae. *-ȝon* as. *bi-gan* etc. das perfect, in ahd. *bigonda*, *bigunda*, mhd. *gunde*, mnd. *begonde, begunde*, westfries. *bîgonde*, me. *bê-gûđe* (schott. *bêgouth*) das imperfect.

Wie aber erklären sich nun die auf dem gebiete des deutschen auftretenden präteritalformen mit *nst*, ahd. Otfr. *konsta, gionsta*, md. Jülich *kunste* (Weinh., mhd. gr. 392), as. Hel. *consta, gi-, af- onsta*, mnd. nicht zu finden; ahd. Isid. *bigunsta,* md. türing. *begonste, begunste* (Weinh. 381), as. (beichte)

---

[1]) (Nachgetragen.) *kann* ist das perfect nicht zu einem präsens auf *-n-u*, sondern zu einem auf *-n-A* (d. h. der dritte radicale consonant ist nicht *u* wie in *kru* hören, sondern *A*, *gnA*, s. Saussure, Syst. prim. s. 244 ff.): das präsens liegt vor in sanskr. *ȝānā'mi* (über das erste *ā* s. Saussure s. 256) aus *gṇnā'mi*, und wahrscheinlich im gotischen selbst in *kunna* γιγνώσκω, das eben dieses starke verb wäre, in die schw. conj. eingetreten. Das femin. *kunst* ist also **gṇ'n^{A}-ti-s*, eine bildung wie δύνα-σι-ς, δύνα-μι-ς, das particip got. *kunþs* ist **gṇn^{A}-tó-s*, eine bildung wie δυνα-τό-ς. Das ^{A} (dessen lautwert wol der spiritus lenis, s. den folgenden aufsatz) schwindet im germanischen spurlos, wie in got. *dauhtar* gegenüber gr. θυγάτηρ sanskr. *duhitár-* aus *dhugh^{A}tér-*. Für *kunst*, das part. *kunþs* und das prät. *kunþa*, in welchem wie in *kann* das *n* des präsens ins perfect drang, ist also die erste erklärung des *ṇtt* aus *nṇt* herzustellen, für die *nn* aus *nv* (wie in *rinnan*) und die *ḷl* aus *lv* aber hat die zweite des *ṇtt*, *ḷtt* aus *ṇvt*, *ḷvt* zu gelten.

bigonsta, mnd. (Münst. chron.) *begeust*. (Das altfries. Rüstr. *bîgonste* muss, weil es den fries. lautgesetzen widerspricht, notwendig aus dem nd. eingedrungen sein.) Niemand wird umhin können in diesen formen analogiebildungen zu sehen. Zu ihrer erklärung bieten sich mehrere möglichkeiten.

Das präteritum kann sich nach dem alten infinitiv, einem casus der verbalsubstantive *kunst*, ahd. as. *-unst* gerichtet haben. Dass dieser infinitiv einmal in der gestalt *kúnstai, mundái, skuldái, máhtai* etc. im germanischen bestanden habe, lassen die altnordischen infinitive *mundu myndu, skyldu, máttu* schliessen (zum letzten vgl. die anm., das *y* in *myndu, skyldu* stammt aus dem prät. und in diesem aus dem optativ): die feminina auf *-i* sind im nordischen im sing. in die *ā*-declination übergetreten, wie z. b. an. *ǫ́st* aus *ansti-*, das *-u* ist die endung des dativs der *ā*-declination, welche die stelle des casus der *i*-declination eingenommen hat. Wir werden die entstehung der deutschen präterita mit *nst* schwerlich bis in die lebenszeit dieser infinitive hinaufrücken dürfen, aber auch noch in jüngerer zeit konnte sich das prät. zu *kann, ann* einfach nach dem verbalsubstantiv umbilden, *konsta* zu *kunst* wie *scolta* zu *scult*, *dorfta* zu *durft*, *gitorsta* zu *turst*.[1]) Otfrid hat sonst *konda, onda*: das einzige mal wo er für jenes die *st*-form braucht (III, 16, 7), ist es in folgendem satze: '*ioh sinera kunsti, uuio er thio buah konsti*', ebenso steht *gionsti*, zu dem er nur noch einmal den indicativ hat, im reim auf *ensti* (V, 25, 101).

Diese erklärung der *st*-formen des präteritums aus dem *st* des verbalsubstantivs halte ich für die zutreffende. Zugleich mit diesem substantiv kann die gestalt der consonantengruppe

---

[1]) Ebenso verdankt das prät. got. ahd. as. *mahta* afr. *machte* ae. *meahte* an. *mátta*, neben dem älteren ahd. as. *mohta*, sein *a*, das dann zum teil auch in den plural got. *magum* etc. drang, gewiss nur dem zufälligen umstande, dass das subst. die gestalt germ. *máhti-z* (vorgerm. *mókti-s*, slav. *moštĭ*) hatte (das vorgerm. *mo-* anstatt des *m* der obliquen kasus ist nach dem folgenden aufsatz zu beurteilen). Das dänische, das auch in *skulle* (*ll* phonet. schreibung für histor. *ld*) und andern formen denselben alten infin. festhält, hat in seinem (mit der präposition verbundenen) *at måtte* den dem slavischen *móštĭ* entsprechenden alten infinitiv *máhtai*. (In der lebenden sprache ist *at måtte* geläufig und unentbehrlich, wenn auch in schriften relativ selten.)

in der 2. sing. zur entstehung des *st* beigetragen haben: prät. *mohta, -torsta, dorfta* neben 2. sing. *maht, tarst, darft,* also prät. *konsta, -onsta* zu *kanst, -anst,* und ebenso fränk. *uuista* zu *uueist,* as. etc. *môsta* zu *môst.*

Möglich wäre auch die folgende entstehung des *st.* Wie altsächs. *môsta* für älteres **môssa* das *t* eingefügt hat nach der analogie von *gi-dorsta, thorfta, mohta, êhta* und den zahlreichen andern präteriten mit *ht* (Kögel s. 186 anm.), so kann gleichzeitig ein älteres **konþa* durch einfügung desselben *t* *konsta* geworden sein. Denn ein **konþta* konnte sich keinen augenblick halten, sondern muste sofort noch bevor das wort zum ersten mal in den mund genommen ward, sein *þt* in *st* verkehren, nicht durch lautgesetzlichen wandel, sondern durch nachbildung zahlreicher anderer offenbar die stelle von *þ* + *t* vertretender *st,* die es ins sprachbewustsein übergehn liessen, dass *þ* + *t* *st* ergibt, dieselbe nachbildung geläufiger vorbilder, welche verschiedene *kt* jüngerer entstehung im deutschen, altfriesischen [1]) und altenglischen in *ht* gewandelt hat.

Paul (s. 151) wendet sich, um die präterita mit *nst* zu erklären, an die participien: bei diesen lässt er das *nst* lautlich entstehn. Aber es geht unmöglich, wie es Paul tut, das gemeingermanische part. got. *kunþs,* kund, notus für eine analogiebildung nach dem präteritum zu erklären: *kunþs* ist, weil adjectiv geworden, notwendig alt, es ist das regelrecht gebildete particip vorgerm. **gṇttó-s,* über welches s. 464 anm. Man könnte, wenn man Pauls weg der erklärung des *nst* aus dem particip einschlagen will, annehmen, man habe einmal vor der lautverschiebung, um die participien von den adjectiven zu scheiden, bei jenen den accent verrückt (barytonierung des *-to-* findet sich ja im germanischen auch sonst), also *vittó-s* adj. 'gewiss', *vítto-s* part. 'gewust' (mhd. *gewest, gewist*), ebenso *gṇttó-s* adj. 'kund', *gṇ́tto-s* part. 'gekonnt' = gewust.[2]) Aber die sache ist misslich, weil die participien **kunst,* **unst* gar

---

[1]) Das nordfriesische jedoch hat das *ht* genau innerhalb seiner alten grenzen gelassen, ebenso wie das nordische sein entsprechendes *tt.*

[2]) Doch wäre dann eher zurückziehung des accents bei den adjectiven zu erwarten gewesen. Vgl. skr. *rikta-s* leer, *ȝústa-s* angenehm, part. von *ric* *λείπω,* *ȝuṣ* *γεύω.* Die erklärung dieser 'zurückziehung des accents' wird der folgende aufsatz bringen.

nicht überliefert sind, das md. türing. *begonst, begunst* dagegen (das eine analogiebildung nach jenem **konst*, **kunst* sein müste) und genau ebenso das bair. *gewest* alem. md. *gewist* (s. Weinh.) ohne allen zweifel junge bildungen nach dem präteritum sind, nicht solche nach denen sich das prät. hätte bilden können.[1])

Pauls satz ist also beseitigt. *kunþs* ist eine alte bildung auf *-tó-*, für welche umbildung nach einem präteritum mit *dh* nicht zugegeben werden kann, und *kunþa* kann kein *dh*-präteritum sein. *kunþa* ist sicher und notwendig eine nur bei annahme eines ursprünglichen *t* für den dental erklärbare form genau so wie die lange reihe der präterita mit *ss, ht, ft*. Dem anhänger des *dh*-präteritums und des nach dem particip gebildeten analogiepräteritums bleibt also auch für *kunþa* kein anderer weg als der, es als analogiebildung nach *kunþs* zu erklären, wie er *vissa* nach *viss* erklärt. Aber *kunþa* ist weit entfernt davon, eine stütze, als welche es Paul s. 150 f. verwendet, für die ansetzung eines *dh*-präteritums abzugeben.

Das durch verkümmerung seiner lebensbedingungen schon ziemlich mitgenommene analogiepräteritum soll sich der genugtuung bei *kunþa* mit dieser aussicht auf lebensfristung davon gekommen zu sein nicht lange erfreuen. Denn *kunþa* hat noch einen genossen: bei diesem ist die analogiebildung nach dem participium ausgeschlossen, denn das participium, das hierzu nötig wäre, existiert gar nicht. Es ist dies das prät. an. *olla* zu *valda* walten, part. *valdit*.

olla (opt. *ylla*), in gotischer form **vulþa*, ist vorgermanisch *vḷttā́m* aus *vḷdh-tā́m*. Meine erklärung des wortes Engl. stud.

---

[1]) Eine fernere denkbare erklärung des *st* ist mir erst nachträglich eingefallen. Die präterita *unþa* und *gunþa* waren von alters her mit präpositionen verbunden, sie könnten in diesem falle den accent urgermanisch zurückgezogen haben, daher *unþa* aber *ga-unsta*, *gunþa* aber *bi-gunsta*, *mōssa* aber got. *ga-môsta*. Altsächs. etc. *consta* müste nach der analogie von *gi-onsta* und *bi-gonsta* gebildet sein. Aber mit der urgerm. betonung der mit präpositionen verbundenen verbalformen ist es eine ziemlich schwierige sache, die noch sehr der untersuchung bedarf. Altsächs. *af-onsta* wäre germanisch vor der verschiebung gewesen *apo n̥ttā́m*, verschoben *ab-únstāⁿ*, mit der germanischen accentverschiebung wäre dann bei den in historischer zeit betonten präpositionen der accent wider zurückgezogen, as. *áf-onsta,* während er bei *ga-* etc. blieb, as. *gi-ónsta*.

III, s. 161 war nicht die richtige, der wurzelauslaut ist nach dem slavisch-litauischen *dh.*[1]) An. *olla* beweist die richtigkeit meiner behauptung über die vertretung von vorgerm. *tt* im germanischen, und bestätigt die gegebene erklärung von *kunþa.* Wie will man *olla* als *dh*-präteritum erklären? Hat Paul auch dafür einen satz '*dhdh* wird *þ*'?

Neben diesem vom nordischen bewahrten präteritum bestand natürlich im germanischen das perfect, das die übrigen germanischen dialecte festgehalten haben. Das präsens des verbs *valdan* ist nach Kluge, Germ. conj. s. 155 ff. anzusetzen als ein ursprüngliches auf *-mi,* vorgerm. *vóldhmi,* plur. *vldhmé* . . (vgl. den übergang des ältern *-mi* in jüngeres *-ù* im litauischen).

Das germanische verb hat wie das slavische einen präsensstamm, und einen nichtpräsens- oder zweiten stamm, ausserdem als dritten den perfectstamm. Vom zweiten stamme wird wie im slavischen gebildet das verbalsubstantiv auf *-ti-,* also der alte infinitiv, und das schwache präteritum.

Bei zahlreichen starken verben ist der präsensstamm um das element *-jo-* reicher als der zweite stamm, von dem das *t*-prät. gebildet ist. Zunächst bei den starken verben consonantisch auslautender wurzel *sôkjan, rôkjan, bugjan, vaurkjan, þunkjan.* Die beiden letzten haben in jüngerer zeit in einzelnen dialecten an die stelle des *u* der abgelauteten wurzelsilbe im präsens das *e* (*i*) der nicht abgelauteten treten lassen, as. *wirkean,* fränk. *wirken* (wie gr. *ῥέζω*) neben obd. *wurchen,* ebenso ae. *þincean* an. *þikkja* neben *þykkja*: das so entstandene verhältnis *wirkjan worhta, þinkjan* **þunhta* belehrt uns, dass zu der zeit in welcher das präsens umgebildet ward, zahlreiche starke verben auf *-o-* mit dem vocal *e* (*i*) im präsens von der art wie *-ginnan* ein prät. wie *-gunþa* gehabt haben müssen.[2]) Dass im altsächs. das prät. zu *wirkean* den vokal *a* annahm,

[1]) Es gibt zwar, wie ich glaube, im slavischen mehr lehnwörter aus dem germanischen als angenommen wird. Aber meine annahme, der wurzelauslaut unseres verbs sei urspr. *t*, gründete sich nur auf an. *olla.* Das altir. *flaith* f. herschaft stammt von einer kürzeren des *dh* entbehrenden wurzel.

[2]) Ein andere erklärung des *e*, woraus *i*, in *þincean, wirkean* = *ῥέζω,* die der hier gegebenen vorzuziehen ist, sowie des nicht reducierten vocals in *sôkjan, rôkjan, flôkjan* = *πλήσσω,* s. im folgenden aufsatz.

warahta, lehrt uns, dass als dies geschah neben dem präteritum ein perfect **wark,* wie *bi-gann,* bestand.

Ferner aber besteht dasselbe verhältnis zwischen präsensstamm und zweitem stamm bei nicht wenigen starken verben auf auslautenden langen vocal. Wurzel *nē* nähen, *sē* säen, *vē* wehen, *gnē* kennen (gr. lat. *gnō* slav. *znā* haben den vocal des perfects und eines urspr. präsens *gignō-mi* verallgemeinert) u. s. w., präsensstamm *nējo-* genau wie in lat. *neo,* präsens vorgerm. *sḗje-ti, vḗje-ti* genau wie im slavischen, vom zweiten stamme das präteritum vorgerm. **sē-tā́m,* an. *sáða, knáða,* ahd. *sâta, wâta, nâta*[1]), gebildet ganz wie lat. *nē-bam,* und das verbalsubstantiv, unser *sât, nât.* Das neben dem präteritum bestehende perfect bildeten diese vocalisch auslautenden verben alle mittels eines *v* (über ein *v*-perfect s. Engl. stud. III, s. 162 unten), wie lat. *nōvi, sēvi, nēvi*: 3. sing. vorgerm. *sesṓve,* got. *saisô* ae. *séow* as. *(oðar-)sêu* Cott., *gegnṓve,* ae. *cnéow.* Das *v* des perfects ist im ae. *sâwan, cnâwan* etc. und z. t. im hd. ins präsens gedrungen. Das *st* der 2. sing. got. *saisôst* ist aus *-́tt* aus *vt* entstanden.

Das verb *dhē* 'tun' hatte im germanischen ein doppeltes präsens, urspr. *(dhi)dhṓti,* ae. *dēþ* ahd. *tuot,* und urspr. *dhḗjeti* = slav. *dḗjetĭ* ponit: diese präsensform ist erhalten in der 2. 3. sing. mnd. nnd. *deist, deit,* vgl. *seit, weit* etc. aus dem oben angesetzten *sḗjeti, geit* (Otfrid *geist, geit*) aus vorgerm. *ghḗjeti* (neben *gât* aus *ghḗti*). Zum ersten präsens gehört das imperfect *dhidhṓm,* ae. *dide* as. *deda* ahd. *teta,* plur. ae. *didon* as. *dedun.* Vom zweiten stamme *dhē-* ist gebildet der schwache aorist **dhē-tā́m,* vorliegend in altfries. *dêde* und dem plur. ae. *dǽdun* as. *dâdun* ahd. *tâtun.* **dhētā́m* verhält sich zum starken aorist **ἔθην* genau so wie lat. *stābam* zu *ἔστην.* Der sing. ahd. *teta* ist also starkes, der plur. *tâtun* schw. prät. Diese erklärung der pluralform unseres prät. ist, glaube ich,

[1]) Diese *i*-losen formen (mhd. *sâte, wâte*) sind älter als die nach der analogie der ersten schwachen conjugation mit herübernahme des *j* des präsensstammes gebildeten *sâita* = as. *sâida* (mhd. nhd. *sǽte* = nd. *seide*). Als kurzsilbige verben (denn wurzelhaft auslautender langer vocal steht wie seinem ursprung so seinem zeitmass nach jederzeit kurzem vocal + cons. gleich) hätten sie in der ersten schwachen conj. ihr *i* des prät. nicht aufgeben können.

der ziemlich complicierten vorzuziehen, die ich Engl. stud. III, 155, 163 aufstellte. Der sing. afr. *dêde* (mit sicher langem *ê*) mag übrigens eine jüngere analogiebildung nach dem plur. sein, wie unser nhd. *tât*. Vom zweiten stamme ferner das verbalsubstantiv *dhē-ti-s*, got. *dêds* etc. = slav. *dětĭ*, inf. slav. *děti*. Wäre unser substantiv eine ursprüngliche, indogerm. bildung, dann müste die form kurzen vocal haben wie griech. *θέσις*, die form ist also erst in nachgrundsprachlicher aber vorgermanischer zeit aus dem nordeuropäischen zweiten stamme zum zwecke der verwendung als infinitiv geschaffen. Die verben *dhē* und *ghē* haben das particip auf *-nó-* bewahrt, altfries. *dên* und *gên* etc. = slav. *děnŭ*: wir haben also bei *dhē* wider einmal ein schwaches präteritum ohne daneben bestehendes particip auf *-tó-*.

Um ein *-jo-* reicher als der zweite stamm ist der präsensstamm bei den abgeleiteten verben auf *-tjan* = griech. *-ζω* (s. Kögel s. 183), wie got. *kaupatjan*. Der präsensstamm geht aus auf urspr. *-d-jo-*, germ. *-tja-*, der zweite stamm auf urspr. *-d-*. Das prät. lautete also vorgerm. *-t-tām*, was wenn das suffix betont war, got. *-ssa* geben muste, also **kaupassa*. Es ist wol anzunehmen, dass das gotische in *kaupasta* genau so wie in *môsta* nach der analogie der zahlreichen präterita auf *st, ft, ht* das *ss* durch *st* ersetzte. Sonst müste dem got. *-sta* ein *-´ttām* mit betonung des vorhergehenden vocals zu grunde liegen. Ein participium auf *-ss* oder *-st*, von welchem die anhänger des analogiepräteritums das prät. *kaupasta* herleiten könnten, findet sich nicht. Darum wird (*kaup*)*-asta* in der regel von den anhängern jener theorie ignoriert und für eine gotische neuerung erklärt.

Zwei germanische verben mit dem präsensstamm auf *-é-jo-* haben gemeingermanisch consonantisch auslautenden zweiten stamm, wie griechisch *δοκέω ἔδοξα*: *þankjan* = lat. *tongeo*, prät. *þâhta* (aus *tonktā´m*), und *brangjan*. Das prät. *brâhta* gehört nicht ursprünglich zum starken verb *bringan*, denn von diesem könnte der schwache aorist nur **brûhta* lauten, es müste sonst, was nicht wahrscheinlich ist, schon frühe, gemeingermanisch, das *a* aus dem perfect *brang* eingedrungen sein, wie es im altsächs. *warahta* aus dem perfect eingedrungen ist.

In die analogie von *þankjan* und *brangjan* sind in jüngerer

zeit im westgermanischen, nicht im gemeingermanischen, die causative auf *-akjan* (oder gemeinwestgerm. *-akkjan*) eingetreten, *wakjan wahta* (ahd. as. *uuahta* ae. *weahte*), *þakjan þahta* (ahd. *-dahta* N.. doch s. Paul s. 140, ae. *þeahte*), *rakjan rahta* (ahd. *-rahta* ae. *reahte*). Die unmittelbare anfügung der suffixe des präteritums und des particips an den auslaut der wurzel sagte keinen andern verben so sehr zu als denen mit einem *k*-laut als wurzelauslaut. Die zugehörigen participien vergleichen sich dem lat. *doctus* zu *doceo*. Ursprünglich sind solche formen nicht, denn dem causativ kam ursprünglich im zweiten stamme und im particip überall ein *-i-* zu.[1]) Das gotische und nordische wissen von diesen formen nichts, die nordischen präterita lauten nicht **vátta*, **þátta*.

Ferner sind im westgermanischen in dieselbe analogie die causative auf *-aljan* eingetreten, prät. *salda*, *talda*, *dwalda*, *kwalda* (die formen s. bei Begemann s. 120 ff., Paul s. 140). Dass diese formen auch nordisch gewesen seien (vor der nordischen syncope, welche alle kurzsilbigen ihnen gleich machte), ist nicht nachzuweisen.

Die genannten westgermanischen formen auf *-ahta*, *-alda*, part. *-aht*, *-ald* sind sehr junge analogiebildungen, denn wir sehen sie noch vor unsern augen in beständigem schwanken mit den lautgesetzlich berechtigten formen auf *-ekida*, *-elida*, part. *-ekid*, *-elid*, und sie haben auch in der folge keineswegs auf dem ganzen gebiete des westgerm. über jene älteren und über die später aus der analogie der langsilbigen ihnen erwachsenen nebenbuhler den sieg davongetragen, während die alten überkommenen seit gemeingermanischer oder noch früherer zeit keine nebenbuhler kennenden präterita *þâhta*, *sôhta* feststehn. Ein anzeichen der jugend für die *-ahta*, *-alda* ist, dass ihnen keine von dem gleichen consonantisch auslautenden

[1]) Die verba *þankjan* und *brangjan* sind nicht als ursprüngliche causative anzusetzen, was auch ihre bedeutung nicht fordert. Sind *þankjan* und *brangjan* ursprüngliche causative gewesen, denen von alters her das particip auf urspr. *-i-tó-* zukam, dann ist anzunehmen, dass sie im urgermanischen durch die nahe berührung mit den ihnen verwanten starken verben *þunkjan* und *bringan* zu ihrem vocallos gebildeten präteritum und particip, und *þankjan* zu seinem verbalsubstantiv ahd. *anadâht*, gelangt sind.



zweiten stamme gebildeten verbalsubstantive auf *-ti-*, also keine alten infinitive zur seite stehen, wie den alten formen dieser bildung.

Die präterita ae. *wehte, þehte, rehte*, von denen ich nicht mit Paul glauben kann, dass ihr *e* = *ea* ist, sind compromissbildungen zwischen den verschiedenen mit einander kämpfenden *wekede, weahte, wecte.*[1])

Alle andern durch mangel des umlauts aus ihrer klasse heraustretenden präterita zu causativen ausser solchen auf den wurzelauslaut *k* oder *l* sind noch jüngere bildungen: sie tauchen nur in einzelnen westgermanischen dialecten auf, keines derselben erstreckt sich über das ganze westgermanische gebiet. Von diesen unten.

Nur im *ht* des prät. und part. für *kt* folgt der analogie von ahd. *suochan suohta,* altfries. *sêka sochte,* ae. *sêcean sohte* das causativ 'reichen' ahd. *reichan reihta*, altfries. *rēka rachte*, ae. *rǽcean rǽhte* (ebenso das causativ ae. *tǽcean tǽhte*). Im altengl. prät. sehen wir den umlaut, und Paul ist im irrtum, wenn er annimmt, dass im altfries. prät. *rachte* der umlaut fehlt. Denn altfries. *a* (aus *ä*) ist regelrechte verkürzung des altfries. offenen *ē* (= got. *ai* und umlaut von altfries. *â*), vor consonantengruppen wie in altfries. *ēn*, acc. *anne* unum, *nanne* nullum, *famne, ham-merke* dorfmark, *hladder* leiter, *askia, flask, mast* meist, *hast* vehemens (ahd. *heisti*), *lasta* leisten, *gastlik* geistlich (neben Rüstr. *iēstlik*: die verkürzung unterbleibt vor *st* im weserfriesischen und in dem einen dialekt des nordfries. genau wie im neuengl. *most, ghost, east*), während vom altfries. geschlossenen *ê* (= got. *ê* und umlaut von *ô, û*) die kürzung *e* ist.

Von den verben der zweiten schwachen conjugation (ahd. *-ên*), die der griechischen auf *-όω* entspricht, mit dem präsensstamm auf früheres *-o-jo-*, haben einige, und zwar die geläufigsten kurzsilbigen, im westgermanischen offenbar alte formen des präteritums ohne mittleren vocal gewahrt, welche zn den formen des nordischen stimmen, das die alte flexion unserer klasse am getreuesten festgehalten hat. Altsächs. andfrk.

---

[1]) Die altnord. präterita *selda* und *setta,* part. *seldr* und *settr*, halte ich für reste einer germanischen *î*-conjugation (= lat. impf. älter *-îbam,* part. *-îtus*), *selda* aus germ. **salîdā*^{n}, *seldr* aus **salîda-z.*

habda, hadda, ahd. Is. Frg. *hapta,* mhd. md. *hatte* mit dem opt. *hette,* wozu unsere nhd. form, wegen des umlauts im opt. sicher ursprünglich zweisilbig, ae. *hæfde* = an. *hafða*; as. anfrk. *sagda,* ae. *sæȝde* = an. *sagða*; as. *libda,* ae. *lifde* = an. *lifða.* Zu diesen muss auch gehören als ein prät. derselben klasse as. *hogda,* plur. *hugdun,* ahd. *hogta* O., *-hocta,* ae. *hoȝde.* Das präsens lautet zwar got. *hugjan* an. *hyggja* ae. *hycȝan*, aber ein austausch zwischen den schwachen conjugationen findet sich ja mehrfach, wir haben ebenso an. *fylgja* ae. *fylȝan* neben ae. *folȝian* ahd. *folgên* (dazu lat. *taceo* neben got. *þahan* u. a., s. wegen dieses wechsels der conjugation den folgenden aufsatz). Das prät. *hogda* sieht dem *sagda* etc. völlig ähnlich, als prät. der ersten schwachen conj. aber kann ich es nicht erklären. Paul stellt *hugjan* auf eine linie mit dem starken verb *bugjan,* und erteilt diesen verben ein particip *boht,* **hoht,* und ein prät. **bogda, hogda*: der dann erfolgte ausgleichungsprocess hätte diese schöne congruenz zerstört. Ich glaube nicht, dass sich unter den ursprünglich beiden verben in gleicher weise zu gebote stehenden formen ein solcher ausgleichungsprocess nach verschiedenen richtungen hin hätte vollziehen können.[1]) Paul hält das prät. *hogda* mit *sagda* und genossen für einen sicheren zeugen eines *dh*-präteritums. Die formen sehn freilich sehr nach *dh*-präteriten aus. Ist denn aber Paul bei *hogda* nicht das verbalsubstantiv got. *gahugds* ae. *ȝehyȝd* f. in den sinn gekommen? Dies substantiv müste sein *gd* für erwartetes *ht* demselben ausgleichungsprocess verdanken. Holtzmann sagt s. 50: 'auffallend ist *gahugds*, das vielleicht bleibt, weil

[1]) Es müste (vgl. Paul, Beitr. IV, s. 324 ff.) einer von *bugjan* nur das part. *boht,* dagegen von *hugjan* nur das prät. *hogda* gehört, und dann, da für ihn die verben nicht einander congruent waren, die noch nicht gehörten formen nach den schon gehörten gebildet haben nach dem von zahlreichen andern verben her bekannten verhältnis zwischen präteritum und particip. Dies könnte vereinzelt leicht vorgekommen sein, aber das genügt noch nicht, denn es hätte keine nachahmung bewirkt: es müste unzählige male vorgekommen sein, und von *bugjan* müste das präteritum, von *hugjan* das particip eine lange zeit hindurch selten oder nie gebraucht sein, bis eine jüngere zeit, die der einen der beiden oder zugleich beider formen wider bedurfte, dieselben nun ohne rücksicht auf das andere längst nicht mehr analoge verb nach den der zeit geläufigen analogien bildete.

gahauhts zu weit abstünde.' Kluge, Conj. s. 121, bemerkt: 'sicher scheint zu sein, dass ein *kugh-tis* zu grunde liegt und dass *gh* + *t* sonst stets durch *ht* reflectiert wird.' Dass *gahugds* ein urspr. *t* enthält, hat noch niemand geleugnet: könnte das *d* ein *dh* sein, dann wäre das wort schon längst nicht mehr rätselhaft gewesen. Das verbalsubstantiv *gahugds* beweist auch für das gotische ein älteres präteritum **hugda*. Ein anderer ursprünglicher infinitiv unserer conjugation steckt in dem subst. ahd. *dult* as. *githuld* ae. *ȝeþyld* zum verb got. *þulan* an. *þola* ahd. *dolên,* wir erschliessen aus demselben ein älteres prät. **þulda* = an. *þolda.*[1])

Untersuchen wir nun, welchen grund das *gd* in *gahugds* hat. Wie musten die ursprünglichen präterita und verbalsubstantive unserer zweiten schwachen conjugation lauten? Der präsensstamm ist bei vielen starken verben, in der schwachen *ā*-conjugation, in der slavischen schwachen *ē*-conjugation, um ein *-jo-* reicher als der zweite stamm[2]): der frühere ausgang des präsens war in unserer conj. 1. sing. *-o-jō*, 3. *-o-je-ti*, wie in der (dritten schwachen) *ā*-conj. 1. *-ā-jō*, 3. *-ā-je-ti,* wir dürfen also vermuten, dass der zweite stamm unserer zweiten schwachen conjugation auf *-o-*, germanisch *-a-*, ausgieng. Das gotische und althochdeutsche lassen den zweiten stamm auf *-ai-*, ahd. *-ê-* ausgehn, sie bilden von diesem stamme auf *-ai-* das part. pass., das gotische ausserdem sein jüngeres verbalsubstantiv auf *-ni-,* das bei den schwachen verben das alte auf *-ti-* abgelöst hat, got. *-ains*, wie in der *ā*-conjugation *-ôns*. Das gotische und hochdeutsche haben aber das *-ai-* aus *-o-je-* der 2. 3. sing., 2. plur. präs. zum verbalstamm erhoben. In den übrigen germanischen dialecten findet sich von diesem *-ai-* im präteritum keine spur. Von dem auf *-o-*, germ. *-a-*, ausgehen-

---

[1]) Das dänische besitzt noch einen wirklichen infinitiv dieser klasse in *turde,* zu an. *þora,* prät. *þorða.* — Der nordfries. dialect der insel Sylt verwendet ausser von den präteritopräsentien auch von dem zu unserer klasse gehörenden verb 'haben' formen die den participien des passivs gleichlautend sind in infinitivischem sinne nach bestimmten syntaktischen regeln, doch ist es nicht sicher, ob in diesen formen alte infinitive auf *-ti-* stecken, oder die participien mit ellipse des infinitivs 'haben'.

[2]) Vgl. zum folgenden Bezzenberger, GGA. 1879, stück 29, s. 918 ff.

den zweiten stamme ist das prät. anzusetzen als urgerman. 1. **haba-dā̆n*, **hugadā̆n*, 3. *-dā̆*, das verbalsubstantiv als urgerm. **þula-dí-s*, **hugadí-s*. Diese formen haben wir zu grunde zu legen: von ihnen müssen wir suchen zu den uns vorliegenden *habda* etc. zu gelangen.

Die nordischen formen fügen sich den vorausgesetzten ohne weiteres, sämmtliche nordischen präterita unserer klasse können nach den uns bekannten lautgesetzen aus jenen formen mit mittlerem *a* entstanden sein. Was aber geschieht mit mittlerem *a* in unbetonter silbe in den übrigen germ. dialecten? Wie im englisch-friesischen auslautendes *i* und *u* und mittlerer vocal *i* und *u* gleich behandelt werden, so wäre zu erwarten dass auch mittlerer vocal *a* wie end-*a* behandelt werde, also *habadā́n* wie *dagaz ésti*. Nach Sievers untersuchung, Beitr. V, s. 70 ff., in welcher mittlerer vocal *a* von *e, i, u* nicht getrennt wird, ist dies aber nicht der fall: mittlerer vocal *a* bleibt nach kurzer silbe. Das germanisch, das Sievers hier voraussetzt, stimmt in bezug auf die mittelvocale im ganzen zum gotischen. Das gesetz, nach dem die *a* in **habda*, **hugda*, wie in got. *gahugds* geschwunden sind, muss vorgotisch, es muss ein allen germanischen dialecten gemeinsames gewesen sein. Es scheint mir die folgende ausdehnung gehabt zu haben: 'Mittleres *a* vor einfachem geräuschlaut schwindet in der gruppe ⏑ ⏑ ⏑́, die dadurch – ⏑́ wird, d. h. 'urgerm. *a* in der zweiten von zwei unbetonten kurzen silben schwindet vor folgender hochbetonter silbe, die mit einfachem verschluss- oder reibelaut anlautet.' Der ausfall des *a* ist damit in die zeit vor der germanischen accentverschiebung verlegt.[1])

---

[1]) Im gotischen widersprechen der regel nur zwei fälle: 1) *frumadei* f., eine jüngere ableitung von einem **frumaþs*, das den ton vorgermanisch auf dem *r* getragen haben kann, und 2) *gagudaba* und *gatilaba*, die beiden einzigen kurzsilbigen adverbien auf *-ba*, wenn dies *-ba* ursprünglich *-kᵘĕ́d* ist, ablativ der im slavischen so gewöhnlichen weiterbildung der adjective durch *-kŭ* (got. *hardu-ba* wie griech. *θηλυ-κῶς*): die kurzsilbigen können sich hier der überwältigenden mehrzahl der langsilbigen gefügt haben.

⏑ ⏑́ ⏑̄ waren ursprünglich die *-aþ-* wie *dalaþ*, *samaþ*, *magaþs*, ferner *manags* (slav. *mŭnogŭ*, *mnogŭ*) und ebenso mit betontem svarabhaktivocal wol *anaks* (= skr. *áñǧus*, also jedenfalls mit unbetontem

Urgerm. **habadā'ⁿ* ward, wenn diese fassung des gesetzes richtig ist, regelrecht *habdā'ⁿ*, as. *habda* etc., das verbalsub-

---

vocal der urspr. endsilbe). ◡́ ◡ ◡̄ waren die obliquen casus des consonantischen stamms *mitad-* f., gen. pl. *mitadê*, die passivformen *bairaza, bairada,* ferner *ahaks, nakvaþs* (germ. *nák^{u}ada-z* = lat. *nûdus* mit dem suffix lat. *-ido-*, dessen *d* urspr. *dh*). Unser ältestes germanisches lehnwort, herübergenommen vor der lautverschiebung, *hanapi-z* hanf, trug nach griech. *κάναβις* den accent auf der ersten silbe. Durch position war das mittlere *a* geschützt in *alakjô, bidagva,* den wörtern auf *-dva-* wie *þivadv,* den verben auf *-atjan*, wie dem von unserm verbalstamm *huga-* abgeleiteten ahd. *hogazzen,* deren *-tja-* = urspr. *-d-jo-* (nicht *-déjo-*), s. s. 470.

Dass ein gesetz über den ausfall eines *a* von der art des oben formulierten bestanden haben muss, lehren die urgermanischen auf ein *-a* auslautenden proclitischen wörter der gestalt ◡ ◡. Enclitische und proclitische wörter werden mit dem worte, an welches sie sich anlehnen, als éin wort behandelt. Jene ◡ ◡ nun haben wo sie proclitisch sind, ihr auslautendes *-a* gemeingermanisch eingebüsst und sind einsilbig geworden. Es kann angenommen werden, wenn das gesetz seine obige enge fassung behalten soll, dass der ausfall nur vor unmittelbar folgender hochtoniger silbe mit anlautendem einfachen geräuschlaut erfolgt sei, dass dann aber das so entstandene einsilbige proclitische wort sein geltungsgebiet erweitert habe.

Das erste wort der ältesten auf uns gekommenen germanischen inschrift des Hlevagastiz lautet *ek*, während auf derselben in *horna* und gleichzeitig in *staina* der ausgang germ. *-a* aus urspr. *-om* sich hält. Nach sanskr. *ahám* lautete das pronomen wo es vollbetont war germ. *eká*: in '*ek Hlévagastiz*' etc. aber war das pronomen, wie das metrum zeigt, proclitisch, und als solches entbehrte es vor hochtoniger silbe des *-a*. Dasselbe geschah mit den präpositionen germ. *áfa* = skr. *ápa* gr. *ἄπο* (*ἀπό*), germ. *ana* = gr. *ἀνά*, die proklitisch *ab, an* wurden. Ich glaube nicht, dass Sievers recht hat, wenn er a. a. o. s. 122 lehrt, dass ursprünglich auslautendes unbetontes *a, e, i* bereits in der germanischen grundsprache abgefallen sei. Denn nur die durch unser gesetz über den ausfall des *a* entstandenen einsilbigen wörter verfallen gemeinsam mit den ursprünglich einsilbigen im friesisch-englischen einem bestimmten lautgesetz: sie erleiden dehnung des vocals.

Ursprünglich einsilbige wörter erfahren regelmässig dehnung des vocals: altfries. *hwâ* wer, *hî* er, *thû* du u. s. w., ausserdem weisen die friesischen mundarten auf altfries. *êt* bei, *thêt* das u. dgl., die entsprechende dehnung ist auch für das englische nachzuweisen. (Genaueres zu diesem und dem folgenden in meiner nordfries. gramm.).

Dieselbe dehnung widerfährt den früher zweisilbigen auf *-a* der ursprünglichen gestalt ◡ ◡. *îc* ich, *ôn* an, *ôf* ab sind die formen, die in den altenglischen die quantität bezeichnenden handschriften constant

stantiv urgerm. * *hugadí-s,* * *þuladí-s* regelrecht *hugdí-s, þuldí-s,* got. *-hugds,* as. *-thuld.*[1])

Die präterita unserer klasse, und also der schwachen verben überhaupt, können nach dem dargelegten so gut *t-* wie *dh*-präterita sein.

Die participien der alten *o*-, germanischen *a*-klasse, scheinen vorgerm. die gestalt *-ō-tó-s* gehabt zu haben, im lateinischen nach Curtius bewahrt in *aegrōtus* (mit der dehnung des auslautenden vocals des verbalstamms, über welche Bezzenberger a. a. o.). Im nordischen haben alle participien der *a*-klasse diesen ausgang bewahrt, an. *aðr* neutr. *-at.* Auch *hafat, sagat* sind die älteren formen: wenn von diesen verben das part. auch nach der analogie des präteritums gebildet wird, *haft, sagt,* so ist der grund nicht der von Paul angenommene, dass gerade diese verben ursprünglich ihr prät. und part. vocallos bildeten, sondern der grund ist (obwol auch *sparðr* vorkommt) das in diesen verben eingetretene *e* des präsens, 1. sing. *hefi, segi* und ebenso *þegi,* inf. *segja, þegja*, welches

---

zu finden sind. Die länge des vocals lässt sich noch aus englischen mundarten erweisen. Für die entsprechenden friesischen wörter beweisen sämtliche ost- und nordfriesische mundarten die länge des vocals. Wo die vocale in englischen mundarten kurz sind, wie in ne. *on, of* (*at, that*), da ist dies reguläre kürzung des vocals, bewirkt entweder durch proclisis oder durch die folgende consonantengruppe (den auslautenden cons. und den anlautenden des folgenden wortes). Fries.-engl. *wêl* adv. wol (ne. schriftspr. *well,* gegenüber dem *weel* zahlreicher mundarten) = an. *vel* as. *wel,* kann ein neutrum auf urspr. *-om* sein, gedehnt wo unbetont vor folgender hochbetonter silbe.

[1]) Ursprüngliches $m + t$ wird durch *mpt* germ. *mft,* durch den ausfall des *a* zusammengerücktes $m + d$ aus *t* aber wird vielleicht *nd* in *skanda* f. (aus *-o-tā́*), wenn dies zu dem verb unserer klasse *skaman* gehört. (Die nordischen präterita auf *-mda* können sehr wol durch die analogie des präsens wider zu ihrem *m* gekommen sein, vielleicht aber ist dieser übergang des *m* in *n* dem nordischen von haus aus fremd: wird vielleicht urgermanisch zusammengerücktes *mþ* vor der tonsilbe zwar gotisch und westgermanisch *nd,* aber nordisch *mm* in *skǫmm* f.? Ein nordisches präteritum *-mma* konnte nicht anders als durch *-mda* sich ersetzen lassen, wie *olla* sich von *olda* ablösen liess.) — Germ. *zd* wird auch durch zusammenrückung nach ausfall eines *a* haben entstehn können, so vielleicht in *razda* f. stimme (skr. wurzelverb *rásati* laute von sich geben, tönen).

dazu verführte das part. wie in der ersten schwachen conj. zu bilden, *sagt, þagt*. Den alten participialausgang unserer klasse hat im nordischen auch das part. zu *hyggja* bewahrt, *hugat*, und in adjectivischer bedeutung *hugaðr* (das *u* in prät. *hugða*, part. *hugat* nach der ersten schwachen conj.): ein sicherer beweis, dass wir recht hatten das prät. **hugda* als form der schwachen *a*-conjugation zu erklären. Im altengl. ist der alte participialausgang gewahrt in *ȝehoȝod*: dieses *-od* und die analogie der 3. schwachen conj. verführten dazu, auch das prät. auf *-ode* zu bilden, *hoȝode*, *þolode* und so bei zahlreichen ursprünglich zu unserer klasse gehörigen verben. Von haus aus kam dies *-od*, und danach *-ode*, nur den verben der zweiten, dagegen *-ade*, *-ad* den verben der dritten schwachen, ursprünglichen *ā*-conjugation zu, natürlich gehn diese formen dann aber in einander.[1]) Die participien as. *gisagd*, ebenso ae. *ȝesæȝd*, *-lifd* sind nach der analogie des präteritums gebildet, wie dieses abhängige verhältnis des particips zum präteritum überhaupt überall das reguläre ist. Got. *hafts*, in dem Paul s. 148 das alte, vocallos gebildete participium sieht, für ursprüngliche genossen **sahts*, **lifts* zeugend, ist gar nicht part. von *haban*, sondern von *hafjan*, denn es ist = lat. *captus*.

Den causativen verben der germ. ersten schwachen conj. mit dem präsensstamme auf *-é-jo-* kam im zweiten stamme und im particip ursprünglich durchaus ein *-i-* zu, prät. germ. *-i-dā^n*, part. *-i-da-z*. Consonantisch auslautenden zweiten stamm hatten im gemeingermanischen, wie wir sahen, von verben auf *-éjo-* nur *þankjan* und *brangjan*, deren analogie im westgermanischen die causative auf *-akjan* und *-aljan* sich anschlossen. Alle andern an einzelnen punkten des westgermanischen gebiets auftauchenden, anscheinend ursprünglich zweisilbigen präterita und participien zu causativen verben sind junge neubildungen.

Das *lagda* des Cott. (neben *legda* des Mon., s. Begemann

---

[1]) Ein in substantivischem gebrauche erhaltenes particip auf *-ōda-* zu einem verb unsrer schwachen *a*-conjugation ist got. *vitôþ* ahd. *wizzôt* n. zum schwachen verb got. *vitan*. Das niederländ. *wet* f. gesetz ist dagegen urgerm. *vitadā'*, eine bildung wie sie eben für *skanda* vermutet ward.

s. 121) ist absolut nichts anderes als eine junge analogiebildung nach *sagda : seggian sagda,* folglich *leggian lagda.* Das mittelfränk. *satte, latte,* ndfränk. (psalm.) *satta,* des Cott. *satta, latta,* Mon. einmaliges *quadda* (sonst *quedda* wie im Cott. immer, s. Begemann) sind ebenso, wenn auch aus der zeit vor der verschiebung des *t* zu *z* im präsens des mittelfränk. datierende, analogiebildungen einerseits nach den etwas älteren präteriten wie *wahta, salda,* andrerseits nach *habda, sagda.*

Das von Paul als nächste vorstufe für das ahd. *sazta, lazta* angesetzte **satda,* **latda* (also mit dem verschlusslaut *d,* woraus hd. *t*) ist eine unform: ein solches *td* hätte sich keinen augenblick halten können, sondern hätte sofort *tt* werden müssen. Was aus einem zu grunde liegenden ursprünglichen *d-dh* geworden wäre (germ. *dd* oder *zd*?) können wir nicht sagen, da ein solcher fall uns nicht vorliegt. Ahd. *sazta, lazta* kann absolut nichts anderes sein als einfach eine bildung des präteritums zu *sezzan* nach der analogie der langsilbigen verben, dasselbe, was von den *k*-verben jüngere formen wie *pidachta* (B.R.) sind. Vgl. Paul selbst, Beitr. VI, 152. Ebenso sind ahd. *quatta,* mhd. *ratte, tratte* analogiebildungen nach den langsilbigen verben. Ihnen entsprechen auf niederdeutschem gebiete die zweisilbigen formen mit dem vocal *e, setta, letta, quedda, legda.* Endlich sind ebenso auf englischem boden die ae. *sette, lette, hwette, tredde, ahredde* nur analogiebildungen nach den langsilbigen: als solche sind auch wol einfacher und richtiger die oben gesehenen *wehte, þehte, rehte* anzusetzen, da auch im prät. und part. der ursprünglich langsilbigen verben auf germ. *kk* das *ct* die umbildung zu *ht* nach der analogie urgermanischer *ht* mitmacht. Pauls einwendung, dass im präsens der wechsel von *cc* und *c* noch gewahrt ist, schliesst eine analogiebildung nach den langsilbigen keineswegs aus, denn mit der analogiebildung ward eben auch jener wechsel aufgegeben: zu *recest* gehört *reahte,* dagegen *reccest* zu *rehte, settest setst* etc. zu *sette.* Die formen mit dem umlaut ae. *hwette, hredde, tredde* sind nicht im stande, ursprünglich ohne vocal gebildete **hwatda,* **hradda,* **tradda* zu erweisen, welche Paul ihnen s. 148 entnimmt, allerdings dieselben mit einem * versehend, für sein verzeichnis der entschieden für idg. *dh* sprechenden 'mit bestimmtheit als von alters vocallos vorauszusetzenden präterita'.

Stellen wir seinem verzeichnis ein anderes entgegen.

Wir haben im germanischen 1) folgende präterita, die so gut ursprüngliche *t*- wie *dh*-präterita sein können: *skulda, munda* (nach diesen das junge *vilda*); **sēda*, **knēda* etc. (an. *sáða*, ahd. *sâta* etc.); die präterita der schwachen *a*-conj. *hugda, libda, habda, sagda*, **þulda* (s. 474); sämmtliche reguläre *-da* der schwachen conjugationen und die jüngeren westgermanischen *salda, talda, kwalda.*

2) Folgende, die nur *dh*-präterita sein können, sonst junge analogiebildungen sein müssen: die niederdeutschen und mittelfränkischen *satta, latta, quadda, lagda.*

3) Folgende endlich, bei denen die frage lautet '*t*-präteritum oder analogiepräteritum': *kunþa, unþa, -gunþa, vulþa* (an. *olla*); *vissa, mōssa*; *dorsta, þorfta, mahta, aihta, nohta, dohta*; *brûhta, sōhta, rōhta, bohta, vorhta, þûhta*[1]); das nur im gotischen erhaltene (*kaup*)*-asta*; *þâhta, brâhta,* und die westgermanischen *wahta, þahta, rahta.*

Diese letzten präterita auf *þ, ss, st, ft, ht* stehn von den ältesten zeiten her, soweit unsere überlieferung reicht, fest: jene *satta* etc. begegnen nur auf einem engen gebiete und herschen auch auf diesem nicht ausschliesslich, sondern ringen mit andern bildungen um die oberhand. Wer sich auf die seite jener *satta* stellt, der hat allen grund, mit Paul (s. 142) auf das gotische zu schelten, dass es 'auch hier wie so vielfach am allerunsprünglichsten ist': sehen wir aber genau zu, dann erkennen wir, dass das gotische doch nicht so ganz systemlos verfahren ist. Nur jene *lagda, satta, latta* verleugnet es, noch weniger ist ihm Pauls **satda*, **latda* bekannt, dagegen alle sicher altgermanischen präterita der dritten reihe, die mit entschiedenheit auf urspr. *t* hinweisen, hat es festgehalten, soweit die formen überliefert sind, mit einziger ausnahme von *sôhta* (die fälle, wo das gotische das perfect dem prät. vorgezogen hat, got. *du-gann, vaivald,* sind hier nicht mit zu nennen). Dass

[1]) *forhta* ist hier nicht mit anzusetzen, weil das *t* auch dem präsensstamm zusteht. Das älteste präsens ist ahd. *forahtan*, ein starkes verb mit dem präsensstamm auf *-tó-*. S. Engl. stud. III, 161. Das prät. *forhta* enthält nicht etwa ein *t* + *t* oder *dh*. Got. *faurhtjan* ae. *a-fyrhtan* ahd. *furihten* ist ein schwaches verb, zahlreichen andern der gleichen bildung völlig analog, dem jenes prät. ursprünglich fremd ist.

das gotische die formen *habda, libda* nicht gewahrt hat, kann ihm nicht vorgeworfen werden, da die richtung, welche die gotische sprache einschlug, nun einmal dahin gieng, dem prät. dieser conj. die gestalt *-aida* zu geben: das mit seinem präsens analogielos dastehende *hugda* aber vermochte es natürlich nicht zu halten, sondern muste es, nach dem präsens, *hugida* werden lassen.

Als *t*-präterita betrachtet haben die präterita auf *þ, ss, ft, ht* das ihnen gebührende particip neben sich, soweit es von der sprache gebildet ist. Als *dh*-präterita betrachtet haben dagegen die *satta, latta, quadda, lagda* ihr ihnen gebührendes particip nicht, und die anhänger des *dh*-präteritums muten uns darum zu, bei diesen das particip (mfrk. *gesat, gelat*[1]) als analogiebildung nach dem präteritum, wie bei den präteriten auf *þ, ss, ft, ht* das präteritum als analogiebildung nach dem particip anzusehen: das ihnen von rechts wegen gebührende part. gewinnen jene *satta, latta* erst, wenn wir sie als junge analogiebildungen nach *salda* mit dem part. *gisald* ansehen.

Nach allem diesen ist es mir keinen augenblick zweifelhaft, welcher der beiden reihen, der kurzen *satta, latta, quadda, lagda*, oder der langen von *kunþa* bis *brâhta*, der preis des alters zu erteilen, und welche andere für eine jüngere analogiebildung zu erklären ist. Meine antwort auf diese frage steht zu der von Paul gegebenen in directem gegensatze.

---

[1]) *hvass* ist (gegen Paul s. 148) nicht das part. zu Pauls **hwatda*, d. h. zu dem vom adj. an. *hvatr* as. *hwat* abgeleiteten verb *hvatjan*, sondern wie Kögel s. 175 richtig ansetzt zum starken verb * *hvatan* **hvôt* (*a* = *A*). Es stellt sich zu den von Paul s. 149 anm. 2 aufgeführten participien *alds* zu *alan* etc.

KIEL. HERMANN MÖLLER.

ZUR DECLINATION.

GERMANISCH *Ā Ē Ō* IN DEN ENDUNGEN DES NOMENS UND DIE ENTSTEHUNG DES *O* (a_2).

Meine s. 461 des vorigen aufsatzes gemachte bemerkung, dass wir künftig *ā* und *ō* werden zu scheiden haben, veranlasst mich an dieser stelle in möglichster kürze meine ansicht über das schicksal der früheren *ā ē ō* im germanischen darzulegen, wobei ich besonders die endsilben des nomens ins auge zu fassen gedenke.

Das *ā* der grundsprache, griech. lat. *ā* lett. *ā* lit. *ô*, war noch ursprünglich germanisch *ā*, das *ō* der grundsprache, griech. lat. *ō* lit. lett. *ū*, war germ. *ō*. Jenes *ā* war, wie schon Kuhns zs. XXIV, 508 bemerkt, ein *ā* als die gallischen wörter *brāca, Dānuvius* ins germanische übergiengen. Statt germ. *ā* und *ō* ist nicht mit Sievers, Beitr. V. 133 offnes und geschlossenes *ò* (Sievers *ô*² und *ô*¹) zu setzen, wenigstens nicht für das gemeingermanische. Denn dieses germ. *ō* aus urspr. *ō* war ein langes offnes *ō*, 1) weil es im oberdeutschen und fränkischen zu *uo* diphthongiert wird, ahd. *tuon*, *chuo*, *fuoz, bruoch* palus, *fuotar* scheide, und nur offnes *ō* diese diphthongierung erfährt (s. Kuhns zs. aao. 508 f.), und 2) weil es dem germ. *ē* aus altem *ē*, = griech. lat. *ē* slav. *ě* (*ě*) lett. lit. *ė*, parallel war, das ein offnes *ē* gewesen sein muss, weil es im nordischen und westgermanischen zu *ā* geworden ist (woraus secundär wieder engl.-fries. *ǣ*, *ê*). Jenes germ. *ā* fiel später, ausser in endsilben, mit germ. *ō* zusammen, indem es gemeingermanisch *ō* ward.

Die ursprüngliche verschiedenheit von germ. *ā* und *ō* ist auch für die stammsilben noch nachweisbar. Nur vor urgerm. *o*, *ō* und *u*, *ū*, nicht vor urgerm. *a, ā* schwindet ein an an-

lautendem *k*-laut haftendes mitlautendes *u* (doch nicht anlautendes urspr. *v*, auf welches Bezzenberger in seinen Beitr. V. 175 f. die regel ausdehnt, und ebenfalls nicht ein anlautendes *v*, das ein vorhergehendes *g* oder urspr. *gh* im germanischen wie im lateinischen frühe verlor, got. *varms*): das *u* ist geschwunden wie in ahd. *houwan* (= slav. *kovą*, vgl. lat. *cū-do*) so in as. *kô* ahd. *chuo*, aber geblieben wie in *hvass* so in ae. *hwôsta* husten und dem dazu gehörigen starken verb mit dem präsens auf *-jo-*, ae. *hwêsan*, dessen vocal ursprünglich *ā* war nach lett. *kāsêt* lit. *kósëti* husten. (Hiernach ist Kluge, Conjug. s. 44 zu berichtigen: got. *hafja* = lat. *capio* muss ursprünglich palatales *k* haben und ist bei Kluge zu streichen, es hat nichts zu tun mit armen. *kapel* capere, dessen anlaut urspr. g^u, vgl. Bezzenberger a. a. o. 175 unten).

Uebereinstimmend in allen germanischen dialecten ist das alte *ā* überhaupt nur in betonter stammsilbe zu *ō* geworden. In unbetonter silbe im inlaut setzt das englisch-friesische und das niederdeutsche in weit geringerer ausdehnung den übergang des *ā* zu *ō* voraus, als wir denselben im hochdeutschen und gotischen vollzogen sehen. Im gemeinwestgermanischen auslaut, d. h. in germanischer auf vocal, nasalierten vocal oder vocal + *z* ausgehender endsilbe, germ. *-ā*, $-\bar{a}^n$ und *-āz*, ist das *ā* in keinem westgermanischen dialect, auch nicht im hochdeutschen, zu *ō* geworden, im auslaut werden also germ. *a* und *ō* in allen westgermanischen dialecten scharf geschieden. Dafür ist jedoch in germanischer endsilbe im falle der nasalierung und vor auslautendem *z* germ. *ā* im westgermanischen mit germ. *ē* zusammengefallen, germ. $-\bar{a}^n$, *-āz* mit germ. $-\bar{e}^n$, *-ēz*, da germ. *ē* in allen fällen, ausser im reinen auslaut, gemeinwestgermanisch *ā* ward. Das germ. *ē* ist also früher zu westgerm. *ā* geworden, als das germ. *ā* zu *ō* (natürlich entstand aus dem *ē*-laut der denkbar offenste und reinste *ā*-laut, der des dänischen *a* in *have*, ein *a*-laut, der wie wir es am dänischen sehen, in beständiger gefahr ist wider zum *ä*-laut zu werden, der daher auch im englischen und friesischen wider zu *ǣ*, dann *ê*, geworden ist, während dagegen das germanische *ā*, das zu *ō* ward, etwa unser nhd. *â* in *haben*, oder auch noch dunkler war). Denn das *ē* ward westgerm. *ā* überall ausser im auslaut, aber zu einer zeit wo es in den endsilben germ.

$-\bar{e}^{n}$ und *-ēz* noch im inlaut, nur in germ. *-ē* (urspr. *-ē* und *-ēt*) im auslaut stand, ebenso ward das germ. *ā* im hochdeutschen zu *ō* überall ausser im auslaut, aber zu einer zeit, in welcher durch abfall des aus *z* entstandenen *r* und aufgebung der nasalierung das *ā* der endsilben germ. $-\bar{a}^{n}$ und *-āz* im westgermanischen in den auslaut gerückt war.

Das auslautende ältere westgermanische *-ā* und *-ō* wird in unbetonter silbe gemeinwestgermanisch zu *-a* und *-o* verkürzt. Im englisch-friesischen verfällt dann jenes *-a* der verdünnung des *a* zu *ä* (*e*), dieses *-o* wird englisch-friesisch *-a* (Sweet, Transactions 1875—76, s. 543 ff., Paul, Beitr. IV, 342—346).

Das geschick der germ. auslautenden *-ā -ē -ō*, $-\bar{a}^{n}$ $-\bar{e}^{n}$ $-\bar{o}^{n}$ und *-āz -ēz -ōz* zeigt folgende tabelle.

Auslautendes	in unbetonter silbe wird			
germ. *-ō*	ahd. *-u* as.	afr. ae. *-u*, —[1])	= got. *-a*	an. **-u*.
„ $-\bar{o}^{n}$, *-ōz*	ahd. as. *-o*	afr. ae. *-a*	= got. *-ô*, *-ôs*	an. *-a*, *-ar*.
„ *-ā*	„ „ *-a*	„ „ *-e*	= „ *-a*	„ —
„ $-\bar{a}^{n}$, *-āz*	„ „ *-a*	„ „ *-e*	= „ *-ô*[2]), *-ôs*	„ *-a*, *-ar*.
„ *-ē*	„ „ *-e*	„ „ *-e*	= „ *-a*	„ *-i*.
„ $-\bar{e}^{n}$, *-ēz*	„ „ *-a*	„ „ *-e*	= „ *-ê*, *-ês*	„ *-a*, *-ir*

Dass die westgermanische doppelheit des auslauts, *-o* (*-a*) und *-a* (*-e*), auf eine vorgermanische doppelheit *ō* und *ā* zurückgehe, vermutete schon Paul, Beitr. IV, 348 f., 356 f. Es stellten sich ihm aber bei der zurückführung der westgermanischen auslaute auf diesen alten unterschied schwierigkeiten in den weg, und er kam s. 357 zu dem resultate, dass sich die annahme einer urgermanischen scheidung der beiden längen 'nicht stricte zurückweisen, aber auch nicht hinlänglich motivieren' lasse, und dass wir genötigt bleiben 'als bedingung für die westgermanische scheidung von *a* und *o* immer noch andere, teils vermutbare, teils verborgene und vielleicht rein zufällige

---

[1]) Das aus *ō* entstandene *u* schwindet im englischen nach langer silbe, im fries. und nd. nach langer und mehreren silben, dagegen im hochdeutschen schwindet dieses *-u* nicht, der plur. neutr. ahd. *joch, wort* ist der eingedrungene plural der consonantischen declination *-a*, wie in lat. *juga* griech. ζυγά. (Ebenso fasst die sache auf G. Mahlow, Die langen vocale A E O, s. 77 unten.)

[2]) Dass germ. $-\bar{a}^{n}$ got. *-ô* wird ist nicht völlig unanfechtbar, denn die annahme, dass es got. *-â* werde, acc. *gibâ*, ist nicht in zwingender weise zu widerlegen.

momente anzunehmen'. Beitr. VI, 184 giebt Paul jene vermutung vollständig auf: er erklärt dass die urspr. *ā* und *ō* wahrscheinlich im urgermanischen eben so vollständig zusammengefallen sind, wie die entsprechenden kürzen, und er hält es jetzt für viel wahrscheinlicher, dass die westgerm. spaltung auf verschiedener tonintensität beruhe.

Sievers, Beitr. V, 133 vermutet ebenfalls, dass die spaltung in gekürztes *a* einer- und *o*, *u* andererseits auf zwei im urgermanischen verschiedene laute zurückgehe, die er als offenes und geschlossenes *ô* ansetzt, da es ihm als ausgemacht gilt, dass ursprüngliches *â* auch am wortende sich germ. zu *ô* umgestaltete. In den Morphol. unters. I, 142 stellt Sievers für einen andern ort eine besprechung der gesetze in aussicht, nach welchen ein durch einen consonanten (ausser *-t*?) gedecktes urspr. *-ā-* [d. h. jetzt *ā ē ō*] im ahd. as. entweder als *-a* oder als *-o*, im ags. als *-e* resp. *-a* erscheint: ursprünglich auslautendes *-ā* [wie eben?] wird ihm in allen germ. sprachen mit ausnahme des gotischen stets zu *u*.

Osthoff, Morph. unters. I, s. 240 ff. führt alle ahd. *-a*, ae. *-e* auf urgerm. *ē* zurück. Wo sich ein urspr. *ē* nicht bietet, sondern statt dessen ein *ā* oder *ō*, ruft Osthoff ein *j* zu hülfe, das ein folgendes nasaliertes *ō*, auch ein aus *ā* entstandenes, (oder nach der dem Osthoffschen gesetze von Paul, Beitr. VI, 209 f. gegebenen allgemeineren fassung, ein jedes, auch nicht nasaliertes *ō*) in *ē* gewandelt habe.

Die zurückführung der westgermanischen auslaute auf die von der grundsprache her verschiedenen längen in der von mir angegebenen weise:

gemeinwestgerm. *-a*, *-e* auf urspr. *ā* oder *ē*,
„ *-o*, *-u* „ „ *-ō*,

lässt sich ohne übergrosse schwierigkeit durchführen.

Es ist nicht richtig, dass jeder ursprünglich auslautende *ā*-laut nach der alten bezeichnung, also, um von *ē* nicht zu reden, dass urspr. *-ā* und *-ō* in gleicher weise in allen germanischen dialecten mit ausnahme des gotischen *-u* werde. Dass *-ā* westgerm. *-a* bleibt, lehrt das dem accusativ sing. der pronominalen declination angehängte *-ā*, as. *thena*, ae. *ðone* = got. *þana*, im adj. as. *hêlagna* ae. *-ne* = got. *-ana*: dass dies *-a* nicht ein altes *-ē* sondern ein altes *-ā* ist, zeigt got.

hvanô-h, hvarjanô-h.[1]) Altes *-ā* hat ahd. as. *fora* ae. *fore* = got. *faura,* skr. *purā'*. Dass *-ō* ausser im gotischen *-u* wird, zeigt der nom. acc. plur. der neutra auf urspr. *-o-,* und ebenso die damit identische endung des nom. acc. dual masc. (got. *þô* = gr. *τώ,* slav. *tā,* lit. *tů-du*), die vom sprachgefühl als neutr. plur. gefasst, die syntactische regel aufkommen liess, 'masc. + fem. wird durch den plur. neutr. gegeben'.[2]) Die regel ist also 'auslautendes germ. *-ō* wird westgerm. *-u,* germ. *-ā* wird westgerm. *-a*'.

Diese einfache regel vermochte nicht aufzukommen, so lange es keinem in den sinn kommen konnte etwas anderes, als *-ā* als ursprüngliche endung des nom. sing. fem. der *ā*-declination anzunehmen. Dies war überhaupt der punkt, der der erkenntnis hindernd im wege stand, dass germ. *ā* und *ō* in endsilben nicht zusammengefallen sind. Nach dem aber, was wir von F. de Saussure, Syst. prim. 138, gelernt haben, dass sich *ā* zu *ō* verhält wie *e* + cons. zu *a* + cons., müste für den nom. sing. als starken casus die endung urspr. *-ō* erschlossen werden, selbst wenn dies *-ō* in keiner sprache erhalten wäre. Das *-ā-* und *-ō* verhalten sich zu einander wie das *-es-* und *-os* der neutra wie *γένος*: das feminin ist vom stamme des masculins gebildet durch den consonanten *A* (s. u.), das *-ā-* des feminins ist entstanden aus *-eA-*, das *-ō* aus *-oA.* Ich habe aus diesem grunde schon vor einem jahre Engl. stud. III. 150 dem nom. sing. fem. die endung *-ō* beigelegt. Das gesetz, nach welchem im nom. sing. der *o*-laut eintreten muste, wird unten dargelegt werden in dem abschnitt über die entstehung des *o.* Auf das *-ō* weist ausser dem germanischen mit notwendigkeit das umbrisch-oskische zurück: die endung des nom. sing. fem. und ebenso des nom. acc. plur. neutr. ist umbr. osk. *-o* (in nationaler schrift umbr. *-u* osk. *-ú*), z. b. fem. umbr. *tōto* (*tūtu*)

---

[1]) Bei Sievers formulierung des gesetzes muss die angehängte partikel für ein altes *-ām* erklärt werden: die consequenz wäre die lehre, dass urspr. *-ām,* germ. *-āⁿ* auslautend unbetont got. *-a* werde, dass also got. *giba* der regelrechte accusativ sei (so Mahlow, Die langen vocale s. 56 ff., 64 ff.). Ein solches got. *-a* aus *-āⁿ* müste lang sein, *þanâ, gibâ.*

[2]) Beispiel altfries. Ems. *alder* eltern (aus germ. *álþizō,* dual von consonantischem stamme auf *-iz-* gebildet mit dem dem masc. der *o*-decl. entnommenen suffix), zu dem später noch ein neutraler sing. geschaffen ward.

osk. *tovto* (*tùvtù*), wie neutr. pl. osk. *comono,* das *-o* kann unmöglich aus langem oder kurzem *-a* hervorgegangen sein. Das *-ā* der östlichen sprachen, indisch, iranisch, slavisch, kann so gut *-ō* wie *-ā* sein: dass, wo wie z. b. im griechischen sicher *-ā* vorliegt, das *-ā-* der schwachen casus in den nom. gedrungen ist, kann nicht im mindesten wunder nehmen.[1])

Der acc. sing. fem. hat historisch überall die endung *-ām,* osk. *-ām* slav. *-ą* etc., germ. *-ān,* woraus nach unserer regel ahd. as. *-a* afr. ae. *-e.* Osthoff erklärt Morph. us. I. 267 ff. dies ahd. *-a* ae. *-e* aus *-ēn*, das von den *jā*-stämmen her verallgemeinert sei. Aber dass urspr. *jā* zu germ. *jē* wird, bestreite ich (wenn überhaupt, dann wird bloss *jō* zu *jē*), ausserdem ist unser gemeinwestgerm. *-a* des accusativs regelrechte kürzung des langen *-ā* aus germ. *-ān* urspr. *-ām* im acc. des pronomens, afr. ae. an. *thâ, ðâ.* — Die älteste endung des acc. fem. wird nicht *-ām*, dessen *ā* aus den schwachen casus eingedrungen ist, sondern *-ōm* gewesen sein. Dieses *-ōm*, germ. *-ōn* haben die adverbien auf got. *-ô* ahd. as. *-o* an. *-a* wie got. *galeikô* ahd. *gilîcho* an. *líka* erhalten, die Osthoff, Kuhns zs. XXIII, 90 ff., Morph. us. I 271 f. als accusative des fem. erklärt hat. Im friesisch-englischen haben diese adverbien die wandlung des casus in die schwache form mitgemacht, afr. ae. *-e*, wie die adverbien auf griech. *-ην* lat. *-am.* — Das ae. *ȝifu,* gen. dat. acc. *ȝife,* ist germ. nom. *-ō* gen. *-āz* loc. *-ai* acc. *-ān.* Das germ. *-āz* des genitivs ist völlig regelrecht ahd. as. *-a* afr. ae. *-e* = an. *-ar* got. *ôs* in der nominalen wie in der pronominalen declination. Über den ahd. as. dat. sing. fem. auf *-u* s. u.

Den casus des singulars, nom. *-ō* acc. *-ān*, entsprechend lauteten die casus des plurals fem. germ. nom. *-ōz* acc. *-ānz.* Das *-ōz* des nom. plur. (mit dem *ō* des starken casus) wird

[1]) Das germ. *ā,* das in der tonsilbe gemeingerm. *ō,* gotisch geschlossenes *ô* wird, wird vom slavischen aus einem östlichen dialecte mit dem vocalismus des gotischen als **ô* aufgenommen, das im slavischen diphthongierung zu *ou,* woraus endlich *ū,* erfährt: slav. *plūgŭ, Dūnāvĭ, kūpūjetĭ* (aus germ. *kaupājedi,* got. *kaupôþ,* Mahlow s. 151 oben) (ebenso wird schwed. *ô* im altruss. *ū,* s. Thomsen, Urspr. d. russ. staates s. 76). In demselben östlichen dialecte scheint auslautendes germ. *-ō* zu *ū* geworden zu sein (wie vielleicht im westgermanischen und nordischen): das slav. *bukȳ* buche setzt ein **bôkû* (aus germ. *bākō*) voraus.

ahd. *-o* ae. *-a*: dieses ae. *-a* ist die regelmässige endung, jenes ahd. *-o* sehen wir in alemann. *kebo, sunto* und im plural fem. der pronominalen declination *dio*, *drio*, *plinto*, ungekürzt in ahd. *zwuo* = as. *twô*. Für dieses ahd. *-o* im plur. fem. der pronominalen declination ist die annahme einer formübertragung aus dem masc. ausgeschlossen. Will man es aus einem aus urspr. *-ās* hervorgegangenen gemeingerm. *-ōz* erklären, dann muss man um die germ. entsprechung des *-ās* des gen. sing. zu erklären zu künstlichen mitteln greifen. Das *ā*^{n}*z* des acc. plur. wird ahd. *-â, gebâ*, gekürzt as. *-a, geƀa*, ae. *-e* in *ȝife* (Sievers, Btr. I. 487). Die länge des auslautenden vocals in ahd. *gebâ* ist etwas eben so singuläres wie der fall eines germanischen nasalierten langen vocals vor auslautendem *z*. *-ā*^{n}*z* ist schon von Mahlow, Die langen vocale s. 61, als germanische endung des acc. plur. fem. angesetzt worden[1]), nur lässt er das *ā* in germ. *ō* übergegangen sein (die bezeichnung der germ. langen vocale und der nasalierung ist bei ihm eine andere, complicierte), Mahlow führt aber nicht die länge des ahd. *-â* auf die nasalierung zurück.

Dem wechsel von *ā* und *ō* im feminin gegenüber haben wir im masculin und neutrum einen ursprünglichen wechsel zwischen einem *ē* (aus *-e-* + vocal) der schwachen casus und

[1]) Mahlow wird auch recht darin haben, wenn er s. 128 das ahd. *-a* des nom. acc. pl. masc. *taga*, das nicht das urspr. *-ōs* germ. *-ōz* des nominativs sein, auch nicht aus germ. *-anz* entstanden sein kann, auf germ. *-a*^{n}*z* mit nasaliertem vocal zurückführt. Es könnte vielleicht die lautregel aufgestellt werden, dass ursprünglich auslautende gruppe vocal + *ns, ms* in unbetonter silbe germ. nasalierter vocal + *z* werde. Sonst hat sich zu einer zeit, wo noch kurzer nasalierter vocal im germanischen auslaut bestand, acc. *staina*^{n} (oder noch *-o*^{n}) für das spätere *staina*, der acc. plur. *-a*^{n}*z* (*-o*^{n}*z*), *-i*^{n}*z, -u*^{n}*z, -ā*^{n}*z* nach dem acc. sing. *-a*^{n} (*-o*^{n}), *-i*^{n}, *-u*^{n}, *-ā*^{n} gerichtet. — Das nordische *-a* des acc. plur. *úlfa* kann aber nicht, wie Mahlow will, aus *-a*^{n}*z* entstanden sein, da das *z* nicht spurlos geschwunden wäre: dieses an. *-a* ist germ. *-ō*^{n} = slav. *ȳ*, *vlŭkȳ,* sanskr. *-ān, vrkān*, aus urspr. *-ōn* (unverkürzt an. *þá* acc. pl. = slav. *tȳ* skr. *tān*), ebenso ist das an. *-i, -u* des acc. plur. masc. der *i*- und *u*-stämme germ. *-ī*^{n}, *-ū*^{n} = slav. *-ī, -ȳ*, skr. und urspr. *-īn, -ūn*. Diese endungen des acc. plur. masc. werden die ältesten sein, und die eben angesetzten auf *-z* werden sich zum acc. sing. gebildet haben nach der analogie der formen der consonantischen declination, germ. acc. sing. **-un,* acc. pl. *-unz*.

einem *o* (aus *-o-* + vocal) der starken. Sahen wir aber beim fem. einen übergriff des *ā* der schwachen casus in das gebiet der starken, so sehen wir hier umgekehrt das *ō* der starken casus auf kosten des *ē* sich ausbreiten. Ueber das *e* und *ē* der schwachen casus s. F. de Saussure, Syst. prim. 90 f., 118 anm., vf. Engl. stud. III, 152. Den grund des in den schwachen casus eintretenden *e* s. u. im excurs.

Die ursprüngliche endung des instrumentals sing. ist *-ē*[1]), erhalten in got. *þê, hvê*, und im altengl. *-e* im subst. und adj., *dæge, gôde*. Im latein. sehen wir an die stelle dieses *-ē* ein aus den starken casus eingedrungenes *-ō* (lat. *-ŏ*) getreten (*quando, ho-die*): dieses selbe *-ō* haben wir in dem deutschen *-u*, instr. as. *dagu* ahd. *tagu*.[2]) Sievers findet Beitr. V, 136 in dem as. ahd. *-u* den ablativ und in dem ae. *-e* einen mit dem *m*-suffix gebildeten instrumental. Für dieses sehe ich in der form keine möglichkeit, jenes anzunehmen (wie es auch Paul tut, Beitr. II. 339 ff., IV, 454) ist der form wegen unnötig, der bedeutung wegen unmöglich, denn der casus auf *-u* ist ein wirklicher instrumental, steht nicht wie ein ablativ bei präpositionen der entfernung (*mit rehtu*, aber *fon thesemo dage*). Die beiden formen des instrumentals verhalten sich zu einander, wie im lateinischen ablativ das ältere *certē* (*facilumēd*, osk. *-id*) und das jüngere *certō*. Ebenso haben wir im gen. plur. als schwachem casus ursprünglich die endung *-ēm*, germ. *-ē*ⁿ, got. *dagê*, aber wie im griech. *-ων* der *o*-laut der starken casus eingedrungen ist, so haben wir auch im gen. plur. ahd. *tago* as. *dago* ae. *daza* die endung *-ō*ⁿ aus *-ōm*. Genau dasselbe verhältnis sehen wir im gen. sing. got. *þis*, *dagis* mit dem stammauslaut *-e-*, gegenüber dem ae. *þæs*, *dæzes*, as. *dagas* (neben *dages*) mit dem stammauslaut *-a-*, älter *-o-* vor dem *-s*, wie in griech. *-οιο* aus *-οσjο* für *-esjo* (über das suffix s. u.). Im locativ sing. auf urspr. *-ei* (s. Saussure 91), welcher casus aber im gotischen fehlt, haben wir im übrigen germanischen die endung *-ai* aus *-oi*, ahd. *tage* as. *dage* ae. *dæze* an. *úlfi* (Braune, Beitr. II, 161 f.) = griech. *οι* in *οἴκοι*, slav. *-ě*.

[1]) Zeugen für *-ē* aus dem indoiran. s. Joh. Schmidt, Kuhns zs. XXV, 97.

[2]) Wegen solcher differenzen zwischen den germ. dialecten s. den schluss des aufsatzes.

Neben diesem locativ und neben dem ablativ got. *daga* aus urspr. *-ēd*, *þamma*, *blindamma* aus urspr. *-smēd* kann der ahd. as. dativ der pronominalen declination auf *-mu, -mo* kaum etwas anderes sein als der alte dativ auf *-smōi*, sankr. *-smāi* mit dem *-ōi* in λύκῳ. Es steht kein anderer uns bekannter casus mehr zur verfügung. Urspr. *-ō* wird ahd. as. *-u*, urspr. *ō* + consonant *m* oder *s* wird *-o*, was soll aus urspr. *-ō* + consonant *i* wol anderes werden als ein *-o* oder *-u*? Urspr. *-ōm* oder *-ōs* wird offenes *-o*, das nicht zu *-u* wird, urspr. *-ōi* vielleicht geschlossenes *-o*, das in der schreibung älter als *-u*, jünger als *-o* erscheint (genaueres s. Braune, Beitr. II, 158). Durch eine reihe von beispielen lässt sich diese entsprechung für altes *-ōi* nicht erweisen, weil solche beispiele fehlen. Paul sieht in dem casus auf *-mu*, *-mo* den ablativ, es wäre dies also ein ablativ auf *-smōd* mit dem eingedrungenen *ō* für *ē*. Im altsächsischen müste das *-u* nach zwei vorausgehenden silben schwinden. Wir finden dasselbe nun in einigen fällen wirklich geschwunden, dat. sing. *kristinum*: dieser dativ auf *-m* könnte ein ablativ auf *-smōd* sein. Es wird aber wahrscheinlich ein ganz anderer casus sein, der instrumentalis II (sociativ) auf urspr. *-mi* = slav. *-mĭ*, den wir im friesischen, englischen und nordischen durchaus als vertreter des dat. sing. im masc. der pronominalen declination finden (altnord. *þeim* ae. *þǽm* = slav. *tēmĭ*, verschieden von altsächs. *themu* ahd. *demo,* altnord. *ǫðrum* ae. *ôðrum* = as. *âðrum* aber verschieden vom dativ as. *-emu, -umu*). Dass dieser *m*-casus auch im deutschen bestanden hat lehrt und das einfache *m* in ahd. *demo* as. *themu:* der dativ urspr. *tesmōi* und ebenso der abl. *tesmōd* hätte eine form mit *mm* geben müssen, das einfache *m* ist von diesem zweiten instrumental herübergenommen.

Ist der ahd. as. dativ der pronominalen decl. auf *-mu, -mo* ein ursprünglicher dativ, dann muss ebenso im feminin der dativ altnord. *giǫfu*, *giǫf* altsächs. *geƀu*, *-o* ahd. *gebu*, *-o* und in der pronominalen declination as. ahd. *-ru*, *-ro* ein dativ auf *-ōi*, *-sjōi* sein, neben dem locativ ae. *ȝife* und in der pronominalen decl. ae. *blindre* an. *blindri* aus urspr. *-ai* und danach gebildetem *-sjai*. Das *-ōi* statt *-āi* (mit dem *-ō* der starken casus) hat sich gebildet unter dem einflusse des *-ōi* des dat. masc., genau ebenso wie im gen. plur. fem. das ursprüng-

liche *-ām* des schwachen casus nach dem urspr. *ō* des nom. sing. und plur. zu *-ōm* umgebildet ist, griech. *-ων* germ. *-ōⁿ*, unter mithülfe des *-ōm* für *-ēm* des gen. plur. masc. (so nicht notwendig im gotischen, dessen *-ô* ein gen. plur. germ. *-āⁿ* aus *-ām* sein kann, wenn ein germ. *-āⁿ* wie wir es oben angesetzt haben got. *-ô* und nicht got. *-â* wird). Das got. *-ai* des dat. sing. *gibai*, *blindai*, *þizai* ist das *-ai* des locativs. *gibai* könnte möglicherweise der dativ auf *-āi* sein, doch nur dann wenn die oben gegebene erklärung des ahd. as. *-u* (*-o*) an. *-u* aus *-ōi* falsch ist, denn diese erklärung setzt voraus dass ursprünglich auslautendes *-āi* im gotischen *-ô* oder vielleicht *-â* wird. Dass der gotische dat. fem. auf *-ai* ein locativ ist, dafür spricht vor allen dingen *blindai*, denn zum gen. *blindaizôs* müste der ursprüngliche dativ *blindaizai* lauten, wenn *-āi* gotisch *-ai* wird. Der locativ *þizai* ist entstanden indem nach dem verhältnis dativ *-āi*: loc. *-ai* zu einem ursprünglichen dativ auf *-sjāi* ein loc. auf *-sjai* geschaffen ward. Das *-sjai* des locativs finden wir im gotischen nur noch beim pronomen *izai*, *þizai*, noch nicht beim adjectiv, in den jüngeren dialecten, im altnord., altengl., altfries. auch beim adjectiv. Das *j* des *-sj-* ist in *þizôs*, *þizai* natürlich durch ausgleichung mit dem *s* des gen. plur. verloren gegangen, ebenso wie aus dem gen. plur. das ursprünglich nur dem gen. plur. masc. zukommende *ai* des gen. sing. fem. *blindaizôs* stammt.[1])

Die westgermanische endung des nom. sing. fem. der *n*-declination ahd. as. *-a*, afr. ae. *-e*, as. *tunga*, ae. *tunge*, gegenüber dem got. *-ô* = griech. *-ων* lat. *-o*, erklärt Osthoff, Morph. unters. I, 255 ff. aus einem *-ēⁿ*, das ursprünglich nur bei vorhergehendem *j* berechtigt gewesen wäre: von den doppelformen ohne und mit *j*, die ahd. zu heissen hätten masc. *hano*, **erbia*, fem. **zungo*, *redia*, hätte beim fem. die *j*-form, beim masc. die *j*-lose form den sieg davon getragen. Den ostgermanischen ausgang des nom. sing. masc. erklärt Osthoff s. 260 f. durch die einwirkung des artikels. *sa* **blindô* neben

[1]) Als dative erklären die formen auf *-mo*, *-ro* auch Leskien, Decl. 127 f. und Mahlow, s. 51, 93, die aber beide auch got. *þamma* als dativ fassen. Gegen die herleitung des *-u*, *-o* von *-ōi* streitet Paul, Beiträge IV, 461 f.

sô blindô habe sich zur herstellung der harmonie zu *sa blinda* umgestaltet. Dies letzte ist des nordischen wegen nicht möglich: das altnordische *-i* kann nicht, wie Osthoff will, aus *-a* (oder älterem *-o*) in unbetonter silbe entstanden sein, sondern ein nordisches *-i* (*-e*) ohne vorhergehenden umlaut ist aus germ. *-ē* oder *-ai* hervorgegangen.

Meine ansicht über den ursprung der formen des nom. sing. der *n*-declination könnte ich zwar in kürzerer weise vorbringen, aber es scheint mir dem gegenwärtigen und noch darüber hinausgehenden zwecken dienlich zu sein, wenn ich zuvor meine ansicht über die entstehung des *o* (=a_2) in den indogermanischen dialecten darlege, obwohl ich dazu auf den ältesten dem indogermanischen sprachforscher überhaupt erreichbaren sprachlichen zustand zurückgehn muss.

Excurs: Die entstehung des *o*.

Die ursprüngliche gestalt der indogermanischen wurzel, d. h. natürlich des indogermanischen wortes, genauer nomens, war die: die wurzel war zweisilbig mit innerem vocal *a* und auslautendem vocal *a*, nach den consonanten bilitteral wie *BảRa* (träger)[1]) oder trilitteral (mit innerem *i, u, r* oder nasal + cons., oder *A, E*[2]) vor oder nach cons.) wie *DaRCa* (blickend), *VaIDa* (sehend), *DaIVa* und *DIaVa* (glänzend, himmel), *DaMAa* (bändigend) (diese trilitteralen waren noch früher dreisilbig, drei *a* enthaltend, *daraca, vajada, dajava,* denn sie sind componiert, z. b. *damaAa* aus *dama* + *Aa*, und es findet ein wechsel statt zwischen der zweisilbigen wurzel mit dem ersten und mit dem zweiten *a*, wie *daiva* und *djava*).

---

[1]) Die aspiraten gelten als einfache consonanten, ebenso im anlaut *s* + cons. (Im semitischen kann möglicherweise ein in historischer zeit unerhörtes älteres anlautendes *sk st sp* zu *k t p* geworden sein.)

[2]) Ueber die consonanten *A*, *E* vgl. Engl. stud. III, 150 f. Es waren consonanten von der art, wie wir sie in historischer zeit ganz gewöhnlich mit dem vorhergehenden vocal verbunden in einem langen vocal sich verlieren sehen (z. b. *h* oder gutturales *r*), wahrscheinlich gutturale von der art der semitischen, *A* = älef, der tonlose gutturale verschlusslaut, und *E* wahrscheinlich der entsprechende tönende verschlusslaut. *A* könnte in den meisten fällen auch ein gutturales *r* gewesen sein, natürlich können in diesen elementen verschiedene laute

Diese wurzelwörter liegen historisch in vier gestalten vor, die, wie sich uns ergeben wird, aus vier nur durch die betonung unterschiedenen urgestalten desselben wortes hervorgegangen sind. Die betonung der grundsprache war die musi-

---

stecken, die für unsern blick zusammengefallen sind. Der consonant *A* hatte die eigenschaft, ein vorhergehendes *e* in *a* und ebenso den schwavocal *ᵉ* in den schwavocal *ᵃ* zu wandeln (oder auch einem hochtonigen *a* der grundsprache, das sonst *e* geworden wäre, und einem tonlosen *a*, das sonst *ᵉ* geworden wäre, den *a*-laut zu wahren): **eA* wird **aA*, woraus *ā*, **oA* wird *ō*. Der consonant *E* fliesst einfach mit dem vorhergehenden vocal *e*, *o* in dessen länge zusammen. Es verhalten sich also wie *ei : oi : i*, *er : or : r* so *ā : ō : A*, *ē : ō : E* (s. F. de Saussure, Syst. prim. 136 ff.). Die zeichen *A*, *E* in tonloser stufe bezeichnen selbstlautendes *A* oder *E* wenn die consonanten *A* oder *E* stimmtonlaute (wie z. b. gutturales *r*) waren, dagegen einen aus schwa + *A* oder *E* hervorgegangenen schwavocal wenn *A* oder *E* geräuschlaute waren. *A* in tonloser stufe wird im sanskrit ohne erkennbare regel entweder *i* oder *ī* : *ī* entsteht vielleicht aus *ᵉA*, schwa mit folgendem *A*, wenn das mit *A* bezeichnete element ein geräuschlaut, *i* dagegen aus selbstlautendem *A*, wenn das mit *A* bezeichnete element ein sonorlaut war.

F. de Saussure trennt *A* und *E* nicht, stellt aber dem *A* ein anderes element zur seite, das er *ọ* schreibt, dessen ablautstufen *ō : ō : ọ* sein sollen. Saussure sieht aber in diesen elementen vocale, nicht wie ich gutturale geräuschlaute oder event. ein gutturales *r*.

Saussures element *ọ* hat in den meisten der wörter, denen er das *ọ* beilegt, sicher nicht bestanden, und vielleicht hat das element *ọ* und also eine ablautreihe *ō : ō : o* überhaupt nicht existiert. In den weitaus meisten fällen gehört nämlich dieses *ọ* in die *A*-reihe und ist nichts anderes als das von Saussure selbst s. 113 f. in erwägung gezogene, aber schliesslich abgewiesene, 'une simple altération gréco-italique de *A*'. Es fallen hierher namentlich zahlreiche griechische *o* für erwartetes *a*, die *οκ*- von der wurzel *ακ* (ὄκρις, ὀξύς), ὄγμος zu ἄγω, οὖς neben *auris*, σοφός neben σαφής. Diese *o* für *a* sind enstanden durch änderung des ablautverhältnisses *ω : α* in *ω : ο*. Ebenso wahrscheinlich die *o* in λούω neben *lavo*, κοέω neben *caveo*, δίδομεν, δόσις zu δίδωμι statt des *a* in lat. *damus*, *dator*. In griech. δω- : δο- aus *dā : dō : dA* hätte also das griechische die stufe *dā* aufgegeben und dann den ablaut δω : δα in δω : δο geändert. Ebenso sind andere und vielleicht alle *ō : ō : o* entstanden. (Griech. γνω-, γνο- ist älteres *ǥnē : ǥnō : ǥnE*). *o* für *a* haben wir ferner in ὄγκος lat. *uncus* neben ἀγκών, lat. *scobs* zu *scabo*, lat. *opus* wenn ἄφνος verwant ist, griech. ὄσσε lat. *oculus*. Dass diesem *o* im sanskrit *a* entspricht, der regelrechte vertreter von *A*, ist völlig in der ordnung, ebenso dass diese *ọ* im armenischen durch *a* gegeben werden, *tal* geben, *akn* auge (*A* ist armen. *a*, griech.-lat. *o* armen. *o*). Andere dieser *o* sind entstanden durch umgestaltung des ablauts *ō* : — in *ō : o*.

kalische (nach Verners bezeichnung 'chromatische'), denn alle älteren dialecte, von denen wir bestimmte nachrichten über die betonung haben, das sanskrit, griechische, lateinische[1]), hatten die musikalische betonung. Die verschiedenen stufen der betonung benennen wir für die grundsprache am besten mit den namen des ältesten indogermanischen dialects, der auch die ursprüngliche betonung im ganzen am treuesten festgehalten hat: udātta (hochton), anudātta ('unton') und svarita. Der svarita ist ein doppelter, der abhängige (tiefton) und der selbständige (hochtiefton). Die lateinischen namen sind für uns nicht geeignet, weil wir mit ihnen den gedanken an exspi-

---

S. u. im einzelnen die besprechung der meisten der genannten und anderer wörter. Immerhin bleibt es möglich, dass in einzelnen fällen ein element wie Saussures *ǫ* bestanden hat, das mit vorhergehendem *e* und *o* zu langem *ō* verschmolz: ich würde dann für dieses element den wert eines gutturalen *r* vermuten. Ich sehe indessen kein wort, für welches die annahme dieses dritten elementes notwendig und die erklärung des *o* durch geänderten ablaut unmöglich wäre. Ich werde daher im folgenden Saussures *ǫ* genau so behandeln, wie Saussure selbst das *E* behandelt.

Sollte in einzelnen fällen ein *ā* einem *ē* : *ō* gegenüberstehen, also *φθᾱ-*, dem lat. und slav. *spē-*, germ. *spē-*, *spō-* entsprechen (Sauss. 143), dann würde das nebeneinanderstehen der consonanten *A* und *E* in *speA-* neben *speE-* absolut nichts anderes sein, als das nebeneinanderbestehen anderer consonanten, wie in den von Saussure 142 und 152 bemerkten fällen *meE-* neben *med-* messen, *geA-* neben *gem-* gehen, *steA-* neben *stel-* stehlen (composition einsilbiger urwurzeln mit verschiedenen elementen, *Ma-Ea* und *Ma-Da*, *Ga-Aa* und *Ga-Ma*).

[1]) S. die stellen bei F. Schöll, de accentu linguae latinae veterum grammaticorum testimonia (Acta soc. phil. Lips. VI) s. 71—215, besonders nr. 2a, 2c, 3, 18, 21, Mart. Capella 3, 68, Diomed, Keil 2, 430, die für jeden, der nicht, wie Schöll selbst, sich überhaupt nichts anderes denken kann als die monotonie und den exspirationsictus des gegenwärtigen nhd., die musikalische natur des lateinischen accents beweisen.

Dass der sprachlaut drei eigenschaften habe, eine dauer, höhe und stärke, sagte lange vor Kräuter M. Terentius Varro (2a bei Schöll: 'Scire autem oportet vocem sicut omne corpus tres habere distantias, longitudinem, altitudinem, crassitudinem .... altitudinem discernit accentus, cum pars verbi aut in grave deprimitur aut sublimatur in acutum. crassistudo in spiritu est: omnes voces aut aspirando facimus pinguiores aut, sine aspiratu pronuntiando, tenuiores'), der aber nicht als vierte dimension, wie Kräuter (nach den physiologen) als vierte 'eigenschaft' den 'klang' hinzufügte, also das wesen des sprachlautes selbst.

ratorische betonung verbinden, und weil, wenn wir den namen 'gravis' für den abhängigen svarita brauchen würden, uns ein ausdruck für den anudātta fehlt. Dass ein ursprüngliches *a* durch den udātta *e* wird und dass reducierte silbe von ursprünglichem anudātta stammt, ist schon bekannt (wenn man sich auch wol die betonung, die diesen unterschied schuf, meistens als exspiratorische denkt), s. Verner, Kuhns zs. XXIII, 133: nicht allgemein bekannt ist, dass die *o*-färbung von ursprünglichem svarita herrührt. Den udātta oder hochton (= acut, griech. *ὀξεῖα*, scil. *προσῳδία*) bezeichne ich durch ′, den anudātta oder unton durch sein gegenstück ‚, den svarita durch ‵, und zwar den abhängigen svarita (= gravis, griech. *βαρεῖα*) durch ein ‵ auf dem vocalzeichen (*ὰ*), den selbständigen svarita, d. i. svarita mit vorhergehenden udātta in éiner silbe (= circumflex[1]), griech. *ὀξυβαρεῖα*) durch ein ‵ dem vocal-

---

[1]) Sievers ist im irrtum, wenn er den geschliffenen accent, der die diphthongierung des *ē ō* zu *ia, ua,* die westgerm. consonantendehnung, das aufkommen des svarabhaktivocals bewirkte, mit dem circumflex identificiert. Der lat. circumflex (Varro, no. 36 'apud nos flexa, quoniam primo erecta rursus in gravem flectitur') gleich der griech. *ὀξυβαρεῖα περισπωμένη* oder *κεκλασμένη*, dem indischen selbständigen svarita, ist vielmehr gleich dem 'gestossenen accent' des litauischen, wie ihn Kurschat beschreibt, dagegen der 'geschliffne accent' ist gleich der griechischen *ἀντανακλαζομένη* des Glaukos v. Samos (s. Keil gr. lat. 4, 530), dem vom tieferen zum höheren tone aufsteigenden accent aller griechischen betonten langen vocale und diphthonge, die nicht den ˜ tragen, *ῥώμη*, diphth. *αἰ, αὐ* (Kurschats lit. *aĩ, aũ*, hier *ai′, au′* gegeben, ist = griech. *αἰ, αὐ*, nicht = gr. *αῖ, αῦ*), der dem lateinischen unbekannt war. Der geschliffene accent bewirkt diphthongierung (wie die des durch die sog. ersatzdehnung entstandenen langen geschlossenen *ε, ο* zu *ει, ου*), der gestossene accent oder circumflex dagegen umgekehrt die verengung von diphthongen. Der lat. diphthong in *aidem* war, worauf schon die schreibung mit *ae* hinweist, nicht griech. *αἰ* ( ) mit geschliffenem accent, sondern ein *ὰἰ* ( ) mit gestossenem oder circumflex (= gr. *αῖ*). Schöll, der jeden unterschied zwischen dem antiken und modernen accent läugnet, geht gegen sämmtliche zeugnisse der grammatiker an, indem er dem griechischen und lateinischen den circumflex abspricht (was P. Langen, Fleckeisens jahrb. 1876, 619 ff., nur gegenüber dem lateinischen tut), bloss weil er sich einen unterschied zwischen *ῥῶμα* und *ῥώμη* nicht denken kann und dergleichen unterschiede für 'argutiae' hält [jenes ist , dieses].

zeichen folgend (*à*, bei folgendem *i u r n m* ruht der svarita auf diesem, *aì, aù, ar̀, aǹ, am̀*, der udātta selbst bleibt vor diesem svarita unbezeichnet). Ein hochtoniges *á* der grundsprache wird in den indogerm. dialecten *e*, ein untoniges *a̦* schwindet oder wird schwa (*ᵉ*), ein svaritiertes *à* wird *o*[1]), *aì aù ar̀ aǹ* wird *oi ou or on, à* wird *ō*.

Wir könnten, wenn wir diese accente hinzudenken, die formen der grundsprache, wie sie Schleicher schrieb, in den meisten fällen bestehen lassen, denn die wirkliche grundsprache wird allerdings dieser früher geschriebenen immer noch ähnlicher gewesen sein, als derjenigen, die wir seit Brugman und Collitz schreiben. Doch ist die jetzt übliche methode unverwerflich, wenn wir es nur wissen, dass wir nicht die grundsprache reconstruieren, sondern dasselbe tun, wie wenn wir aus den romanischen dialecten eine grundsprache reconstruieren würden, die in jeder wortform die gemeinromanischen lautgesetze durchgeführt zeigte, z. b. *clamā́te, -tus* statt *clāmā́tae, -tās*.

Die vierfach verschiedene musikalische betonung des zweisilbigen wortes der grundsprache war die folgende:

I.	Die erste silbe trägt den	die zweite den		
1. a)	udātta,	svarita	: *dárcà*,	histor. *dérco-*
b)	anudātta,	udātta	: *da̦rcá*,	„ *drcé-*
2. a)	svarita,	anudātta	: *dar̀ca̦*,	„ *dorc-*
b)	anudātta,	anudātta	: *da̦rca̦*,	„ *drc-*,

die letzte form vor udātta des suffixes. Eine fünfte form, die des vocativs (und, was ursprünglich dasselbe, der 2. sing. imp.), hist. *derce*, bleibt als singulärer fall hier unberücksichtigt.

Dieselbe vierheit haben wir beim antritt (historisch) unsilbiger suffixe. Die formen sind, mit setzung der historischen *e, —, o* für *á, a̦, à*:

	Wurzel-vocal	Stammauslaut nach antritt von suffix-*A*	*-i,*	*-u,*	*-n,*	*-t,*	*-s:*
1. a)	*é*	(**oA*) *-ō*	*-oi*	*-ou*	*-on*	*-ot*	*-os*
b)	—	(**éA*) *-ā́-*	*-éi-*	*-éu-*	*-én-*	*-ét-*	*-és-*
2. a)	*ó*	*-A*	*-i*	*-u*	*-n*	*-t*	*-s*
b)	—	*-A-'*	*-i-'*	*-u-'*	*-n-'*	*-t-'*	*-s-'.*

[1]) Vgl. Gust. Meyer, Kuhns zs. XXIV, 227 f. Mehr abweichend Paul, Beitr. VI, 112 f. Paul nimmt a. a. o. an, dass die vocalstufen auf

Diese suffixe waren in der grundsprache einsilbig, *-A* war urspr. *-Aa* (spir. lenis + *a*), ebenso *-i -u* urspr. *-ja -va*, *-r -n -m -t -s* urspr. *-ra -na -ma -ta -sa* etc. Nehmen wir diesen ursprünglich folgenden vocal hinzu, dann gewinnen wir für die dreisilbigen wörter der grundsprache sechs verschiedene formen, es bestand nämlich eine form (3. a), in welcher das suffix als ursprünglich selbständiges wort seinen selbständigen accent als svarita wahrte, den vorhergehenden svarita in den anudātta wandelnd (*dárc̦a-tà* aus *dárcà tá*).

II.	(Grundform)	Wurzelvocal	Wurzelauslaut	Suffix			
1 a)	(*dárcà-ța*	*é*	*-o-*	*-n*	*-m*	*-t*	*-s*
1 b) = 4 a)	*d̦arcá-tà*	—	*-é-*	*-no-*	*-mo-*	*-to-*	*-so-*
2 a)	*dar̀c̦a-ța*	*ó*	—	*-ṇ*	*-ṃ*	*-t*	*-s*
b)	*d̦arc̦a-ța*	—	—	*-ṇ-'*	*-ṃ-'*	*-t-'*	*-s-'*
3 a)	*dárc̦a-tà*	*é*	—	*-no-*	*-mo-*	*-to-*	*-so-*
3, 4 b)	*d̦arc̦a-tá*)	—	—	*-né-*	*-mé-*	*-té-*	*-sé-*.

In den beiden ersten formen bleibt der auslautende vocal der ursprünglichen wurzel gewahrt, in den vier übrigen schwindet er.

Beim antritt zweisilbiger (componierter) suffixe, also in ursprünglich viersilbigen wörtern waren noch mehr formen der betonung möglich. Die üblichsten und für uns wichtigsten sind:

III.	(Grundform)	Wurzelvocal	Wurzelauslaut	Suffix, urspr. *-ta-ra*	*-ma-na*
2 a)	(*dar̀c̦a-țar̦a*	*ó*	—	*-tr*	*-mṇ*
b)	*d̦arc̦a-țar̦a*	—	—	*-tṛ-'*	*-mṇ-'*
3 a)	*dárc̦a-tàr̦a*	*é*	—	*-tor*	*-mon*
3 b) 4 a)	*d̦arc̦a-tárà*	—	—	*-téro-*	*-méno-*
4 b)	*d̦arc̦a-țará*)	—	—	*-tré-*	*-mné-*.

Die regeln über die aufeinanderfolge von *e*, *o* und schwund des vocals sind:

1) Das *o* hat seine stelle in ursprünglich letzter silbe eines mehrsilbigen wortes oder wo in der folgenden silbe ein *a* geschwunden ist (Engl. stud. III, 154 unten), d. h. für die grundsprache: auf svarita folgt stets anudātta (*bhérō* φέρω aus *bhárà-A̦a*).

2) Einem *o* in der endung oder dem suffixalen teile eines wortes geht stets ein *e* vorauf, d. h. vor dem abhängigen

---

einer abstufung des exspiratorischen accentes, nicht eines musicalischen beruhen, ferner lässt er, ähnlich wie früher Holtzmann, das *o* unter dem hauptton, das *e* unter dem nebenton entstehen.

svarita steht stets udātta, entweder unmittelbar oder durch einen auf dem ursprünglichen wurzelauslaut ruhenden anudātta von ihm getrennt.

3) Dem *e* geht stets schwa oder schwund des vocals in allen vorhergehenden silben vorauf (F. de Saussure, Syst. primitif s. 236 unten), d. h.: alle silben vor der mit dem udātta versehenen tragen den anudātta. Da der selbständige svarita die vereinigung des udātta mit dem svarita in einer silbe ist, so steht auch vor diesem anudātta (*dont-s* aus *͵adaǹt͵a-s͵a*[1]).

Für die behandlung des svaritierten *a* ist noch eine regel zu geben:

a in ursprünglich offener silbe wird durch den svarita gedehnt, wird also *ō*, wenn dem svarita ursprünglich doppelter anudātta folgte. Daher *dorc-s* (anblick) aus *dàrc͵a-s͵a*, aber *pōd-s* (fuss) aus *pàd͵a-s͵a*. *-mon*, *-tor* aus *-màn͵a*, *-tàr͵a* wird *-mōn-*, *-tōr-* sobald noch ein anudātta folgt, also acc. masc. *-mōn-m*, *-tōr-m* aus *-màn͵a-*, *-tàr͵a-* + *m͵a*.

Alle anstatt dieses *ō* sich findenden kurzen *o* wie in griech. *ποδ-*, acc. *-μονα*, *-τορα* stammen (wie dies schon von Joh. Schmidt, Kuhns zs. XXV, 13 ff. für die wichtigsten fälle gezeigt ist) aus der schwachen stufe, in welche sie geraten sind dadurch dass das verhältnis *ō* : *e* (*-mōn-* : *-mén-*) oder *ō* : — (*pōd-* : *p^ed-*) durch das verhältnis *ō* : *o* ersetzt ward. Wir werden dies im folgenden im einzelnen sehen.[2])

Recht hatten also diejenigen, welche dem indoiran. *ā* in offner silbe den wert des 'a_2' beilegten, Brugman, Osthoff, de Saussure, recht ebenfalls diejenigen, welche dasselbe *ā* = europ. *ō* setzten, Joh. Schmidt, Collitz und ich, unrecht aber hatten diese indem sie jenen wert des indoiran. *ā* leugneten, jene weil sie behaupteten, das *ā* sei = europ. *o*.

In der grundsprache fand in der flexion eines jeden wortes ein accentwechsel und also in der jüngeren sprache ein ablaut

---

[1]) Im suffix *-nta*, ebenso in *-nka*, ist die aufeinanderfolge der consonanten so alt wie die des *n*, *r*, *i*, *u* + cons. in wurzel *bhandha*, *darca*, *vaida* etc.

[2]) Die anwendung des gesetzes auf das verbum s. in der anmerkung am schlusse dieses abschnittes.



statt. Der accent wechselt zwischen den je zwei oben durch a) und b) bezeichneten accentlagen: die accentlage a), die als die normale anzusehen ist, gilt für die starken, b) für die schwachen casus.[1])

Alle wörter mit dem vocal *o* in erster silbe in den starken casus hatten ursprünglich den accentwechsel 2. So 1) alle historisch einsilbigen wurzelwörter (vgl. Kuhns zs. XXIV, 519 f.), die in zwei gruppen zerfallen a) solche von wurzeln auf *n*, *r*, *i*, *u* + cons. wie *dor̀c-s* anblick, *voìc-s* haus, *roùk-s* licht (urspr. *raùk̦a-șa*, acc. *-m̦a*), gen. *dr̥còs*, *vicòs*, *rukòs* (aus *r̦aukà-șa*?[2])), b) solche von wurzeln auf einfachen cons. wie *pṑd-s* fuss, *vṑk-s* stimme, *guṑv-s* kuh, *djṑv-s* (skr. *djāus*) himmel, *bhṑrs* dieb (gr. φώρ), **krṑp-s* dieb (gr. κλώψ) (aus urspr. *pà̀d̦a-șa*, *djà̀v̦a-șa* oder *d̦ajà̀v̦a-șa*, *bhà̀r̦a-șa* etc.), gen. *pedòs*, **ukòs*, *guvòs*, *divòs*, **bhròs* (aus *p̦adà-șa*, *v̦akà-șa* etc.?). Die ursprüngliche schwache stufe dieser letzten formen ist erhalten in lat. *pedis* (griech. πεδ- in πεζός), skr. *divás* gr. *ΔιϝόϚ*, der ursprüngliche ablaut *ō* : — ist durch *ō* : *o* ersetzt in griech. ποδ-, ϝοπ- (abaktr. *vāc-*, *vac-*), βοϝ- lat. *bov-*, lat. *Iov-*, ebenso in griech. φλογ- und andern. Neben erhaltenem ω sehen wir dieses *o* als schwache stufe in κλώψ, gen. plur. (bei Xenophon) κλοπῶν.[3]) — Weiter stellen sich hierher 2) alle historisch einsilbigen abgeleiteten wörter, und zwar zur gruppe a) solche wie *doǹt-s* (*̦adaǹța-șa*), gen. *dn̥tòs* (*̦ad̦antà-șa*?), zur gruppe b) durch urspr. *ța*, *șa* etc. von wurzeln auf ein-

---

[1]) Das 'stark' und 'schwach' der hier beibehaltenen üblichen und bequemen ausdrücke 'starke' und 'schwache casus' bitte ich nicht in dem sinne exspiratorischer betonung, sondern als 'rectus' und 'obliquus', 'unabhängig' und 'abhängig' in syntactischem sinne aufzufassen.

[2]) Das suffix des genitivs war vielleicht urspr. *-sa* mit vorhergehendem svarita auf dem auslautenden *a* des stammes, so dass der genitiv ursprünglich dem nominativ mit *-șa* identisch, nur durch die betonung von ihm geschieden gewesen wäre.

[3]) In dem zahlwort 'vier' *kuetvṑrEs* geht dem selbständigen svarita entgegen dem oben gegebenen accentgesetz (3) der udāttavocal *e* vorauf. Das dem *tvṑr-*, *tvr-* voraufgehende *kue* ist daher als selbständiges wort zu fassen (*kué tvṑrEs*), die conjunction *kué*. Im griechischen hat das τέ- den accent gewahrt. Neben dem regelrecht aus der schwachen stufe *kué tvr-* stammenden τέσσαρες zeigt dor. τέτορες die schwache stufe *tvor-* mit *o* (: *ō*) für - (: *ō*).

fache consonanten abgeleitete wörter wie das durch *t̯a* abgeleitete wort 'nacht'. Dessen ursprüngliche flexion muss gewesen sein *nṓkt-s* (aus *nákat̯a-s̯a*), gen. *n̥któs.* Die form *nokt-* ist genau ebenso enstanden wie die oben gesehenen *Iov-, bov-, ποδ-, Ϝοπ-,* indem zum *ō* der starken casus in den schwachen ein *o* sich einstellte, worauf die starke form von der schwachen verdrängt ward.[1]) Die starke form *nōkt-* ist noch sichtbar in ahd. *nuohturn* mhd. *nüehtern* (s. u.).

Alle wörter auf *-o* hatten ursprünglich den accentwechsel 1., *dérco- dr̥cé-*. Die formen der starken casus waren ursprünglich paroxytona mit dem vocal *é* in der stammsilbe. Wir haben 1) die ursprünglich zweisilbigen wurzelwörter. Die urspr. flexion war **vérkò-s* wolf, *réukò-s* weiss (grundspr. *ráukà-s̯a*), gen. (nach der pron. decl.) *vr̥késjò, *rukésjò.*[2]) In allen uns vorliegenden dialecten hat eine ausgleichung stattgefunden, *λευκό-ς* hat die wurzelsilbe der starken, den accent der schwachen casus verallgemeinert, *vr̥'ko-s* umgekehrt. Ebenso

---

[1]) Griech. *νυκτ-* ist *n̥'kᵘt-* (Fick, Bezz. btr. V, 167) wie *λύκος vr̥'k̥ᵘos.*

[2]) Oben ist als endung des gen. *-é-sjò* angesetzt, obwohl es nicht die ursprüngliche endung, sondern erst innerhalb der einzelnen dialecte, des indoiranischen und griechischen, aus der pronominalen declination herübergenommen ist. Die älteste genitivendung der wörter auf *-o* ist *-é-sò*, d. i. der stamm mit dem pronomen urspr. *-sa*, nur durch die betonung vom nominativ unterschieden. Wir haben das *-sò* des gen. in slav. *če-so*, im griechischen in der endung *-ου*, denn Homers neben einander herlaufende endungen *-ου* und *-οιο* können unmöglich gleichwertig sein, sondern jenes ist *-ο-σο*, dieses das *-ο-σjο* der pronominalen declination. Endlich ist das gotische *-is* ahd. *-es* nicht *-e-sjo* sondern *-eso*, und die endung der übrigen germ. dialecte (as. *-as* ae. *-es* an. *-s*) *-ó-so*. In slav. *če-so*, im griech. und german. (as. *hwes, thes* etc.) ist das *-so* für *-sjo* auch in die pronominale declination eingedrungen. — Das *-sjo* der pronominalen declination ist dasselbe *sa + ja* : *té-sjò* aus *tá-s̯a-jà* aus *tá-sà já.*

Wie sich beim gen. die endung *-òs* in der consonantischen, *-ésò* in der *o*-declination, oder genauer dort *-s*, hier *-sò* mit vorhergehendem stammauslaut, beides aus urspr. *-sa*, zu einander verhalten, so müssen die endungen aller obliquen casus in der consonantischen und in der *o*-declination eine verschiedene gestalt gehabt haben. Angenommen eine casusendung hatte in der cons. decl. die gestalt *-òi* (suffix *-ja*), so muste sie in der *o*-decl. als *-é-jò* erscheinen. Die endung des instr. könnte in der cons. decl. *-ṑ* aus *-òᴱ*, in der *o*-decl. *-ê* aus *-éᴱò* sein. Dem *-òm* des gen. plur. in der cons. decl. (suffix *-ma*) hätte in der

sehr viele andere wörter (germ. z. b. *deuza* tier wie *λευκός*). Dass der ausgleich oder die accentverschiebung, wenn sie auch gemeinindogermanisch ist, doch nicht in der grundsprache eingetreten sein kann ist klar, sie kann erst eingetreten sein nachdem vocalschwund und vocalfärbung, die wirkungen des alten accentes, längst sich festgesetzt hatten: wäre in der grundsprache auf eine bis dahin mit dem anudātta versehene silbe der udātta getreten, dann würde die sache ganz anders aussehen. Die formen der indogerm. dialecte weisen auf die flexion *tévòs* tuus, *sévò-s* suus (griech. *τεός, ἑός*), gen. *tvé-sjò, své-sjò* (wovon gr. *σός, ὅς*). Ahd. *elah* ae. *eolh* gegenüber sanskr. *r̥ça-* weisen auf *ércò-s, gen. r̥cé-sjò.* Lit. *béržа-s* birke und sanskr. *bhūrǥa-* sind ebenso *bhérAǥò-s*, gen. *bhr̥Aǥé-sjò.* Got. *gôd-s* war ein **ghā́dhò-s *ghadhé-* (*AghAdhé-?*, vgl. griech. *ἀγαθός?*), *dag-s* war *dhā́ghò-s dhaghé-sjò* (vgl. *fidur-dôg-s*). Das friesische *therp* neben *thorp* n. dorf weist auf *térguo-m tr̥gué-* (s. Fick, Bezz. btr. V, 170).[1]) Manche vom nomen gelöste adverbien stehen noch da als zeugen der ursprünglichen betonung, so sankr. *sanā́t* zu *sánas,* aus abl. **snêd* zu *sénò-s.* 2) Die mit einsilbigem suffix gebildeten wörter auf *-no, -ro, -jo, -vo, -to, -nko* etc. (II, 3 oder 4) und die mit zweisilbigem gebildeten, wie die auf *-méno, -téro* (III, 4), hatten denselben accentwechsel. Diese hatten daher *-mné, -tré-* in den obliquen casus, woher zahlreiche doppelformen, wie *πότερος* und lit. *katrùs.* Die formen der indogerm. dialecte zusammengehalten zeigen uns ein part. auf *-no svépnò-s* schlaf, gen. *supné-sjò* (der accent in *ὕπνος* aus den starken casus).[2]) Griech. *περκνός* und daneben *πρακνός* (Hesych.) ist *spércnò-s spr̥cné-sjò.* Das pferd hiess *écvò-s*, gen. *cvé-sjò*: aus den obliquen casus stammt,

---

o-decl. *-é-mò* gegenüberstehen müssen, das *-é-òm* des gen. plur. der *o*-decl. ist also formübertragung aus der consonantischen. Dem ablativ *-é-tòs,* lat. *-itus,* in der *o*-decl. (suffixe *-ta* + *-sa*) muste in der cons. decl. *-ò-ts,* oder auch ohne vorhergehenden auslautenden stammvocal *-tésò* entsprechen. Ich will indessen die ursprüngliche gestalt der verschiedenen casussuffixe jetzt nicht weiter untersuchen.

[1]) [*déino- diné-* tag, in got. *sin-tein-s,* skr. *-dina-,* zu Kluge AFDA. VI 200.]

[2]) Vgl. Osthoff, Morph. unters. II, 11 ff. Lit. *sa'pnas* ist, glaube ich, nicht ein urspr. *svopno-s*, sondern hat *vo* aus *ve* wie *va'karas* vesper, *vasarà* ver (s. Saussure 68), *var'das* verbum.

ausser dem accent, das griech. ἴκκος, ἵππος.[1]) 'gelb' hiess (mit *l* angesetzt) *zhélAvò-s zhlAvé-sjò*, von jenem lat. *helvus* ahd. *gelo* ae. *zelo*, von diesem an. *gol-r*. 'voll' (wie eben) *pélAnò-s* (urspr. *párA̧a-nà*) lat. *plēnus*, gen. *plAné-sjò* in germ. *fulla-* lit. *pìlna-* etc. = sankr. *pūrṇá-*.[2]) Das part. von *mara* (*mṛ*) sterben war *mértò-s mṛtésjò* (von jenem sanskr. *márta-* sterblich). Auf *sā́-tò-s sa-té-sjò* (jenes aus *sáA̧a-tà*) satt lässt got. *sôþ* (vgl. lit. *sôtùs*) neben *sad-s* schliessen: ebenso verhalten sich sanskr. *çāta-* und *çitá-*, lat. *catus*, abaktr. *stāta-* stehend und sanskr. *sthitá-*. *Arézṇtò-m Arẓṇté-sjò* silber, von jenem mit regelmässigen schwund des anlautenden *A*, ausser dem accent, sanskr. *razatá-*, von diesem lat. *argentum*. Lat. *hāmus* aus den starken, griech. χᾰμός aus den schwachen casus. Got. *stôl-s* stuhl und lit. *stála-s* tisch sind *stā́lò-s stalé-sjò*. Lat. *ācer* (aus älterem *o*-stamm) neben griech. ἄκρος slav. *ostrŭ* lit. *asztras* spitz zeigt uns ein *ā́crò-s acré-sjò*. Zahlreiche accentdifferenzen rühren von diesem wechsel her, so die in ἄγρο-ς, und sanskr. *azrá-* aus *ā́zrò-s azré-sjò*, κύκλο-ς und skr. *cakrá-* (zu Verner, Kuhns zs. 23, 119). Auch accentdifferenzen zwischen der vedischen sprache und dem späteren sanskrit beruhen auf diesem accentwechsel[3]), ebenso solche zwischen den germanischen dialecten (so weist das nordfries. auf *blaþa* neben *blada* blatt zurück). Das urgermanische scheint den accentwechsel gewahrt zu haben in

---

[1]) Wenn man den anlaut *cv* mit rein palatalem *k* zu sprechen versucht, so wird sich ein *ⁱcv* einstellen. Vgl. das *i* in ἰχθύς aus *zhjū́s*, ἰκτῖνος aus *cj-* und anderen wörtern. Auf eine anlautsgruppe weist uns auch das κκ, ππ: im inlaut wäre einfaches π entstanden. Die stufenfolge war *ἔπος *ἰπποῦ, dann *ἵππος *ἰπποῦ, etc.

[2]) 'Stier' scheint zu sein *stéuArò-s*, gen. *stuAré-sjò* (*uA* wird *ū*). Doch bleibt dabei das *a* in ταῦρο-ς unerklärt. Urspr. *ciā́vò-s ciAvé-*: aus jenem skr. *çjāvá-* dunkelbraun, aus diesem lit. *szyvas* slav. *sivŭ* aschfarbig.

[3]) Eine directe accentverrückung im einzelnen worte (sie sei denn die wirkung einer analogie) hat im sanskrit, im griechischen und im germanischen überhaupt nicht stattgefunden. Der griechische accent, soweit er frei ist, ist auch wo er vom indischen und germanischen abweicht doch überall vertreter eines ursprünglichen accents. Etwas anderes als die abgewiesene accentverrückung ist es, wenn in einem worte das in der grundsprache zwei accente hatte (das also ein doppeltes wort war), die jüngere sprache den einen fallen lässt. S. die anm. am schlusse dieses abschnittes von der entstehung des *o*.

wörtern wie *kunénho-z* könig, abl. *kunungḗ*, woher der wechsel zwischen *-*îh* und *-ung*, dann *-îg* und *-ing* (s. Paul btr. VI, 546). Von der ursprünglichen constanten betonung des genitivs *-ésjo* (oder vielmehr *-éso*, s. d. anm. s. 500) rührt das tonlose *s*, nicht tönende *z* des germanischen genitivs, an. *úlfs*, ebenso von der ursprünglich constanten barytonierung des nominativs *-os* (wie des *-is*, *-us* und *-s* in der cons. decl., s. u.), welche die mehrzahl der wörter gewahrt haben wird, das ebenso constante germ. tönende *-z* des nominativs, an. *-r*.

Die beiden direct aus der grundsprache stammenden formen des accentwechsels sind die uns jetzt bekannten: der accentwechsel 1. *dárcà d̦arcá*, woraus *dércò- dr̥cé-*, und der accentwechsel 2. *dar̀c̦a d̦arc̦a*, woraus *dor̀c- dr̥c-* (oder wenn der vocal der genitivendung *-os* zum stamme gehört, s. s. 499 anm. 2, *dar̀c a d̦arcà*, woraus *dor̀c- dr̥cò-*). Beim accentwechsel 1. hat der nom. sing. die gestalt eines paroxytonons, *écvòs svépnòs* etc., beim accentwechsel 2. sind die formen der starken casus properispomena (das *-s* des nom. sing. muss eine eigne silbe gebildet haben), nom. *dor̀c-s, ròuk-s, pṑd-s, djṑv-s*, acc. *ròuk-m, pṑd-m, djṑv-m, gᵘōv-m, nṑkt-m*, nom. plur. *pṑd-Es* (*-E̦a-șa*) etc. Ich will bis wir die vorgänge besser kennen und treffender bezeichnen können jenen accentwechsel den udātta- oder hochtonwechsel, diesen den svarita- oder tieftonwechsel nennen.

Der udāttawechsel ist identisch mit F. de Saussures 'flexion faible', der svaritawechsel mit seiner 'flexion forte'. Welchen wörtern aber ursprünglich 'flexion faible' zukomme (gen. *-εjος, -εϝος, -τέρος, -μένος, ἄστεος, πήχεως, πυϑμένος* got. *sunaus*) und welchen 'flexion forte' (gen. *-ιος, -νος, -τρός, -mnós, -πόρτιος, χόρϑνος*, sankr. *nāmnas*, got. *mans* aus *-nnos* aus *-nvos*), haben wir noch nicht erfahren. 'Flexion forte' haben von haus aus die paroxytona, 'flexion forte' die properispomena der grundsprache.

Die neutra auf *-os* hatten als paroxytona den udāttawechsel. Also stammt die wortform griech. *βάϑος, πάϑος* neben *βένϑος, πένϑος*, was ich schon Kuhns zs. XXIV, 441 behauptete, aus den obliquen casus[1]), ebenso *ϑράσος, κράτος* neben *ϑέρσος*,

---

[1]) 'Ohne weiteres' war dies damals nicht angenommen, wie Osthoff Morph. us. II, 17 meint, vielmehr glaubte ich schon damals, dass ur-

κρέτος, doch war die ältere flexion nicht die a. a. o. vermutete (gen. z. b. **dhṛsesós*), sondern *dhérsòs*, gen. *dhṛsésòs*. Saussure s. 129 und Osthoff, Morph. II, 17 anm., erklären *πάθος* als bildung nach *ἔπαθον*, und *βάθος*, *θράσος*, *κράτος* als entstanden durch anlehnung an *βαθύς*, *θρασύς*, *κρατύς*. Solche erklärungen durch 'falsche' analogie müssen zurücktreten gegenüber einer erklärung durch den berechtigtsten und notwendigsten vorgang, die ausgleichung zwischen zwei ohne einen dem sprachgefühl erkennbaren grund nebenein ander herlaufenden doppelformen. Es giebt ausser diesen griechischen noch zahlreiche zeugen für den ursprünglichen accentwechsel in der flexion der neutra auf *-os*. Im sanskrit die infinitive auf *-ásē* (Delbrück, Ai. verb. § 202), dative unsrer neutra. Auf germanischem boden das gotische *gadigis* neben *τεῖχος*, die gotischen *-is*, dat. *-isa* (*rimis*, *agis* m.), neben *-iza* (*rikviz*, *hatis*), das nordische *hœns* = ahd. *huonir* (vorgerm. *cā́nos*, gen. *éanésos*, dann *cānésos*: der nordische plural setzt einen sing. **hœns* voraus, der wie die gotischen wörter der *a*-decl. folgte), auch in manchen aus ursprünglichen *s*-stämmen hervorgegangenen wörtern der vocal oder der auslautende consonant der wurzelsilbe.[1]) Sanskr. *ā́gas* n. = griech. *ἄγος* war *ā́gòs* (**éAgòs*), gen. *agésòs* (*Agés-*) (so schon Joh. Schmidt, KZ. XXV, 23). Nach Saussure 168 kann das *ε* in griech. *ἕδος* = skr. *sádas* neben lat. *sēdes*, ebenso das *ε* in *τέγος* ursprünglich nur der schwachen form zustehen, wir haben also *sḗdos* (**séEdòs*) *sEdésòs*. Zu got. *agis* (masc. geworden), ae. *eȝe* m., gehörte als nom. acc. *ôgs*.

Im nom. acc. plur. der neutra auf *-os* muste der svaritierte vocal vor doppeltem anudātta gedehnt werden, *ménòs* (*mánùs̹a*), plur. *ménṑsA* (*mánàs̹a-A̹a*). Das so entstandene *-ōs* haben die zahlreichen ins masc. genus übergetretenen latein. wörter auf *-ōs*, *-ōr-* verallgemeinert. Dasselbe, germ. *-ōz-*, wird das ae. *-or* sein in *siȝor* m. etc., neben ae. *siȝe* as. *sigi* aus *ségez-*.

---

sprünglich in der flexion eines jeden wortes ein accentwechsel stattgefunden habe.

[1]) Neben ahd. as. *href* n. aus *krépò-m* oder *krépòs* haben wir das lat. *corpus* aus *krpés-*. Die wörter *jugó-m* und *jéugòs* sind urspr. **jéugò-m jugésjò* und *jéugòs jugésòs*. Daher der leichte übergang zwischen neutren auf *-o-m* und *-os*.

Die geschlechtigen stämme haben im nom. acc. sing. dasselbe *-ōs* (nom. *-ṑs* aus *-às͵a-s͵a*, acc. *-ṑs-m* aus *-às͵a-m͵a*). Von *Ausés-*, sanskr. *usás-*, muste der nom. acc. mit udātta in der stammsilbe lauten *ā́usōs*, *-m* (*ā́* = *éA*): der lange vocal der wurzelsilbe ist erhalten in griech. ἠώς (ἤυως aus *ἤυσως), dessen accent aber aus den obliquen casus stammt.

Der nom. plur. der geschlechtigen wörter auf *-ōs* hat die gestalt *-ṑsEs* (aus *-às͵a-E͵a-s͵a*?). Als seitenstück zu dem übergreifen der pluralendung der neutra auf *-os* in den plural der neutra auf *-o-m* haben wir das übergreifen dieser endung *-ōses* in den nom. plur. der wörter auf *-o-s*, im indoiran. ved. *-āsas* altpers. *-āha*. Eine unsichere spur desselben übergriffes auf europäischem boden, vom germanischen abgesehen, könnte man im latein. gen. plur. *-ōrum* finden, doch konnte diese form der endung des gen. plur. auch auf anderem wege erreicht werden. Dass die ostgerm. pluralendung der *o*-stämme, got. *-ôs* an. *-ar*, irgend etwas anderes ist als der ursprüngliche den *o*-stämmen gebührende plural, *-ṑs*, germ. *-ōz*, kann durch nichts bewiesen werden. Aber die altfriesische pluralendung *-ar, fiskar*, des emsfriesischen (oder münsterfriesischen, d. i. der mundarten BEH.) und des einen der beiden nordfries. dialecte (neben dem *-a*, aus *-ōz* oder aus dem acc. *-ōn*, des weser- oder bremerfries. und des andern nordfries. dialects) kann absolut nichts anderes sein als *-ōzez*, und dieser friesischen pluralendung *-ar* zur gesellschaft werden die pluralendungen der nachbardialecte, altsächs. *-os*, altengl. *-as*, altes *-ṓses* sein. Das as. *-os* ae. *-as* könnte auch germ. *-ṑs* sein (s. Paul, btr. VI, 550), da uns aber der nom. sing. der *o*-stämme constant als barytoniertes *-oz*, in keiner germ. mundart als oxytoniertes *-ós* vorliegt, so wage ich nicht eine pluralendung der *o*-declination auf ein oxytoniertes *-ṓs* zurückzuführen. Bei den *s*-stämmen dagegen finden wir in den germanischen dialecten ein starkes schwanken des accents, s. o. *hœns* neben *huonir*, *agis-* neben *rikviz-*, es steht also der annahme eines *-ṓsez* neben *-ōzez* nichts im wege.[1]) Dass aber das indoiranische und ein teil

[1]) Gerade in dem teile des germ. gebiets, dem wir den plural *-ōzez* (*-ṓsez*) zuerkennen, finden wir die endung in dem namen des wahrscheinlich in Schleswig sitzenden volkes der *Eudōses* (die identificierung

des germanischen in der verwendung der pluralendung *-ōses* für *o*-stämme übereinstimmen ist der reine zufall, d. h. es hat zwar wie alles einen inneren grund, aber der grund ist nicht das frühere bestehen einer gemeinindogermanischen pluralform *-ōses* für wörter auf *-o-s*.

Genau dieselbe war natürlich die flexion der comparative auf *-jos* (aus *-jà-s a*): nom. sing. m. f. *-jṑs*, n. *-jòs*, gen. *-jésòs*. *mā́cjṑs*, neutr. *mā́cjòs*, gen. *macjésòs:* griech. *μάσσων* neutr. *μᾶσσον*, comp. zu *μακρό-ς*, abaktr. *macjão*. Das germanische *maiz*, ae. *mâ*, stammt aus dem *macjés-* der obliquen casus, indem palatales *g* unmittelbar vor *j* (nicht vor *-éjo-*) im germanischen schwindet wie velares *g* vor *v*. Comp. *bhéuAjṑs*, *-jòs*, gen. *bhuAjésòs* giebt sanskr. *bhávījas* aus den starken, *bhū́jas* (*ū* aus *uA*) aus den schwachen casus. Der accentwechsel im superlativ war *mā́cistòs*, gen. *macisté-sjò*, griech. *μήκιστος*, altpers. *maþista-*. Ursprünglich dreisilbige wurzeln (wie *dajava* s. 492, woraus *daiv* und *djau*), behaupten im positiv das erste, im comp. und superl. das zweite *a*, für welchen wechsel die regel wol noch einmal zu finden sein wird: *avara* 'weit' und *paraAa* 'viel' erscheinen im positiv als *aur* und *parA* (griech. *εὐρυ-* und germ. *felu-*, s. u.), im comp. und sup. als *var* und *praA*, comp. *vérjṑs*, **urjésòs*, sankr. *várījas*, *prā́jṑs* (*ā* = *éA*) griech. *πλήων*, *πλείων*, gen. *prajésòs* (an. *fleiri*), sup. *véristò-s* **uristé-sjò*, *prā́istò-s* (=*préAistò-s*, gr. *πλεῖστο-ς*) *praisté-sjò* (an. *flestr*). Sup. *rézistò-s* *r̥zisté-sjò*, *krétistò-s* *kr̥tisté-sjò:* aus den starken casus sanskr. *rázistha-*, aus den schwachen sanskr. *ŕ̥zistha-* und griech. *κράτιστο-ς*.

Denselben accentwechsel wie die paroxytona auf *-s* hatten

---

des volkes mit den Jüten widerspricht natürlich den lautgesetzen, die stammsilbe ist dieselbe wie im namen der *Iâde* mit fries. *iâ* aus *eu*). Wäre die pluralendung *-ōses* gemeingermanisch gewesen, dann müsten wir auf schritt und tritt bei den römischen schriftstellern auf *-ōses* sich reimende germanische völkernamen finden, **Suēbōses* u. s. w. Die Römer erfassten in germanischen namen entweder den germanischen nominativ oder den germanischen accusativ, und machten denselben in ihrer eigenen sprache zum accusativ oder nominativ je nachdem es für die lateinische flexion sich schickte: die zahlreichen germanischen pluralnominative auf *-ōs* (germ. *-ōz*) behandelten sie also als lateinische accusative, *Suēbōs*, und musten die volksstämme daher im nom. *Suēbi* etc. nennen.

die auf *-t*, also *-ét-* in den obliquen casus, *-òt* im nom. acc. neutr., *-ṑt-* im nom. acc. m. f. und im nom. acc. plur. Ein neutrum dieser klasse war got. *liuhad*, germ. *leuhada-* (aus **léukòt*, gen. **lukétòs*), das die gestalt der starken casus im *eu*, im *h* und im *d* gewahrt hat. Das lat. *caput* hat den wurzelvocal der obliquen casus in den nom. acc. dringen lassen, ebenso das germanische wort (dessen *au* = *a* + *u*-epenthese, bewirkt vom folgenden *p* oder *ku*): das *-id* in got. *haubiþ* as. *hôbid* ahd. *houpit* ist das *-et-* der obliquen casus, das ae. *-od* in *héafod* = an. **-að* ist das *-ōt-* des plurals, das altnord. *-uð* in *hǫfuð* ist **-aðu* aus *-ōtō* (vgl. *kǫlluðu*). Ebenso haben die beiden folgenden wörter durchweg den wurzelvocal *a* aus den obliquen, das *d* aus den starken casus: ae. *rœced* haus, *hœced* hecht zeigen das *-ot* (germ. *-ada*), ae. *reced*, ahd. *hehhit* das umlautwirkende *-et-*, as. *racod*, ae. *hacod* das *-ōt-* des plurals. Vgl. Paul, Beitr. VI. 227 f.

Die feminina auf *-A* mit dem vocal *e* in der wurzelsilbe (udāttawörter = paroxytona) verhalten sich zu den wörtern auf *-o* nicht anders als die neutra auf *-s*. Sie hatten also auch den gleichen accentwechsel. Dem *-òs* : *-és-* ist analog *-ṑ* : *-ā́-* (**òA* : **éA*). Dem *-ésò-* (*ásà-*) des genitivs ist analog *-â-* (*-áAà*), mit dem circumflex weil in der länge ein udāttavocal und ein svaritavocal durch contraction vereinigt sind. Da die genitivendung *-âs* den circumflex, nicht den acut hatte, heisst es germanisch constant *-āz* (nicht *-ās*).[1]) Es hiess also urspr. *téutṑ*, gen. **tutâs*: der wurzelvocal der obliquen casus ist geschwunden, das got. *þiuda* wahrt aber den accent derselben. Dem nominativ sing. kann keine andere endung gegeben werden als *-ō*, *téutā* ist als aus der grundsprache direct hervorgegangene form unmöglich, *teutā́* ebenso: möglich wäre bloss noch die svaritaform *tòutA* (s. u.). Den accentwechsel der grundsprache zeigt noch ig. *guénṑ* weib, gen. *gunâs*: aus dem nom. slav. *žena* got. *kvinô* ahd. *chwena*, aus den schwachen casus skr. *gnā* griech. *γυνή* boeot. *βανά* an. *kona* etc. Dies wort ist als ursprünglichen accentwechsel verratend schon von Osthoff, Morph.

[1]) Dieser circumflex in contrahierten silben traf der zeit nach nicht mehr mit dem ursprünglichen svarita zusammen, der im urgermanischen schon zum udātta geworden war. Die contractionen stammen gewiss nicht aus der grundsprache.

unters. II, 13 ff. angeführt (vgl. Joh. Schmidt, KZ. XXV. 129). Neben lat. *nāsus* m. und sankr. *nā́sā* f. haben wir slav. *nosŭ* m., ahd. *nasa* (germ. *násō* f.): zu grunde liegt ein masc. *nā́sò-s*, gen. *nasésjò*, fem. *nā́sṑ*, gen. *nasâs* (das *ā́* = *éA*).[1] Ebenso verhalten sich langobard. *fereha* aesculus (*kᵘérkᵘṑ*, vgl. lat. *quercus*) und ahd. *foraha* (mit dem accent der starken casus) (gen. *kuṛkᵘâs*). Ahd. *liupa* ae. *lufu* liebe ist *léubhṑ* g. *lubhâs*. Den accent der schwachen casus hat skr. *varsā́* = griech. ἕρση, aus *vérsṑ*, g. *vṛsâs*.[2] Die feminina auf *-ā-* erscheinen nach Saussure 233 in zwei gestalten, 1) als oxytona mit reducierter wurzel, 2) als paroxytona mit dem vocal *e*: jene haben die form der schwachen, diese die der starken casus verallgemeinert. Feminina zu den in der grundsprache dreisilbigen masculinen wie *suépnò-* schlaf sind griech. τέχνη, germ. *érþō* erde.[3])

Bei allen suffixen haben wir svaritawörter (properispomena im nom. acc.) neben den udāttawörtern. So würden wir von *ruk* (*rauka*) 'leuchten' haben (mit europäischem *l*)

ud.	*léukò-*	*léukòs*	*léukòt*	*léukòn*	*léukmṑn-*	*léuktṑr-*
svar.	*lòùk-*	*lòùks-*	*lòùkt-*	*lòùkṇ*	*lòùkmṇ*	*lòùktṛ.*

Udāttawort ist an. *liómi*, svaritawort lat. *lūmen*, f. got. *lauhmuni*.

Mit dem suffix *-s* (*s̨a*) gebildet ist got. *bariz-* (aus **bhā́ròs bharésòs*) das udāttawort, lat. *farr-* (**bhṑrs bharsòs*) das svaritawort, ebenso verhält sich zu lat. *acus -eris*, ahd. *ehir* (aus **ā́còs acésòs*) das got. *ahs* (aus **ṑcs acsòs*), zu sanskr. *ájas* (aus **ā́jòs ajésòs*) das lat. *aes*, got. *aiz* (aus **ṑis aisòs*). Udāttawort ist **ā́ivṑs aivésòs* (griech. acc. αἰῶ, vgl. Joh. Schmidt, K. z. XXV, 25), svaritawort *ṑjus* (skr. *ā́jus*) **ajusòs*.

Die wörter auf *-o*, *-to*, *-no*, *-mo*, *-ro*, *-so* etc. mit dem vocal *o* in der stammsilbe, wie sie besonders im griechischen häufig sind, νόστος, χόρτος, können in dieser gestalt nicht aus der grundsprache stammen. Die grundsprache müste sonst wörter mit doppeltem svarita, dem einen auf der stammsilbe, dem andern auf dem suffix, und dazwischen stehendem anudātta besessen haben (**nàs̨a-tà*). Diese wörter können nur von svarita-

---

[1]) Urspr. *ā́cṑ* spitze, schärfe, gen. *acâs*: ion. ἠχή neben ἀχή. Ebenso hiess es urspr. *ā́cvṑ* wasser, gen. *acvâs* (got. *ahva* hat den accent der starken casus), *ā́csṑ* (mhd. *uohse* achselhöhle), gen. *acsâs*.

[2]) Ganz ebenso got. *fairzna* ferse mit *z* neben sonstigem germ. *s*.

[3]) Germ. wol *lépiō*, gen. *lupiāz*, der fluss Lippe.



wörtern stammen, also aus consonantischen stämmen von der art des ziemlich vereinzelt übrig gebliebenen *nokt-* nacht, die *o*-stämme geworden sind durch den allergewöhnlichsten vorgang, den übertritt aus der consonantischen in die *o*-declination. Das nordeuropäische *snoighᵘo-s* schnee ist hervorgegangen aus älterem **snòighᵘ-s,* gen. *snighᵘòs* (gr. *νιφός* lat. *nivis*). Griech. *λοιπός* germ. *laiba-* muss entstanden sein aus einem **ròikᵘ-s*, gen. *rikᵘòs*, das enthalten ist im svaritapräsens *ròikᵘ-mi* (lit. *lĕkù*, alt *lĕkmì*) neben dem udāttapräsens *réikᵘṑ* (*λείπω*).[1] Germ. *stauba-* (ahd. *stoup* dän. *støv*) und *stuba-* (nnd. *stof*) ist **stoùbh-s*, **stubhòs,* ebenso verhalten sich *hlaut-s* und *hlot* u. a., germ. *dauba-* taub ist **dhoùbh-s* **dhubhòs.* Got. *ga-nôh-s* altfries. *ê-nôch* etc. zum verb got. *ga-nah* prät. **nauhta* part. *nauhts* ist hervorgegangen aus consonantischem *nṑc-s*, gen. *n̥còs*: das nordfriesische *î-noch* mit sicher ursprünglich kurzem *o* (vgl. got. *ganauha* m.), also ein germ. *nuga-* neben *nōga-*, kann nur aus dem schwachen stamme urspr. *n̥c-* hervorgegangen sein. Lit. *dvãras* slav. *dvorŭ* ist dem consonantischen *dhvṑr-s dhuròs* entsprossen, ebenso sind die griechischen *κλοπό-ς* dieb, *σκοπό-ς* späher, *φορό-ς* tragend etc. nichts anderes als die oben gesehenen *κλώψ* etc., hervorgegangen aus den schwachen stämmen **σκεπ-*, **κλαπ-,* dann **σκοπ-*, *κλοπ-*. Sanskr. *bhāra-* ist dasselbe aus dem starken stamme: ebenso verhalten sich zu einander alle indoiran. *ā* und griechischen *o* in wörtern wie skr. *srāva-*, gr. *ῥόϝο-ς* etc. Sanskr. *vāhá-*, griech. *-ϝοχο-ς* stammen aus *vṑǵh-s uǵhòs*, das im indischen noch consonantisch und ablautend erhalten ist: nom. *-vā́t* acc. *-vā́ham*, *anad-vā́h-* ochse, gen. *anad-úhas.* Das griech. *-ωπο-ς* in *ἄνθρωπος* (über welches s. Bezzenberger in seinen Beitr. V, 168) = slav. *-ākŭ* ist älteres consonantisches *ώπ- ὀπ-*.[2]) — Ebenso bei abgeleiteten stämmen. Die *-to-* mit vorhergehendem vocal *ó* sind hervorgegangen aus

---

[1]) Griech. *ϝοῖκο-ς* und sanskr. *vēçá-*, wenn dieses wie Saussure s. 83 annimmt *oi* hat, sind aus dem cons. stamme *voìc-s vicòs* erwachsen. Ebenso *τοῖχο-ς* aus **dhoiǵh-s* **dhiǵhòs.* Daneben die udāttawörter *véicò-s,* lat. *vīcus*, und *dhéiǵhò-s,* abaktr. *daeza-* osk. *feiho-* ae. *dîc.*

[2]) Aus der starken stufe eines urspr. *sṑm-s smòs* stammt abaktr. *hāma-* slav. *sāmŭ* ae. *ǵe-sôm,* aus der schwachen mit geändertem ablautsverhältnis (wie im jüngeren part. *svaran-s* mhd. *gesnarn* zum perf. *svôr, snuor,* neben dem älteren part. *sworen* mhd. *gesworn*) das gleich-

stämmen wie *nòkt-*, über dessen entstehung s. o. Slav. *zolto* gold (abulg. *zlāto*) ist ursprünglich consonantisch **zhor̀*^{A}*t* (grundf. *zhar̀A̦ața*) mit dem vocal des starken stammes, das germ. *gúlþa-* dagegen ist aus dem schwachen stamme desselben wortes, *zhṛ*^{A}*t-*, erwachsen. Germ. *fahsa-* stammt aus consonantischem *pocs-*, das entstanden ist wie *nokt-*, aus **pṑcs, p̦csòs*, dem svaritawort zum udāttawort *pécòs*. Germ. *hálsa-* hals ist **cor̀*^{A}*s*, gen. **cṛ*^{A}*sòs*. Germ. *vōkra-* wucher hat das lange *ō* des starken stammes bewahrt, es ist ein *vṑzṛ*, gen. **uzròs*. Westgerm. *watra-* wasser ist, wie jeder weiss, aus der consonantischen in die *o*-decl. übergetreten, es war *vṑdṛ* (grundform *vàd̦a-r̦a*), gen. *udnòs*, dann fürs westgerm. **udròs* (und mit übergang des ablauts *vō* : *u* in *vō* : *vo*) *vodros*. Griech. *ὄνυχ-* ist *ṇ́gh*^{u}*-* (Fick, Bezz. V, 167), wozu als starker stamm *nṑgh*^{u}*-* gehörte, das entsprechende germ. wort, an. *nagl*, ist **nṑghṛ-s* gen. **ṇghròs*, dann *noghros*: an diesem worte lässt sich noch erweisen, dass es früher der consonant. declination angehörte, denn seine consonant. declination ist im nordischen bewahrt, plur. an. *negl* (aus germ. *náglez*).[1]) Wie auf *-ṛ* (*-ḷ*) und *-ṇ* so gab es auch svaritawörter auf *-ṃ*, die dann in die *o*-decl. übertraten, *-mo*. Unser germ. *arma-z* brachium stimmt in der wurzelsilbe nicht zu lat. *armus* = sankr. *īrmá-* (s. Saussure s. 263): diese stammen aus den schwachen casus, gen. **ṛ*^{A}*mòs*, jenes aus den starken, nom. **or̀*^{A}*m-s*, dann *or*^{A}*mo-s*. Ebenso verhalten sich ahd. *toum* rauch und lat. *fūmus* skr. *dhūma-* aus **dhoù*^{A}*m-s*, gen. *dhu*^{A}*mòs* (*u*^{A} wird *ū*). Doch können die latein. und indischen wörter auch urspr. udāttawörter sein, aus dem *-mé-* der schwachen casus entstanden. Udāttawort ist griech. *ϑερμό-ς* (*gh*^{u}*érmò-s*, *gh*^{u}*ṛmé-*), lat. *formus* kann aus dessen schwachen casus erwachsen sein,

---

bedeutende got. *sama* griech. *ὁμό-ς* abaktr. *hama-* sanskr. *samá-*. Ebenso entstand aus *dṑm* (griech. *δῶ*), gen. *dmòs* das griech. *δόμο-ς* sanskr. *damá-*. Jenes *sṑm-s* (grundf. *sàm̦a*) bedeutet 'éin', 'ein und derselbe': aus dem schwachen stamme *sm-* ist ferner mit der abgeschwächten bedeutung 'ein' (unbestimmt) das wort sanskr. *sama-* gr. *ἁμο-* got. *sum-s* ae. *sum* erwachsen. Der schwache stamm *sm-* ist in der bedeutung 'éin' noch vorhanden als erstes glied von compositen, sankr. *sa-* griech. *ἀ-*, *ἀ-δελφό-ς* (*sṃ-g*^{u}*érbhò-s sṃ-g*^{u}*ṛbhé-sjò*) etc.

[1]) *κῶνος, dōnum, δῶρον* ist *cṑn-s canòs, dṑn danòs* etc.

aber germ. *varma-z* und das subst. skr. *gharmá-* sind ursprüngliches svaritawort, **gh*^{u}*ṑrm-s*, gen. **gh*^{u}*ṛmòs*. Griech. ὄγμος zu ἄγω = sanskr. *aẓmá-* ist svaritawort **ṑẓm-s*, gen. **aẓmòs*: das griech. *o* entstand durch den übergang des ablauts *ō* : *a* in *ō* : *o*.

Die feminina auf *-ā-* mit dem wurzelvocal *o* sind entweder, analog den eben gesehenen masculinen und neutren, aus weiblichen consonantischen stämmen hervorgegangen, wie zb. wol ahd. *zêha* an. *tá* f. aus dem cons. stamme germ. *taih-*, plur. an. *tœr* aus *táihez*, oder es sind alte svaritawörter auf *-A*. Also z. b. griech. κώπη ist entweder ein fem. **cṑp-s*, gen. **capòs*, oder ein fem. **cṑpA*, gen. **cap*^{A}*òs*. Solche svaritawörter auf *-A* sind die feminina auf *-i*^{A}, griech. -ια mit dem accent der starken, sankr. *-ī́* mit dem der schwachen casus. Urspr. **pṑtniA*, gen. **p̥tni*^{A}*òs*, sanskr. mit der form der schwachen casus *patnī́*, griech. mit dem *o* des geänderten ablautverhältnisses (wie in ποδ-) πότνια. 'Geberin' ist *dṑtri*^{A} (*ṑ* = *o*^{A}), *datri*^{A}*òs*: hier hat skr. *dātrī́* den vocal der starken casus, ein lat. *datrī-c-* den der schwachen.[1])

Bei den *i-* und *u*-stämmen und den *r-* und *n*-stämmen betrachten wir zunächst nur die reine svaritaflexion und die reine udāttaflexion der grundsprache, um darauf erst die jüngeren umgestaltungen ins auge zu fassen.

i- und *u*-stämme. Svaritaflexion ist *ẓṑnu* knie (grundf. *ẓà n̥ av̥ a*), gen. *ẓṇuòs*, *dṑru* holz, gen. *dṛuòs*, plur. *dṑruA* (*dà r̥ av̥ a-Ḁ a*). Ein griechisches ursprüngliches prosperispomenon dieser art ist μῶλυ. Griech. γόνυ, δόρυ sind nicht = sanskr. *ẓā́nu*, *dā́ru*, sondern vertreter der schwachen stammform, die ihre gestalt gewannen durch änderung des ablauts ω: — in ω:*o* (s. Joh. Schmidt, Kuhns zs. XXV, 50 f.). Lat. *mari-* mare ist ursprünglich schwache stammform, die frühere flexion war *mṑri* (*ō* = *o*^{A}), gen. *mariòs* (vgl. ae. *môr* ahd. *muor* palus). Das lange *ō* des ursprünglichen properispomenons sehen wir in ne. *woof* einschlag beim weben, d. i. urspr. *vṑbhi* n., gen. **ubhiòs* (das wort heisst nordfriesisch *êf* mit schwund des *w* vor *ō* und *i*-umlaut).

[1]) Wir finden in wirklichkeit nicht den gen. *-os* sondern den gen. *-âs* nach der analogie der wörter auf *-o*^{A}. Griech. μία gen. μιᾶς ist das fem. zum oben angesetzten *sṑm-s smòs*, also **sṑmi*^{A}, gen. **smi*^{A}*òs*, dann *smiâs*.



Verschiedene svaritaformen auf *-i* gelten als nom. acc. zu schwachen casus mit *-n-*, so *cor̀di* herz, gen. *cr̥dnòs*, *pṑuni* feuer (got. *fôn*), gen. **punnòs* (über dieses wort s. u.). — Geschlechtige stämme: *oǹsu-s*, gen. *n̥suòs*, an. *áss*, sanskr. *ásu-*. *or̀bhu-s*, gen. *r̥bhuòs*, sanskr. *r̥bhú-* (das *o* im germ. worte an. *álfr* ahd. *alp*). Slav. *losĭ* ist *or̀ci-s*, **r̥ciòs* (vgl. oben *ércò-s r̥cé-sjò*, griech. *ἄλκη* ist **ércṑ r̥câs*, lat. *alces* ist ein fremdwort). Got. *sauls*, ahd. *sûl* ist *soùA-li-s suAliòs*. Adj. *μῶλυ-ς -υος*, fem. lat. *mōli-* (nom. *mōles*), von *mara* (*mr̥*) zerreiben, ist *mṑru-s* **mr̥uòs*, *mṑri-s mr̥iòs*: die wurzelsilbe des schwachen stammes sehen wir im lat. *moles-tus* aus *m̥lés-*. Adj. *ṑcus* (*ō* = *oA*), gen. **acuòs*: griech. *ὠκύς* skr. *āçú-* haben den accent der schwachen casus. **ṑcri-s* spitze, fels, berg, gen. *acriòs*: sanskr. *áçri-* und griech. *ἄκρι-ς -ιος* haben den urspr. schwachen stamm mit dem accent der starken, griech. *ὄκρι-ς* hat dasselbe *o* (: *ω*) für *α* (: *ω*) wie oben *ὄγμος* (umbrisch *ocar*, gen. *ocrer*, acc. *ocrem*, lat. *ocris* haben dasselbe *o* des geänderten ablauts). Svaritawörter, mit gen. urspr. *-iòs*, sanskr. *-jas* (und *-jus*, über welches J. Wackernagel, Kuhns zs. XXV, 288. ff), griech. *-ιος* sind ferner **pṑti-s* herr (lat. *com-pōs*, *im-pōs*), gen. **p̥tiòs*, woraus griech. *πόσιος* mit dem bekannten *o*, und dazu nom. *πόσι-ς*, got. *fadi-* (aus dem das slav. *-podĭ* entlehnt ist) mit demselben *o* und vielleicht mit dem *d* aus den schwachen casus, sanskr. nom. *páti-s* mit dem vocal der schwachen, dem accent der starken casus; **ṑvi-s* schaf (*ō* = *oA*), gen. **aviòs*[1]), sanskr. wie eben *ávi-s*, gen. *ávjas*, gr. *ὄις*, *οἶς* gen. *οἰός*, lat. *ovis*

[1]) Oder wenn Saussure mit seinem *ϙ* recht haben sollte, *ṑvi-s* (*ō* = *oϙ*), gen. *ϙviòs*, **pṑti-s* gen. *pϙtiòs*. Wie unterschieden sich in der grundsprache die wörter *ovi-s* schaf und *avi-s* vogel? Hatte jenes *ϙ*, dieses *A*, oder war jenes properispomenon, dieses paroxytonon? Als properispomenon wäre auch dieses **ṑvi-s* vogel, gen. *Aviòs*. Das den starken casus dieses wortes beigelegte *ō* bezeugt das *o* für *α* in griech. *οἰωνός*. Wir sehen das *ō* in dem gewiss verwandten worte 'ei', das ursprünglich ein neutrum auf *-i* gewesen zu sein scheint, *ṑvi*, gen. *Aviòs*. *ṑvi* ging in die *o*-decl. über ebenso wie die s. 509 f. gesehenen svaritawörter: *ōvjó-m*, griech. *ᾠόν* slav. *jāje*, im germanischen mit zugrundelegung des schwachen stammes **avjo-m* und als *s*-stamm **avjos*, dann *aijo-m*, *aijos*. Im lateinischen wäre der *i*-stamm *ṑvi* ohne weiteres mit aufgebung des *i* in die *o*-decl. übergetreten, *ōvum*: das vulgärlat. *ovum* mit kurzem vocal, auf das sämtliche roman. mundarten zurückweisen, wird die vocalkürze der schwachen casus gewahrt haben.

mit *o* : *ō* für *a* : *ō*. Sicher hat ein solches *o* für *a* durch ablautwechsel lat. *scobi-s, scob-s* zu *scabo*, also aus **skṑbhi-s*, gen. *skabhiòs* (oder consonantisch **skṑbh-s, skabhòs*). Got. *þaursus* dürr mit *s* statt eines erwarteten *z* hat den accent der starken casus gewahrt, nom. urspr. *tor̀su-s*. Das *o* der starken casus der svaritawörter zeigen uns zahlreiche wörter auf *-i* und *-u*, germ. *balgi-*, *handu-*, dies aus *contú-s* mit dem accent der schwachen casus, älter *coǹtu-s*, germ. *haidu-* = skr. *kētú-* ebenso aus *koitú-s* aus *skòitu-s*, und wörter auf *-ti* und *-tu*, wie griech. inschr. *δῶτι-ς* = *δόσι-ς* aus *dṑ-ti-s*, gen. *da-tiòs*.[1])

Udāttaflexion ist, der der neutra auf *-os* entsprechend, *génòu* (grundf. *gánàv̥a*), gen. *gnévòs*. Jenes haben wir rein bewahrt in lat. *genū* mit seinem langen *ū*, die gestalt der obliquen casus im germanischen, mit übertritt in die *o*-decl. genau so wie bei den neutren auf *-s*, *-t*, *kneva-*, *treva*. Auf germ. *félau* 'viel', reine udāttaform, weist zurück das ae. *fela*, *feola*, und in den übrigen dialecten das bei svaritaflexion unerklärliche *e* (*i*) der stammsilbe: die ursprüngliche flexion war *pérᴬòu* (aus *párAàv̥a*), gen. *pr̥ᴬévòs*, die schwache gestalt der stammsilbe ist verallgemeinert in sanskr. *purú* griech. *πολύ* fries. **fulu* (Brokm. Ems. *fule*). Das fries. *fiâ* n. vieh kann lautgesetzlich nur aus germ. *féhau* entstanden sein (die fries. form könnte freilich, wenn sie es müste, aus dem jungen gen. *féhauz* in den nom. gedrungen sein), das germ. *h* weist auf ein urspr. paroxytonon, also eine udāttaform, *pécòu*, gen. *p̥cévòs*. Alle paroxytona mit dem vocal *é* müssen diese flexion gehabt haben, also *médhòu* n. met, denn ein *pécu*, *médhu* ist nach den accentgesetzen der grundsprache unmöglich. Sanskr. *vāstu* und daneben griech. *ϝάστυ*, *-εος* ist ein urspr. paroxytonon **vā́stòu*, gen. *vastévòs* (daher skr. *vāstav-ja-* gr. *ἀστεῖος*). — Nach dem oben s. 498 gesehenen gesetz über die behandlung des svaritierten vocals muss das *-oi*, *-ou* der udāttawörter im nom. acc. plur. neutr. und im nom. acc. masc. und fem. *-ōi-*, *-ōu-* werden, wie das *-os* zu *-ōs* bei den *s*-stämmen. Die indogerm. form war also nicht

---

[1]) Ahd. *nuohturn* nüchtern ist ein ursprünglich svaritiertes adj. auf *-ni*, *nṑktrni-s*, gen. *nktrniò-s*: im germanischen besteht das wort in zwei verschiedenen gestalten, als **nōhturni-*, jünger *-nia* (mhd. *nüehtern*) aus den starken und als **ūhturni-* (woraus *uhtern*, im friesisch-englischen, dazu ahd. *uohternîn*) aus den schwachen casus.

nécu-s νέκυς, acc. *nécu-m*, sondern *nécṑu-s* acc. *nécṑu-m*, *bhā́ghṑu-s* πῆχυς, acc. *bhā́ghṑum*, plur. nom. *nécṑvEs*, *bhā́ghṑvEs*. Diese flexion ist im iranischen erhalten, altbaktr. nom. sing. *bāzāu-s*, acc. *naçāu-m*, nom. acc. plur. *naçāvo*, *dan'hāvo* altpers. nom. sing. *dahjāu-s*, acc. *-āum*, nom. acc. pl. *-āva*. In den übrigen dialecten ist dieses *-ōu-* aufgegeben, die hierhergehörigen wörter haben im nom. acc. sing. das *-u* der svaritawörter, griech. πῆχυ-ς (sanskr. *bāhú-* mit dem accent der obliquen casus), an. *hjǫr-r* = sanskr. *çáru-*, an. *Njǫrð-r* (urspr. *nérAtṑu-s* *nr̥Atévòs*), im griechischen haben νέκυ-ς, δελφύ-ς deren volle flexion angenommen, gen. -υος. An. *fjǫrð-r* mit dem vocal *e*, lat. *portu-s* mit der stammsilbe der obliquen casus waren urspr. *pértṑu-s pr̥tévòs*. Got. *þaurnu-s* 'dorn', aus den obliquen casus, ist urspr. *térnṑu-s tr̥névòs*, den vocal *e* der starken casus hat das dän. *tjørn* bewahrt. Ebenso got. *kvairrus* an. *kvirr*: md. *kürre* an. *kyrr*. Das griech. verrät für das adj. ἐύ-ς 'gut' frühere udāttaflexion (s. u.), urspr. *ésṑu-s* neutr. *ésòu*, gen. *sévòs*. Ferner war nach dem griechischen udāttawort in der grundsprache das wort 'sohn', durch (*-nu* und *-ju*, d. i.) *na-va* und *ja-va* abgeleitet von der wurzel *sauAa* (*sū*), also nom. *séuAnṑu-s*, *séuAjṑu-s*, gen. *suAnévòs*, *suAjévòs*, gen. griech. υἱέος, gen. plur. υἱέων, loc. sing. υἱεῖ sanskr. *sūnávi* (*ū* aus *uA*): das **séuA* der starken casus entspricht genau dem sanskr. *sávi-* in *savi-tár-*. Die griech. wörter auf -υ-, bei welchen (nach dem gen. -έϝος) der acc. -έϝα vorkommt, waren udāttawörter, also ἡδύ-ς, acc. ἁδέα (Theokrit), urspr. *suā́dṑu-s suAdévòs* (got. *sût-s*), acc. εὐρέα (Hom.), also *éurṑu-s*, gen. *urévòs* (sanskr. *urú-*). — Bei den *i*-stämmen haben wir entsprechend acc. sing. *-ōi-m*, nom. plur. *-ōj-Es*, abaktr. *hu-saχāi-m* (aus *su-sékhṑim*), nom. plur. *-ājo*, sanskr. acc. sing. *sákhājam*, dual *sákhājā*, nom. plur. *sákhājas*. Die schwachen casus haben im sanskrit svaritaflexion angenommen, dat. *sákhiē* (statt urspr. *s̥khéj-*). Im griechischen haben die obliquen casus mit änderung des verhältnisses ε : ω in ο : ω *-òj-* für *-éj-* angenommen, das dann auch in den acc. drang, gen. sing. Λητοῦς (*-ójos*), lok. Λητοῖ, acc. Λητῶ (*-ója*). Der nom. sing. der *i*-stämme hat nicht das erwartete *-ṑi-s*, sondern *-ṑ*, sanskr. *sákhā* abaktr. *hu-saχā*, griech. (mit dem accent aus den obliquen casus) masc. Μητρώ, Ἡρώ, fem. Λητώ, Κλειώ, ἠχώ, πειθώ überredung, πευθώ kunde, εὐεστώ wohl-

sein. Dasselbe *-ṑ* finden wir im nom. sing. bei den udātta-*n*-stämmen. Lautliche erklärung des *-ō*, hier aus *-ōi-s*, ist völlig unmöglich, dort aus *-ōn-s* nach den bis jetzt bekannten gesetzen nicht möglich, es kann also, wenigstens für jetzt, nichts anderes angenommen werden, als dass wie mehrere *n*-stämme ihren nom. sing. auf *-i* oder *-r̥*, so diese *i-* und *n*-stämme ihren nom. sing. auf *-A* bilden, *sékhṑ* aus *sékhòA*. Das *-A* war natürlich ursprünglich nichts speciell dem feminin zukommendes, es giebt ja im indogerm. auch masculina der *A*-decl. Das *-ō* des nom. sing. haben wir auch auf germanischem boden, im nom. sing. der altnordischen feminine wie z. b. *sótt*. Dass ursprüngliche svaritawörter wie germ. *suhti-z* im nordischen ohne weiteres ihre endung *-iz* durch das *-ō* der feminina der *ā*-decl. ersetzen konnten ist undenkbar, dieses *-ō* wird also von den udāttawörtern stammen, denen es von anfang an zukam, und wird sich von diesen auf die feminina auf urspr. *-i-s* ausgedehnt haben. Zu beachten ist dass *nauðr*, das einzige feminin das in der nordischen prosa das *-r* aus *-iz* bewahrte, ein svaritawort ist, ebenso sind die wörter, die durch den umlaut auf früheres *-iz* zurückweisen, *sætt, ætt, bœn* (über *kvæn* s. u.) ursprüngliche *-i-s*. Wie im nordischen so werden auch in den übrigen germanischen dialecten manche feminine udāttawörter auf *-i* mit dem nom. sing. auf *-ō* nach diesem nom. einfach in die *ā*-declination übergetreten sein. Für masculina lag der übertritt in die *n*-declination am nächsten. Der name der Friesen, schwankend (auch in den fries. dialecten selbst) zwischen langem und kurzem *i*, *i*-declination und *n*-declination (die Römer hörten einen plural der *i*-decl.) ist zurückzuführen auf ein urgerm. *Fréisō*, gen. *Frizéjoz*. Das wort 'rocken', im nordischen und englischen der *i*-decl., im friesischen und deutschen der *n*-decl. folgend war wol urgerm. *réugᵘō, rugᵘéjoz*. Amelung stellt an. *skagi* zu gr. *κηκίς*, zu grunde läge, wenn die zusammenstellung richtig, ein *skā́kṑ skakéjòs*. Ahd. *hîwo*, lat. *cîvis* aus *céivṑ civéjòs*. Nach besonderheiten der griechischen flexion war das fem. *πόλις* = sanskr. *puri-* ein altes udāttawort (von derselben wurzel von welcher *πολύ*, sanskr. *purú*), ursprünglich also nom. *pérAṑ*, gen. *pr̥Aéjòs* (*πολεjος*). Ein udāttawort war unser 'brust', das neutrum an. *brjóst* ae. *bréost* afr. *briast* as. plur. *briost* ein urspr. *bhréustò-m bhrusté-*, das fem. auf *-i* ein urspr. *bhréustṑ bhrustéjòs*.

r- und *n*-stämme. Svaritaflexion oder 'flexion forte'. Die formen der starken casus sind properispomena. **vṑdṛ*, gen. *udnòs*, plur. **vṑdrA*. Im germanischen ist der ablaut *vō* : *u* durch *vō* : *vo* ersetzt, und dann das *vō* durch das *vo* verdrängt, plur. (nach der *o*-decl.) ostgerm. *votnō*, westgerm. *votrō*. **vṑgr* (**ugnòs*?), germ. *vōkro*- wucher, s. o. s. 510. Hierher gehören die indischen neutralformen auf -*tṛ*, urspr. *dṑtṛ*, gen. *dAtròs*, *dhṑtṛ*, gen. *dhEtròs* etc., sanskr. *dā́tṛ*, *dhā́tṛ*.[1]) *n*-stämme: *dṑmṇ* griech. δῶμα (zu δέμω), gen. **dmnòs*; ganz ebenso *nṑmṇ* name, gen. *ṇmnòs* (zu νέμω zuteilen), dessen starke form im sanskrit und im latein erhalten ist, während im griech. ὄνομα und im germanischen (plur. *nomnō*) der ablaut *ō* : — durch *ō* : *o* ersetzt ist (das lange *ō* noch im verb nl. *noemen* nennen). Ebenso ist griech. δόγμα entstanden aus **dṑcmṇ*. Das lange *ō* einer bildung auf -*mṇ* sehen wir in *bhā́rma* (RV.) aus *bhṑrmṇ* (zu *bhérṑ*). Die formen mit germ. *au* und *ū* des wortes 'gaumen' (die mit *ū* im fries. und dän.) geben zusammen ein urspr. neutrum *zhòuAmṇ*, gen. *zhūmnòs* (*ū* aus *uA*).[2]) Ursprünglich muss es zu diesen neutren auf -*ṛ* -*ṇ* auch masculine und feminine gegeben haben auf -*ṛ-s*, -*ṇ-s*, so gut wie es solche auf -*i-s*, -*u-s* giebt. Wo diese geschlechtigen wörter abgeblieben sind haben wir s. 509 f. gesehen, sie sind in die *o*-decl. übergetreten. Das nordische wahrt, wie wir sahen, noch einen hierhergehörigen plural des masc. in *negl*. Ein hierhergehöriges adj. scheint got. *baitr-s*, mit *oi* gegenüber nordischem und westgerm. *i*, gewesen zu sein, urspr. *bhòidṛ-s*, neutr. *bhòidṛ*, gen. *bhidròs*.[3])

Udāttaflexion, 'flexion faible'. Die formen des nom. sing. müssen paroxytona sein. Nom. acc. sing. neutr. müssen auf -*òr*, -*òn* ausgehen. Im nom. acc. plur. neutr. und im acc. sing., nom. acc. du. und plur. masc. und fem. muss nach der

---

[1]) Im RV. nur *sthātúr* n., kein -*tṛ*. -*ur* ist regelrechte vertretung von auslautendem -*r*, s. J. Wackernagel Kuhns zs. XXV, 287 f.

[2]) Die formen mit *ō* müssen aus der einfachen wurzel *zhava* (neben dem erweiterten *zhavAa*) stammen, an. *gómr* aus **zhṑum-s*, gen. **zhumòs*.

[3]) Die endung -*n-s* neutr. -*n* ist bewahrt in griech. μέγας, μέγα (vgl. Brugman, Morph. unters. II, 175), das aber ein udāttawort ist (s. u.), und also seine endung nach andern verloren gegangenen svaritawörtern bekam ebenso wie πολύ-ς πολύ.

gegebenen regel der svaritierte vocal gedehnt werden, *-ṑr-*, *-ṑn-*. In den schwachen casus haben wir *-ér-*, *-én-* mit vorhergehendem anudātta. Der nom. sing. der geschlechtigen *n*-stämme hat die endung *-ṑ*, von welchem *-ō* wir gar nicht einmal sagen können ob ein *n*, durch lautlichen wandel unsern blicken entzogen, darin steckt, wir müssen also dies *-ō*, wie schon oben gesagt, erklären als *A*-form zu der *n*-form der übrigen casus. Dasselbe *-ṑ* haben wir dem nom. sing. der geschlechtigen *r*-stämme beizulegen, denn ein gesetz nach welchem *-ō* aus *-ōr* und dies aus *-ōr-s* (oder *-ē*, *-ēr* aus *-ērs* oder *-er-s*) entstanden sein kann ist uns ebenfalls nicht bekannt. In den uns vorliegenden indogerm. dialecten ist vielfach das *-n* und *-r* (wie griech. das *i* in *Λητῴ* etc.) aus den übrigen casus auch in den nom. sing. eingedrungen. Auch wenn im veda zuweilen *-ār* statt *-ā* gelesen werden muss (Grassmann wb. s. VII), *hṓtā-r, mātā́-r*, so ist dies nichts anderes als dasselbe eindringen des *r* in den nominativ. — Wir haben also als gemeinindogermanisch anzusetzen die flexion des masc. nom. *ghémṑ*, gen. *gh̥ménòs*, acc. *ghémṑnm*, plur. nom. *ghémṑnEs*. Aus den starken casus das ältere lat. *hemo*, aus den schwachen das altlit. *žmů* got. *guma* lat. *homo* (vgl. Joh. Schmidt, Kuhns z. XXIII, 367 f.). Anzusetzen ist **ā́cmṑ*, gen. *acménòs* stein (vgl. oben *ācer* *ἄκρος*, *ἠκή* und *ἀκή*): das lange *ā* scheint im slav. *kāmy* bewahrt zu sein. *cérAsṑ* gen. *cr̥Asénòs*: an. *hjassi* aus den starken, sanskr. *çīrṣán-* (n.) aus den schwachen casus. Neuion. *ἔρσην* *ἔρσενος* und hom. *ἄρσην* *ἄρσενος* weist auf urspr. *érsṑ* *r̥sénòs* (Joh. Schmidt, Kuhns. zs. XXV, 23). Der 'bote' = 'erforscher' hiess urspr. *bhéudhṑ*, gen. *bhudhénòs*: jenes zeigt griech. *πευθήν*, dieses das germanische wort. Griech. *μήκων* mohn (vgl. slav. *mākŭ* aus *mā́kò-s* **maké-*) ist *mā́kṑ* *makénòs*: aus den obliquen casus ahd. *mago* mhd. *mage* (Wackernagel im wb. setzt kurzen vocal, denselben beweist nach Lexer s. v. das elsäss. *mage*). Im germanischen hätte es zu heissen, wenn keine ausgleichung eingetreten wäre (got.) **môha* **magins*, **fôna fanins* fahne (vgl. gr. *πῆνο-ς*, *πήνη*), **hôna hanins* hahn (vgl. *huon* huhn, das masc. auf *-n*, das neutr. auf *-s* gebildet), *grôba grabins* (grube und graben, in diesem letzten worte ist der ablaut *rō* : *r̥* durch *rō* : *ro* ersetzt), und vielleicht hiess es im germanischen in einer relativ späten zeit noch wirklich so, da das wort ahd. *chuocho* kuchen, das

ein lehnwort aus dem roman. ist, im nordischen, englischen und friesischen die form mit kurzem *a* neben sich hat. Die wörter unsrer klasse sondern sich, wenn wir die gestalt der wurzelsilbe betrachten, in zwei gruppen (s. de Saussure, s. 131 f., 137, 219 f., 229, 231), solche mit *e* in der stammsilbe, wie *πλεύμον-*, *τέρμον-*, *στήμον-*, und solche mit reducierter stammsilbe wie *πυθμέν*, *λιμέν-*, *αὐχέν-*, sanskr. *uksán-* ochse, *vidmán-* wissen: jene haben die form der starken, diese die der schwachen casus verallgemeinert.[1]) Manche haben zur wurzelgestalt der starken den accent der schwachen casus, wie *χειμών* sanskr. *hēmán-*, so besonders viele im sanskrit, andere halten es umgekehrt, wie skr. *vŕsan-*, griech. *ἄρσεν-*. — Entsprechend war die flexion der *r*-stämme. Die männlichen nomina agentis auf *-tér-* *-tōr-* sind udāttawörter (Sauss. 132): 'träger' hiess also *bhértṑ*, gen. *bhr̥téròs*, acc. *bhértṑrm* (skr. *bhártā*, aus den schwachen casus altbaktr. *beretar-*), 'geber' *dā́tṑ*, gen. *datéròs* (sanskr. *dātā́*, aus den schwachen casus lat. *dator*).[2]) Das *-tr-* der schwachen casus des sanskr. ausser dem locativ *-tári*, ist eingedrungne tieftonflexion. Von den nomina agentis unterschieden sich ursprünglich die verwantschaftswörter in keiner weise.[3]) Es hiess *bhrā́tṑ* bruder, gen. **bhratéròs*, *svésṑ* schwester, gen. *suséròs* (in germanischen sind beide stämme erhalten mit dem *str* aus *sr* der eingedrungenen svaritaflexion, stark *svestr-*, schwach *sustr-*, dies in an. plur. *systr* aus *sustrez* und in west- und emsfries. *suster* neben weserfries. *swester*), **véscṑ* *ucséròs* (lat. *uxor*). Es muss auch geheissen haben *mā́tṑ*[4]) mutter, gen. **matéròs*, **pā́tṑ* vater (nomen agentis von *pā* ernähren), gen. *patéròs*. Griech. *μήτηρ -τέρος* wahrt den ursprünglichen accent des nominativs, sonst haben beide wörter in allen dia-

---

[1]) Lat. *pulmo* ist gewiss nicht lehnwort, sondern gegenüber *πλεύμων*, skr. *klṓman* vertreter des schwachen stammes, urspr. *kᵘléumṑ*, gen. *kᵘluménòs*.

[2]) Das griech. hat *δωτήρ*, voc. *δῶτορ*, aus den starken, *δοτήρ* aus den schwachen casus (*ō* : *o* tritt für *ā* : *a* ein indem das griech. die stufe *dā-* aufgiebt und *dō* nach *δίδωμι* verallgemeinert. Sonst hat die wurzel Saussures *ϱ̣* und das nomen agentis war *dṓtṑ* (*ṓ* = *éϱ̣*) gen. *dϱ̣téròs*. Das *a* aber zeigt gr. *δάνος*.) Vgl. Joh. Schmidt, Kuhns zs. XXV, 28.

[3]) Ebenso urteilt Paul, Beitr. VI, 114 u.

[4]) Grundform, wie es scheint, *máÀà*, dann mit dem pronomen *máA̦a tà-A̦a*.

lecten den accent der schwachen casus verallgemeinert. Ebenso weist in θυγάτηρ -τέρος der zurückgezogene accent auf ein ursprüngliches paroxytonon (**dhéughAtṑ*, gen. *dhughAtéròs*). Homers πατέρος ist in der tat älter als das πατρός der eingedrungenen svaritaflexion, wenn diese sich auch im indoiranischen, lateinischen und germanischen wiederfindet: zu griech. -τέρος stimmt slav. gen. (= abl.) *mātere, dŭštere*, dat. *-terī*, lit. gen. *môter's, dukter's*. Das ursprüngliche *ō* der starken casus haben im griechischen die adjectivcomposita bewahrt, wie *ἀ-, φιλο-μήτωρ -τορ-* (ganz ebenso wie im germanischen das adj. got. *fidur-dôgs* die alte starke form des wortes 'tag' festgehalten hat, vgl. das *ō* in an. *dœgr*, dän. *døgn* n.). 'Mann' hiess *ā́nṑ*, gen. *anéròs*, acc. *ā́nṑrm̥*, plur. *ā́nṑrEs*, griech. gen. *ἀνέρος*, im compos. *-ᾱνωρ*, sanskr. gen. *náras*, plur. mehrfach zu lesen *nā́ras* (mit der wurzelsilbe der schw. casus, deren anlautendes *A* lautgesetzlich schwindet). 'Schwager' *dā́ivṑ*, gen. *daivéròs*: die wurzelsilbe der starken casus ist erhalten in griech. δᾱέρ-. 'Schwägerin' *éinAtṑ*, gen. *in̥Atéròs*: die wurzelsilbe der starken casus in griech. εἰνατέρ-, die der schwachen in skr. *jātár-* lat. *janitr-* (s. Saussure 272). — Die neutra unserer udāttaklasse musten im nom. acc. sing. *-on, -or* zeigen. Wir finden dies, wie das *-ou* bei den *u*-stämmen, selten gewahrt: es tritt dafür meistens entweder das *-n̥, -r̥* der svaritaflexion ein (entsprechend dem *-u* in *médhu* etc.), oder es dringt das *-ōn, -ōr* des plurals und des masculins ein.[1]) Das *-mn̥* der wörter wie δόγμα teilt sich den udāttawörtern mit, griech.

[1]) Im germanischen haben wir mehrfach das *-on, -or* bewahrt, mit dem *-en-, -er-* der obliquen casus wechselnd, doch mit übertritt in die *o*-declination, also als *-an -al -ar* (aus *-ono-m* etc.) wechselnd mit *-en -el -er* (aus *-eno-m* etc). Die fälle sind die von Paul, Beitr. VI, 241—246 behandelten, s. u. Unser germanischer infinitiv ist ein ursprüngliches udāttaneutrum auf *-òn*, dessen dativ im griechischen inf. (εἰκ-) ἔναι bewahrt ist. Got. *beitan* ahd. as. *-an* ist *bhéidòn*, gen. ** bhidénòs* (*-an* aus *-ono-m* aus *-òn*, sanskr. *-ana-m* ist *-eno-m* mit dem *-e* der schwachen casus), ae. *bîtan* ndhumbr. afries. an. *-a* dagegen ist *bhéidṑn* (*-an* aus *-ōno-m* aus *-ōn* für *-on*). Ebenso ist unser part. pass. ein udāttawort auf *-n* (got. ahd. as. *-an* ae. *-en* aus *-ono-* aus *-on*, got. ahd. as. *-in* ae. afr. *-en* mit vorhergehendem umlaut ebenso aus *-en-*, sanskr *-āna-* aus *-ōno-* aus *-ōn-*), bei dem aber im gegensatz zum inf. die stammsilbe der schwachen casus verallgemeinert ist.

σπέρμα, ζεῦγμα, χεῦμα, sanskr. *dhárma, ǵánma* etc.[1]) Im griechischen sehen wir das *-on* bei den adjectiven, *ἴδμον* wissend (mit schwacher stammform), *ἀ-πῆμον*, beweisend dass dem neutrum *πῆμα* früher das *-μον* zukam, *ἀ-πεῖρον* (aus *περ-ϝον*) ebenso zu *πεῖρα-τ-*, *ὑπέρ-φρον* zum verallgemeinerten schwachen stamme *φρεν-*. Ebenso das *-or* in neutr. *ἄ-μητορ* etc. Das *-or* ist im griechischen gewahrt in *ἦ-τορ*, während *πεῖραρ* (**περ-ϝορ*), *νέκ-ταρ*, *ἦ-μαρ*, *τέκ-μαρ*, udāttawörter, das *-ṛ*, griech. *-αρ* der svaritaflexion angenommen haben. Das letzte wort hat auch das *ό̄* der dreisilbigen formen angenommen, *τέκ-μωρ*, ebenso *πέλωρ*. Das alte *-or* ist im lateinischen mehrfach als *-ur*, im sanskr. als *-ar* erhalten. Lat. *jecur* war *ljḗkuòr* (*ē = éE*), gen. *ljEkuénòs*: der urspr. nom. acc. ist erhalten in zend *jākare* und mit der endung der svaritaform in griech. *ἧπαρ*. Lat. *femur*, gen. *feminis, femoris*. Im sanskrit haben die hierhergehörigen neutra in den obliquen casus die syncope der svaritaflexion angenommen, gen. skr. *jaknás*. Sanskr. *áhar* tag, gen. *áhnas* war vielleicht **ā́ǵhòr, *aǵhénòs*. Das wort 'euter' war als udāttawort *éuAdhòr* (grundf. *áuA̦adhàr̦a*), gen. *ūdhénòs* (oder *-éròs*) (*ū* aus *uA*): im germanischen haben wir beide formen, die schwache mit *ū* in ahd. *ûtar* ae. *udder*, die starke mit *eu* in an. *júgr, júfr* fries. *iader, iadder*. Dies wort hat aber auch als svaritawort bestanden (und ebenso vielleicht noch andere der hier genannten), *òuAdhṛ* (grundf. *àuA̦adh̦ar̦a*), gen. *ūdhnòs*: die starke form in griech. *οὖθαρ* lat. *ūber* (gen. *ūberis* mit udāttaflexion), die schwache in sanskr. *ū́dhnas* (nom. *ū́dhar* mit der endung der udāttaform).

Das indogermanische kann zu der zeit, wo vom udātta und svarita der *a*-vocal gefärbt, svaritierter vocal vor doppeltem anudātta gedehnt und untonige silbe reduciert ward, keine andere flexion gehabt haben als die reinlich geschiedene der beiden grossen gruppen der properispomena und der paroxytona, die wir gesehen haben. Eine jüngere zeit erst brachte zahlreiche übergriffe und ausgleichungen zwischen den beiden gruppen. Eindringen der syncopierenden 'flexion forte' in die obliquen casus der paroxytona haben wir mehrfach beobachtet:

[1]) Der infinitiv griech. *-μεναι* skr. *-mánē* ist der dativ eines udāttaneutrums auf *-mon*.

bei den *i*- und *u*-stämmen sanskr. dat. *sákhiē*, griech. gen. *νέκυος*; bei den *r*-stämmen sanskr. dat. *pitrḗ*, *mātrḗ*, *svásrē*, *bhártrē*, *datrḗ*, griech. gen. *πατρός*, *μητρός*, **ἀνρός* *ἀνδρός*, lat. *patris* etc., umbrisch *patres*, jünger *-er*, got. *fadrs*, *brôþrs*, dann auch weiter in die starken casus, lat. *patrem*, *mātrem*, altnord. acc. *fǫður* (aus *-rm*, Paul, Beitr. VI, 253) etc., plur. *feðr*, *mœðr*, *systr*; bei den *n*-stämmen sanskrit im neutrum regelmässig (nach *udnás*, *aksnás*, *nā́mnas* und zahlreichen ähnlichen formen der 'flexion forte') gen. *jaknás* etc.[1]) Lat. gen. *vēr-is* aus *vesr-* (urspr. *vésòr* *usénòs* frühling).

---

[1]) Man wird fragen, wie konnten svaritawörter auf udāttawörter einwirken, wie konnte *nécṑu-s* *-évos* zu *νέκυς* *-υος* werden, da doch jene flexion von der von *κόρϑυ-ς* *-υος* ziemlich weit ablag? Was viele neutra die gestalt *-i*, *-u*, *-r*, *-n* (grich. *-αρ*, *-α*) statt **-oi*, *-ou*, *-or*, *-on*, und viele geschlechtige wörter die gestalt des nom. sing. *-i-s*, *-u-s* statt *-ō*, *-ōu-s* annehmen liess, war die gestalt welche udāttawörter im ersten gliede eines compositums hatten. Im ersten gliede derjenigen schicht der composita, welche den hauptaccent auf dem zweitem gliede trugen, hatten svaritawörter und udāttawörter dieselbe gestalt. Stämme auf *-i*, *-u*, *-r*, *-n* die gestalt *-i*, *-u*, *-r*, *-n*. Also *acu-* (lat. *acu-pedius*) von *ṑcu-s*, *ʒnu-* *dru-* sowohl von *ʒṑnu*, *dṑru* wie von *ʒénòu*, *déròu*, *su-* vom udāttawort *ésṑu-s*, *uru-* (skr. *uru-*) von *éurṑu-s*, *prᴬu-* (sanskr. *puru-* griech. *πολυ-* germ. urspr. *fulu-* was im fries. erhalten), *p̧cu-* (sanskr. *paçu-*), *pᴀtr-*, **bhrᴀtr-*, *Anr-* (sanskr. *pitr-*, *nr-*). Daher also die *πολύ-ς*, die neutra gr. *-μα* sanskr. *-ma* für *-mon* etc. Das adj. *μέγα-ς* war als udāttawort auf *-n* (s. o.) früher **méʒṑ* neutr. **méʒòn*, gen. *mʒénòs*, die gestalt des wortes im compos. war also *mʒn-*, griech. *ἀγα-* (Bezz. Beitr. III, 174, Fick ebd. V, 168) in *Ἀγα-μέμνων* etc. Jünger trat dafür *μεγα-* ein und danach auch im adj. *μέγα-ς*. (Die starke stufe *még-* haben wir in an. *mikill* acc. *mikinn* dän. *megen*, die schwache *mg-* in dem neben diesem herlaufenden an. *mykl-* (namentlich wie ursprünglich in den obliquen casus), accus. norw. *myken* schwed. *mycken* dän. dial. *møjen*.) Suffixlose svarita- und udāttawörter müssen ebenso in diesem compos. dieselbe gestalt haben, also *voic-s* und *véicò-s* beide *vic-* (skr. *viç-páti-*). Von udāttawörtern ist diese gestalt im compos. begreiflicherweise nicht oft erhalten, und die wirkliche zahl der fälle wird für unsern blick noch verringert dadurch, dass wir fälle wie *vic-* dem svaritawort, nicht dem udāttawort zuschreiben werden. Das udāttawort *né* 'nicht' erhält im compos. die gestalt *n-*. *écvò-s* pferd müste in diesem compos. als *cu-* erscheinen: wir finden dies, zu *ecu-* vervollständigt in as. *ehu-skalk*. *ϑεός* aus *dhésò-s* (nach Curtius, wie *πέος* aus *pésos*, dagegen soeben J. Wackernagel, Kuhns zs. XXV, 270) wird *ϑες-* in *ϑέσ-φατος* etc. aus *dḩs-*, oder wahrscheinlich *dhᵉs-* mit einem untergeordneten udātta. Für

Im germanischen finden wir im masc. der *n*-decl. got. gen. plur. *auhsnê, abnê,* dat. *abnam*, altnord. plur. *yxn* (aus *uhsnez*), gen. plur. *gumna*: diese letzten formen nach der 'flexion forte'

---

udāttawörter wie *ménòs, sé͡zhòs* ist zu erwarten **mns-*, **s̥͡zhs-*, das sich dafür findende ist vielleicht als *s̥͡zhés-* etc. mit untergeordnetem udātta zu fassen. Die feminine auf *-A* haben in unserm compos. den ausgang *-A*, erhalten in griech. Ἀλκα-μένης, Λυκα-βηττός (s. Osthoff, Morph. us. I, 270 anm., wo noch andere beispiele).

Neben dieser schicht von compositen gab es noch eine zweite, die auch der grundsprache zuzuschreiben ist. In dieser behielten beide glieder ihren accent (die spätere sprache gab von den zwei accenten den einen auf), und das erste glied erschien in der gestalt des genitivs, doch ohne das dem gen. angehängte pronomen urspr. *-sa* (*-so, -s, -sjo*, s. s. 500 anm.). Θεᾱ-γένης verhält sich zu einem ϑεᾶ-ς γένος nicht anders als 'menschensohn' zu 'des menschensohn'. Wir würden solche composita jenen ersten gegenüber 'uneigentliche' nennen. Wörter auf *-ò-s*, *-ò-m* mit dem gen. *-é-sò* erschienen also in diesem compositum als *-é-* mit vorhergehendem anudātta. Zeugnisse sind, wie gewöhnlich, nicht in der grosse masse sondern in einzelnen als spuren des alten übrig gebliebenen abnormitäten zu suchen. Zeugnis ist die accentverschiebung bei manchen wörtern auf *-o-* im ersten gliede von compositen (sanskr. *vána-*, *mḗdha-* aber *vaná-dhiti-*, *mēdhá-sāti-* u. dgl.). Sanskr. *viçva-* aus einem *véicvò-s vicvé-sjò* erscheint im compos. als *viçvá*, d. i. *vicvé-*, *sévòs-* (s. 501) erscheint im compos. als *své-* in got. *svi-kunþs* offenbar. Die feminina auf *-A*, gen. *-âs* (= *éAò-s*) erscheinen im compos. als *-â* (= *éAò-*), was sich in allen dialecten erhalten hat. Diesem *-â* bei den udāttawörtern auf *-A* ist nun aber vollständig analog das *-ésò-*, *-évò-*, *-érò-*, *-énò-* der udattawörter auf *-s*, *-u*, *-r*, *-n*, das wir allgemein in Europa und in einzelnen spuren in Asien finden: slav. *nebeso-* lat. *mūneri-* germ. *-eza-* (z. b. nhd. *lauber-hütte*), slav. *mātero-* gr. ἀστερο- sanskr. *nara-* (*pati-*), slav. *kāmeno-* lat. *germini-* gr. φρενο-. Analog den gesehenen udāttawörtern erschienen die svaritawörter mit dem gen. auf *-òs* (*-à-s̥a*) in der composition ausgehend auf den svaritierten vocal *-ò-*, also *nktò-*, griech. νυκτο-, *drvò-*, *͡znvò-* (griech. δουρο- γουνο-, über das *o* s. o.), *udnò-* (griech. ὑδρο-, westgerm. *vatra-*). Bewirkte die erste schicht der 'eigentlichen' composita den übertritt von udāttawörtern in svaritaflexion, so war es diese zweite, welche zu dem massenhaften eintritt von udāttaund svaritawörtern in die gestalt und flexion von *o*-stämmen den anstoss gab, germ. *trevo-, knevo-*, *rekvezo-* etc. aus dem genitiv ohne *-s* der udāttawörter, (*mekelo-* aus einem **mé͡zòl-s,* gen. *m͡zélò-s*, s. o.), westgerm. *vatra-* und die zahlreichen andern gesehenen fälle ebenso aus dem gen. der svaritawörter. — Einen compositionsvocal *-o-*, d. h. analogiebildung nach der compositionsgestalt der *o*-stämme für alle gesehenen fälle anzunehmen halte ich für unmöglich, denn die vorausgesetzten vorbilder existierten gar nicht: die *o*-stämme erschienen in der composition als

sind auch nordenglisch, kentisch und friesisch. Die nordfries. mundarten weisen alle auf einen plur. *uxen*, *ixen* = an. *yxn*. Im englischen haben wir *exen*, *œxen* (belege s. bei Paul. Beitr. VI, 32). Dem nordischen **gymn*, nom. zum gen. *gumna*, entspricht das me. *ʒemen*, *ʒomen* (der anlaut *ʒo*-, älter **ʒeo*, **ʒio*- lautlich aus **ʒiœ*-), ne. *yemen*, *yeomen* (schott. *yemen men* 'common men'), gemeinfreie ('homo mediocris', leg.), zu dem die sprache weil das wort als compos. zu *-men* erschien, den sing. me. *ʒoman*, ne. *yeoman* bildete. Man kann annehmen, dass diese masculina ursprünglich neben den udāttaformen auch svaritaformen gehabt haben, dass also neben **vécsṑ ucsénòs*, *ʒhémṑ ʒh̦ménòs* ein **vṑcsn̥-s ucsnòs*, *ʒhṑmn̥-s ʒhmnòs* bestand: auf das lange *ō* eines properispomenons *ʒhṑmn̥-s* könnte das lange *ū* des lat. adj. *hūmānus* zurückgehen, wie *fūr* aus *bhṑr-s* entstanden ist. Got. *aba* vir wäre als udāttawort *ā́pṑ apénòs*, als svaritawort *ṑpn̥-s apnòs*.[1]) In einem worte findet sich im

---

-*é*-, und die grosse masse der ersten compositionsglieder von der gestalt wie *ἱππο-*, *λυκο-* bedarf ihrerseits, um eine erklärung finden zu können, selbst der vorbilder wie *νυκτο-*, *ὑδρο-*, *φρενο-*, ihre erklärung ist aber so einfach wie möglich, wenn wir annehmen, dass ein *ἱππο-* für *ἱππε-* erst aufkam nachdem zahlreiche wörter von der gestalt wie *νυκτο-*, *o*-stämme geworden waren, wie wir dies s. 509 f. sahen.

[1]) Den udāttavocal haben wir in skr. *ā́pas* n. neben *ápas* aus *ā́pòs apésòs*, und vielleicht in ahd. *uoba*, der svaritavocal *ō* hat bestanden in **ṑp-s* **apòs* f., aus dem das lat. *op-* (gen. *opis* etc., *in-op-s*, *Op-s*) hervorgegangen ist. Das lat. *opus* n. = sanskr. *ápas* hat sein *o* (wenn die wurzel nicht statt des *A* Saussures *o̦* hat) von diesem *op-* empfangen oder von einem svaritawort auf *-s*, **ṑps* **apsòs*, dann **opsos*, das im ostitalischen (in der sprache der von dieser wurzel ihren namen tragenden *Ὀπικοί*) als *ops-* (*ùps-*) im verbalstamme *opsā-* vorliegt. Das von Kluge, Kuhns zs. XXV, 312 zusammengestellte ved. *āprá-* = got. *abr-s* stark war ursprünglich entweder ein udāttawort *ā́prò-s apré-*, oder ein svaritawort *ṑpr-s aprò-s*.

Das wort 'atem' war als udāttawort *ḗtmò-s Atmé-* (jenes in as. *âðom* ae. *ǽðm*, dieses in griech. *ἀτμό-ς*, ahd. *âtum* setzt den accent der schwachen casus voraus) und (+ *na*) *ḗtmṑ Atménòs* (altfries. *êthma*, sanskr. *ātmā́*, aus den obliquen casus sanskr. *tmán-*), bestand aber daneben als svaritawort *ṑtm-s Atmòs* (nhd. *ôdem*, griech. *ἀτμός* kann auch aus den obliquen casus dieses wortes hervorgegangen sein) und *ṑtmn̥* **Atmnòs* (altfries. *omma*). Das *A* dieses wortes, das mit vorhergehendem *é* langes *ē* giebt, muss ein anderer laut gewesen sein, als das *A*, das sich mit vorhergehendem *é* zu langem *ā* vereinigt, s. o. s. 493 anm. Dasselbe

friesischen sicher übertritt aus der 'flexion faible' in die 'flexion forte', im dual des udāttawortes *céivṑ civéjòs* (s. 515), dann fürs germ. **civénòs*, 'ehegatte' [vgl. skr. *çéva-* und *çivá* 'hold' aus *céivò-s civé-*, s. jetzt Noreen oben s. 441 f.], der, mit dem *-ō* des duals masc. der *o*-decl., germ. *heivōnō* zu lauten hatte (vgl. as. *sin-hîwun* ae. *sin-hîwan*): das altfries. Rüstr. *sin-hîgen* ist aber ein *heivnō*, = an. *hjón* du. ehegatten, dazu gen. dat. emsfries. *hiûna, hiûnum,* Rüstr. *hiônon* (das *hiûn-, hiôn-* aus germ. *hiun-*).

Umgekehrt greift auch die 'flexion faible' über ins gebiet der 'flexion forte'. Bei den *i-* und *u*-stämmen im sanskrit regelmässig dat. *gátajē*, *kētáve* (d. i. *-téjai*, *-tévai* statt *-tiái, -tuái*), im griechischen ebenso att. *φύσεως* etc. (statt *-σιος*). Der *r*-stamm 'wasser', urspr. svaritawort, nimmt im griechischen im nom. acc. sing. die endung eines udāttawortes, wie *τέκμωρ*, an, *ὕδωρ*, und *ὕδωρ* mit der vocallänge des alten svaritawortes (wie es scheint also mit ersetzung des verhältnisses *ϝω : υ* durch *ῡ : υ*). Im sanskrit tritt bei den svarita-*n*-stämmen, wie *nā́ma*, der nom. acc. plur. regelmässig in die udāttaflexion ein, *nā́māni*. Im lateinischen herscht völlige 'flexion faible', *nōminis* (aber umbrisch abl. *nōmne*), ebenso im slavischen, gen. (abl.) *īmene*, dat. *īmenī*. Im gotischen herscht in den

element kann in got. *jêr* (*jḗrò-m*) abaktr. *jārem* n. jahr gegenüber dem svaritawort gr. *ὧρος* jahr, *ὥρᾱ* slav. **jārŭ* m. *jārā* f. frühling (**jṓr-s*, **jṓrA*) bestanden haben.

Svaritaformen neben den udāttaformen liegen den verschiedenen gestalten eines von der wurzel *ȥava* (*ȥu*) kauen durch *-sa* und *sa-na* abgeleiteten wortes für 'backenzahn' in den germanischen dialecten zum grunde, **ȥṓus* **ȥusòs*, **ȥṓusns* **ȥusnòs* und *ȥéusò-s* **ȥusé-*, *ȥéusṑ* **ȥusénòs*: das svaritawort auf *-n* hat im nordfriesischen im plural die 'flexion forte' bewahrt, Amrum *kûf* (aus *kôfa* m.), plur. *kêfen.*

Uebertritt von der 'flexion faible' zur 'flexion forte' sehen wir in den beiden wörtern 'hund', urspr. *cévṑ* (air. *cú*) *cuénòs*, acc. *cévṑn-m,* und dem *m*-stamm *ȥhéjṑm-s,* gen. *ȥhiémò-s* (+ *na*: *ȥhéimṑ ȥhiménòs*). Griech. *χιών* und *κύων*, sanskr. *çvā́* und *çvā́nam* haben die wurzelgestalt des schwachen stammes verallgemeinert. Sanskr. *çúnas* griech. *κυνός* und abaktr. gen. *zimo* (aus *ȥhimos*) sind eingedrungene svaritaflexion. Das *é* der udāttaflexion ist im lateinischen erhalten in gen. *hiemis* und in *canis* (das ein *e* verlangt, lat. *va* aus *ve* wie in *quattuor*. Joh. Schmidt erklärt KZ. XXV 49, das *a* in *quattuor* durch den übergang von *ktvr-* in *cvar-*, aber nicht *r* = skr. *r* gr. *αρ* lit. *ir'* sondern *r^A* = skr. *īr*, *ūr* gr. *ορ* lit. *ìr* wird lat. *ar*, wie in den von Joh. Schmidt angeführten fällen.)

obliquen casus des sing. 'flexion faible', gen. *namins, vatins*: im plural haben *namna, vatna* die 'flexion forte' bewahrt. Ebenso zeigt das oben angesetzte *pṑuni* **punnòs* dieselbe 'flexion faible' im sing., *fôn funins.*[1]) Die wörter 'herz', 'ohr' und 'auge' sind ursprünglich **cor̀di* (aus *car̀d̦aj̦a*) oder (wenn *cā̀r̦ad̦aj̦a* zu grunde liegt) **cṑrdi* (sanskr. *hā́rdi*)[2]), gen. *c̣rdnòs, ṑusi* (*ō* = *oA*), gen. *ausnòs,* **ṑkui* (*ō* = *oA*), gen. *akunòs.*[3]) Im gotischen haben 'auge' und 'ohr' 'flexion faible' angenommen, nicht allein in den obliquen casus des singulars, *augins ausins,* sondern auch im plural, *-ôna.* Im schwedischen und dänischen haben diese wörter im dual oder plural (was hier dasselbe, germ. *augnṓ, auznṓ* mit der dualendung des masc. der *o*-decl.) die 'flexion forte' gewahrt, altschwed. *øghun, ørun,* altdän. *øghæn, øræn,* im friesischen in allen dialecten nur das wort 'auge', altfries. Rüstr. *âgon,* Ems. *âgen,* während *âra* 'flexion faible' angenommen hat. (Ueber den ahd. an. plur. auf *-un, -u* s. u.) Die wurzelsilbe des germanischen wortes 'herz' mit dem vocal *e* kann weder aus der svaritierten silbe der starken noch aus der reducierten der schwachen casus des svaritaworts hervorgegangen sein, es muss also neben dem svaritawort gen. *c̣rdnòs,* ein udāttawort, *cérdòn,* gen. *c̣rdénòs,* bestanden haben: dieses letztere ist unser germanisches wort, und dieses wird mitgewirkt haben den übrigen gesehenen formen, *augins, funins, vatins, namins,* die 'flexion faible' zu erteilen.

Nicht genug an der ausgleichung zwischen den syncopierten endungen der 'flexion forte' (*-i-, -u-, -r-, -n-*) und den den vocal *e* enthaltenden der 'flexion faible' (*-ei-, -eu-, -er-, -en-*), auch die in der 'flexion faible' neben einander bestehenden

---

[1]) Griech. πυρ- ist **pṑur* (*pàv̦a-r̦a*) *puròs.* Unser 'feuer' ist ein udāttawort (urspr. **péuròi* n., gen. *puréjòs*?, dann *peuri*).

[2]) Ebenso weist sanskr. *mā́rẓ-mi* auf *mṑrẓ-mi* (aus dreisilbigem *màr̦aẓ̦a*).

[3]) und *ṑksi,* gen. *aksnòs* (sanskr. *ákṣi, akṣṇás*). — Alle drei wörter bestehen auch als consonantische stämme, *cor̀d* (oder *cṑrd*) gen. *crdò-s* (sanskr. *hṛd-*), *ṑus, ṑkᵘ-* (griech. ὠπ-). Das griechische οὖς mit bis jetzt unerklärlichem *o* verdankt dieses einfach dem übergang des ablauts ω : α in ω : ο, das hom. οὐατ- dor. ὠατ- att. ὠτ- der obliquen casus ist *ōusn-t-*. Dasselbe ist das *o* in ὄσσε, *oculus* gegenüber armen. *akn* (s. s. 493 anm.).

e und *ō* der endungen im masc. und fem., *e* und *o,o* im neutrum verfielen dem ausgleich. Es treten folgende fälle ein:

1. Der dunkle (ursprünglich svaritierte) vocal siegt.
   a) *o* verdrängt das *e*, der ablaut *e* : *ō* geht über in *o* : *ō*.
   b) *o* verdrängt das *ō*.
   c) *ō* verdrängt das *o*.
2. Das *e* (der ursprüngliche udāttavocal) siegt.
   a) Das *e* verdrängt das *ō*.
   b) Nach dem vorbild des verhältnisses *o* : *ō* wird ein *e* : *ē* geschaffen.
   c) *ē* verdrängt das *e*.

1. a) Ein zum *o*-vocal der starken casus passendes *o* verdrängt das *e*. Bei der *s*-decl.: Griech. gen. *ἠοῦς*, loc. *ἠοῖ* aus *-όσ-ος*, *-όσ-ι* für *-έσ-*. Lat. *arbōs -or-is*, *tempus*, *frīgus -or-is* etc. für *-er-is*. — *i-* und *u*-decl.: Griech. gen. *Λητοῦς*, loc. *Λητοῖ* aus *-όj-ος*, *-όj-ι* für *-έj-*. Diesem griech. *-οῦς*, *-οῖ* entspricht aufs genaueste das got. *-ais*, *-ai* mit dem ihm analogen *-aus*, *-au*. Jenes ist in der gestalt vorgerm. *-oj-os*, *-oj-i* entstanden in den udāttawörtern mit dem nom. auf *-ō*, und hat sich von diesen den sämtlichen weiblichen *i*-stämmen mitgeteilt, wie der nom. sing. auf *-ō* im nordischen. Das *-aus*, *-au* (altengl. altfries. *-a* etc.) gehört zu den neutren, für welche oben die nominativendung *-ou* nachgewiesen ist, wie *pécòu*, germ. *féhou*, und zu den ihnen früher zur seite stehenden geschlechtigen wörtern auf *-ōu-s* (wie *sunu-s*, s. s. 514 anm.): zu *pécou* trat gen. *pecovos* für *-év-os*, genau wie zu *tempus temp-or-is*. — *r*-decl. griech. gen. *φρᾱ́τορ-ος*, *ἀ-μήτορ-ος*, *ἀν-ήνορ-ος*, *κέντορ-ος*, *Νέστορ-ος*, *δώτορ-ος*, *ἦτορ-ος*, lat. *jecor-is*, *femor-is*. — *n*-decl.: griech. gen. *πλεύμον-ος* etc., *ἀ-πήμον-ος*, *ἄ-φρον-ος*. Auf germanischem boden finden wir dieses *-on* im gen. dat. sing. als *-an-* im altsächsischen, gen. dat. sing. as. *herran* (belege s. bei Paul, Beitr. IV, 360) zum nom. *herro*, acc. *herron*. Im gotischen finden wir dies *-an-* aus *-on-* im gen. plur., *han-an-ê*, *hairt-an-ê* und es ist auch im dat. plur. vorauszusetzen. Dieselbe form mit *-on-* liegt dem nordischen gen. plur. *flotna, gotna* (gewöhnlich *hana* nach der *o*-decl.), *hiartna* zum grunde. — Genau dasselbe wie das hier gesehene ist es, wenn zum nom. *-o-s* acc. *-o-m*, plur. *-ōs* der *o*-stämme der gen. *-o-so* (s. 500

anm.), *-o-sjo* für *-é-so, -é-sjo,* der locativ *-oi* für *-ei,* u. s. w. sich einstellt.

b) Das *o* verdrängt das *ō* in den ursprünglich dreisilbigen starken casus. Im griechischen allgemein, wo es in die obliquen casus eindrang, acc. *ἠῶ,* comp. *μείζω* (aus *-οσα*), plur. *μείζους,* (aus *-οσες*), acc. *Λητῶ* (aus *-ója*), *κέντορα, πλεύμονα,* plur. *-ορες* (*ἔορες· συγγενεῖς,* aus *svésōrEs,* Saussure s. 218). Lat. *arbor-em, -ēs,* plur. neutr. *tempora, femora* (neben dem älteren *meliōra*). Altengl. plur. neutr. *lambru, cildru,* dem lat. *-or*(*a*) entsprechend mit *-os-* für *-ōs-*. Altnord. *-ir* (*sóttir*), plur. masc. und fem. der *i*-decl., zunächst aus *-aiz,* dies aus *-oj-es.* Altengl. *-a* (*suna*), ahd. *-o* in *dorno,* plur. der *u*-decl., ebenso aus *-auz* aus *-ov-es* (dagegen altengl. *-u, sunu,* im gen. loc. sing., nom. plur., entsprechend dem auch im gotischen vorkommenden gen. *daupus,* loc. *vulpu,* ist das *-uos, -ui, -ues* der 'flexion forte').[1] Im altsächs. dringt das *-an* = *-onos, -oni* auch in den acc. sing., *frôhan, uuillean,* aber nicht in den plur. (s. Paul, a. a. o.). Im gotischen (nicht im nordischen) ist das *-an-* aus dem gen. plur. *-an-ê* auch in den nom. (acc.) plur. *hanans* und von diesem auch in den acc. sing. *hanan* gedrungen, aber nur im masc., nicht im neutr.: got. *-an, -ans* ist = griech. *-ονα, -ονες,* welchem gegenüber *tuggôns, hairtôna* das ältere *-ōn-* festhalten. Dem got. *-an* in *hanan* scheint analog zu sein das *-ar* in *brôþar, fadar* (das dann auch in den nom. gedrungen ist) aus *-or-om* (mit der endung *-om* = sanskr. *-am* der *o*-decl.) = griech. *-ορα* in *φράτορα*: das *-or-* wäre dann auf demselben wege an diese stelle gelangt, aus einem früheren gen. plur. **fadarê.*

c) Das *ō* der dreisilbigen starken casus dringt auch in die zweisilbigen und in die schwachen. Nirgends ist dieses eindringen des *ō* aus dem acc. sing., nom. acc. plur. in die schwachen casus beliebter als im lateinischen: bei den *s*-stämmen *honōr-is, r*-stämmen *sorōr-is, uxōr-is, emptōr-is, n*-stämmen *Nāsōn-is.* Griech. *χειμῶν-ος, κευθμῶν-ος.* Ahd. in den obliquen casus des plurals der *n*-stämme aller geschlechter, *hanôno,*

[1]) Gotisches im acc. sing. vorkommendes *-au, hairau,* wozu dann auch im nom. sing. *-aus, sunaus, fairhvaus* (die fälle s. bei Leo Meyer, Got. spr. s. 574), könnte möglicherweise ursprünglich den an zahl geringeren wörtern der 'flexion faible' zugekommen sein, *-au* aus *-ov-om* für *-ōv-m.*

zungôno, herzôno, genau = lat. *-ōnum* gr. *ώνων.* Im englisch-friesischen entspricht die *n*-declination des masc. (s. u.) im ganzen sing. genau lateinischem *Nāso ōnis,* griechischem *χειμών ῶνος,* das constante ae. *-an* fries. *-a* kann im masc. nur aus *-ōn-* entstanden sein. Der ae. plural *-an* aus *-ōnes* kann nicht dem got. *-ans* entsprechen, das ae. *-en* wäre. — Eindringen des *ō* aus den dreisilbigen in die zweisilbigen starken casus sehen wir im gotischen und nordischen im nom. acc. sing. der *n*-stämme: die endung war bei den paroxytonen, wie oben gezeigt, ursprünglich *-on, cérdòn,* dann nach dem plural *on, cérdōn,* germ. *hértōⁿ,* got. *hairtô* an. *hiarta.*

2. a) Das *e* der schwachen casus verdrängt das *ō* der dreisilbigen starken. Bei den *s*-stämmen: plur. neutr. statt *-ōs-a* griech. *γένεα* aus *-εσ-α,* lat. *gen-er-a,* slav. *slov-es-ā,* ahd. *lemb-ir, huon-ir,* altnord. *hœn-s.* Bei den adjectiven acc. sing., nom. plur. *-es-ṃ, -es-es* statt *-ōs-ṃ, -ōs-Es* sanskr. *su-mán-as-am, su-mán-as-as,* griech. *δυς-γενῆ, -εῖς* aus *-έσ-α, έσ-ες,* lat. *dē-gen-er-em, -ēs.* — Bei den *n*-stämmen acc. sing. *-en-ṃ,* nom. plur. *-en-es* statt *-ōn-ṃ, -ōn-Es:* sanskr. *ukṣánam, vṛ́ṣanam, -anas* (neben älterem *-ānam, -ānas*), slav. plur. *kāmene,* griech. *πυθμένα, λιμένα* plur. *-ένες,* lat. *hom-in-em,* plur. *-in-ēs* (älter *hom-ōn-em*). Im plural des neutrums *-en-a* für *-ōn-a,* das dann auch in die flexion der urspr. properispomena eindrang: slav. *īm-en-ā,* lat. *nōm-in-a.* — Bei *r*-stämmen acc. sing. *-er-ṃ,* nom. plur. *-er-es* für *-ōr-ṃ, -ōr-Es:* sanskr. *pitáram, mātáram, pitáras, matáras* (neben dem älteren *svásāram, svásāras*), griech. *πατέρα, μητέρα,* plur. *-τέρες,* slav. plur. fem. *māterī.* Dies *-er-* bei den verwantschaftswörtern, und nicht einmal bei allen, im gegensatz zum *-ōr-* der nomina agentis, ist um nichts altertümlicher als das *-en-* neben dem *-ōn-* bei den *n*-stämmen. Neben dem gr. *ἀστέρες* hat das sanskr. das ältere *tā́ras* sterne. — Bei den *i-* und *u*-stämmen findet sich im acc. sing. das *-ej-ṃ, -ev-ṃ* für *-ōj-ṃ, -ōv-ṃ* (oder *-ōi-m, -ōu-m*) nur sehr sporadisch, weil hier das *-i-ṃ, -u-ṃ* der properispomena den vorsprung gewonnen hat: griechisch *-έϝα, υἱέα, εὐρέα, ἁδέα.* Im nom. plur. aber hat das *-ej-es, -ev-es* für *-ōj-Es, -ōv-Es* weite ausdehnung gewonnen, sanskr. *purájas, sūnávas,* griech. *πόλεις* aus *-εjες, υἱεῖς* aus *-εϝες,* germanisch *-ejez* in got. *-eis* ahd. *-i* ae. *-e, -evez* in got. *sunjus* an. *synir,* slav. *sy̅nove* (*ov* lautlich aus *ev*). Auch

dieses *-ejes*, *-eves*, obwohl es auf allen gebieten des indogermanischen sich findet, ist so wenig ursprünglich wie das *-enes*, und ist nicht der grundsprache zuzuschreiben. Das got. *-eis* etc. aus *-ejes* des gotischen und westgermanischen ist um nichts altertümlicher als das nordische *-ir* (= *aiz*) aus *-ojes*: dieses hat im gegenteil die dunkle vocalfärbung als grössere altertümlichkeit voraus. Im plur. neutr. haben wir *-ev-a* für *-ōv-A* in griech. *ϝάστεϝα ἄστη*, *γλυκέα*, ahd. *fihju*.

b) Die wörter, in denen das *o* das *e* verdrängte, sind natürlich, nicht durchaus, aber vorwiegend, zugleich solche, in denen der accent der casus mit dem *o*-laut, also der starken, den der casus mit dem *e*-laut oder der schwachen überwältigte, die wörter sind also grösstenteils im nom. sing. paroxytona (und danach in den dreisilbigen casus proparoxytona). Die wörter, in denen das *é* der schwachen casus das *o* der starken verdrängte, haben dagegen natürlich auch in der regel den accent der schwachen casus verallgemeinert, es sind also vorwiegend im nom. sing. oxytona, in den dreisilbigen casus paroxytona. Nach dem vorbilde nun des in jenen wörtern mit dem *o* der schwachen casus wechselnden *ō* des nom. sing. wird in diesen wörtern zum *é* der schwachen casus ein *ḗ* für den nom. sing. geschaffen. Bei den *A*-stämmen stellt sich zu dem den udāttavocal *é* enthaltenden *-âs* des gen. sing. ein *-ā́* anstatt des alten *-ṑ* im nom. sing ein, griech. *τιμή* zu *τιμῆς*: es wird nämlich anzunehmen sein, dass dies *ā* sich zunächst bei den wörtern einfand, die den accent der schwachen casus verallgemeinerten. Bei den *s*-stämmen tritt im adjectiv zum *-és-* der obliquen casus ein *-ḗs* für älteres *-ṑs* im nom. sing. m. f., ein *-és* für *-òs* im neutrum: sanskr. *jaçā́s*, *tavā́s*, wahrscheinlich mit *ē* wegen des acc. *-ásam*, neutr. *jaçás*, *tavás*, griech. *ψευδής*, *-ές*, *εὐμενής*, *-ές*, lat. *pūbēs -er-is*, *Cerēs -er-is*, subst. *sēdēs* etc., in die *i*-decl. übergetreten. Dass die adjective mit diesem *ē* und mit diesem accent nicht aus der grundsprache stammen können ist klar: die vorhergehende silbe hat die gestalt, wie sie nur die silbe haben kann, die in der grundsprache den udātta trug, dieselbe welche die zugehörigen substantive unter dem accent zeigen. Ursprünglich kann die accentuierung keine andere gewesen sein als *su-mé-nṑs*, neutr. *su-ménòs* (das sanskr. wahrt diesen accent), gen. *su-mnésòs*, acc.

masc. *su-menṑsm.* Die adjective haben möglichst genau die gestalt der ihnen zur seite stehenden substantive gewahrt, die indogerm. dialecte sind aber, unabhängig oder noch in fühlung miteinander, darauf verfallen im adjectiv den accent der obliquen casus, im substantiv den der starken zu verallgemeinern, um so adjectiv und substantiv zu differenzieren. ὑγιής, ein adj. ohne zur seite stehendes subst., zeigt die ursprüngliche wurzelsilbe der obliquen casus, urspr. *végṑs, végòs,* gen. *ugésòs* (*ugjés-* wäre ‘ὑζής’ geworden). εὐήκης weist auf ein früheres subst. *ā́còs acésòs.* Vgl. Kz. XXIV, 33, 109. — Bei den *r-* und *n*-stämmen haben im griechischen umgekehrt die adjective, wie wir gesehen haben, den *o*-laut gewahrt, wo die substantive das *é* verallgemeinerten, *ἀν-ήνωρ, ὑπέρ-φρων.* Die meisten verwantschaftswörter auf *-r*, aber nicht alle, nehmen zum *-ér-* der obliquen casus im nom. sing. *-ḗ*, *-ḗr* an statt des alten *ṑ* und (mit dem aus den übrigen casus eingedrungenen *r*) *-ṑr.* Sanskr. *pitā́* zu acc. *pitáram,* etc. (neben *svásā̀, svásā̀ram*), slav. *mātī, dŭštī,* lit. *mótė́, duktė́* (neben *sesů́*), griech. *πατήρ, φρᾱτήρ* (neben *μητροπάτωρ, φρᾱ́τωρ*), lat. älter *patēr, frātēr* (neben *sorōr, uxōr*), altir. *athir* (neben *siur*), altnord. allgemein *faðir, bróðir* etc.[1]) Im griechischen haben zum teil auch nomina agentis das *-τήρ* angenommen, *πειστήρ, ζευκτήρ, τευκτήρ,* neben sonstigem *-τωρ* lat. *-tōr.* Ganz ebenso haben wir bei den *n*-stämmen im nom. sing. *-ḗ, -ḗn* statt des *-ṑ* und dazu getretenen *-ṑn.* Sanskr. *pūsā́, uksā́, vŕsā* zum acc. *-aṇam,* griech. *πυθμήν, λιμήν* (vgl. Paul, Beitr. IV, 353), lat. *pectēn, liēn* (dann *-ĕn*). Man ist durchaus nicht dazu berechtigt, alle diese vorgänge, das eindringen des *é* in die starken casus und die entstehung des *ḗ* im nom. sing., bei den *r-* und den *s*-stämmen der grundsprache zuzuschreiben, wenn man sie bei den *n*-stämmen in die einzelsprachen verlegt.

c) Das *ē* dringt in die schwachen casus an die stelle des

---

[1]) Gemeingermanisch weiss ich diesen nominativen das *ē* nur dann zu erteilen, wenn das *-r* erst in junger zeit nach der kürzung auslautender längen in den einzeldialecten hinzugetreten ist: germ. **fadḗ* muste werden an. **faði* got. **fada* ahd. **fate* ae. **fade* und nach dem gen. **fœde.* Sonst ist got. *fadar* der acc. *-or-om,* ahd. *fater* der acc. *-er-om.* Das altengl. *brôðor* (*sweostor, dohtor, môdor*), plur. *brôðor* ist am wahrscheinlichsten altes *bhrā́tōr* acc. *-ōr-om,* plur. *bhrā́tōres.*

é. Bei *r*-stämmen griech gen. *φρᾱτῆρος, πειστῆρος, ζευκτῆρος*, plur. *δωτῆρες* und *δοτῆρες*, bei *n*-stämmen griech. *λειχῆνος, πευθῆνος* etc., lat. *liēnis*. Bei udātta *-i-* und *-u*-stämmen (s. s. 513) gen. *-ēj-os, -ēv-os* für *-éj-os, -év-os* in griech. *πόληος, πόληϊ*, acc. (Hesiod) *πόληα*, pl. *πόληες, χέρηϊ χέρηα, χέρηες*, gen. *ἐῆος* (von *ἐύς* gut), *υἱῆος*, pl. *υἱῆες*, welches *-ηος* auch dem attischen *-εως, ἄστεως, πήχεως*, zu grunde liegt.[1])

Die entstehung aller dieser von uns zuletzt betrachteten umgestaltungen der ursprünglichen flexion werden wir nicht in eine zu frühe zeit verlegen dürfen. Im griechischen dialecte mögen sie etwa im jahrtausend vor Homer eingetreten sein, soweit sie nicht noch jünger sind. In den nordeuropäischen dialecten sind sie gewiss jünger.[2])

---

[1]) Wie in den gesehenen fällen in der nebensilbe so ist auch in einigen fällen in der stammsilbe für das ursprüngliche svaritierte *ó* ein *ē* eingetreten. Wir haben lat. *lēg-* f. neben germ. *laga-* n. gesetz. Als grundform für beides ist anzusetzen *lógh-s*, gen. *l̥ghós*. In den obliquen casus muste lat. **leg-* entstehen (vgl. *levis* = *ἐλαχύς*, lat. *nec-*, wovon nom. *nex*), zu diesem *e* der obliquen casus hat sich in den starken anstatt des *ō* ein *ē* eingestellt, das dann das *e* der obliquen casus verdrängte. Vom starken stamme *lōgh-* abgeleitet haben wir im germanischen das verb an. *lóga* ae. *lôȝian* altfries. *ût-lôgia* gegenüber dem gleichbedeutenden lat. *lēgāre* (s. Kuhns zs. XXIV, 442). Im germanischen hat sich dagegen umgekehrt zum *lōgh-* der starken für die obliquen casus ein *logh-* eingestellt, das dann in die *o*-declination überging.

Ein schwierigeres wort ist germ. *kvēni-z*, got. *kvêns*, = skr. *-ȝāni-*, beides aus *g^uēni-s*, das aber ein svaritawort, *g^uóni-s*, gen. *g^uniós*, gewesen sein muss. Nach dem vorbild der wörter mit *ō* : *é* wird sich in den obliquen casus ein *gvénios* (sanskr. *ȝáni-*) eingestellt haben, und dies *e* hat dann in den starken casus ein *ē* für *ō* hervorgerufen. Für etwas ursprüngliches kann das *ē* für erwartetes *ō* in solchen wörtern nicht angesehen werden.

[2]) In dem voraufgehenden excurs über die entstehung des *o* werden zahlreiche differenzen zwischen den indogerm. dialecten als solche beseitigt, und durch einen ursprünglichen wechsel des accents in der flexion erklärt. Ich hoffe, dass durch diesen wechsel noch manche von mir nicht angeführte differenzen ihre erklärung finden werden, die mir jetzt entgangen sind, weil es mir augenblicklich an büchern fehlt. Ich habe diese arbeit leider an einem orte und zu einer zeit machen müssen, wo mir nur äusserst wenig bücher zu gebote stehen: nicht einmal alle in diesem aufsatz citierten habe ich bei der abfassung wirklich zur hand gehabt. Am nützlichsten ist mir Saussures buch gewesen, da F. de

Saussure alles seinen ansetzungen widersprechende aufs gewissenhafteste verzeichnet.

Das verbum, welches das nomen zur voraussetzung hat, muss in accentwechsel und ablaut genau zum nomen gestimmt haben. Svaritaflexion: *roìkmi* (lit. *lëkù*), *rikmési*. Für unsere germanischen svaritaverben (mit redupl. im perfect) brauchen wir im präsens keine reduplication, ahd. *skeidu* aus *skoìtmi skitmési*, *stôzu* aus *stoùdmi studmési*. Der übergang aus der consonantischen in die *o*-flexion ist genau derselbe, wie der oben s. 509 f. beim nomen verlangte. Ahd. *tuom* ist *dhṓmi* **dhᴱmési*. Bei festhaltung der abstufung fielen die verben mit den präteritopräs. zusammen, got. *daug*, *dugum* ist *dhoùghmi* gebe milch, ertrag (sanskr. *dóhmi* melke, *duhmás*). — Die udāttaflexion muss ursprünglich gewesen sein *réikṑ*, *rikési*, *rikéti*, prät. *é réikòm*, *é rikés*, *é rikét* (secundärsuffix *-m*, *-t*, *-nt* aus *-m̦a*, *-ța*, *-nța*, primär *-mi*, *-ti*, *-nti* aus *-m̦a-j̦a* etc., medium *-tai*, *-ntai* aus *-ța-A̦a-j̦a* etc.). Vgl. Fick, Bezz. beitr. IV, 177 ff. *vā́dṑ vadési:* aus jenem lat. *vādo*, aus diesem *ae. wadan*. Ebenso verhalten sich ae. *ceorfe* und griech. *γράφω*, griech. *τρέπω* und *τράπω*, westgerm. *tredan* und ostgerm. *trudan* (urgerm. *trédō trudési*). Prät. *é dércòm*, *é drcés*. Wie nun *στᾰ́μων *σταμένος*, **λείμων λιμένος* sich differenzierten zu *στᾰ́μων* gen. älter **στᾰ́μενος*, *λιμήν* gen. *λιμένος*, genau so gingen in nachgrundsprachlicher zeit auseinander präs. *réikō réikesi*, prät. *é réikom*, *é réikes* und präs. *rikḗ rikési* wozu prät. *é rikḗm é rikés* (*ἐλίπην* 'blieb zurück'). Auf den ausgang der 1. sing. präs. *-ḗ* im falle der oxytonierung, *vadḗ* neben *vā́dō*, weist die endung der 1. sing. *-e* im englisch-friesischen zurück: das englisch-friesische setzt nämlich durchaus die betonten endungen *-ési*, *-éti*, *-ónti* durch sein *-s*, *-þ* voraus. Nur die östlichen dialecte legten in die doppelheit *é réikom* und *é rikóm* einen unterschied der bedeutung hinein, das griechische den des dauernden und eintretenden. *é rikḗm* verallgemeinerte später sein *ē* (s. oben 2 c), *é rikḗs* etc. Das griechische brauchte dann *é rikóm* transitiv, *é rikḗm* intransitiv. Das germanische scheint nur gekannt zu haben präs. *réikō -esi* oder *vadḗ ési*, prät. *rikḗm -ḗs*, *vadḗm -ḗs* (altnord. *kəra*, *frəra*, *-ir*, *-i* aus *ʒusḗm*, *prusḗm*, *-ḗs*, *-ḗt*, vgl. Engl. stud. III, 161, ahd. *forahta* aus *prkt-ḗm*, *-ḗt* zum präsens *prktō*. Neben diesem starken prät. *-ēm* besass das germanische ein schwaches prät. auf *-tām*, wie das latein. sein *-bam*: von jenem starken prät. auf *-ēm* hat das gotisch-nordische die constanten endungen des prät. *-ēm*, *-ēs* etc., während das hochdeutsche das *-ām -ās* des schwachen prät. verallgemeinert hat, ahd. 2. sing. *forahtôs* aus *-ā́s*.) — Den accentwechsel des wurzelverbs auf *-o* muss auch das präsens auf *-jo*, *-no*, *-to* gehabt haben (s. das nomen, s. 501), also *vérʒ-jṑ* (*ῥέζω*) *vrʒ-jé-ti* d. h. 'ich wirke, er würkt', *sā́gjṑ* (*sôkja*) *sagjéti* (*sagio*). Auf einen ehemaligen accentwechsel bei den schwachen verben deuten ziemlich zahlreiche fälle wie *fôdjan* gr. *πατέομαι*, auf einen ehemaligen regelmässigen wechsel zwischen dem *o* und *e* derselben verben fälle wie die s. 473 angeführten got. *þahan* lat. *taceo* etc. (s. den nachtrag).

Die personalendungen und ebenso die casussuffixe müssen ursprünglich je nach der accentlage verschiedene gestalten gehabt haben. So ist das oben angesetzte *rikés, rikési, rikmési*, wie ein locativ auf *-éi, -évi, -éri, -éni*, nach dem accentgesetz unmöglich, doch muss ich es der weiteren forschung überlassen für diese suffixe die ursprünglichen gestalten zu finden. Angenommen das primärsuffix der 1. plur. akt. war urspr. *-ma-sa-ja*, das secundärsuffix *-ma*, dann muste es in der svaritaflexion heissen 1. plur. **rik-mésòi,* secundär *rik-mé*, in der udättaflexion 1. plur. *réikṑmsi*, secundär **réikòm* nach dem gesetz über die dehnung des svaritierten vocals vor doppeltem anudātta (s. 498). Das indoiran. lange *ā* der 1. dual u. plur., sanskr. *-āvas, -āmas*, secundär *-āva, -āma* wäre also von den primären endungen her verallgemeinert, das europäische *o* in griech. *-ομεν* got. *-am* von den secundären. Das gotische *-ôs* der 1. dual. muss ursprüngliches langes *ō* enthalten, es ist urspr. *-ṑvsi* (*-vsi* aus *-v̦a-șa-j̦a*) (kann weder *-ōvesi* noch *-ovesi* noch *-ovsi* sein).

Das gesetz über die dehnung des svaritierten vocals erleidet eine ausnahme, die oben s. 498 noch nicht erwähnt zu werden brauchte, weil sie für die flexion des nomens nicht in betracht kommt. Es gab ausser dem normalen hochton, dem udātta, einen noch höheren hochton, zu bezeichnen etwa durch ″. Derselbe hat seine stelle in der reduplicationssilbe. Wir hören einen solchen höheren hochton z. b. wenn der Franzose zur bezeichnung einer grossen finsternis redupliciert 'nui″t, nuìt', in geringerer höhe sogar in unserm nhd., z. b. wenn wir sagen 'ánmerkungen und a″nmerkungen zu ànmerkungen'. Ein urspr. *a* mit dem udātta wird *e*, ein urspr. *a* mit diesem 'udāttatara', also *e″*, wird wenn es in der späteren sprache den accent behält historisch zum vocal mit noch höherem eigenton, *i,* bleibt aber *e* wenn ihm in der späteren sprache der accent entzogen wird. Das reduplicierte wort ist ursprünglich nicht eines, sondern es sind zwei wörter: das dem reduplicierenden mit dem höheren udātta folgende reduplicierte wort behält seinen eigenen accent. Wie es heisst *és-mi, éi-mi* (das *-mi* durch ausgleichung, denn nach dem oben vermuteten muste es bei diesen an zahl geringen verben eigentlich heissen *és-mòi*) so *dhéᴇ-mi* (*dhē̇mi*) in *dhe″ dhéᴇmi* (*τίθημι*). Mit reduplication gebildet wurde die 1. sing. des perfects, aber wie es scheint nicht die 3. sing.: die 1. sing. hiess mit entziehung des accents gemeinindogerm. *dedórca* aus älterem *de″ dor̀cA* (*dar̀c̦a* + *A̦a* 'ich'), die 3 sing. wahrscheinlich *dórce* aus älterem *dor̀cE* ((*dar̀c̦a* + *E̦a* 'er'), beide formen urspr. mit selbständigem svarita.

Ein auf den höheren udātta nun folgender selbständiger svarita bewirkt nicht die dehnung des vocals in offner silbe vor doppeltem anudātta. Von *bhara, para* müste das svaritapräsens lauten (*bhàr̦a-, pàr̦a-*) **bhṑr-mi, *pṑr-mi,* aber mit reduplication heisst es *bhe″ bhòr-mi, pe″ pòrmi,* sanskr. *bibharmi, piparmi* got. *fara.* Daher *jṑumi, stṑumi,* sanskr. *jā̀umi, stā̀umi,* aber *je″ jòumi, ʒhe″ ʒhòumi*, sanskr. *jujṑmi, ʒuhṑmi.* Im perfect also 3. sing. *bhṑrᴇ,* aber 1. sing. *bhe″ bhòrA.* Unser perfect got. *fôr, môl* zu *fara, mala* braucht keine analogiebildung

zu sein, sondern kann die ursprüngliche 3. sing. sein: die 1. sing. war weil dem präsens zu ähnlich nicht geeignet.

Wir müssen uns darüber entscheiden, ob wir den namen 'ablaut' künftig für den wechsel zwischen udätta- und svaritaform, *e* : *o*, präsens und perfect, oder für die reducierung in untoniger silbe, also für den wechsel *e* : — und *o* : — brauchen wollen. Von der udättaform und svaritaform, späteren *e*-form und *o*-form, ist nur zu sagen, dass sie von der ältesten zeit an neben einander bestehen: ein übergang von jener zu dieser findet soweit uns bekannt ist überhaupt nicht statt. Präsens und perfect sind von anfang an, so weit wir sehen, von einander geschieden, als zwei getrennte verben, während der aorist zum präsens gehört. Wir sehen wohl, dass die sprache sich der neben einander bestehenden formen bedient, den unterschied des unvollendeten und des vollendeten, des imperfects und des perfects, auszudrücken, aber eine regel, wann oder warum ein wort den udätta oder den svarita trägt, ist nicht ersichtlich. Den gegensatz der svaritaform zur udättaform könnten wir nur etwa 'tonwechsel' nennen: der name 'ablaut', von diesem gegensatz gebraucht, würde nur etwa das secundäre moment bezeichnen, dass die svaritaform kürzer ist. Sehr geeignet ist dagegen der name 'ablaut' die reducierung der tonlosen silbe und also den gegensatz der reducierten silbe zur 'guna-silbe' zu bezeichnen. Von der guna-silbe (diesen begriff richtig gefasst) zur reducierten findet ein wirklicher übergang statt, und die reducierung ist ein sicherer sprachgeschichtlicher vorgang. Ihre ursache ist eine accentverschiebung in der richtung von der anfangssilbe fort nach dem ende hin, deren grund wenn auch nicht in jedem einzelnen falle, so doch im allgemeinen deutlich erkennbar ist. Das indogerm. wort in seiner normalstellung, unabhängig, ist im allgemeinen auf der ersten silbe, der wurzelsilbe, betont, die verschiebung des accents nach dem ende hin wird durch das verhältnis der abhängigkeit zu einem andern worte bewirkt.

Wir können uns jetzt wider dem speciell germanischen zuwenden. Welches ursprungs sind die formen des nom. sing. der *n*-stämme in den verschieden germanischen dialecten? Osthoff erklärt die ostgerm. endung des nom. sing. des masculins als eine analogiebildung von der art, die wenn irgend eine das epitheton 'falsche' analogie verdienen würde, die westgerm. endung des nom. sing. des feminins und neutrums aus germ. *-ēn*, das aus *-ōn* durch die wirkung eines vorhergehenden *j* entstanden sein soll. Wäre diese erklärung mittels des *j* auch auf die ostgerm. endung des masculins angewant worden, dann würde die sache ein besseres aussehen haben (vgl. Paul, Btr. VI, 212). Aber es ist höchst zweifelhaft, ob

überhaupt im germanischen ein *j* ein folgendes *ō* in *ē* wandelt, und ich für meinen teil versage diesem lautgesetz den glauben. Das einzige beispiel, in dem das lautgesetz sich rein durchgeführt zeigen würde, got. *jêr* = griech. *ὧρος*, kann das allergewöhnlichste ding sein, das uns oben zu wiederholten malen begegnet ist, das hochtonwort neben dem tieftonwort (s. o.). Ein 'lautgesetz', dass sich nirgends rein durchgeführt zeigt, das in dem einen teil der fälle, in denen es eingetreten sein sollte, durch eine ausgleichung wider aufgehoben, in dem andern durch die entgegengesetzte ausgleichung über sämtliche fälle, wo es berechtigt und nicht berechtigt ist, ausgedehnt sein soll, braucht man nicht anzuerkennen.

Würden wir im nom. sing. der femininen *ā*-declination in germanischen dialecten mit sicherheit die endung urspr. und germ. -*ā* neben -*ō* vorfinden, was für das ahd. as. -*a* altfries. *e* gegenüber dem altengl. -*u* altnord. *-*u* der fall sein würde, wenn nicht die möglichkeit und (wegen *diu, siu* etc.) grössere wahrscheinlichkeit der verwendung der accusativform als nom. vorhanden wäre (Paul, Germ. XX, 105) dann würde ich nicht zu irgend einem andern kunstmittel greifen, sondern erklären das ae. -*u* an. **u* und wahrscheinlich auch das got. -*a* sei die ursprüngliche endung -*ō*, = umbrisch-oskisch -*o*, das ahd. as. -*a* altfries. -*e* und vielleicht das got. -*a* das jüngere aus den obliquen casus eingedrungene -*ā* = griech. *η*. Ebenso wenn wir in den endungen des nom. sing. der *n*-declination neben dem vocal *ō* den vocal *ē* vorfinden, ist es mir nicht zweifelhaft, dass nirgends anders anzuknüpfen ist, als an das in den letzten abschnitten behandelte *ē*, das uns andere indogerm. dialecte im nom. sing. der *n*-stämme zeigen. Wir betrachten die drei genera nach einander.

1. Das masc. Gotisches auslautendes -*a* kann germ. -*ā* -*ē* oder *ō* sein. Wenn man das gotische -*a* in *hana, auhsa* nicht schon längst in bestimmter weise erklärt hat, so ist der grund nur der, dass man das gotische nicht vom nordischen trennen wollte. Das gotische stimmt zwar mit dem nordischen in einer grösseren zahl von fällen überein, als mit einem andern germanischen dialecte, es braucht aber darum durchaus nicht, so weit die lautliche möglichkeit besteht, in allen fällen zum nordischen zu stimmen. Die einfachste erklärung des gotischen

-a ist zugleich die wahrscheinlichste: das *-a* ist das ursprüngliche *-ō*, = lit. *-ů* latein. *-o* sanskr. *-ā*. Gotisch *hana hanins* ist *-ō -enos*. Wahrscheinlich ist dies schon wegen der nahen berührung des gotischen in seinen ursprünglichen sitzen mit dem litauischen. So gut wie gewiss wird es durch die gestalt der endung des acc. sing. und des nom. plur. got. *-an* (aus *-on-om*, = griech. *-ονα*) *-ans* (= griech. *-ονες*): wäre das *-a* *-ins* ein *-ḗ* *-énos* dann würde dazu ein acc. *-in* = sanskr. *-ánam* (in *ukṣánam*) griech. *-ένα*, plur. *-ins* = sanskr. *ánas-* griech. *-ένες*, oder auch ein acc. *-ên*, plur. *-êns* = griech. *-ῆνα, ῆνες* gehören.

Das westgermanische ahd. as. *-o* afr. ae. *-a* kann nur germ. *-ōn* aus *-ōn* sein = griech. *-ων* slav. *ȳ*. Das ahd. *hano hanin* (*henin*) ist *-ōn -enos* = slav. (*kām*)*ȳ* *-ene*. Das altniederfränk. *-o* gen. dat. *-in* (= *-en* im Cott. des Heliand, Beitr. IV, 359) acc. *-on* nom. plur. *-on* ist *-ōn -enos* acc. *-ōnom*, pl. *-ōnes* (im dativ neben *-in* aus *-eni* schon *-on* aus *-ōni*). Im altsächsischen ist als älteste flexion noch erkennbar *-o* gen. dat. *-an* (s. Paul, Beitr. IV, 360) acc. *-on*, plur. *-on*, d. i. *-ōn* *-onos -oni -ōnom*, pl. *-ōnes* = griech. *-ων -ονος*. Das *-an* dringt auch in den acc. sing., nicht in den plur. Später dringt *-un* aus dem plur. des neutr. und des fem. an die stelle des *-on* des plur. masc., und *-un* aus dem sing. des fem. in den sing. des masc. und neutr., und wir finden daher in dem uns vorliegenden texte ein constantes schwanken im masc. zwischen *-on* und *-un*. Das altengl. *-a, -an* altfries. *-a, -a* ist *-ōn, -ōnos* etc., plur. *-ōnes* = griech. (*χειμ*)*ών*, *-ῶνος -ῶνα*, plur. *-ῶνες* lat. gen. *-ōnis* etc. Im hochdeutschen ist zum nom. *-o* gen. dat. *-in* die ältere endung des acc. sing., nom. acc. plur. *-ôn* (nicht *-on*), also *-ōnom*, plur. *-ōnes*. Dann dringt aber, im oberdeutschen frühe allgemein, im fränkischen vereinzelt, *-un* aus dem plur. neutr. in den plur. masc. und aus diesem auch in den acc. sing. (dieses *-un* wird bei Notker *-en*). In dem manche berührung mit dem gotischen zeigenden bairischen finden wir noch eine dritte endung, *-an*, im acc. sing., nom. acc. plur., aus *-on-om, -ones.*[1])

---

[1]) Ein ursprüngliches *-ōnez* des nom. plur. kann ahd. nur *-ôn* werden, ein *-enez* wäre ahd. *-in*, ein *-nez* (in *uhsnez*) wäre ahd. *-an*:

Das altnord. *-i* in *hani* kann nur germ. *-ē* sein, es entspricht also dem sanskr. *-ā́* in *uksā́*. Zu einem nominativ *-ḗ* kann nur ein gen. *-énos* (nach 2 b, oben s. 529) oder *-ḗnos* (nach 2 c) gehören. Das altnord. *hana* des gen. dat. acc. sing. ist also ein *-ḗnos, -ḗni, ḗnom* = griech. (λειχ)ῆνος -ῆνι (das *ē* ist genau so behandelt wie im worte altnord. *máni*, nur, weil

---

dies bezweifelt niemand. Ein *-onez* (got. *-ans*) muss ahd. *-an* werden. Paul, Beitr. IV, 360, VI, 223 hält zwar das ahd. *-on, -un* des acc. sing., nom. acc. plur. für altes *-on*, = got. *-an*, aber in allen sichern fällen wird *-on-* (got. *-an-*) auslautend ahd. *-an*. So wird es ausnahmslos *-an*, niemals *-on*, in der unflectierten form des part. pass., und im nom. acc. sing. der substantive, die ursprünglich part. pass. waren. Zahlreiche beispiele s. bei Paul selbst, Beitr. VI, 239—242. Paul identificiert an dieser stelle das ae. *-en* auch ohne vorhergehenden umlaut mit ahd. *-in* dem umlaut voraufgeht, und trennt dieses ae. *-en* von ahd. *-an*. Dies ist absolut unmöglich. Got. *-an-* ahd. as. *-an* ist = ae. *-en* ohne vorhergehenden umlaut, ae. *Wôden, open, morȝen, âȝen*, dieses ist altes *-on-*. Dagegen got. *-in-* ahd. as. *-en, -in* ist = ae. *-en* mit vorhergehendem umlaut, *hǽðen, ǽȝen, myrȝen* = got. *maurgins*, germanisch *-en-*. Ae. *-on* endlich, das Paul mit ahd. as. *-an* identificiert, ist germ. *-un* aus *-n̥*, = ahd. *-un*, ae. *eoton* wie ahd. *Ermun-* (ahd. *Erman-* ist ae. *eormen-*, ahd. *irmin-* ae. *yrmen-*). Die meisten dieser wörter sind ursprüngliche neutra auf *-òn*, gen. *-énò-s*, (s. s. 519), die dann in die *o*-decl. und z. t. ins masc. genus übertraten, also *maurgin-s* ist ein neutrum **mérȝhòn*, gen. **mr̥ȝhénòs*. *Airmana-* ist adj. **érᴬ-mòn-*, gen. *r̥ᴬménòs* (s. ZDA. XXIII, 3). Die dritte stufe auf *-un* ahd. *-un* ae. *-on* stammt aus dem ersten gliede von compositen, also *ermun-* in lat. acc. *Hermun-durōs* ist **r̥ᴬmn̥-* mit umwandlung des *ur* der ersten silbe zu *er* nach der form der starken casus. Ganz ebenso steht es mit den von Paul VI, 244 behandelten wörtern auf *l* und *r*, ahd. *uodal* wäre urspr. **ā́tòr*, gen. **atéròs*, ahd. *fezzil* **pédòr* **p̥déròs*. Das nordische *-an- -al-* ist nicht mit Paul dem ahd. *-an -al* gleichzusetzen, es ist vielmehr das *-ōn-*, *-ōr-* der ursprünglich dreisilbigen starken casus, an. *óðal* stammt also aus dem plur. **ā́tṑrA*.

Also ein altes *-on-* kann ahd. im auslaut nur *-an* werden. Was ist dann aber die endung des acc. sing., nom. plur. *-on* in den ältesten oberdeutschen und den hauptsächlichsten fränkischen quellen? Ueberall wo dies *-on* constant und von *-un* des plur. neutr. streng geschieden ist kann es gar nichts anderes sein als *-ôn*. *-on* mit kurzem vocal, ausser wo *-on* fürs *-un* eintritt, ist fürs ahd. eine ganz unmögliche endung. Ein solches *-on* giebt es sonst gar nicht. Zu schreiben ist also nom. plur. *Frankôn* u. s. w. Das *ô* ist genau dasselbe wie im gen. plur. *Frankôno*. Der gen. *Frankôno* hat sein *ô* nirgends anderswoher als aus dem nom., so sicher wie das *ō* in gen. *Scipiōnum* nicht das herübergenommene *ō* von *oratiōnum*, sondern das *ō* des nom. *Scipiōnes* ist. Das ahd. *-ôn* des

nicht in der tonsilbe, verkürzt). Das nordische hat neben diesem *-ḗnos*, *-ḗnom* ohne zweifel ursprünglich auch ein *-ōnom*, wozu gen. *-ōnos* besessen: auch dieses muste im gen. dat. acc. sing. an. *-a* werden, es kann also zu einer zeit, wo diese flexion mit *ō* und die mit *ē* überall ausser im nom. sing. zusammengefallen waren, von den beiden singularnominativen der eine aufgegeben sein. Das *ē* hat sich, wie wir oben sehen, vornehm-

---

plurals reimt auf das *-ôn* des infinitivs. Die schreibung mit kurzem *o* ist übrig geblieben als ausläufer jener zeit, welcher Braune ein ziel setzte, wo man im ahd. mechanisch einen circumflex setzte wo im gotischen ein langer vocal stand, dagegen denjenigen vocal kurz sein liess, der im gotischen kurz war. Dass Braune dem nom. plur. *Frankôn* die kürze liess, rührt daher, dass Notker für dieses *o* nicht die länge bezeugt, und dies daher, dass Notkers dialect dieses *-ôn* überhaupt nicht mehr hatte, sondern das aus dem plur. des neutrums herübergenommene *-un* voraussetzt. — Otfrid hat das *-un* nur im adj. im nom. acc. plur., nicht im acc. sing. Hier kann das *-un* gar nichts anderes sein als aus dem neutrum entlehnt. Die entlehnung aus dem neutrum lag nahe, da die flexionsendungen des masc. und neutr. im ganzen übereinstimmen, und im adjectiv am nächsten. Ueberall nun, wo im nom. acc. plur. des masc. ausschliesslich *-un* herscht und überall wo mit *-on* schwankendes *-un* vorliegt (s. Braune, Beitr. II, 150, Paul, IV, 362, Kögel, ker. gl. 166 f.) ist dies *-un* aus dem neutrum herübergenommen. Es ist dies im gesamten oberdeutschen der fall schon in den älteren quellen. Dass das *-un* hier ausser dem *-ôn* des nom. acc. plur. auch das *-ôn* des acc. sing. verdrängt (Notker hat *-en* in beiden fällen), und nicht die vocallänge des accusativs im singular mit sonst kurzvocalischen endungen isoliert stehen bleibt, ist nicht wunderbar.

Dass in den verschiedenen germanischen dialecten die endungen des nom. plur. masc. *-onez* und *-ōnez* nebeneinander bestanden ist deutlich an den überlieferten germanischen völkernamen nach der *n*-declination zu sehen da wo die quantität des *o* bezeichnet wird, also bei den griechischen schriftstellern. Ptolemäus (II, 11, III, 5) hat in Oberdeutschland *-ωνες* (einzelne hss. *-ονες*), in einem striche Norddeutschlands *-ονες*, *Σέμνονες*, *Σάξονες*, *Τεύτονες*, dann aber wieder auf der cimbrischen halbinsel *-ωνες* (*Σιγούλωνες* unmittelbar neben *Σάξονες*), in Skandinavien *-ωνες* (*Κυένωνες*), bei den Oststämmen *-ωνες* (*Γύϑωνες* u. a.). Dazustimmt dass bei Plutarch im Marius (kap. 15 ff.) constant neben einander stehen *Τεύτονες καὶ Ἄμβρωνες*. Strabo hat *Σέμνωνες* u. a. Die abweichungen sind natürlich, da man ja die namen nicht immer von den völkern selbst, sondern auch von den nachbarn hörte. Im einzelnen ist auf die schreibung mit *o* oder *ω* nicht viel gewicht zu legen, dass aber *-onez* und *ōnez* in den germ. dialecten nebeneinander bestanden ist unzweifelhaft. *-ōn-* im acc. sing. zeigt die flexion von eigennamen, so Strabos acc. *Μέλωνα*, n. pr. des Sugambernherzogs.

lich in solchen wörtern eingestellt, welche den accent der obliquen casus verallgemeinerten. Dazu stimmt, dass das nordische wort dän. schwed. *hare* hase ein älteres oxytonon ist (= griech. *-ήν, ῆνος*), das deutsche *haso* und fries. *hasa* ein paroxytonon (= gr. *-ων, -ονος* und *-ωνος*), während allerdings das englische *hara* im accent zum nordischen stimmt (= *-ών, -ῶνος*). Das wort hätte mit beibehaltung des alten ablauts zu lauten got. **hôsa, *hazins*: möglich dass das isl. *héri* die vocallänge der starken casus festgehalten hat (als compromiss aus **hœri*, gen. **hera*?[1])). — Im plural musten *-ēnez* und *-ōnez* zusammenfallen, der plural an. *hanar*, *-a* etc. aber ist in jüngerer zeit nach *dagar*, *-a* etc. gebildet, *gumnar* natürlich noch jünger.

2. Das neutrum. Die ursprüngliche endung des nom. sing. war bei alten properispomenen *-ṇ* (*nōmṇ* name, lat. *-en* sanskr. *-a* griech. *-α*), wozu der gen. *-nos*, bei alten paroxytonen *-on*, wie **cérdon* herz (s. o.), wozu der gen. *-énos*. In allen indogerm. dialecten hat zwischen den beiden endungen ein ausgleich stattgefunden.

Das *-on* der ursprünglich zweisilbigen starken casus, des nom. acc. sing., ist im germanischen dem *-ōn-* der ursprünglich dreisilbigen starken, des nom. acc. plur., gewichen, das germanische setzt also für den nom. acc. sing. der paroxytona ein *-ōn*, germ. *-ōⁿ*, voraus. Die hauptsächlichsten wörter dieser endung waren germ. *hértōⁿ* herz, *sḗmōⁿ* same, *séimōⁿ* schnur. Die endung des nom. acc. plur. dieser wörter war urspr. *-ōna*. Diese endung wird vorausgesetzt durch den ahd. und as. gen. plur., ahd. *herzôno*.

Die hauptsächlichsten wörter auf *-ṇ*, germ. *-un*, plur. urspr. *-na*, waren die wörter 'auge', 'ohr' und 'name'.

Got. *hairtô, -ins, -in* ist *-ōn, -enos, -eni*. Dieselbe flexion haben die wörter auf *-ṇ* angenommen, got. *namô*, *vatô*, *ausô, augô*. Der plur. got. *hairtôna, -anê* ist *-ōnō* nach der *o*-decl., gen. *-on-ēm* (s. s. 489). Im plural haben nur 'auge' und 'ohr' diese 'flexion faible' (oder 'hochtonflexion') angenommen, *namna, vatna* bewahren die syncopierte gestalt der 'flexion forte' ('tieftonflexion').

---

[1]) Ebenso an. *fáni* aus **fóni* gen. *fana*? (ahd. *mâgo* mhd. *mâge* mohn, wenn dies irgendwo sicher langen vocal hat, durch dieselbe ausgleichung? s. s. 517.)

Der nordische nom. acc. gen. dat. sing. *hiarta*, *sima* ist jüngeres *-ōn, -ōnos, -ōni.* Dieselbe gestalt haben *auga* und *eyra* angenommen. Es kann aber mit diesem *-ōn*, *-ōnos* in dem nordischen *-a* ein *-ēn -ēnos* (nach 2 c, s. 531) zusammengefallen sein. An. *sima* ist germ. *séimō*^{n}, es könnte aber an. *eyra* ein vornord. *auzḗ*^{n} sein gegenüber dem got. *ausô* aus vorgotischem *áusō*^{n}. Ueber den nordischen nom. acc. plur. s. u.

Im westgermanischen haben wir im nom. sing. teils das *-ōn*, teils ein nach dem *-én-* der obliquen casus an die stelle des *-ōn* getretenes *-ḗn*, wie wir es im slavischen, *sēmę*, und im preussischen, *sēmen*, widerfinden (s. Leskien, Decl. s. 63 f.). Der *o*-laut blieb in germ. *sḗmō*^{n} same, *séimō*^{n} schnur, ahd. as. *-o* afr. ae. *-a*, afr. ae. *sîma* schnur. Diesen wörtern schloss sich das ursprünglich der 'flexion forte' angehörige ahd. as. *namo* afr. ae. *noma* name an. Diese wörter hatten nunmehr vollständig die flexion des masculins (bis auf den acc. sing.), denn der plural fiel in der gestalt *-ōn* aus *-ōna* mit *-ōn* aus *-ōnez* zusammen. Sie sind daher im westgerm. auch ins masculine genus übergetreten. Den *ē*-laut nahm dagegen das wort 'herz' an (also *hertḗ*^{n} nach dem gen. *-énoz* mit der stammsilbe der starken aber dem accent der schwachen casus wie got. *fairzna*?). Ahd. *herza -in* altndfränk. *herta*, *-in* ist ein *-ēn -enos -eni.* Im friesischen und englischen dagegen ist das *ē* auch in die obliquen casus gedrungen, ae. *-e, -an* altfries. *-e, -a* ist ein *-ēn -ēnos -ēni*, ebenso finden wir im altsächs. im dat. sing. *hertan,* das *-ēni* sein kann, freilich auch aus dem *-an* des masc. herübergenommen sein kann (wie das *-on* in *herton*). Im plural blieb zunächst wie im masc. der *o*-laut gewahrt: das altsächs. *herton* gen. *-ono* ist *ōnō*, gen. *ōnōm*, ebenso setzt der ahd. gen. plur. *herzôno* einen früheren nom. *herzôn* voraus. Eindringen des *ē* in den nom. acc. plur. sehen wir im niederfränk. (auch im Heliand M. sich findenden) plur. *hertan* (aus *-ēnō*) neben *-on* des masculins. Im englisch-friesischen ist das wort 'herz' feminin geworden, warum wol? Wahrscheinlich deshalb weil es ursprünglich von allen neutren allein im sing. und plur. genau dieselbe flexion hatte, wie das fem., z. b. *wice* woche, während die wörter 'auge' und 'ohr' noch der 'flexion forte' folgten.

Die wörter 'auge' und 'ohr' hatten im ursprünglichen

germanischen im nom. acc. sing. die endung *-un* aus *-ṇ*, im plural die endung *-na*. Den plural. oder dual in der gestalt *-nō*, germ. *augnō*, *auznō* nach der *o*-decl., hat wie wir oben sahen, das schwedisch-dänische, *augnō* ebenso das friesische bewahrt. Im niederfränkischen finden wir nun den plural *ougun* (von *hertan* und von dem *-on* des masc. geschieden), im hochdeutschen *ougun, ôrun* (und danach *herzun*, ursprünglich geschieden von der endung des masculins), im altnordischen *augu, eyru* (welche endung sich dann aber auch den übrigen neutren mitteilt). Lautlich konnte dies *-un, -u* nicht aus *-na*, sondern nur aus *-ṇa* entstehen, aber von *augna* ist nicht zu einem *augṇa* zu gelangen. Dieser plural *ougun* an. *augu* wird also nichts anderes sein als ein plural nach dem vorbild von ahd. *wort*, pl. *wort*, an *orð*, pl. *orð* aus einem älteren singular ahd. anfrk. **ougun* an. **augu* gebildet.[1]) Dieser frühere singular hatte die ihm gebührende endung, vgl. ahd. *sibun, niun*, as. *nigun*, an. *níu, tíu*. Der plur. ae. *éazan*, *éaran* afr. *âra* ist in jüngerer zeit dem masc. und fem. nachgebildet.

3. Das feminin hatte ursprünglich genau so wie das masc. die endung nom. sing. *-ō*, gen. *-énos*, acc. *-ōnṃ*, plur. *-ōnEs*. Die lehre, dass es ursprünglich keine feminina auf *-n* gegeben habe, lehrt etwas unmögliches, denn die consequenz wäre, dass die sprache von allem anfang an ein genus masc. und fem. unterschieden habe. Die verschiedenen suffixe *-A, -i, -u, -r, -n* etc. dienen ursprünglich absolut nicht zur unterscheidung eines grammatischen genus nach unserem begriffe: es gab ursprünglich suffixlose, wurzel-nomina auf *-o*, nom. sing. *-o-s*, als feminina so gut wie als masculina, sieh das griech. und lat. das hierin nur älter, nicht jünger sein kann als die übrigen dialecte[2]), es gab masculina auf *-A* so gut wie feminina, und die ältesten wörter der sprache, wie z. b. die verwantschaftswörter, zeigen von einer unterscheidung des genus keine spur. Erst in einer jüngeren zeit hat die sprache sich der verschiedenen stammauslaute *-e-* (= *-o-*), *-ā-*, *-en-*, als eines willkommenen mittels bedient, um ein grammatisches genus zu

[1]) Ebenso haben wir im obd. auch *herza* und danach *auga* als plur.

[2]) Für adjectivisch gebrauchte composita von *o*-stämmen kann das einzig ursprüngliche sein masc. und fem. *-o-s*, ntr. *-o-m*, wie griech. fem. *εὔ-νοος*, *ῥοδο-δάκτυλο-ς* etc.

unterscheiden. Wenn es im indoiranischen keine (oder nur wenige) feminina auf *-n* giebt, so sind sie nach dem gleichen nominativausgange *-ō* (*-oA*), indoiran. *-ā*, in die declination der feminine auf *-A* übergetreten. Im germanischen, wo die feminine auf *-A* ihren alten nominativausgang *-ō* am längsten behielten, sind umgekehrt nach dem gleichen ursprünglichen nominativausgang zahlreiche feminina auf *-A* in die *n*-declination übergetreten, z. b. got. *kvinô* etc. Wir haben in diesem übertritt einen neuen beweis für den ursprünglichen gemeingermanischen nominativ auf *-ō* der *A*-stämme, denn ohne diesen nominativ wäre der übertritt unmöglich gewesen. — Ein zweifellos altes feminin auf *-ṑ -énòs* ist z. b. das lateinische *virgo*, *-inis*, das zum griech. *παρθένος* gehalten (mit dem von Joh. Schmidt als gesetzlich erwiesenen übergang des *k*^{u}-lautes vor *e, i* in den *t*-laut), uns ein altes *gh*^{u}*érgh*^{u}*ṑ*, gen. *gh*^{u}*r̥gh*^{u}*énòs* zeigt.[1])

Im germanischen ist, natürlich erst nachdem wörter wie *g*^{u}*énṑ* weib in diese *n*-declination eingetreten waren, das *n* aus den übrigen casus auch in den nominativ gedrungen. Im gotischen und nordischen haben wir im nom. sing. die endung *-ōn*, germ. *k*^{u}*énō*^{n}, got. *kvinô* an. *kona*. Im gotischen masc. *-a* aus *-ō*, fem. *-ô* aus *-ōn* haben wir also das umgekehrte verhältnis wie im griechischen, wo zum masculin auf *-ων* das feminin (neben der gestalt auf *-ων, ἀηδών, εἰκών -όνος* f.) die ältere gestalt *-ω* wahrt, *ἀηδώ, εἰκώ* (das dann in die *i*-decl. eintritt, gen. *-οῦς* loc. *-οῖ*). Im nordischen masc. *-i* aus *-ē*, fem. *-a* aus *-ōn* dagegen besteht das umgekehrte verhältnis wie im lateinischen, das zum *e*-laut im nominativ das *-n* treten lässt, *liēn*, vom *o*-laut es aber fernhält, *homo, virgo*.[2]) Das gotische hat beim feminin nicht wie beim masc. und neutr. die ursprüngliche abstufende flexion, gen. *-ins* aus *-énos* bewahrt, sondern den

---

[1]) Im inlaut lat. *g* für *gu* wie in *urgeo*, im anlaut *gv*, woraus *v*, wie das *g*, *b* in *gilvus*, *barba*, und auch sonst häufig media für urspr. aspirata vor folgendem *r*. Wurzelverwant kann sein das niederdeutsche *gör* n. kleines mädchen, das got. **gaurvi* wäre (vgl. mit demselben laute des *ö* und. *mör* = ahd. *muruwi*), und ne. *girl* (älter auch 'knabe'), got. **gaurvilô*. (Lit. *mergà* mädchen aus *g*^{u}- wie *nàmas* haus aus *damas*?).

[2]) Dass im nordischen ursprünglich *-ō*^{n} auch im masc., *-ē* auch im fem. galt, sehen wir an einzelnen die jüngere regel durchbrechenden eigennamen, masc. *Sturla*, fem. *Skaði*.

langen *ō*-laut der starken casus (nach 1, c, s. 527) in die gesamte flexion dringen lassen: *-ô -ôns* etc. aus *-ōn*, gen. *-ōnos*, plur. *-ōnes*. Von der flexion des feminins im nordischen unten.

Das westgermanische hält es wie das griechische (der meisten dialecte), indem es in allen fällen das *-n* in den nom. sing. treten lässt. Das westgermanische hat aber, während es im masc. der endung des nominativs *-ōn* zum gen. *-enos* den *o*-laut wahrte, im feminin den *e*-laut der obliquen casus in den nominativ dringen lassen (nach 2 b, s. 529): ursprünglich *-ṓ*, gen. *-énos*, dann *-ṓn* gen. *-énos*, endlich *-ḗn* gen. *-énos*.[1]) Also westgerm. *vikḗⁿ* woche (das *-ēⁿ* wird *-āⁿ*, *-ā*, endlich *-a*), ahd. *wecha* ae. *wice*. Neben diesem oxytonierten *-ḗⁿ* wird aber im westgermanischen ursprünglich auch ein barytoniertes *-ōⁿ* im fem. bestanden haben, z. b. in **kvénōⁿ*, das dem gen. plur. ahd. *-ôno* as. *-ono* seinen *ō*-laut hinterlassen hat (der gen. *-ονος* noch in Freck. *kôpan-* (*bandi*)), im nom. sing. aber später dem *-ḗⁿ* gewichen ist (dieses *-ōⁿ* wird durch lehnwörter wie *sāpo* seife vorausgesetzt). Das englisch-friesische lässt das *ē* des nominativs in die gesamte flexion eindringen, ae. *wice*, gen. etc. *wican*, afries. *wike*, *wika* aus *-ēⁿ*, gen. *ēnoz* loc. *ēni*, plur. *-ēnez*, wie griech. *-ήν -ῆνος*: alles ausser dem nom. sing. kann aber auch *-ōnoz*, pl. *-ōnez* sein, es wird also nachdem beide flexionen bis auf den nom. sing. einander gleichgeworden waren von den zwei nominativen der eine aufgegeben sein.

Noch ein wort über das *ū* in gen. dat. acc. sing., nom. acc. plur. ahd. *zungûn* altsächs. *tungun*, altnord. gen. dat. acc. sg. *tungu* nom. acc. plur. *-ur*. Ich weiss von keinem, der dies *u* für etwas anderes hält als ursprüngliches *ō*, ich weiss aber auch nicht wie viele sich bei diesem postulat beruhigt haben, oder wie sie das lautgesetz formuliert haben, nach welchem

---

[1]) Möglich dass das westgermanische beim comparativ und superlativ den *e*-laut der obliquen casus in den nom. sing. des masculins hat treten lassen, während hier das feminin ursprünglich gemeingermanisch auf *-ī* ausging: as. Heliand masc. *betera*, *bezta* (s. Paul, Beitr. IV, 346 f., fürs obd. s. Kögel, Keron. gloss. s. 165 f.) aus *batizēⁿ*, gen. *batizenoz*, neben dem fem. *batizīⁿ* (das ursprüngliche war, wenn wir das wort mit unverschobenen lauten schon als *n*-stamm flectieren dürfen, *bhā́disṓ*, gen. *bhadisénòs*, s. o. s. 506). Vielleicht aber ist hier das *-a* des nom. sing. masc. nur jüngere formübertragung aus dem neutrum und demnächst auch aus dem fem., ebenso wie das *-un* für *-on* der übrigen casus.



sie hier das auftreten des *ū* für *ō* erklären. Paul vermutet Beitr. VI, 223, dass das *ū* aus *ō* als urgermanisches im acc. sing., nom. acc. plur., oder auch nur im acc. sing. und plur. seine stelle gehabt habe, und dass dann im got. und ae. das *ō* der übrigen casus das *ū* verdrängt, im hochd. und nord. das *ū* auf kosten des *ō* sich ausgebreitet habe. Wir haben genug lange *ō* im laufe unserer darstellung angetroffen, und genug andere kommen uns sofort in den sinn, wenn wir die langen *ō* in nebensilben mustern, von einem übergang eines langen *ō* im älteren germanischen in *ū* in nebensilben vor folgendem consonanten, sei es auch nur vor *n*, unter irgend welchen bedingungen, ist nirgends etwas zu bemerken.

Es ist bekannt welches ursprungs die in derselben weise wie *tuggô*, gen. *-ôns*, flectierenden feminina auf *-î* sind, got. *managei*, gen. *-eins* etc., deren flexion germanisch anzusetzen ist nom. $\bar{\imath}^{n}$, gen. *īnoz,* plur. *īnez*. Es sind alte stämme auf *-ī*, älter i^{A}, die, wie sie im sanskrit den gen. plur. *-īnām* bilden, so im germanischen völlig in die *n*-flexion eingetreten sind. Diesen *ī*-stämmen sind nun aber in den verwanten sprachen stämme auf *-ū*, älter $-u^{A}$, völlig parallel. Solche sind *svecrū* schwiegermutter, älter $svecru^{A}$ (sanskr. *çvaçrū́-* slav. *svekry*), *dn̥ghū* zunge (das slavische und das preussiche setzen ein gemeinsames **n̥zū* aus *dn̥zū* voraus (s. Bezz. Beitr. III, 133 ff.), das im slavischen durch *-ko-* weitergebildet ist, *języ-kŭ*) aus $dn̥ghu^{A}$ (lat. *dinguă, lingua*). Ihre ursprüngliche flexion war gen $-u^{A}os$, woraus *-ūos* (= *-uvos*), slav. gen. *svekrŭve*, sanskr. gen. *çvaçrū́as* (*-úvas, -vàs*). Der gen. plur. hat im sanskr. die gestalt *-ūnām*, wie oben bei den *ī*-stämmen *-īnām,* bei den *ā*-stämmen *-ānām.* Was aus diesen femininen *ū*-stämmen im germanischen geworden ist liegt nun auf der hand: sie sind im germanischen ebenso wie zahlreiche weibliche *ō*- (*ā*-)stämme und wie jene *ī*-stämme völlig in die *n*-flexion eingetreten, wie im sanskrit im gen. plur. (und wie im sanskrit die neutra auf *-i* und *-u* allmählig völlig *n*-flexion annehmen, gen. *-inas*, *-unas* etc.). Das gemeingermanische besass also eine der flexion $-\bar{\imath}^{n}$, gen. *-īnoz* völlig parallele flexion $svehr\bar{u}^{n}$, $tung\bar{u}^{n}$, gen. *-ūnoz*, plur. *-ūnez*. Im gotischen sind diese wörter völlig in die klasse der wörter wie *kvinô, vikô* eingetreten, *svaihrô, tuggô.* Wäre das alte $-u^{A}$, *ū* nicht in dem *-ô* zu suchen, dann würden

wir in verlegenheit kommen, wenn wir über den verbleib des *u* nach dem palatal in *tuggô* = lat. *lingua* rechenschaft ablegen sollten (vgl. *fidvôr*). Im englisch-friesischen haben sie denselben völligen übertritt gemacht, im nordischen und deutschen aber haben sich die wörter auf -ū^n mit denen auf -ō^n in der weise verschmolzen, dass jene den acc. und die obliquen casus des sing. und den nom. acc. plur., diese den nom. sing. und die obliquen casus des plurals hergaben. Dies muss geschehen sein zu einer zeit, wo im westgerm. noch (wie in griech. masc. *πλεύμων* neben *πευθήν*) im fem. das -ō^n neben dem ē^n bestand. Jenes -ō^n, das im nom. sing. im westgerm. später völlig schwand, hat in ahd. *zungôno* as. *tungono* seinen gen. plur. hinterlassen (das altnord. *tungna* ist wie *hiartna* *-on-ōm*). Die ahd. flexion von *zunga* hat sich also aus folgenden grundformen zusammengesetzt:

sing. nom. *-ēn*	gen. *-ūnos*	plur. nom. *-ūnes*
	dat. *-ūni*	gen. *-ōnōm*
	acc. *-ūnom*	dat. nach der ō-decl.

Im nordischen muste, wie germ. *álþī^n*, gen. *-īnoz* etc. in allen casus des sing. an. *elli* wird, so *tungū^n*, *-ūnoz* im ganzen sing. *tungu* werden. Im ahd. ist als älteste flexion der wörter auf -ī noch zu erkennen nom. sing. *manegî* gen. dat. acc. *manegîn*, wenngleich nirgends mehr so erhalten (das -î des nom. sing. setzt ein an die stelle des -ī^n getretenes -ī^{n}z voraus): diesem würde parallel sein nom. **zungû* gen. dat. acc. *zungûn*.[1])

---

[1]) Es sind ursprünglich für das ganze indogerm. gebiet zweierlei wörter auf -ī und -ū, älter *-i^A*, *-u^A*, zu scheiden, die freilich in allen dialecten vielfach in einander übergreifen: die eine klasse im nom. sing. des *-s* entbehrend und in der flexion den femininen auf *-ō* (*-oA*) sich nahe anschliessend, die andere mit *-s* im nom. sing.

	I. nom.	acc.	gen. sing.	II. nom.	acc.	gen. sing.
Urspr.	*-i^A*	*-i^{A}m*	*-i^{A}âs*	*-īs*	*-īm*	*-i^{A}os*
	-u^A	*-u^{A}m*	*-u^{A}âs*	*-ūs*	*-ūm*	*-u^{A}os*
sanskr.	*-ī*	*-īm*	*-iā́s*	*-ī́s*	*-ī́am*	*-ī́as*
	-ūs	*-ūm*	*-uā́s*	*-ū́s*	*-ū́am*	*-ū́as*
griech.	*-ια*	*-ιαν*	*-ιᾱς*	*-ῡς*	*-ῡν*	*-υος*
latein.	*-ia*	*-iam*	*-iae*	*-is* (*neptis*)		
	-ua	*-uam*	*-uae*	*-us* (*socrus*)		
				-io, *-iōn-*, ital. *-īn-*		

Die casusendungen der *n*-declination und die der von uns früher betrachteten *o*-declination in den verschiedenen germ. dialecten gehen in rein lautlicher entwicklung auf die folgenden von einander abweichenden, hier in vorgermanischer lautgestalt angesetzten formen zurück.

N-declination. Singular.

		Urspr.	got.	an.	ahd.	ae.
Masc.	nom.	*-ṑ*	**ō*	**ē*	**ōn*	**ōn*
	acc.	*-ṑ n-m*	**onom*	**ēnom*	**ōnom*	**ōnom*
	gen.	*-énoṡ*	**enos*	**ēnos*	**enos*	**ōnos*
neutr.	nom.	*-ṇ, -òn*	**ōn*	**ōn*	**ēn*	**ēn*
	gen.	*-ṅós, -énos*	**enos*	**ōnos*	**enos*	**ēnos*
fem.	nom.	*-ṑ*	**ōn*	**ōn*	**ēn*	**ēn*
	acc.	*-ṑ ṇm*	**ōnom*	—	—	**ēnom*
	gen.	*-énȯs*	**ōnos*	—	—	**ēnos.*

O-decl. (s. 488—491). Sing.

gen. *-éso*, got. ahd. as. **eso*, as. ae. an. **óso.*[1])
lok. *-éi*, ahd. ae. an. **oi.*
dat. *-ē′i?*, ahd. as. **ōi.*
instr. *-ē′*, got. ae. **ē*, ahd. as. **ō.*

Plur.

nom. m. *-ṑ s*, got. an. **ōs*, ae. afr. as. **ōses.*[2])
acc. m. *-ṑ n*, an. **ōn*, got. **ons.*[3])
„ n. *-ṑ*, got. an. ae. as. **ō*, ahd. **a.*[4])
gen. *-ē′m*, got. **ēm*, sonst **ōm.*

[1]) s. 500 anm. [2]) s. 505. [3]) s. 488 anm. [4]) s. 484 anm.

Bei den tiefgehenden differenzen zwischen den germanischen dialecten werden wir uns eine möglichst einheitliche germanische grundsprache nur dann annähernd richtig vorstellen, wenn wir dieselbe möglichst viel von dem ursprüng-

---

	nom.	acc.	gen.	sing.	nom.	acc.	gen.	sing.
got.	*-i*	*-ja*	*-jôs*		*-ei*	*-ein*	*-eins*	
nord.	*-r*	*-i*	*-jar*		*-i*	*-i*	*-i.*	

Unsere germanischen wörter auf *-īn-* und *-ūn-* sind also nicht aus der ersten, sondern aus der zweiten klasse mit usprünglichem *-s* im nom. sing., wie skr. *çvaçrū′-s* lat. *socru-s*, hervorgegangen. Im nordischen ist bei den wörtern auf *-ī*, wie *ylgr*, genau so wie im sanskrit bei den wörtern auf *-ū*, das *-s* des nom. sing. in die erste klasse eingedrungen. Den übertritt in die *n*-flexion, den wir bei den wörtern der zweiten klasse im germanischen sehen, zeigt bei den ī-stämmen derselben klasse auch das italische, acc. oskisch (*tang*)-*īnom* gen. *īnus* dat. *-īnei*, abl. *-īnud* umbr. *-īne*, nom. osk. *-iuf* lat. *-io.*

lichen gemeinsam indogermanischen gewahrt haben und möglichst viel innerhalb der wenn auch in beständiger fühlung mit einander lebenden einzelnen germanischen dialecte entstanden sein lassen. Wer die grammatik eines germanischen dialects behandeln würde, ohne über die grenzen des germanischen hinauszublicken, würde keinen boden unter den füssen haben.

KETTING AUF ALSEN, 8. APRIL 1880.

HERMANN MÖLLER.

Nachträge zum excurs s. 492 ff. S. 496. Die entstehung des *o* durch den tiefton lehrt jetzt auch Fick, Gött. gel. anz. v. 7 april 1880.

499 anm. 3. Das zahlwort 'vier' war vielmehr hochtonwort (zu 517 f.), *kᵘétvŏ̀rES*, obl. casus *kᵘ̣tvér-* (ion. *τεσσέρων*), im ersten gliede eines comp. *kᵘtvr̥-* (*τετρα-* skr. *catur-* got. *fidur-*), woher die tieftonflexion im sanskr. und griech. nach s. 521.

514. Das germ. *u* für *ū* in *sunus* (analog das *i* für *ī* in *kvius*) u. a. ist entstanden durch ablautwechsel *eu* : *u* für *eu* : *ū*.

515. Das *-A*, *-i*, *-r* des nom. sing. wird darin seinen grund haben, dass (wie *ὁ, ἡ* neben stamm *το-*) in einer urzeit das pronomen *-Aa* bei belebten, *-ja*, *-ra* bei unbelebten wesen für den nom. sing. des artikels gebraucht ward neben sonst als artikel verwantem pronomen *-na*, *-ja*, *-ra*. (Das *-A* aus *-Aa* entbehrt des nominativ *-s* genau wie *ὁ*.)

521. Das lat. etc. *j* in *jecur* = germ. *l* ist aus urspr. *lj* entstanden, vgl. das *j* aus *lj* (*ll*) im schwed., französ., span.

521 f. Das wort 'eisen' war urspr. *éisòr* n., gen. *isénòs* (das germ. *z* der obliquen casus in ae. *îren*). Das *-or-n*, jünger nach der *o*-decl. *-arna-*, in *eisarna-* (altnordhumbr. *êfern* abend u. a., ebenso wol in germ. *skar-na-*) ist ein seitenstück zu lat. *jec-in-or-is*, oder das *-n* hat sich gebildet wie das *-t* in skr. *jakr-t*.

524 anm. Das slavisch-litauische scheidet *rA*, *lA* von *r*, *l* durch den accent, s. soeben Fortunatov im slav. archiv IV, 575 ff.

532 zum verb. Got. *bauan*, ahd. *bûan* ist urspr. *bhoùA-mi bhuAmé* (vgl. Paul, btr. VII, 155). — Auf ein *-sòi* der 2. sing. (dessen stelle nach vorhergehendem *é*, *és-sòi*, *réikŏ̀ riké-sòi*) weist das slav. *-si* (*-šĭ*). — Die hochtonwörter der noch ungeschiedenen schwachen *e*- und *o*-conjugation (nicht die causativen verben, deren stammsilbe tieftonig) flectierten nach dem accentgesetz sing. *pā́tòi-mi*, *pā́tòi-ti*, plur. *patéjò-nti* (die 3. sing. got. *-aiþ* ahd. *-êt* also aus *-oiti*, nicht aus *-ojeti*).

DIE VOCALE DER VERBALENDUNGEN
IN DER
ZWIEFALTER BENEDICTINERREGEL.

Von der zwiefalter benedictinerregel, welche Graff (Diut. 2, 111) erwähnt, ist in Mones anzeiger (1838 p. 324) eine kurze beschreibung und ein, nicht sehr genauer, abdruck des eingangs gegeben. Die handschrift (theol. et philos. no. 230 der k. öff. bibliothek zu Stuttgart) ist in quart, 13 cm. breit, 17 cm. hoch, und besteht heute aus 61 pergamentblättern. Ursprünglich waren es 68 blätter in 8 lagen. Die drei ersten und die fünfte lage enthielten vier doppelblätter, die vierte, sechste und siebente fünf, die letzte drei. Es wurden drei blätter ausgeschnitten, je das achte der vierten und sechsten lage und das letzte der letzten: jene beiden vermutlich als defect, dieses als überzählig, weil die schrift schon auf dem vorhergehenden blatte zu ende ist. Anders verhält es sich mit der beseitigung einiger blätter in der ersten und siebenten lage: sie wurden erst aus dem fertig geschriebenen buch entfernt, und zwar augenscheinlich wegen ihres inhaltes: auf die abgängigen blätter 6 und 7 der ersten lage trifft das capitel *qualis esse debeat abbas*, auf den gleichfalls fehlenden 8 und 9 der siebenten stand der abschnitt *de ordinando abbate.* An der letzteren stelle hat der ausfall auch die schlusszeilen des vorhergehenden abschnittes von *vel ubique* an, sowie den anfang des nächsten bis *ab eodem sacerdote* mitbetroffen; die erste lücke hat auch das capitel *de generibus monachorum* um fast die hälfte (*Qui bini aut terni* etc.) gekürzt, dagegen blieb der schlusssatz des capitels, dem die tilgung galt (*Et cum de admonitionibus*), erhalten. Durch das unvorsichtig geführte messer war ausserdem

das vorher stehende blatt, mit dem anfang von cap. I und dem schlusse des prologus abgetrennt worden, dasselbe ist aber an seiner stelle wider eingeheftet. Das ursprünglich vollständige exemplar wurde demnach zum gebrauche für leute zurechtgeschnitten, welchen kenntnis der klosterordnung gewährt, aber die vom abte handelnden abschnitte vorenthalten werden sollten. In zusammenhang mit dieser bestimmung des buches steht ohne zweifel der umstand, dass über den zeilen des lateinischen textes in kleinerer schrift eine deutsche übertragung steht: das exemplar sollte wohl in die hände von klosterschülern oder von novizen gelegt werden, und die vermutung hat einiges für sich, die unterdrückten blätter seien fortgenommen worden, ehe die interlinearversion eingetragen ward; denn dass der stehen gebliebene schlusssatz des capitels *qualis esse debeat abbas* gleich allem übrigen glossiert erscheint, ist vollkommen erklärlich, wenn bei den benützern des buches die meinung erweckt werden sollte, das ihnen überlassene exemplar sei durch zufall schadhaft geworden. Ebenso möglich ist allerdings dass auch die fehlenden blätter glossiert waren und erst, als das buch für die jugend bestimmt ward, ausgeschnitten wurden; allein wenn es an sich schon wahrscheinlich ist, die interlinearversion sei in usum delphini vorgenommen worden, so möchte dafür auch sprechen die verhüllende übertragung von *adulterari* im cap. 4 durch *muotwillun*, ein wort das zwar auch Königshofen gebraucht, doch nicht ohne den zusatz *mit frouwen.*

Mone (a. a. O.) verlegt den ursprung der membran ins 13. jahrhundert, hebt jedoch die altertümlichkeit der sprache hervor; diese altertümlichkeit der sprache mag der beweggrund gewesen sein, dass ein aufsatz der kieler allgem. monatsschr. 1854 p. 465, aus der feder Franz Pfeiffers wenn ich mich recht erinnere, die handschrift ins 12. jahrhundert setzt (s. Lexer 2, p. V). Die schrift weist aufs 13. jahrhundert und zwar, nach der bewahrung älterer formen zu schliessen, in den anfang desselben. Die bemerkte altertümlichkeit der sprache erklärt sich schwerlich durch die annahme einer weiter zurückliegenden vorlage, von der wir nur die abschrift besässen. Selbst wenn dies der fall wäre, so würden wir nur um wenige jahrzehnte zurückgreifen dürfen: die höfische sprache

in der zweiten hälfte des 12. jhd. brachte die zeitwörter in *ieren* auf (Grimm, kl. schr. 1, 343); wenn nun in unserm denkmale öfter das wort *recitieren* begegnet, so setzt das immerhin eine gewisse einbürgerung des neuen brauches voraus. Aber gegen eine abschrift spricht die einheitlichkeit des sprachlichen characters, von der im folgenden eine probe gegeben werden soll. Auch würden übersetzungsfehler des älteren exemplares längst in diesem getilgt worden sein; so ist aber im vorletzten capitel das wort *zelus* viermal mit *minne* übersetzt und dann am rande *zorn* nachgetragen. Im letzten capitel lautete der anfang des schlusssatzes: *quisquis ergo ... festinans*, und über diesem worte stand *ilinð*, d. i. *ilinde*, die falsche deutsche übersetzung ist also aus dem falschen lateinischen texte geflossen, der durchgängig andere hand und tinte zeigt als jene; dann wurde durch rasur *festina* und *ili* hergestellt, beiden ein *s* zugefügt und dem neuen *ilis* ein *dv* vorgesetzt. Auf blatt 43, zeile 26 ist *scurrilitate* mit *scimflihti* übertragen, einem worte das auch 11, 4 begegnet; aber es ist so deutlich *scunf* ... geschrieben, dass man vermuten darf, auge und hand des schreibenden sei durch *scu* .. des lateinischen wortes verführt worden. Die in solchen spuren sich kundgebende eigenschaft einer ersten niederschrift zusammen mit dem zustande der handschrift deuten darauf hin, dass wir eine originalarbeit vor uns haben: der archaismus der formen kommt nicht auf rechnung der zeit, sondern des ortes, der winkel alemannischen landes, wo die handschrift entstand, zeigt sich von den einflüssen höfischer sprache fast völlig unberührt. Spuren, die auf unursprünglichkeit der arbeit weisen könnten, werden im folgenden gelegentlich zur sprache kommen. Ob wir als heimat des buches seinen fundort Zwiefalten annehmen dürfen, ist beim heutigen stande der dialectforschung noch nicht zu sagen. Der eintrag am schlusse: *Matris tue xpe famlos librosqz tuere Quos Zwyfeldea tuū servat ad obseqū* ist bedeutend später, kann also nicht zum beweise dienen, dass das Marienkloster von anfang an im besitze des buches war. Kurze auskunft über das kloster gibt das schriftchen: die klöster Würtembergs, von Dr. F. Sauter, Stuttg. 1879 p. 63 f. Nach einer bemerkung Stälins (würtemb. jahrbücher 1837 p. 386) dürfte es übrigens nicht schwer sein, auf paläographischem wege zu be-

stimmen, ob das buch in Zwiefalten geschrieben worden. Einzelnes zwiefaltische stammt aus dem mutterkloster Hirschau (ebd. p. 370).

Für das mhd. handwörterbuch scheinen nur die in Pfeiffers aufsatze mitgeteilten proben zur verwendung gekommen zu sein. Dass damit die lexicalische ausbeute nicht erschöpft sei, mögen einige beispiele beweisen: das wort *ginge* erscheint zweimal, beidemal in der bedeutung spes, während es sonst für desiderium steht, ebenso viermal das im mhd. sonst nicht belegte verbum *gingen* als übersetzung von sperare; statt *gevellic* steht *vellic* aptus 8, 7; das ahd. *uohaldig, huhaldig* (Graff 4, 893) lebt fort als *hohellic* pronus (40, 1), das im umlaute zu Notkers *helden* stimmt (vgl. beitr. 4, 546); excusetur a coquina wird bl. 32, 18 durch *werde insculdut* widergegeben, dagegen 32, 11 durch ein anderes wort, das genauer entzifferung wert scheint, meiner lesung *werde intterrite* (vgl. Nyer. symb. p. 251: sons terrenti; ahd. gl. 1, 202, 14. 16; 560, 5; Graff 5, 439) bin ich nicht ganz sicher; eine nähere besprechung des wortes folgt weiter unten.

Wichtiger als der wortschatz sind die formen. Paul hat beitr. 6, 139 den zweifel angedeutet, das schwanken der flexionsendungen in der übergangszeit vom ahd. zum mhd. möchte nicht auf blosser unsicherheit in der lautbezeichnung beruhen: für seine vermutung, dass syntactisch bedingte betonungsunterschiede im spiele seien, lässt sich aus unserm denkmal keine stütze gewinnen, weil, wie schon Mone hervorgehoben hat, bei dem darin beobachteten übersetzungsverfahren für die syntax nichts daraus zu lernen ist; aber dass jenes schwanken keineswegs in dem masse vorhanden sei, wie Weinholds darstellung vermuten lässt, vielmehr durch ein denkmal von so beträchtlichem umfange eine beachtenswerte gesetzmässigkeit hindurchgehe, dieser aus dem zwiefalter codex zu entnehmende aufschluss macht wahrscheinlich, dass die verschiedenheiten der lautbezeichnung in der übergangszeit auf landschaftlichen unterschieden beruht, welche für die abschwächung der alten vollen formen von gau zu gau andere wege wiesen. Mag dieser schluss für jetzt noch voreilig sein, so bedarf doch die vorlegung des sachverhaltes keiner rechtfertigung. Man beginnt die ältesten hochdeutschen denkmäler innerhalb ihrer

stammeszugehörigkeit auf besonderheiten einer engeren heimat hin zu prüfen; festeren halt können solche untersuchungen jedoch erst dann gewinnen, wenn es gelingt, durch die jahrhunderte hinauf jene umformungsreihen zu führen, deren enden in den heutigen untermundarten vorliegen — nicht die descendenzlinien einzelner formen, sondern ganzer dialecttypen: und einen solchen querschnitt, oder vielmehr nur den teil eines solchen wollen die nachstehenden blätter liefern, einen verschwindend kleinen beitrag zwar, aber doch einen der ein gesamtbild an die stelle der zerfasernden betrachtung setzt. Dies bild ist nach sorgfältigen lexicalischen aufnahmen entworfen, die sich auf eine vor jahren gemachte abschrift stützen; sollten diese sowie der text vielleicht später einmal zur veröffentlichung gelangen, so wird mit ihrer hilfe eine nachprüfung des hier gebotenen leicht möglich sein, vorläufig möge die richtigkeit der formen und der zahlen auf treu und glauben angenommen werden. Da es sich nur um die endungen handelt, so sind übrigens schwankungen in der schreibung des wortrumpfes nicht beachtet worden.

Zum entscheide zwischen den beiden möglichkeiten, dass für die welk gewordenen flexionsendungen in unsicherem tasten verschiedene, jedoch ein und denselben unbestimmten laut bezeichnende buchstaben verwendet worden seien, oder dass der unterschied dieser auch für jene eine abstufung bedeute, worin die herbstlich gewordene rede matt aber doch kenntlich die saftige färbung früherer jahrhunderte nachschatte, bietet sich bei einem alemannischen denkmal ein sehr einfacher prüfstein, jenes schibboleth, dessen entdeckung wir Grimm verdanken (germ. 3, 147 ff.): der plural präteriti endet alemannisch auf *tôm, tôt, tôn* an schwachen, auf *um, ut, un* an starken verben. Die behandlung dieses verhältnisses in unserm denkmal ist die, dass die schwachen verba *tun, tunt, tun*, die starken *en, ent, en* haben, wobei für *e* häufig *i* steht. Es finden sich für pl.^{I} *hortun, gihuctun, saztun, geuragetun*; für zweite pl. fehlt ein beleg; dagegen für pl.^{III} *dultun, rihtun, wâtun, woltun.* Die starken verba zeigen: pl.^{I} *sprachin*^{5} *sprachen*^{1} und von prät.-präs. *giturren, wizzen*, sowie (falls wirs hieher ziehen dürfen) *wellen*^{7}; pl.^{II} *sahint*^{2}, *namint, hinwurfint*; *tatint*^{2} (*wellint wellent*), *inphiengent*; pl.^{III} *kamen, scuofen, anstiezzen,* aber mit *i* die binde-

vocallosen *tatin, warin*, ferner *mugin*[3], *sulin sun*[2], *kunnin kunnen, bidurfen*[4] *bidurfin, muozin, wizzen, wellin*[3] *wen*[3]*) neben der neubildung *wellent*: wo keine exponenten angebracht sind, ist eine form nur ein einziges mal belegt. Das schwanken zwischen *e* und *i* lassen wir vorläufig unerörtert**) und betrachten nur den widerschein des schwachformigen *ô* in unserm *u*. Weinhold (al. gr. p. 374; Isid. p. 79) leugnet die länge jenes pluralischen *o* und erklärt der Grimmschen ansicht von einer bewussten scheidung zwischen alem. *ô* der schwachen und *u* der starken verba nicht beipflichten zu können; allein unser *u* stimmt völlig zu einem andern, gleichfalls dem reflexe eines *ô*, dessen länge unbezweifelt ist: das *ôs*, ursprünglich *ôst* der zweiten sg. spiegelt sich in einem zwiefalter *ust*, mit dem bekannten zusatz eines *t*: *leitust, demuotust, invuorstust* (schreibfehler für *invuortust*). Die nachwirkung der alten quantität bewährt sich auch darin, dass in der dritten sg. der *o*-klasse der suffixvocal gleichfalls als *u* erhalten bleibt unter apocope der endung, während diese in der *i*-klasse bewahrt, der kurze suffixvocal aber ausgestossen wird: *minnut, horsamut, widerut*, dagegen *kniste, stifthe, zirvuorte, zuowânde* und zugleich mit apocope *gehorth, giruoht, santh gesant* (wobei darauf aufmerksam zu machen ist, dass, wie später zu erörtern, das *h* in *gehorth, santh* nicht blosse schriftwucherung, sondern einen versuch vorstellt die verhallende endung anzudeuten), dazu *wolt, moht.*[2] Für die erste

---

*) Vgl. 51, 23 ff.: si hoc facere noluerint (*wen*) et aliquid offerre voluerint (*wellin*), faciant ex rebus quas dare volunt (*wen*), reservato sibi, si ita voluerint (*wellin*), usufructuario. Bedingungssätze mit conj. perf. (oder fut. exact.?) werden fast ausnahmslos durch praes. ind. widergegeben.

**) Dass eine gesetzmässigkeit im eintritt von *e* und *i* für alte kürze auf überzeugende weise darzutun unmöglich ist, verhehle ich mir durchaus nicht. Das überwiegen des einen und des anderen lautes in bestimmten gruppen liess es gleichwol rätlich erscheinen, eine sonderung zu versuchen. Denn es ist nicht undenkbar, dass der schreiber, in einer reihe von beispielen den deutlichen unterschied von *e* und *i* vernehmend, dessen historische grundlage ihm verborgen war, auf empirische weise zu einer allgemeinen regel zu gelangen trachtete, dabei jedoch vielfach von seinem ohre getäuscht ward. Die sicherheit, mit der das mhd. den umlaut durchführt, setzt ja doch einen anhalt in der lebendigen sprache voraus. Weiteren aufschluss muss späterhin die untersuchung der nominalflexionen bringen.

sg. ist kein *o*-stamm anzuführen, aber ein *e*-stamm, folglich gleichfalls mit langem suffixvocal; die behandlung ist ganz dieselbe: obmutui wird durch *ih stummet* widergegeben, dessen *e* ebensowenig syncopiert ist wie das des oben angeführten *geuragetun* — in der *i*-klasse dagegen *marhte, dahti, sazt, hȯht* (über das zeichen ˀ gleichfalls später), *braht*, dazu *nit wize* nescivi. Zu der zusammengezogenen und zugleich apocopierten form *hat* (*girrut*, erraverat 28, 17) ist al. gr. p. 383 zu vergleichen.

Langes *ô* im präs. ind. der *o*-klasse reflectiert sich gleichfalls als *u*. In dritter sg.: *aischut*[3] (daneben einmal *aischit*, entweder schreibfehler, da die *i* der hdsch. keinen punkt haben, oder zu reduplicierendem *eischen*), *bezzirut, bozzut, dienut, gewonlichut* gloriatur, *horsamut, minnut, murmurut, offinut, spotut, sunderut, follut, widerut, trahtut* (aber *bitraht*, wohl nach der ersten, wie auch Graff 5, 515. 514 nebenformen auf *jan* ansetzt) *offerut* und mit syncope *offrut, uordˀut* (d. i. *uorderut* od. *uordirut*) und *uordrut*. Bei *redôn* setzt Graff 2, 449 ein *redjan* mit fragezeichen; diese bildung nach der ersten gilt in unserem denkmal durchaus, desshalb auch *redet* statt *redut*, das seltsame *retthe* loquitur 3, 15 ist vielleicht als prät. nach der ersten zu fassen, es steht in einem anaphorischen satze, wo das lateinische den übergang ins perfect ein glied später nimmt (das wort wird noch einmal zur besprechung kommen). Zu pl.[III]: *locchunt, minnunt, scouhunt, segenunt, sundunt, uirrunt*[2], *wandilunt, gerunt* (während sonst die im ahd. minder üblichen formen von *gerên* bevorzugt sind). Für pl.[II] muss der imperativ aushelfen: *bihtunt, dienunt,* mit eingedrungenem *n* (Scherer, gesch. d. d. spr. p. 210). Auch in der ersten pl. sollten wir *un* erwarten; da jedoch schon bei Notker die erste pl. conj. in den indicativ dringt (beitr. 2, 138), so darf uns nicht wundernehmen, conjunctivisches *en* zu finden: *damnen, mazzen, uollen*, wovon die beiden letzten übrigens wirklich conjunctive sein könnten (43, 17: si temperemus; 4, 17: si compleamus), da die bedingungssätze mit präs. conj. nicht häufig mit ind. gegeben werden.

Damit sind wir aufs präs. conj. geführt. Die ausweichung des alten *ô* in *u* ist hier durchaus gehemmt: schon frühe scheint *o* vor *ê* gekürzt (beitr. 2, 136*), schwerlich nach vocalis ante

vocalem (vgl. Holtzm. 2, 22), sondern in folge von tonverhältnissen, denen wir beim part. präs. wider begegnen werden; dass dies *o* weiterhin zu *e* ward, ist wol nicht blosse fortwirkung jener tonverhältnisse, sondern wird zugleich auf abfärben des folgenden *ê* beruhen, das übrigens in sg.[I] und sg.[III] gleichfalls gekürzt (beitr. l. c. nr. 2 und p. 139) und in unsrem denkmal *i* geworden ist. Weinhold (al. gr. § 364) bietet nichts entsprechendes; seine *eie* sind *eje*, und unser *ei* durch vocalisierung des *j* nach abstoss des *e* zu erklären wäre doch wol zu künstlich. Die beispiele lauten: *betei, bezzirei, horsamei, zuoladei, masei, offerei offrei, ordinei, giriuwei, insculdei, seginei*[3], *temperei, virrei, irvollei, ahtei*[4] neben einmaligem *wideraht* reputet, *gewonlich* glorietur für *gwonlich* mit versichtbartem vocallaut des *w* (mhd. gr. § 11 ad fin.; al. gr. § 20: vgl. *gewonlichut*, präs. ind., mit *gv̊nlichut*, part., sowie *geẘnlichi*[2] gloria mit *gůnlichi, gv̊nliche, gv̊nlic*[2], dazu p. 565), und endlich *bihag* consequatur statt *bijag*. Ob wir wirkliche apocope vor uns haben ist nicht ganz sicher, da in allen drei fällen ein punkt folgt, der möglicherweise den wert eines kürzungszeichen haben könnte; weiteres über diese ausnahmen gleich hernach. Zu verzeichnen ist noch *rede*[4], was die schon erwähnte abkehrung dieses wortes von der *o*-klasse bestätigt. — Durch die verdünnung des *o* zu *e* fällt die 2. mit der 3. klasse zusammen, und diese mag daher gleich mitbehandelt werden: *hangei, hovertei* (das auch zur vorigen klasse gehören könnte, vgl. Graff 3, 589), *manei, muodei, ruowei, garnei garne, volgei*[7] *volge volgi*[2], ferner *lebe, habe*[2] *hab*[4] *hai*, endlich *gilub*[2], *sag*[2], *ger*[2]. In *sag* ist wol einfluss der nebenform *sagjan* anzuerkennen, wie in *hab* der von *hebin*, das für die bedeutung tenere, adhibere sein präteritum *huop*, *zuohuop* und sein part. *gihabin*[3], *angihabin* leiht; *loben* verrät auch sonst neigung zum übertritt in die erste conjugation (*er lubit, wir lobin*); *geren* ähnlich, sofern es bei seiner kurzen stammsilbe die syncope liebt und dadurch formen erzeugt, die das bewusstsein der klassenzuständigkeit abstumpfen musten. Bei dem vocalischen klange des *r* konnte nach vollzogener syncope des flexionsvocals in sg.[III] pr. ind. ein hilfsvocal *i* auftauchen; und in analoger weise bahnte sich die syncope hinter media an, denn die schreibungen *lopht, gilupth, lubit* zeigen, wie aus dem durch *h* angedeuteten exspi-

rationsdruck einer vor *t* stark gesprochenen media das blasse *i* der ersten conjugation hervorgieng. Von hier aus scheint denn auch licht auf jenes *bihag,* falls es sich nicht durch p. 561 erledigt, zu fallen: wenn es nicht von *jagôn,* sondern von *jagên* stammt, das Graff (1, 579) als nebenform ansetzt, so konnte es im indicativ präs. sg.[III] der syncope unterliegen und den übertritt zur ersten conjug. anbahnen. Zu *wideraht* ferner lässt sich vergleichen, dass uns oben neben *spotut, trahtut* ein *bitraht* als sg.[III] praes. ind. begegnet ist: *t* im stamme auf *t* der endung treffend begünstigt syncope auch des schwereren vocals und verwischt dadurch den klassencharacter. Für *gewonlich* endlich lässt sich geltend machen, dass der nachhall der affricata stellvertretend für den endungsvocal eintreten mochte, falls etwa blosses *e* vorlag. Nicht blosser zufall wird es sein, dass die zwei belege für sg.[I] nur *e*, nicht *ei* zeigen: *sunde*, aus dritter klasse *lerne;* ob darin ein einfluss der entsprechenden indicativen form sich kundgebe, lässt sich nicht sagen, denn der einzige beleg, der uns lehren könnte, ob die formübertragung von den verben auf *mi* noch fortdaure (50, 23: *lebe*) ist nicht frei von dem verdachte, das zwischen imper. und adhortativem conj. stehende fut. vivam (ps. 118, 116) als conj. gefasst zu haben. Ferner ist hervorzuheben, dass die dritte klasse das *ei* nicht so strenge durchführt als die zweite, und dies scheint zu beweisen, dass sie durch den einfluss der zweiten von ihrer bahn gedrängt worden sei: das aus *o* entstandne *e* muss eine andre farbe als das der endung gehabt haben und es ist begreiflich dass dies in die höhe getrieben ward; in der dritten conjugation dagegen sollte man erwarten, dass die zwei gleichartigen *e* zu einem langen zusammengeflossen wären. Das ist jedoch nur zum teil geschehen (*garne, volge* etc.), und das so gewonnene *ê* ward obendrein wider gekürzt, weil es sonst nicht in *volgi* zu *i* hätte werden können. Von diesem gekürzten *e* aus erklären sich wol auch am einfachsten die erscheinungen der apocope.

In pl.[III] zeigt die dritte klasse constantes *e: ehren, ruowen*[2], *swaren, uasten, volgen*[7], *geren*, *haben* (neben *habin*[3], worüber das oben gesagte zu vergleichen), während die zweite sich in eine doppelreihe spaltet: *ahteigen, segeneigen, sunderegen, trurgehen* (d. i. *trurigejen*), *gehorsamegen,* letzteres mit nebenformen

aus der zweiten reihe: *horsamen*[3], *clagen, wurladen, minnen*[2], *murmulen, offren*[2], *uirren*[5], *irvollen*[2], *beten*[2] (neben *betin*[2], das sich aus dem einflusse von *bitten* genügend erklärt, vgl. *werde gibetin* adoretur 45, 13 und Graffs *betjan* neben *betôn*; über *redin* ist auf früher gesagtes zu verweisen); eine mittelstellung nimmt ein *dienein*[2] *dienen*[2]. Es fällt sofort auf, dass die *en* den einfachen stämmen, die *egen, ehen, eigen* (d. i. *ejen, eïjen*) denen mit ableitungssilbe den vorzug geben. Durch verdumpfung oder auch angleichung ward aus ursprünglichem *oên* ein *eên*, dessen zweites *e* als länge nicht wie im sing. zu *i* sich erheben konnte; an einsilbigen stämmen unterlag dies *eên* der contraction (ebenso in der 3. klasse), an den andern ergab es viersilbige formen, deren nebenton auf der letzten stark genug war, die selbständigkeit des voranstehenden *e* zu schützen und einen (in der schreibung schwankenden) diakritischen laut zwischen *e* und *ên* hervorrief: wie die dritte klasse diesen bei ihr seltneren (gr. 1, 880, 13) fall behandelt haben mag, darüber fehlen uns belege. In *dienein*[2] neben *dienen*[2] ist der eintritt der contraction aufgehalten, und das vorrücken der schlusssilbe nach *in* beweist dass das alte *ên* schon *en* geworden war. Der unterschied zwischen *gehorsamegen* und dreimaligem *horsamen* beruht auf schwankender behandlung des *sam*: als compositionsgliede gebührt ihm nebenton und *hórsàmeèn* tritt in analogie zu *minneèn*, d. h. *een* wird contrahiert; als 'leblos werdendes wort' (gr. 2, 579) dagegen wird es flüchtig wie eine ableitungssilbe gesprochen, und deshalb *gehórsamegèn*. So bietet dies wort die natürliche brücke zur formübertragung (*ahteigen, murmulen*, wo wir *ahten*, *murmulegen* erwarten sollten). Dass die länge in *ên* noch gesprochen worden sei, soll keineswegs behauptet werden: sicherlich aber ist dem *e* auch nach aufgebung der von der contraction stammenden quantität eine so bestimmte und unverwüstliche lautqualität eigen geblieben, dass es sich nicht zu dem alemannisch beliebten *i* verflüchtigen konnte (die scheinbaren ausnahmen *betin*, *redin, habin* beruhen, wie gezeigt, auf störung durch wörter erster conjugation).

In der ersten pl., wo längst durch übergang des alten *m* in *n* gleichheit mit pl.[III] eingetreten ist, widerholt sich dasselbe verhältnis. Dritte klasse: *garnen*[2], *sagen*, *geuolgen* (widerum

kein beleg für stämme mit ableitungssilben). Zweite klasse: *haten* (d. i. *ahten*), *merren*, aber *ordineigen*. — In einigen alem. denkmälern findet sich für pl.[I] und pl.[III] *on* aus *oên* (al. gr. 370. 371) und an der ersten stelle bezeichnet Weinhold dies *o* wol mit recht als lang; an dieser entwicklung kann die heimat des unsrigen unmöglich teilgehabt haben, da sonst die endungen sich als *un* darstellen müsten.

Bisher haben wir das ergebnis dass lang *o* in geschlossener silbe als *u* sich reflectiert, vor vocal frühzeitig gekürzt als *e* sich darstellt. In offener endsilbe müste es erscheinen in sg.[2] des imperativs; aber auf den einzigen beleg *aische* ist kein völlig sicherer schluss zu bauen, wenn das früher erwähnte *aischit* neben dreimaligem *aischut* nicht bloss schreibfehler, vielmehr spur eines reduplicierenden zeitwortes ist (das im imp. so gut wie *inphahe*[2] unechtes *e* könnte angenommen haben). Uebrigens auch von schwachem *aischun* stammend wäre die form mit *e* ganz in der ordnung, da dies *o* des imp. durch den auslaut correption erleidet und sein übergang in *e* ganz so naturgemäss ist wie bei dem der adverbien z. b. *guisse* certe (vgl. beitr. 2, 152 f.).

Reichliche belege gewährt der infinitiv: *bannun*, *betun*[5], *bihtun*, *dienun*, *gehorsamun*[2], *kestigun*, *merrun*, *minnun*, (*ane murmulun* absque murmuratione hieher?), *offinun*, *offrun*, *scouwun* geschrieben *sco^v wn*), *seginun*[2], *twalun*, *vazzun*, *vestinun*, *vluochun*, *irvollun*[4], *wandelun*, *widerun*, *muotwillun*, *wisun*, *virzviuil'n*. Auf die nebenform *ladjan* (Graff, 2, 164), vielleicht auf einfluss von *hladan* weist *ladin* vocare; das fünfmalige *redin* und einmalige *reden* zeigt widerum, dass der vorfahr dieses wortes nicht in der zweiten conjugation zu suchen ist. Die flexion des inf. wird nachher zusammen mit dem part. präs. zur sprache kommen.

Das part. perf. ist belegt durch folgende formen: *bosirut*, *gendut*[5], *gvonlichut*, *gihailigut*, *girrut*, *gilihtrut*, *ungimasut*, *goffirut*, *gordinut*[2], *ritirscut*, *insculdut*, *gisellut*[4], *gitemperut*, *giuazzut*, *irvollut*[13], *giwiderut*, *wundut*, ferner *gahtut*[2], *gibannut*[4], *gibezzirut bezzrut*, *gisunderut* neben *gihath* (d. i. *giaht*), *gibantim*[3] (dat. sg.), *gibezzirt*, *gisundert* und den nur mit syncope vorkommenden *gibet*, *gisegint*[2], *virwersalt*, *gimacht* (in *gimach sint* factae sunt, also auch mit ausstoss des *t* vor dem eng ver-

bundenen *s*). Das verhältnis von *gibannut*[4] zu *gibantim*[3] lehrt, dass der ursprung der syncope in den flectierten formen zu suchen sei. Sie findet statt nach *r, n, l, ch* und *t*. Hervorgehoben zu werden verdient, dass zwischen *u* und syncope keine mittelstufe besteht, keine schwächung in *e*: dem laut *u* muss also bei gröster bestimmtheit der klangfarbe eine beträchtliche flüchtigkeit eigen gewesen sein. Wenn nun von *dienun* die formen vorkommen: *dienut, gidient*[2], *gedent, gidienet,* so werden wir dies *et* nicht als vorstufe der syncope, sondern als bequemere aussprache von *gedient* fassen müssen; schon in pl.[III] des praes. conj. fanden wir dies wort eine sonderstellung einnehmen, sofern es statt *en* ein dem *i* zustrebendes *ein* zeigte: sämtliche laute, aus denen es besteht, haben fast eine und dieselbe weit vorgeschobene articulationsstelle. Vollends ein *i* für *u* wird man bei der consequenz unsrer BR. in behandlung des alten *ô* für unmöglich erklären müssen: *gisundit* statt *gesundut* ist also entweder schreibfehler durch auslassung des zweiten *u*-striches oder ausspracheerleichterung für *gisundt* (vgl. *verwunt* mhd. gr. p. 366). Analoges fand sich praes. ind. sg.[III]. — Besondere besprechung erheischt noch *glatte, glatti* für *giladut* in: *der uns glatte hat* qui nos vocavit (3, 6), *alle ... glatti werden* omnes vocari (6, 9). Hier scheint die starke exspiration bei der durch syncope lang gewordnen consonanz zusammen mit dem engen anschluss der hilfsverba einen zwischenlaut bewirkt zu haben, der durch *e* und *i* widergegeben ist.

Im part. praes. ist das bei Notker noch in voller länge vorhandene *ô* (beitr. 2, 147) seit dem elften jahrhundert verkürzt und zu *e* verdünnt (al. gr. § 372). Unser denkmal zeigt dem entsprechend durchweg *ende,* das sich (gleich dem *ende* der 3. klasse) niemals wie das der ersten klasse zu *inde* fortbildet. Es muss also ein unterschied in der aussprache dieser *ende* bestanden haben, welcher die von *anti* stammenden gegen die auf längen zurückgehenden abhob; die grössere flüchtigkeit der ersteren erhellt daraus, dass sie in einzelnen fällen über *i* hinaus bis zur syncope schreiten. Ein unterschied in der klangfarbe der nachkommen von *ônti* und *ênti* lässt sich nicht nachweisen. Zwischen *ônti* und unsrem *ende* ist als mittelglied *onde* zu denken; da nun lang *ô* sonst nach *u*

gerückt erscheint, was gleichfalls eine zwischenstation *o* voraussetzt, so folgt, dass schon zu der zeit, ehe die übrigen *o* sich zu *u* verdumpften, die *o* des partizips mit ihnen nicht gleiche schwere können gehabt haben: neben *sundon* stand *sundŏnde*, entsprechend den tonverhältnissen *súndòn*, *súndondè* (über die betonung der participien s. beitr. 4, 534). Die belege sind: *ahtende, aiscende, dienende*[2], *horsamende, cloffende, minnende, mitlende, wurmulende*[3], *redendin* (hieher?), *unrehtende, ritirschende, segenende, sendende, tichtende* (geschr. *tithtende* 5, 2), *vluochende*[2], *wandelende*. Den einfluss des gleichlautenden starken *laden* verrät *ladinde*. Rätselhaft ist das wort, womit gaudentes se 14, 13 übersetzt ist; es sieht aus wie *vroonde sich* mit je einem *v* über beiden *o*, das zweite aber berührt das drunterstehende *o* dergestalt, dass man auch *d* mit einem hakenförmigen (Tilgung andeutenden?) strich lesen könnte: also *vrouuonde* (eigentlich *vrouounde*) oder *vrounde* (d. h. *vroudnde* mit getilgtem *d*).

Dem nemlichen, aus reduciertem *o* hervorgegangenen *e* würden wir in sg.[II] und im pl. des perfect begegnen, wenn uns nicht der zufall bloss ein beispiel aus der 3. conjugation, *geuragetun*, aufbewahrt hätte, das übrigens auch für die zweite mitzeugen kann, da sicherlich die behandlung keine andre war als bei den parallelen tonverhältnissen des part. praes., wo wir später *ê* gerade so zu *e* werden sehen wie vorhin *ô*: dass sg.[III] aus *minnôta* nicht *minnete*, sondern *minnut* ward, zeigt nur die hinfälligkeit des auslautenden kurzen vocals nach langer silbe (vgl. Notkers *ôn* aus *ôno* beitr. 2, 146**), welche, vielleicht in landschaftlicher abweichung von der beitr. 4, 531 aufgestellten regel, den ton gehabt zu haben scheint (vgl. übrigens al. gr. § 359; mhd. gr. p. 357; beitr. 4, 425). Zahlreiche belege gewährt der flectierte infinitiv, der meist mit *zi*, aber auch mit andern präpositionen und, im sinne eines gerundivs, allein stehend vorkommt; da er altes *nn* durch *nd* ersetzt, fällt er durchaus mit dem part. praes. zusammen: *ahtende*[2], *damnende, emizzende, gehorsamende, kurzirende, zuoladende, redende* (hierher?), *samnende samenende, sellende, vlehende, wanende* (d. i. *wainende* cum fletibus). Syncope zeigt *wocchirnde* (d. i. *wuochirende*). In diesen flexionsformen bereitet sich die spätere verflachung des infinitivischen *un* zu *en* vor. Nicht

unwichtig ist 4, 20 militatura *ze dienen* mit punkt darnach (der durch einen federstrich mit *n* verbunden ist, wie das häufig geschieht, z. b. 7, 9 ff.: *kestigun, vmhalsin, minnŭ, vazzun, wisun, begrabin, komin* etc. alle mit angeschleiftem punkte); denn wir sehen daraus, dass der punkt abkürzung für *dienende* bezeichnet und so wächst für die drei auffälligen conjunctivformen *bihag*, *gewonlich*, *wideraht* die wahrscheinlichkeit, der folgende punkt, welcher allerdings bei *bihag* und *wideraht* zugleich satzzeichen ist, möge abfall der endung *ei* andeuten.

Wenn es richtig ist, dass *u* auf verkürztes *o*, *e* dagegen auf eben solches aber zugleich reduciertes *o* zurückgeht, so lässt sich die unmittelbar vor dem lautstande unseres denkmals liegende entwicklungsstufe in folgender übersicht widergeben, worin *ŏ* die reduction ausdrückt. Einzelne entlehnungen im perf. aus andern conjugationen sind durch die wahl eines andern musterwortes hervorgehoben. Der gravis bezeichnet den nebenton.

Inf.: *salbòn, sálbŏndè.* Präs. ind. sg.III: *salbòt;* pl.I *salbên* (aus *salbeen* statt *sálbŏên*, conjunctivische bildung); pl.II s. imper.; pl.III *salbònt.* Präs. conj. sg.I *salbê* (aus *salbee* statt *sálbŏè*, scheideform gegen die ursprünglich gleichlautende sg.III?); sg.III *sálbŏè*; pl.I *salbên* (wie oben), aber *órdinŏjèn*; pl.III ebenso. Perf. ind. sg.I *stummet* (statt *stúmmète* aus *stummêta*), vgl. sg.III; sg.II *leitòst* (also *sálbŏtòst*?); sg.III *sálbòte*; pl.I *geurágêtòn* (als vorstufe von überliefertem *geuragetun*, oder ist dies mit reduciertem *e* zu lesen, also *geurágetòn* anzusetzen?), vgl. d. folg.; pl.III *dulton* (*sálbŏtòn*?). Part. präs. *sálbŏndè.* Part. perf. *sálbòt*, aber dat. *sálbŏtèm* (über syncope im nom. s. oben im zusammenhang).

Nach den schicksalen des langen *ô* betrachten wir die des *ê*. Die nachwirkung der alten quantität zeigt sich auch hier, sofern die qualität des *e* im infinitiv gewahrt bleibt: *eren*[2], *gingen*, *hangen*, *hazzen*, *sagen*, *navolgen*, *vragen*, *criegen* (doch wol hierher?). Dass neben *haben* sich *habin* findet, beruht auf der schon erwähnten vermengung mit *heben.* Uebrigens kann dies kurz gewordene *en* unmöglich die widerstandskraft des *un* haben, daher syncope in *han*[13], metathesis in *gerne*[3], verflüchtigung in *sorgin,* verdumpfung in *wonun* (trägheitsmoment

der lippenrundung wie in *wurkut* statt *wurkit*). Flexion des inf.: *habende*[2], *hovertende*, *hovertigende*, *uragende*, *inwonende*, mit syncope *hande*, *gerde* (statt *gerende*). Ganz in übereinstimmung damit das part. präs. *loschende*, *manende*[2], *sagende*, *serende*, *gitriwende*; bei *nahvolgn̄* imitans 13, 28 und *nahuolgĕ* sequentibus 21, 22 ist die abkürzung nicht durch folgenden punkt ausgedrückt, beweist aber doch, dass die blosse andeutung ganzer silben unsrer handschrift nicht fremd ist. Syncope in *gernde*, *hande*. Neben *habende* steht widerum *habinde*, neben *lebende* tritt *lebinde*[2] (von der nebenform *leban* Graff 2, 40). Woher bei *haben*, *leben*, *sagen* die neigung zum übertritt in die erste klasse stammt, ist jetzt aufgedeckt durch Paul (beitr. 7, 144).

Auch die seit langem corripierten *e* von sg.[II] des imperativs dauern noch: *ginge*, *nauolge*. Für pl.[II] fehlen belege. Dass dagegen das gleichfalls kurzgewordene schliessende *e* in sg.[I. III] des präs. conj. der 2. u. 3. kl. durch den vorhergehenden vocal in die höhe getrieben und aus *oe*, zum teil auch aus *ee*, soweit dies nemlich nicht zur contraction überging, *ei* entstanden sei, ist schon besprochen.

Präs. ind. sg.[I] *lebe* ist nicht sicher und wahrscheinlich conjunctiv, wie früher p. 556 bemerkt; sg.[II] *has*[3] (die zufügung von *t*, im perf. der schwachen verba durchgeführt, ist im präs. aller conjugationen ziemlich selten); sg.[III] altes *e* wirkt nach in *hanget*, *ruowet*, *wonet*, erleidet syncope hinter *r*: *gert*[6] und hinter media: *hat*[10], *lopht*, *gilupth*. Als zwischenstufe zwischen bewahrtem vocal und syncope stellt sich *lubit*, *nahuolgit* dar; allein da wir zwischen den participien auf *ut* und deren syncopierten formen kein mittelglied fanden, da zweitens die lautfarbe des *e* sogar in der wehrlosen paenultima des flectierten inf. und des part. präs. sich gegen *i* behauptet, so möchte die schon oben, beim präs. conj., gegebene erklärung den vorzug verdienen, durch syncope (entsprungen in den flectierten formen, vgl. *gibannut*, *gibantim*) sei die media zur tenuis geworden und deren starke exspiration (angedeutet durch *h* in *lopht*, *gilupth*) habe als *i* sich vocalisiert, worauf die tenuis wider in die media zurückgesunken wäre. Also auch ein *nahvolcten* als vorläufer von *nahvolgit*? — Dass pl.[I] conjunctivisch gebildet sei, was bei der *ô*-klasse erkennbar war, ist hier den *gingen*, *vragen* nicht mehr anzuspüren, da sie ebensowol auf *ên* als

auf *eên* zurückgehen können. Abweichend wie immer *habin*[2], daneben *han*[6]. Für pl.[II] nur *habint*. In pl.[III]: *lebent*, *wonent*, *volgent*[2] und mit abbreviatur in *nahuolgn̄* sequuntur 9, 19; mit syncope *hant*. Neben jenem *wonent* steht zweimaliges *wonunt*, das fortwirken des anlauts durchs ganze wort verratend; *gerunt* gehört zu der im ahd. überwiegenden form *gerôn*, während sonst unser denkmal *geren* bevorzugt.

Ueber präs. conj. ist schon gesprochen. Im perfect beweist sg.[I] *stummet* das schon besprochene tonverhältnis der zweiten und dritten conjugation, *stúmmèta* gegen **vúorità*, **wânità* der ersten, welche sich in sg.[III] *zirvuorte*, *zuowande* widerspiegeln. Die wenigen belege aus II. III. conj. haben durchweg apocope, in I conj. ist sie häufig. Da in der ersten nirgends sich bindevocal zeigt, so mögen hier die zweisilbigen formen tonlose endsilbe schon gehabt haben als die *ô* und *ê* der andern klassen noch ungeschwächt bestanden, die dann ausgleichung herbeiführten indem sie den ton auf sich zogen; dass hernach bei ihnen die apocope weiter um sich griff als in der ersten klasse, wo doch die tonlosigkeit der endsilbe früher zuhause gewesen wäre, würde sich dadurch erklären, dass die scheu vor einsilbigen formen dem abstoss entgegenwirkte, dort die tonabstufung ˊ ˋ ˘ ihn begünstigte. — Für sg.[III] nur: *hat*; pl.[I] *geuragetun*.

Part. perf. *ginget, gelernet, giruowet, gesviget, vraget,* mit syncope *gihapt*[4], *gimant, gert*[2] (einmal *gertert* verschrieben) und *gisait*. Abstoss des *t*, den Weinhold (al. gr. 381) vom 14. jahrh. an kennt, findet sich gleichfalls und zu beachten ist, dass wir darin nicht abstoss der ganzen endung, sondern des *t* nach vorgängiger syncope zu erkennen haben, wie die schreibung der schlusslaute beweist: *gihap, bisorch*; ob übrigens wirklich apocope vorliege, ist doch zweifelhaft, da beidemale (20, 25; 32, 14) ein punkt folgt, im zweiten falle sogar mitten im satze, am schluss einer seite. Leider hab' ich beim abschreiben nicht acht gehabt, ob raummangel ins spiel kommt: wäre das nicht, so könnte dieser umstand gegen die annahme zeugen, dass unsre handschrift original sei. Auch Weinholds belege *gelop, getilck* zeigen, dass syncope vorangieng (nur der reim *betag mag*, statt *betaget maget*, hat media beibehalten). Noch ist neben jenem *gelernet* ein *gilernit* zu verzeichnen, dessen *i*

abermals auf die frage führt, ob es hilfsvocal in *gelernt* oder vorstufe der syncope sei.

Dem unterschiede zwischen *e* und *u* in der *ô*-klasse entspricht hier nichts: tieftonige und tonlose *ê* sind gleichmässig *e*; dass beide in der aussprache von einander gehalten wurden, ist nach jener analogie nicht unmöglich. Ihre sprödigkeit gegen den übergang in *i* verleugnet sich nur in wenigen fällen, die sich teils aus nebenformen teils aus der nachbarschaft der syncope erklären lassen.

Noch ist eine länge zu besprechen, die des *i* des conj. prät., welches nur in sg.[I] und sg.[III] der starken verba kürze zeigt, sowie in der vermöge ihrer conjunctivischen bildung hierher zu ziehenden sg.[II] des ind. perf. (beitr. 2, 147 unter 5, e und f); dazu gehört auch der conj. präs. der präteritopräsentia. Im auslaut erscheint die länge nur sg.[I. III] der schw. verba; das einzige beispiel aus unsrem denkmal zeigt *i*: quod abbas non dederit aut permiserit, *gabi od̕ virhancdi* 31, 21. Das auf kurz *i* zurückgehende *i* in *gabi* ist vielleicht nur durch die nähe von *virhancdi* veranlasst (oder hellerer gehörseindruck auf dem dunkeln hintergrunde des folgenden *o*?); leider ist ein anderer beleg starker verba durch einen schreibfehler verunstaltet: ne quid forte surripuerit in via, *daz nit etwaz liht underkamĭ ĭ weg* 58, 8 — dass die störung vom folgenden *ĭ* ausgeht ist klar, aber es fragt sich, ob bloss das zeichen ˘ für *n* oder das ganze *ĭ* falsch sei: im letzteren falle würden wir ein durch apocope oder durch elision aus *kame* entstandenes *kam* gewinnen. Man vergleiche die präteritopräsentia: *mug*[4] einmal *muge*, *sul*[4], *bidurf*, *wizze*[10], *welle*, *giturre*[18] einmal *giturri*; nach der gemination *zz*, *ll*, *rr* bleibt *e*, das ein einzigesmal zu *i* wird vor folgendem *i* (*geturri iemin* presumat quisquam 6, 21), im übrigen herrscht apocope mit einer einzigen ausnahme (merkwürdiger weise vor folgendem *e* (*nit muge ezzin, vz and̕m ezzin e̕ mug*: ... non potuerit edere, ex alio reficere possit 35, 18). Sollte also in jener stelle auch bloss das zeichen ˘ unrichtig sein, so würde sich *kami* statt *kame* sehr einfach aus dem einfluss des anlauts von *in* erklären, wie bei *geturri*. Für sg.[II] des ind. perf. zeugt *widerwichhe* recesseras 1, 8 und mit apocope: *vriunt, zuo waz du kam*? amice, ad quod venisti? 52, 12; hieneben werden wir *du hulfi mir* 33, 9 und

du abliezi di vnmilte remisisti impietatem 15, 7 nicht als altes *i* betrachten dürfen, sondern als hilfsvocal (statt *hulf mir, liez di*) oder als angleichung des *e* an das *i* in *mir* und *di.* In *tath dv* fecisti 13, 20 hat nach *t* das *h* dieselbe function eines zwischenlautes. — Also die kurzen *i* (vgl. weiter unten *e* = *i* des imper. swv. I) sind nach Notkerischer regel zu *e* geworden, welches durch seine neigung zur apocope einen weiteren schritt der abschleifung verrät; das *i* in *virhancdi* werden wir als reines, nicht durch *e* hindurchgegangenes *i*, wenn auch schwerlich mehr als *î*, fassen dürfen; das wort steht am satzschlusse. Zu vergleichen ist die anführung aus Wintelers kerenzer mundart beitr. 4, 426. Nach analogie von *gevragetun* ist wol neben *virhancdi* ein *vrageti, minneti* anzusetzen. Für die echtheit dieses *i* lässt sich das gleichwertige *i* der feminina anführen (beitr. 2, 137, 14; 4, 426; 5, 136), *vorhsami*[4], *fili*[3], *triualti, kuschi* etc.; dass dies *i* hinter *ch* zu *e* herabsinken und sogar im starken hauche des kehllautes verhallen kann, zeigen die früher gelegentlich angeführten formen von *guollichi* (wobei übrigens zu bemerken, dass *die gv̊nlic. des lebins ewiges* 9, 11 durch den punkt doch wol abkürzung ausdrücken will und darnach 44, 3 (*uppiger*) *gv̊nlic* (*nit dĭ lone*) verdächtig wird, wiewol nicht hinter ihm, sondern nur hinter dem entsprechenden lat. gloriae ein punkt steht); die kürze des *i* ist durch die nebenform auf *e* erwiesen.

Bei gedecktem *ô* in *ôn* und *ôt* war der mutmassliche gang des verfalls *ôn*, *on*, *un* und *ôt*, *ot*, *ut*, also zuerst verkürzung, dann rückwärtsgleiten auf der vocallinie. Dem entsprechend dürfen wir auch für *în* des conj. perf. die reihe *în, in, en* ansetzen. So heisst es denn 38, 27 *si bliben* remanerent; die präteritopräsentia haben häufiger *in* als *en*, und es ist zweifelhaft ob wir darin die vorstufe *in*, oder ein aus *en* verflüchtigtes *in* zu sehen haben: *sulin*[3] (pl.[III]), *kunnen* (41, 5 qui sciant; unsicher), *giturren, giturrin*, *wizzen*[2] (pl.[I.III]), *wellin*[3]). Wie bei *ôn, on, un* durch *un* nicht bloss verschiebung der articulation, sondern vor allem reduction ausgedrückt ist, so ist in der reihe *ên, en, en* das letzte *en* als reduciertes zu fassen, das jedoch seine nach hinten geschobene articulation (theoretisch *ăn*) durch die abneigung gegen die schreibung *in* verrät; wenn nun bei *în*, *in, en* die letzte stufe häufiger durch *in*

repräsentiert wird, so zeigt sich dass das zu erwartende *en* lautlich abstand von dem aus *ên* stammenden und zusammenfiel mit dem nachkommen des alten *an* zu dem wir jetzt übergehen.

Bei Notker lautet der infinitiv starker und schwacher verben auf *en* aus (beitr. 2, 147). Unser denkmal lässt dafür häufig *in* eintreten. Von den schwachen haben *in* die umlautsfähigen. Verba mit altem umlaut: *indechin, wegin, setzin, sendin* und *sende* (wol schreibfehler für *sendě* = *senden*), *legin* und *legen*[3], *němen* (d. i. *nenmen* oder *nemmen*), *irherten* obdurare (dies wol durch vermischung mit *hartên,* wenigstens zeigt *volherth* perduraverit den ihm etymologisch nicht gebührenden umlaut (vgl. Graff 4, 1025 unt. gegen Lex. 3, 443). Weit strenger durchgeführt ist *in* bei solchen verben, die erst im mhd. umlaut erlangen: *umhalsin, stâtin, trostin, horin, hugin, huotin, ruorin, vuogin, buozin*[2] *buozen, vrumin* neben *vrumen*, und im anschluss an jene mit *uo* im stamme das mhd. eine ausnahme bildende *ruochin.* — Umlautsunfähige haben *en: leiren* docere, *richten, schirmen* neben *schirmin*[4], *ougen, kunden, lusten, nuzzen, uzscutten, invullen, vurhten*[2], *antwurten*, *suocchen*, also stämme mit nicht umlautendem (*ê, i*) und mit geschütztem vocal (*u* als zweitem teil eines diphthongs oder doppelt gedecktem *u*). In *schirmin*[4] neben *schirmen* wird man eine analogie zu dem nachher zu besprechenden *dultin* sehen dürfen; bei *suocchen* scheint die (auch in *suocchit* 49, 21 begegnende, sonst aber nicht durchgeführte: *suoche* imper., *suochende*[2] part., sogar *virsuot* part. perf.) schreibung mit *cch* diphthongische aussprache des *ch* zu verraten, während *ruochen* nur mit *ch* oder *h* vorkommt, eine unterscheidung zwischen affricata und fricativa, die in unserm *suchen* und *geruhen* nachwirkt: wenn nun *ruochin* sich denen mit *uo* im stamme anschliesst, *suochen* denen mit geschütztem *u*, so ergibt sich, dass *uo* derselben behandlung wie *u* unterliegt, je nachdem einfache oder doppelte consonanz folgt (das zwölfmal vorkommende *zz* gegen elfmaliges *z* in *buozin* ist blosse schriftwucherung); im mhd. folgt *ruochen* der analogie von *suochen.*

Dass *in* und *en* mit umlaut und nichtumlaut parallel gehen, ist aus den obigen aufstellungen deutlich; statt *in* tritt nicht

selten *en* ein bei verbis mit altem umlaut, also da wo bei längst feststehendem lautwandel der umlautwirkende factor ausgedient hat. Wenn nun als dieser factor mouillierung des consonanten erkannt ist (lautphys. p. 138), so werden wir in dem *i* der endung einen widerschein dieser mouillierung sehen müssen, die bei den zum umlaute drängenden wörtern noch in voller kraft steht, bei denen mit längst vollzogenem umlaute zu erlahmen beginnt (vgl. Scherer, z. gesch. d. d. spr. p. 144 u.). Höchst auffallend durchbricht nun diese regel ein oben übergangenes wort, das viermal bezeugte *dultin.* Da *lt* schon dem alten umlaut hinderlich war (beitr. 4, 545), wie denn auch *dulden* nie umlautet, so kann die vorauszusetzende helle klangfarbe von *lt* nicht aus der endung eingedrungen sein; dass sie vorhanden war, erhellt aus dem *u* im stamme, welches für *o* steht (Bezzenb., *a*-reihe p. 48), sei nun der *i*-klang spontan in der *l*-verbindung entwickelt (ebd. p. 62) oder aus ahd. *doljan* zu erklären: die exosmose der mouillierung nach der endung hin (welche in bairischer aussprache sogar den dental absorbiert, vgl. Schmeller, bair. gr. § 523: *gujn*, doch im auslaut *schujd*) begegnete dort dem an *t* haftenden nachhall des alten *j* von *dultjan* und erzeugte *in* statt *en*, aber ein neuer umlaut, nachdem der wandel aus *o* in *u* vollzogen war, trat nicht ein, schon weil das sprachgefühl eine weitere entfernung von *doln* und ein heraustreten aus der analogie von *sculden* nicht gestattete. — Schwieriger ist die deutung des oben erwähnten *schirmin,* da seine etymologie im dunkel liegt; für helle resonanz ist *r* empfänglicher als *l* (beitr. 4, 554), und in *scërm* konnte sie sich aus dem folgenden *m* entwickeln, da *m* dem *i* und *j* ähnlich wirkt (Bezzenb., *a*-reihe p. 62), oder auch, falls Wackernagels ableitung richtig ist, aus dem *j* von *scerjan.* — Zu verzeichnen ist noch syncope und metathesis in *lougen* und *luterne.*

Auch unter den starken verben gibt es eine gruppe mit suffigiertem *j*: sie zeigen gleichfalls *in*: *begrabin, ufhebin, scafin, wasscin, slahin*[3] *slahen, tragin*[2] *tragen*[3], dazu mit syncope *svern.* Während hier das umlautheischende *in* den stammvocal noch belagert, der nur in schwäbischem *wäschen* lavare erliegt, zeigen zwei andere wörter, worin der lautwandel längst vollzogen ist, erlöschen des *in: sitzen, singen.* Sie sind zwar bloss je einmal

belegt (hierher übrigens wol auch *bringen*[3]); eine indirecte bestätigung gewährt jedoch der vergleich mit dem vorhin angeführten *schirmin*: während hier die mhd. nebenform *schermen* zeigt, dass der stammvocal noch nicht völlig besiegt sei, ist dort das *i*-timbre dem stammvocal herrgeworden.

Bei den übrigen mit *i* im präsens herscht deutliche neigung zu *in*, vielleicht weil das *i*, wie es in die 1. sing. und in den imper. gedrungen war (beitr. 6, 79), seine herschaft auch auf den infin. zu erstrecken suchte. Das *i* des stammes in sg. pr. ind., entstanden durch die nachbarschaft palatal gewordener consonanten, war seinerseits geeignet diesen jene färbung zu bewahren, die dann auf die übrigen bildungen des präsensstammes, auch ohne psychologische vermittlung, sich übertragen und auf die endung ausstrahlen konnte: *ezzin*[4], *bischehin, komin*[7], *sprechin*[3], *verderbin*, *inphelhin*. Dass neben *nemin* fünfmal *nemen* steht, könnte sich aus einwirkung von *nemmen* nominare erklären; *vehten, werden* würde die undurchlässigkeit von *h*- und *r*-verbindungen beweisen (doch *verderbin*), woran sich einfaches *h* in *sehen*[3] (neben *bischehin*) schlösse; aber für *wesen*[16], *lesen*[3] gegen *wesin, lesin*[2] den grammatischen wechsel mit *r* geltend zu machen, geht doch kaum an: dürfte man erweichung des *s* (beitr. 1, 515; lautphys. p. 140) annehmen, so hätte etwa der stimmton den klang des stammhaften *e* nach der endung weitergetragen und der zuspitzung in *i* entgegengewirkt — und so dann auch bei *nemen*? In *wesen*[16] könnte der einfluss der mundstellung des anlauts zu spüren sein, dann wäre *lesen* analogiebildung. — In der *u*-klasse steht *niezin*[2] gegen *liegen*, *vliehen*: das sieht aus wie eine parallele zum brechungsgesetz (beitr. 4, 559), die dann freilich *vliehin* sollte erwarten lassen (doch ist sein *h* anderer herkunft als das von *ziohan* und steht nicht wie dieses in grammatischem wechsel mit *g*, al. gr. p. 182, auch zeigen sich sonst noch spuren dass *fliuhen* die brechung verschmäht, ebd. p. 327); allein wie die erscheinung mit jenem gesetz zusammenhängen sollte, ist nicht abzusehen. — Schwanken zwischen *en* und häufigerem *in* zeigen noch die reduplicierenden mit bloss positionslangem *a*: *haltin*[8] *halten*[3], *inphahin*[3] *inphahen*[2]; also solche, die im pr. ind. dem umlaute zugänglich sind (beitr. 4, 550).

Ausschliesslich *en* haben die übrigen reduplicierenden: *lazen, haizen, loufen, anstozen* und von den ablautenden die aus der *i*-klasse: *striten*[2], *swigen, vlizen* studere. Schlagen wir hinzu die obigen *liegen* und *vliehen*, so würde sich die regel ergeben, dass mit einziger ausnahme von *niezin*[2] alle mit naturlangem stammvocal *en* zeigen, die andern mit kurzem, sei es auch in position, zwischen *in* und *en* schwanken. Die *in* wären alsdann reducierte *en*; doch lässt der vergleich mit den schwachen verben rätlich erscheinen, den einfluss von *i*, *j* der endung in anschlag zu bringen. — Neben *gen*[10] niemals *geben* (charakteristisch fürs schwäbisch-alemannische, Lexer 1, 749); *stan*[4]; *gan*[10], *tuon*[12] *tun*, *sin*[3] häufiger *wesen* (s. ob.).

Dass die präteritopräsentia, deren inf. wol als schwach gebildet anzusehen ist, dem *en* den vorzug geben, rührt davon her, dass ihnen kein altes *j* zusteht: *mugen, tugen, wizzen, wellen, sulen sulne sulin*, *geturren geturrin*; bei *sulin*, *geturrin* ist die nachbarschaft von *r* und *l* zu beachten, das sich also gegen das vorangehende *u* selbständig verhielt.

In der flexion des inf. gilt *in* und *en* regellos neben einander; gesetzmässigkeit ist nur nach aussen, im verhältnis zur schwachen *ô*- und *ê*-klasse zu erkennen, sofern diese niemals *in* zeigen. Starke verba: *lesinde*, *sizzinde, brechinde, sprechinde*[6] (*sprech̄n, sprechĭ*[2]), *hebinde*, *bietinde, haltinde, vahinde*[4]; *ezzindes*[2] *ezzendis, helfinde helfende, traginde tragende*; *scafende*[7] (*scafen* 6, 6 am ende der zeile), *singende*[4], *lazzende, loufende*; *gebinde gende gendi*[2], *biyehende bigende*; *standi*[4], *gandi*[2], *tuondi tuonde*[6]. Schwache: *huotinde*[3], *kundinde, leginde, merkinde, smahinde*, *recitierinde recitiernde; horenden, beraitende, ufritende, sezzende, virsumende*, *vndervuogende, zaichinender, reffessende.*

Hieran schliesst sich das part. präsentis. Von starken: *ezzinde*[5], *trinkinde, scriginde, niezinde*[2], *haltinde*[4], *slaffinde, ruofinde*; *sehinde sehende*, *sizinde sizzende, kominde*[8] *komende*[5], *sprechinde*[10] *sprechende*[11] *sprechn̄de sprechde*, *helfinde helfende, ratinde ratende*, *haizinde haizende, wesinde wesende*; *lesende, nemende*[2], *zvingende, mishellenden, strithende, svigende, gibietende, vliezende, vliende, ziehende*[2], *uahende*[2], *lazzende*[3], *loufende, tuonde*; *gende*[2] (= *gebinde*), *stande*[6] *standin*, *gande*[24] *gende*[2] (33, 11; 34, 19). Schwache: *buozzinde*, *huotinde, ilinde, uirkoufinde,*

leginde, merchinde[2], *demuotinde*, *geruochinde*, *bischirminde*, *trostinde*, *vuoginde*, *weckinde*, *weginde*; *zerinde zernde*, *horinde*[4] *horende horden*; *dultindo dultende*, *huginde hugende*[2], *ginuoginde*[2] *ginuogende*, *ovginde ougende*[2], *smehinden smehende*; *brouchende*, *naigende*, *nidendo*, *schundende*, *setzende*, *suochende*, *irvullende erwllen* (4, 8 mit punkt darnach mitten im satze), *uurhtende*[3], *wanende wende* (3, 25: statt *wanende* verschrieben oder aus *wenende* syncopiert?), *wurkenden*, *antwurtenden*. Ferner *wizzende*[6] *wizzinde*[2], *wellende*.

Das eben angeführte *wende* statt *wenende* würde, sofern das endungs-*n* mit dem des stammes verflossen wäre, eine mittelstellung einnehmen zwischen *zernde* mit ausgestossnem vocal und *horden* mit gleichzeitiger einbusse des *n*; dazu al. gr. p. 349. 380; beitr. 4, 534 (vgl. 6, 139). Vergleicht man *sprechde* mit den daneben vorkommenden schreibungen, so möchte man für es selber und für *horden* den blossen wegfall eines abkürzungszeichens vermuten; aber für die annahme, *n* sei in nasaler aussprache des *e* verschwunden und dies dann nach *r* und *ch* ausgestossen worden, spricht 45, 11 *hinuarhden* (zeilenschluss nach *h*) discedentibus und noch deutlicher 5, 10 *vollestaite* statt *vollestande* (perseverare ist auch sonst mit *vollestan* übersetzt 14, 7; 49, 12): hier sehen wir das nasalierte *e* durch *h* und, nach vocal, geradezu durch *i* widergegeben, im letzteren falle zugleich mit verstärkung des *d* (wie in *gisazte* dispositio 41, 19 neben *gisetzede* 4, 28 *t* für *d* und umgekehrt in *bekerd* 4, 14 *d* für *t* steht). Dass *i* häufig als flüchtiges *e* gemeint sei, haben wir schon reichlich gesehen; auch auf *h* als wahrscheinlichen stellvertreter eines undeutlichen endvocals ist gelegentlich hingewiesen worden. Hier sei gestattet noch näher auf den schreibgebrauch unsrer handschrift einzugehen.

Mit wirklichem *h* wechselt *i* in *laiter*[3] risus (15, 30; 16, 3) = *lahter* (8, 8), also geschrieben ganz wie *laiter* scala (11, 27); ebenso in *sclaith* (11, 9) *geslait*, *geslaith*, *geslaitten* (5, 12. 13. 24) = *slaht* genus (*slath* 32, 7; 59, 4; *geslath* 5, 15; *slat* 38, 13). Während dies *i* für *h* aufs erste viertel der hdschr. beschränkt ist, tritt umgekehrt 42, 12 *h* statt *i* ein in *biraht* = *birait* (9, 3; 12, 8 etc). Man kann in der starken *i*-färbung des *h* von *lahter*, *geslaht* ankündigung des mhd. umlauts erblicken. Statt *h* wird auch ein

coronisartiges zeichen gebraucht z. b. *kene'the* servos (2, 7), *lie't, lie th* luce 17, 6. 7 (sonst *liet* 2, 12; 19, 6 etc.). Wenn nun dreimal *hor't* (4, 4; 9, 15) steht für das gleichfalls dreimal belegte *horit*, so bezeichnet dieser stellvertreter von *h* widerum einen dem verstummen nahen vocal; umgekehrt als svarabhakti erscheint die coronis in *reh't* (3, 15), das *h* in *githscait* (49, 6) d. i. *gitsc-heit, gîtsecheit*, ferner in *vinhtsceft* 56, 7, *senhftti* 57, 20 u. a. (dafür auch *i* und *e*: *andahit* 25, 6 vgl. *andaht* 44, 26, *nihit* 38, 16 neben *niht* 15, 21; 30, 2. 13 etc., *zuhit* 12, 2 für *zuht* 59, 14. 18, *reffissut* 53, 4, *reuessende* 25, 23 neben öfterem *refsut*, *kiniwe* genua 33, 6, *kene'the* s. ob., *gewonlichi* gloria). Da lange vocale sehr häufig von *h* oder ' begleitet sind, so könnte man meinen, es solle damit einfach dehnung bezeichnet werden; allein es steht auch *vo'rhte* 2, 17 neben *vorhte* 6, 25, was doch nur einen vocalischen klang bezeichnen kann wie *e* in *wier* 60, 27, *ier* 26, 1 etc.; die lautliche grundlage des geschliffenen accentes, der nicht bloss bei langem vocal oder diphthong, sondern auch bei kurzem vocal mit folgender liquida oder nasal auftritt, ist eine art doppellaut (lautphys. p. 117), der keim späterer diphthongierung (ebd. p. 131). Den zahlreichen *h* und ' bei langen vocalen tritt nun aber die verwendung des *h* nach solchen kürzen gegenüber, welche den gedanken an circumflectierende betonung ausschliessen. Das lat. satietas wird 36, 17. 21 mit *sahti, sathi* widergegeben, wo denn *h* bald dem einsatz, bald der lösung des *t* entspricht; ebenso drückt es in *gisahzte* 41, 19 dispositio den 'schliessenden' schlaglaut aus, der 4, 28 in *gisetzede* institutio durch *t* gegeben ist; und so geschieht es dass *sihta* latera (11, 26; 12, 1) und *siht* morum (60, 26, neben *sith*) gleich geschrieben werden: der zweite accentgipfel des *î* sammt dem leisen einsatz des *t* machte dem vor sich hin flüsternden schreiber denselben eindruck wie nach kurzem *i* der einsatz der tenuis und die bis zur explosion folgende pause, entsprechend der schweizerischen aussprache von *site* latus mit kurzem *i* und langem *t* (beitr. 2, 564). Darum ist auch die länge des *i* in *gittikait* avaritia 30, 14 durch länge des folgenden consonanten ausgedrückt, und in *zi'tte* tempore (2, 3) sind beide bezeichnungsweisen combiniert. — Das zeichen ' aus dem römischen sicilicus zu erklären, geht nicht, weil dieser nur auf inschriften vorkommt (Wattenb.,

lat. paläog.[3] p. 56), es müsste denn die kenntnis aus Isidor stammen (Pauly, realenc. 6, 1 p. 1165); sein wechsel mit *h* könnte auf die vermutung führen, es liege eine undeutliche kunde von griechischem spiritus asper zu grunde.

Nach diesem auslaufe, welcher die deutung des *h* in *hinvarhden* und des *i* in *vollestaite* stützen soll, kehren wir zu gedecktem alten *a* zurück. Wiewol pl.[I] des präs. nie *t* anfügt, also von pl.[III] noch geschieden ist, dürfen wir hinsichtlich des vocals beide personen zusammennehmen und die stets mit eingeschobenem *n* auftretende pl.[II], ergänzt aus dem imperat., noch beiziehen: pl.[I] *bihuotin, sezzin*[2], *tailuankin, giloubin* neben *giloben, wurhten, uirhengen*; pl.[II] *horint*, imper. *horint, biwarint*; pl.[III] *arbaitint, dultint*[2], *grozzint, merkint, ougint, sumint, zuovuogint, wihint, wischin* (ohne *t*), *wurkint, zuozuchint*, aber *genuogent, zuoscundent, wanent.* Also entschiedenes vorherschen des *i* vor *nt*, minder durchgreifend vor blossem *n* der pl.[I]. Bei Notker ist pl.[I] conjunctivisch gebildet und wir haben bei den andern schwachen conjugationen in dem *en* der freilich nicht zahlreichen belege das notkerische *ên* nachwirken sehn. Hier nun in der ersten klasse steht *en* gegen *in* zurück, und selbst in den conj. ist *in* gedrungen: neben *glouben*[5], *zougen, wurken, horen* steht *horin* (3, 12), *wursezzin* (60, 22). Es scheint sonach, als habe das alte *j* kurzsilbiger stämme sich von pl.[II.III] auch auf pl.[I] übertragen und, da diese mit dem conj. gleichlautete, auch dorthin störung gebracht; die formen auf *en, ent* sind meist solche deren stamm *ou* oder doppelt gedecktes *u* enthält. Da pl.[I] und pl.[III] des conj. gleichlauten, so wirkt die verwirrung auch dort hinüber; pl.[III] conj. zwar regelrecht *arbaiten*[2], *buozen, gidenken, dulten*[2], *ilen, muogen, nemmen, rainen, scunden, uoben, uurhten, wurken, antwurten, gnuogen*[4], *trosten*, aber doch neben den beiden letzten *gnuogin, trostin* und dazu *legin*[2], *sumin.* Als reduciertes *e* dürfen wir dies *i* nicht fassen, da in der *e*-klasse der schw. v. die zähigkeit der klangfarbe von altem *ê* sich bewährt hat. Aber auch dort wo alte kürze im hintergrunde steht, bei dem *int* der II. III. pl., möchte wegen der doppelten schlussconsonanz verflüchtigung des *e* kaum anzunehmen sein; da nun gerade hier *i* fast ausschliesslich herscht, so wird es als volles *i*, entstanden aus *e* durch abfärbung der

vorhergehenden palatalisierten oder mouillierten consonanten gelten dürfen.

Dem beispiele der schw. v. erster kl. folgen die starken. Präs. ind. pl.III: *nemint*, *komint*[3], *singint*, *uarint*, *vallint*, *slaffint*, *sprechint sprech͠nt*; *werdent* (öfter), *bîzzent*, *loufent*; *gent*, *stant*, *gant*[4], *lant*; *tuont*[3], *sint* (oft). Also *e* nur nach langem stammvocal oder anlautendem *w*. Belege aus pl.II nur: *anruofent*; *tuont tůent*; hieher auch *wellent wellint* (?); imper. *sehint*, *singent*, *loufent*. Die conjunctivische bildung von pl.I klingt nach in: *bitten*, *werden*, *winden*, *standen*, *raten*; *sien sigen* (sumus); aber *gebin*, *lesin*[2], *sehin*, *sprechin*[2]. Aehnlich im conjunctiv: *biten*, *komen*, *trinken*, *standen*[3] (darunter einmal *stande* mit vergessenem ˇ); *gelten geltin*, *ezzen ezzin*[3]; *gebin*, *sehin*, *varin*; *tuogen*, *sihen*. Weit standhafter ist widerum das *e* in pl.III: *sitzen*, *singen*, *vollebringen*, *finden*, *winden*, *scafen*[2], *standen*[4], *inbizzen*, *begrifen*, *bliben*, *liden*, *anbieten*[2], *gangen*[9], *slaffen*[2], *haizzen*[2], ferner *geben*, *nemen*[4], *komen*, *werden* (oft), *halten*[2] neben *gebin*[5], *nemin*[2], *komin*[2], *werdin* (oft), *haltin*. Dazu *tuogen*[5] *tuogin tuohin*; *sihen*[8] *sien sigen*[2] *sihin*. Ausschliesslich *i* nur in *lesin*[3], *sehin*[2], *sprechin*[2]. Die neigung zu *i* scheint vorzugsweise denen mit brechungs-*e* anzuhaften.

Die aus *ên* stammenden *en* waren nicht bloss der bei den schw. v. dargelegten ansteckung ausgesetzt, es wirkte auch der inf. herein, sowie das part. perf. d. st. v., wo *en* grossenteils zu *in* reduciert ist: *gibetin*, *begehin*, *gilesin*[12], *gisehin*[5], *ufwegin*, *gibrochin*[2], *gibundin*, *giholfin*, *gihabin*[9], *virvarin*, *giwasscin*, *gitribin*[2], *gibotin*[15], *bitrogin*[4], *gisloffin*, *gisotin*, *giratin*[2], *gistozin*; *gebin*[18] *geben*, *ginomin*[5] *ginomen*, *sprochin*[10] *sproch͠n sproch͠*[5] *sproch*[15] *sproh*[6] *sproc*[4] *sprohc gisprochnen* (dictis), *gisunginen* (modulatis) *gisungen*[6], *inpholhin*[6] *inpfolhen*, *wordin*[2] *worden*[6] (factus; als hilfsverb nicht gezählt), *giworfin*[5] *abgiworf* (mit punkt mitten im satz; wider ein beispiel der abkürzung durch punkt, und dass dies zeichen bei *sproch* etc. fehlt, dürfte noch keineswegs beweisen dass die endung wirklich abgefallen sei), *gislagin*[4], *gislagn̄*, *undertragin zirtragen*, *giscribin*[16] *gescriben*[4], *gilihin virlihen*[3] *virliuhen*, *gihaltin*[7] *gihalten*[2], *inpfangin*[7] *inphangn̄*[4] *inphangĕ inpfangˇ inphan̄*, *gilazin gilazen*[5], *gihaizin*[2] *gihaizen*[4] *gehaz* (zwar ohne punkt, aber sicherlich blosse schreibkürzung), *giloufin*[2] *giloufen*[2]; *beschehn̄*, *erscrocchen* attonitis, *gizvungen*

(geschr. *gizvugĕ* 59, 6 wie *dî jugern* adolescentes 55, 27), *virslunden, vunden*[13], *giwunnen*[2], *bigriffen bigrifwen, gwichē, virmiten, giscaiden, gistanden.* Dazu noch *uollekomnen* perfectis, *gizwahnen, inphlonh* (st. *inphlohen*); *gitan*[29] (darunter einmal *getam* 3, 17; in der nächsten zeile, gerade unterhalb steht *nan* accepit, so dass man kaum umhin kann das *m* in *getam* durch einen dem *nan* zugedachten correcturstrich zu erklären, wiewol mir nicht gelang in der schrift diesen ursprung zu entdecken; bei der frage, ob original oder abschrift, möchte die stelle in betracht kommen, doch s. p. 580). Das einmalige *gibannun* (44, 18) darf nicht nach den belegen al. gr. p. 349 als mundartliche spielart aufgefasst werden, für den lautstand unseres denkmals ist es eine unform und entweder so zu erklären, dass *u* durch einen überzähligen strich für *i* geschrieben (vgl. *di* statt *du* 12, 25) oder wahrscheinlicher dass (vielleicht im gedanken an die starke form) dem aufzeichner *n* statt *t* in die feder geriet, denn in allen übrigen stellen endet das wort schwach, auf *ut.* — Ausser *gisungin* und *gibundin* weisen alle mit *u* in position (*gisungen*[6], *gizvungen* etc.) *en* auf; *bigrifwen* scheint eine *w*-ähnliche aussprache des *ff* als ursache des *e* zu verraten; in *worden*[6] neben *wordin*[2] wirkt die mundstellung des anlauts hindurch; *virliuhen* verrät dass *h* in *virlihen*[3] einen unbestimmten vocalischen laut, in der färbung durch ursprüngliches *w* (al. gr. p. 326) bestimmt, ausdrückt, der nur in einmaligem *virlihin* dem *i* zutritt gestattet; nehmen wir noch hinzu, dass langer stammvocal dem *en* der endung günstig ist, so ergibt sich leidlich rein die regel: *u*-färbung sowie langer vocal in der stammsilbe hindern den eintritt des *in*; positionslänge zeigt sich wenig wirksam. Während im inf. der schw. v. zusammenhang des *in* mit dem umlaut sich fand, erscheint umgekehrt hier das *in* von der stammsilbe her, durch die quantität, beeinflusst; vielleicht war in der aussprache ein unterschied, so dass jenes mit reinerm *i*-klang, dieses als flüchtiges *e* ertönte. Im inf. der st. v. könnte eine durchkreuzung beider *i* stattgefunden haben.

Ueber auslautendes *a* im sg. perf. schwacher verben sehe man die bei beginn unsrer darlegung (p. 553 f.) gegebnen belege: in der ersten klasse wird es zu *e* oder erleidet apocope; das einzige *dahti* operui 15, 5 macht eine ausnahme, aber dies *i*

rührt wol davon her, dass die lautverbindung *hti* drei wörter vorher steht in *unrehti* und das nächste wort, allerdings durch punkt getrennt, mit *i* beginnt. In der *o*- und *e*-klasse erleidet es regelmässig apocope.

Altes *i* des imperativ sg.II wird *e*: *dulte, ile*[2], *hinkeire, merke*[2], *naige, suoche*, wird in *vrih* libera durch *h*, also nach dem oben dargelegten durch einen vocalklang ausgedrückt (wenn nicht vielmehr circumflectierte aussprache des *i* oder gar nur ein diakritisches zeichen gegen das folgende *uns* gemeint ist) und fällt ab in *wer, andenc*[3], *indech*, d. h. es verschwindet im vocalklang des *r*, in der explosion des *k*. Auch starke verba nehmen *e* an: *bringe*[2] (al. gr. p. 390), *inphahe*[2], *gange* neben *ga, gip*[2], *sih*[2]. — Ueber das analoge verhalten der auslautenden *i* im perf. ind. und conj. der st. v. ist schon unter *î* gesprochen. Auch das schliessende *i* des part. praes. fanden wir durchweg in *e* gewandelt.

In gedeckter stellung wird *i* meist bewahrt; praes. sg.III: *buozit*[12], *umhalsit, hengit*[3], *hohit, ilit, merkit*[2], *sendit, sezzit*[4], *smahit, sturit, suocchit, sumit, trenkit, bitruobit*[2], *vrumit, zaigit; kundit*[2] *kundet, ougit*[3] *ouget, zougit zouget* (geschr. *zev̊get*), *vuogit*[2] *vuoget, kriphet; horit*[3] *hor't*[3], *vuorit vuort, biwert, irwelt, laith, volherth, demuot, rihtit riht*[2], *gilect* (oder *gileit?*), *gnuogit ginuoc* (*t* abgefallen oder vergessen? es folgt punkt als satzschluss, 40, 16; dass syncope vorherging, erhellt aus *c*), *giruoch* (dignabitur 16, 26). Von *rafsen* reprehendere erscheint eine form *reffissut* 53, 4, wie auch das part. perf. neben einmaligem *rafsit* häufige *rafsut, refsut* zeigt; halten wir zu *reffissut* den flectierten inf. *reuessende*, so möchte sich folgende erklärung ergeben: durch einschiebung von *e, i* zwischen *fs* wurde die aussprache erleichtert, dadurch bekam das wort das aussehen eines auf *izan*, und dass solche mit denen auf *isôn* sich mischen, hat Grimm (gr. 1, 878; doch vgl. 2, 217) aus Tatian nachgewiesen. In *wurkut* verrät sich einfluss des anlautes.

Auch im part. perf. überwiegt, die fälle der syncope abgerechnet, weitaus *i*: *ingiblassit* (inflatus, vgl. *geblast* bei meister Altswert: al. gr. p. 389; Lex. 1, 297), *bidunkit*[3] *bidunč, gihengit*[3], *inkrummit, kundit, kurzit, ougit*[2], *geraizit, gisterkit, gisumit, giturit* (vgl. al. gr. p. 400; das wort zeigt sonst vor vocal immer doppel-*r*), *intterrite* (worüber nachher), *bitruobit, guobit*[3], *gi-*

vuogit[11], *giwelzit*[2], *giwanit* (aestimatus), *irzurnit*, *gizuengit*, *biwegit hinwegit*. Mit *e*: *irkennet*, *girret* 44, 23 (goth. *airziths*, im unterschied von *hat girrut* erraverat 28, 15) *bikeret* (geschr. *bik'ret*, also eig. *bikerret*), *uirmischet*, *irwachet* mollitus, *gurtet* cinctus. Schwanken zwischen vocal und syncope: *gihorit*[2] *irhort*, *bikeret* (s. vorhin) *bikert*[4], *lerit gelert*[3], *gitrurit*[3] *gitrurt*, *gilobit lopht* (credere, permittere, *o* statt *ou*), *ginaigit genaictĕ*, *giwihit wihet giwiht*[2], *gurtet* (s. ob.) *undergurten* (succinctis), *irhohit*[2] *geho'̓t*, *gistrouhit*[6] *gestrout* (prostratus; die formen auf *it* sind genauer diese: *strouhit*[2] *strouit strohit*[2] *stroit*, also *h* nur diakritisch), *gimuogit gimuot* (afflictus). Syncope: *gavirt auert*[3], *bikumirt*[5], *gilutirt*[2], *recitiert*, *givuort*[2], *biwart*[4] (comprobatus), *biwert*[2] (vetitus), *verlogint*, *intwent* (ablactatus), *gident* (*werden* extendi), *irwelt*, *gebrait*[2], *bihuot*[2], *berait*[4], *geriht*[2], *gantwrt*, *gelait* (directus), *gilait*[2] *gileit*[2] (positus), *bidruth* (st. *bidruht* oppressus), *inkiht* (*werdent* suscitantur 56, 7; zu dem von Lex. 1, 566 als zweifelhaft bezeichneten *enquicken*, vgl. Graff 4, 634 f.), *irscreccht*, *niderstecten*[2] (fixis), *uirsuot* (probatus), *braht*[7], *gruozten* (salutatis), *koufth*, *uzgislouft*[3] *uzgiflouf* (anzeichen einer abschrift?) *ingislouft* (exutus, indutus), *bidurft*. Rückumlaut: *gidante gident*, *irkant*[5] *irkennet*, *gimarht*[2] *gimerkit*, *gisant*[11], *giscant* (confusus), *gisazt*[17] *gisazte*[6] *gisaz*[3] (ohne punkt) *gisezzet undirsezzit zuogisezten*, *gizalt*[2], *bidaht* (v. *bidenken*).

Hatte die *o*-klasse ihr *ô* verkürzt und zu *u* verschoben, die *e*-klasse von *ê* den klang behalten und nur die quantität aufgegeben, so sehen wir hier das alte *i*, wenig geschmälert durch *e*, fortbestehen, soweit nicht syncope oder verschmähung des bindevocals sein gebiet beschränken. Noch ist die anfügung von unechtem *e* zu besprechen. Formen wie *gisazte* 36, 10; 43, 3, *gidante* 25, 10, *stifte* 4, 8, *gisante* 21, 26 und das nicht ganz deutliche *intterrite* 32, 11, wovon schon in der einleitung die rede war, lassen sich als flectierte formen fassen; da dies jedoch bei *der werde gidemuoti* (32, 4), *das lahter groz od' uzgescutte* (8, 8), *vnd'val bihuoti* (intervallo custodito 17, 6) nicht angeht, so werden mit diesen auch jene unter al. gr. § 20 (vgl. Germ. 6, 17) gehören. Halten wir dazu *koufth, bidruth* und von den präsensformen *laith*, *volherth*, so ergibt sich eine reihe von *th*, *ti*, *te*, welche den übergang der bei bindevocal-

losen formen stärkeren exspiration des *t* ins vocalische veranschaulicht, wie wir schon früher bei *glatte hat, glatti werden* wahrscheinlich fanden; nur *intterrite* fügt sich nicht, aber gerade die lesung des *i* ist hier sehr zweifelhaft und das abnorme schriftbild *intterrtte* ist vielleicht nur ungeschickte widergabe eines selten gewordenen ausdrucks, die nichts anderes meint als jenes *volherth* — wenn es nicht vielmehr auf eine unleserliche vorlage weist: in Wackernagels predigten 216, 67 steht *enschuldege mik und entrede mik*, und ebenso hat Haltaus p. 335 beide wörter für excusare neben einander; ist unsere handschrift blosse copie, so liesse sich an ein undeutliches *werde intrette* excusetur des originals denken, das sich der abschreiber durch anlehnung an *terrenti* sons, *unterrenti* innocens (Graff 5, 439) zurechtgelegt hätte, oder auch könnte der übersetzer ein glossar benutzt haben, wo er excusavit *intrette* fand. Hier ist vielleicht auch die rechte stelle für das früherhin, trotz lat. loquitur, als perf. gedeutete *retthe* 3, 15, das statt *rett* (= *redit*, eig. *redut*, nach der neigung dieses wortes zur ersten conj.) stehend, *h* und *e* zugleich darböte.

Auch die st. v. hängen an altem *i*: *bricchit, brinnit, hillit*[2], *singit*[2], *gewinnit, hebit, scafit, haizzit*[7], *loufit*[3], *stôzit; zimit zimet, vindit vindet*[2], *scrihit scriget, bitet*[2] exspectat; *kumit*[8] *kumet kunt, gehit giht, bischihit*[2] *bischiht, sihit*[6] *siht*[6], *anvahit*[2] *anvaht*[3], *vallit valt, gibirt, virhilt, spricht*[3] *sprich*[17] *sprih*[8] *spric*[2], *wirt wir* (beides oft), *gibiuth* und wahrscheinlich auch *bith* rogauerit 52, 8; *git*[3] *giht* (statt *gibit*), *treit; stat*[6], *gat*[8], *tuot*[5], *ist* (oft). Dass wir kein irrationales, aus *e* verdünntes *i* vor uns haben, lehrt der vergleich von *haizzit* etc. mit dem inf., wo die verba langen stammvocals das aufsteigen von *en* nach *in* meiden (ausser *niezin*[2]).

An sg.[III] schliesst sich sg.[II]: *dv ilis, has*[3]; *gibis, nimis, kumis, anvahist* (mit *t*); *bis*[2]. Der einzige beleg mit *e* ist zugleich durch seinen stammvocal auffallend: *inphluhes* effugies (10, 26); vielleicht dürfen wir *u* in *ii* auflösen und schreibfehler für *inphliehis* vermuten.

An das *i* des part. perf. würde sich das des perf. anschliessen; allein sämtliche belege weisen keinen bindevocal auf, man müsste denn in der schreibung *ho'ht* (exaltaui 11, 14)

das *h* dafür gelten lassen. Die beispiele sind schon im eingang dieser abhandlung verzeichnet worden (p. 554).

Eben da (p. 552) stehen die pluralformen der starken verba, deren altes *u* in *e* oder *i* verwandelt ist. Das material ist zu spärlich um ein gesetz in dem wechsel von *e* und *i* nachweisen zu können; doch lässt sich so viel erkennen, dass das *int* der 2. pers. sich an die entsprechende bildung des praes. ind. angeschlossen hat, woraus dann weiter wahrscheinlich wird, das (mit der bemerkenswerten ausnahme der praet.-praes.) überwiegende *en* der 3. pers., das im praes. ind. keine schwesterform hat, weil ihm das charakteristische *t* am schlusse fehlt, sei nach dem conj. präs. gebildet: in pl.[I] liefern gerade die prät.-präs. den beweis, dass *en* überwog, d. h. wol aus der anziehung von pl.[I] des präs. ind. zu erklären ist. Das alte *u* muss schon längst völlig farblos geworden sein, wenn die continuität der bildung so durch zersplitternde anlehnung an fremde muster abgelöst ist. Zu dem beweis aber reichen die wenigen formen vollkommen aus, dass dies *e*, *i* der starken v. von dem *u* der schwachen gründlich verschieden sei und dass in diesem gegensatz der ältere zwischen *u* und *ô* sich spiegle, mithin kein zweifel mehr über die quantität dieses *ô* bestehen könne. — Das schliessende *u* in sg.[I] pr. ind. der st. v. und schw. v. I, bei Notker zu *o* geworden, erscheint als *e*: *ih bihuote*, *ic geliche*, *wurbringe ih*, elidiert in *leirich* docebo; *ih wirde* ero. In *ib ih bihalti mih* (12, 23) ist dies *e* zu *i* gespitzt, wol durch das eng anschliessende *mi* des nächsten wortes. Die oben nachgewiesene bedeutung des *h* als verklingendes *e* oder *i* stellt sich sehr anschaulich dar in *svigh* silui (10, 19 aus ps. 38, 3; auch Luther setzt das präsens), wenn wir damit *svaic ih* tacui (13, 20) oder den imperativ *gip* vergleichen. Auch *sprich* (3, 1) lässt sich hiernach beurteilen und braucht nicht einfach eine apocopierte form vorzustellen. Anzufügen ist noch *bin*[5] sum.

Hier mag sich der sg. pr. cj. anschliessen, den wir bei 2. und 3. kl. nicht mit abgehandelt haben, weil er an dem dort geltenden *ei* sich nicht beteiligt. Wie dies *ei* schon unserm denkmal eine sonderstellung gegenüber dem sonst üblichen *eie* gibt, so auch seine beschränkung auf kl. 2 und 3, sofern anderwärts kl. 1 an der erweiterten form teilnimmt. Es liegt

hierin eine bestätigung dafür, dass jene *ei* nicht auf ein zusammengeflossenes *ê* zurückgehen, sondern als verblichene *oe* und *ee* zu fassen sind (welche letztern übrigens vielfach der nahe liegenden verschmelzung *ê*, später *e*, unterliegen). Wiewol das schliessende *e* von sg.$^{I.III}$ von alters her kurz ist, widersteht es doch dem übergang zu *i* leidlich strenge; das rührt vielleicht von der nachbarschaft des gedeckten *ê* in sg.^{II} her, welches als *e* fortlebt: *scendes, antwurtes.* Belege für sg.^{I} fehlen. Dagegen sg.^{III}: *interbe, brenne, geginbringe, dulte*[2], *ho’re, huge, irkenne, hinkere, liuthe* (42, 12: si pulsaverit; also vielleicht wie *retthe* loquitur zu deuten aus *liutt* mit vocalisierter explosion), *giloube, gluste, muoge, ginuoge, ouge*[2], *gerithe, bitruobe, wihe, wurke, denke*[4] *andenc, lege leg*[2], *antwurte antwurt*[2], *buoze buozzi*[3], *sezze sezzi, welze welzi, w’hengi, gitruri, wani, huoti huoth huot* (widerum die verwantschaft zwischen *h* und *i*, d. h. flüchtigem *e* beweisend), *recitier* (mit folgendem vocal: *unzi*), *giruoch, biswar, wuer uolleůrh* perducat (*h* statt *i*), *wurht, wel, biwer, zuozeliz* (7, 26: applicet sc. bonum aliquid). — Von starken v.: sg.^{I} *singe*; sg.^{II} *vliest, widergans* redeas, *gangis* eas, *tuoges tuohis.* Zu *gangis, tuohis* darf man vielleicht die umgelauteten *genges* (al. gr. p. 331) und *tiest* (Fromm., mundart. 2, 112; vgl. al. gr. p. 356) halten, die wol aus der jot-färbung des *ng* (vgl. das *i* des stammes in *singen* u. a.) und dem eingeschobenen *j* in *tuojes* zu erklären sind; das *i* der endung wäre also abfärbung der consonanten, wie wir sie beim inf. der schw. v. wahrscheinlich fanden. Mit ausnahme von je einmaligem *ezzi, bisehi, gangi hin* zeigt sg.^{III} nur *e*: *ezze*[2], *bisehe, gange*[12] (darunter *er ingang. vnd* etc., mit folgendem punkt und vocal: intret et oret 44, 25), *virgezze, lese*[2], *sizze*[3], *neme*[5] (darunter einmal verschrieben *nemen*), *brinne, saminhelle, inpfelhe*[4], *vinde, werde* (oft), *washe* (proficiat 54, 7), *stande*[4], *wassche*[2], *irschine, scribe*[2], *vlizze, intwiche, scrige, vliehe, ziehe*[2], *slaffe*[2], *haizze*[5], *stozze; gebe*[2] *geb*[4], *sehe*[2] *seh, scafe scaf, nieze niez, uirliese uirlies, inphahe anvahe inphah*[3] *anvah*[3], *loufe loufh*; *tuoge*[14] *tuohe, si* (oft) *sih*; *bith, bische*[2], *kom*[2], *sprech*[9], *zwa, virsver, trag, vurbiet* (55, 20; *ie* sieht aus wie ein mit knäufen versehenes *u*). Unsicher sind *loufh* und *bith*, da sie lat. conj. perf. mit si widergeben, der sonst fast regelmässig durch ind. präs. übertragen wird; also *bith* = *bitt*

bittet, zu *loufh* wäre *giruoch*, *sprich* als sg.[III] präs. ind. zu vergleichen. In *zwa* und *bische* ist stammhaftes *h* mit abgefallen. Ein schreibfehler liegt wol vor in *bitei* exspectet 43, 27 für *beitei*; oder auch vermengung von *bîtan* und *beitôn*.

Der vollständigkeit halber stehen hier noch die vocallosen formen des perf. ind.: sg.[I] *kam kom*, *stuont*, *svaic; tet*, *was;* sg.[III] *gesac*, *nan*[2] (st. *nam*), *kon* (st. *kom*), *sprach*[2] *sprac*, *huop*[2], *scuof*, *vorscain*, *gibott* (dahinter ein buchstabe radiert), *insloz*, *bihielt*, *viel; was*[4]. Präteritopräsentia, wozu auch *wellen* sich stellt: sg.[I] *ic wil*; sg.[II] *du wilt*[4], *nit waisdu* und das auffällige *dv mahs*[2]; sg.[III] *mag*[5] *mac*[2] *mach*[2], *sol*[12], *kan*[2], *gitar*[7] (die ausschliessliche verwendung der formen mit *gi*, auch in den 23 anderen belegen, zeigt unser denkmal in übereinstimmung mit ahd. sprachgebrauch, vgl. al. gr. § 382), *bidarf*[3], *muoz*[3] (darunter einmal lat. qualiter oporteat gegenüber, also vielleicht conj. mit apocope), *wil*[12].

Die alte fülle langer und kurzer vocale ist in unserm denkmal auf die drei kürzen *e, i, u* eingeschrumpft; als ein bleicher vierter im bunde stellt sich dazu der durch *h* und ʾ ausgedrückte klang. Syncope und apocope schmälern das vocalische gebiet. Die nähe des mhd. kündigt sich durch das vorwiegen von *e* an:

e = *a* sg.[I. III] pf. ind. swv., zum teil apocopiert (und zwar durchaus in kl. II. III, also hinterm nebenton).

e = *e* imper. swv. III; sg.[I. III] pr. cj. st. v. swv. I, häufig apocopiert, selten *i*; *e* = *e* in *ei* aus *ee* sg.[III] pr. cj. swv. III (neben dem folgenden).

e = *ee* sg.[I. III] ebd., nicht selten apocopiert.

e = *ê* in *geuragetun*, *stummet* (ind. perf.).

e = *i* im auslaut des part. praes.; im imp. swv. I, dringt auch in die st. v. ein; nach *i* schwankend sg.[II] pf. ind. stv.; sg.[III] pf. conj. stv. (prät.-präs.).

e = *o* imp. swv. II.; in *ei* aus *oe* sg.[III] pr. cj. swv. II.; in *ejen* (geschr. *eigen, egen, ehen*) aus *oên* pl.[I III] pr. cj. swv. II mit ableitungssilbe am stamm.

e = *u* sg.[I] pr. ind. stv. swv. I.

en = *an* inf. stv. meist mit naturlangem stammvocal; (selten *in*) beim inf. umlautsunfähiger swv. I und der prät.-präs.; part. perf. stv. bei langem vocal oder u-färbung im stamme; regellos mit *i* wechselnd in unbetonter stellung, part. präs. und flect. inf. stv. swv. I.

en = *ên* inf. swv. III (syncope; metath.; *sorgin*; *wonun*); unbetont im flect. inf. und part. pr. swv. III (syncope); nach *in* schwankend pl.[I] ind. und conj. pr. stv. swv. I, pl.[III] conj. ebd.

en = *eên* pl.[I] ind. und conj. pr. swv. III; pl.[III] conj. ebd.

en = *oên* pl.[I.III] pr. conj. swv. II bei einfachem stamm; pl.[I] pr. ind. ebd. (nur belege mit einfachem stamm).

en = *ôn* unbetont im flect. inf. und part. pr. swv. II.

en = *un* s. *in*.

ent = *ênt* pl.[III] pr. ind. swv. III.

es = *ês* sg.[II] pr. cj. stv. swv. I.

et = *êt* sg.[III] pr. ind., part. pf. swv. III (syncope, selten *it*).

Anfügung von *e* (und *i*) an das *t* des part. perf., bei unterdrückung des bindevocals, ist als vocalisierung der starken exspiration zu fassen, die auch wol durch *h* ausgedrückt wird.

i = *e* in *ei* aus *oe*, *ee* sg.[III] pr. cj. swv. II und z. t. III.

i = *î* *virhancdi* sg.[III] cj. pf. swv.

i = *i* vgl. *e* = *i*; der bindevocal der swv. I kommt nicht vor.

in = *an* inf. stv. mit kurzem stammvocal (nachwirkung von altem *j*, zusammenhang mit *i* im stamme des präs.); (alt *jan*) inf. solcher swv. I, welche mhd. umlaut zeigen, nach *en* schwankend fast nur bei solchen mit ahd. umlaut; part. pf. stv. (vgl. unter *en*); unbetont s. *en*.

in = *în*, neben *en* pl. [I.III] pf. cj. stv. (*in* haupts. bei prät.-präs., swv. unbelegt).

in, neben *en* = *un* pl.[I.III] pf. ind. stv.

int, selten *ent* = *ant* (*at*) pl.[II.III] pr. ind. stv. swv. I (dazu auch *habint*).

int, selten *ent* = *ut* pl.[II] perf. ind. stv.

is = *is* sg.[II] pr. ind. stv. swv. I.

it, selten *et* = *it* sg.[III] pr. ind. stv. swv. I, part. perf. swv. I (syncope).

Während *e* und *i* im auslaut begegnen, ist das bei *u* nie der fall; im silbenschluss *u* = *ô* sg.[III] perf. ind. swv. II, bei abfall des unbetonten endvocals.

un = *ôn* inf. swv. II; pl.[I.III] swv.

unt = *ônt* (*ôt*) pl.[II III] swv. II.

ust = *ôs* sg.[II] perf. ind. swv.

ut = *ôt* (selten syncope) sg.[III] pr. ind. und part. perf. swv. II.

Ueber die sporadische lautbezeichnung durch ʼ (*hor'ʼt*) und *h* sei auf den text verwiesen.

MÜNCHEN. LUDWIG LAISTNER.

ZU WALTHER UND WOLFRAM.

1. Walthers grab in Würzburg.

Dass Walther in Würzburg begraben sei, scheint gegenwärtig ziemlich von allen fachgenossen als feststehend angenommen zu werden. Indess wird es doch gut sein, sich über den actenmässigen stand dieser frage genau zu unterrichten, und ich stelle daher nachstehend das bezügliche, anfangs nur zu meiner eignen orientierung aufgesuchte material zusammen. Dem herrn K. Maurer in München, und ganz besonders herrn M. Lexer in Würzburg bin ich dabei für ihre freundliche und fördernde unterstützung zu grossem danke verpflichtet worden.

a. Die lateinische grabschrift.

Die älteste hds., welche sie enthält, ist das sog. manuale des bekannten Michael de Leone, eines in Würzburg geborenen und hochangesehenen, für die würzburger localgeschichte verdienten mannes, der, ein gelehrter jurist und in Bologna gebildet, protonotar der würzburger bischöfe, scholasticus und capitular am stifte zum neuenmünster daselbst war. Das manuale, eine pergamenthandschrift in folio, 87 bl. enthaltend, auf denen alles mögliche zusammengetragen ist, befindet sich gegenwärtig (seit 1821) auf der würzburger universitätsbibliothek. Vergl. die beschreibung von A. Ruland in dem archiv d. histor. vereins für Unterfranken und Aschaffenburg XI, 2. u. 3. heft (1851), s. 59 fg.

Die hds. ist im jahre 1354 zusammengeschrieben, nicht 1340, wie jetzt fälschlich auf der äussern vorderdecke angegeben steht (vgl. Ruland s. 61); denn während der abschnitt auf bl. 23 'De laudabilibus gestis recolende memorie Ottonis

Wolfskel' in dem, was drum und dran hängt, bis mitte juni des jahres 1350 fortgeht (vgl. den abdruck bei Böhmer, font. rer. germ. I, 465), führen die chronikalischen notizen auf bl. 26 (de cronicis temporum etc.) bis zum märz 1354 (ebenda s. 478). Also entstand die hds. kurze zeit vor dem tode ihres besitzers, der am 3. januar 1355 starb.

In dieser handschrift finden sich nun bl. 31d (der neuen zählung) nach verschiedenen 'versus', wie *versus de VI operibus misericordie .... versus de IIIIor temporibus anni initiandis* u. a. drei Grabschriften:

1. Friedrichs II († 1250);

2. des bischofs Konrad, der am 3. dec. 1202 in Würzburg ermordet ward;

3. unseres Walther. Eine mit rother tinte (wie gewöhnlich in der hds.) hergestellte überschrift geht voran (ich habe die unverfänglichen abkürzungen aufgelöst):

> De milite walthero. dicto von der vogelweide sepulto in ambitu novimon. h᾽b'.[1]) in suo epytafio sculpti erant isti versus subscripti.

Dann folgen diese mit schwarzer tinte:

> Pascua qui uolucrum. viuus walthere fuisti.
> Ergo quod aureolam probitas tua possit habere.
> Qui legit. hic. dicat. deus istius miserere.

Hierauf ist von derselben hand, aber mit anderer tinte und etwas kleinerer schrift, der ausgelassene zweite vers mit einem verweisungszeichen nachgetragen:

> Qui flos eloquij. qui Palladis os. obiisti.

Darunter mit kleinerer schrift und blässerer tinte: *repete bis viuus fuisti.* Ueber *Palladis* steht die glosse: *.i. muse seu magistre sapientie.*

Damit schliesst das zweite blatt der neunten quaterne: das dritte und vierte blatt derselben fehlen, doch wird, wie die folgende quelle wahrscheinlich macht, schwerlich etwas auf Walthers grabschrift bezügliches auf ihnen gestanden haben.

Diese zweite quelle ist die sog. würzburger handschrift, die bekannte liederhandschrift, jetzt auf der münchener universitätsbibliothek, ebenfalls auf pergament in folio, aber viel

---

[1]) d. i. wol *novimonasterii herbipolensis.* Doch s. auch folg. seite.

splendider geschrieben und 286 bl. stark. Ausführliche beschreibung derselben von Ruland vgl. man a. a. o. s. 1—42. Es waren ursprünglich zwei bände, von denen nur der zweite und die erste lage des ersten, u. a. das register enthaltend, auf uns gekommen sind, während sich sonst vom ersten bande nur zerstreute blätter erhalten haben. Sie ist ebenfalls für Michael de Leone, und zwar in derselben zeit, wie das manuale, hergestellt. Nicht nur findet sich bl. 258 fg. der bis mitte juni 1350 gehende aufsatz 'De laudabilibus gestis etc.', sondern auch bl. 262 fg. die chronikalischen notizen (De cronicis temporum etc.), die bis 1354 führen. Auf dem letzten blatte stehen noch einige familiennachrichten, die von 1336 bis zum 22. october 1354 reichen. Dass diese hds. vor Michaels tode fertig gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass bl. 284 von anderer hand eine randbemerkung nachgetragen ist (bei Ruland s. 41), die nur von Michael selber herrühren kann. Also sind beide handschriften ziemlich a tempo entstanden, Ruland bringt aber a. a. o. (s. 63 f.) gründe bei, die es wahrscheinlich machen, dass das sog. manuale unserer hds. als vorlage gedient habe. Ganz falsch ist, wie man sieht, Lachmanns behauptung (in der ausgabe Walthers v. d. vogelweide), dass diese handschrift 'vor der mitte des vierzehnten jahrhunderts' geschrieben sei.

In dieser handschrift nun finden sich bl. 212b (in dem 26. capitel) nach lateinischen und deutschen versen verschiedenen inhaltes ebenfalls jene drei oben erwähnten grabschriften, nur dass hier die auf Konrad voransteht, die auf Friedrich II. den schluss macht, also jetzt in chronologischer ordnung. Die Walther betreffende stelle lautet hier so (die überschrift wieder roth):

> *De milite walthero dicto von der vogelweide. sepulto in ambitu novimonastrij herb'i.*[1] *in suo epitafio sculptum*[2] *erat.*

Die verse sind dann sogleich in richtiger ordnung niedergeschrieben und stimmen ganz überein mit denen im manuale, nur steht statt *obiisti* hier *obivisti,* und glossen finden sich nicht.

Hat es noch eine dritte quelle gegeben? Man könnte es vermuten, denn beide bisher erwähnten handschriften lesen

---

[1]) *Herbipoli*? oder *herbipolensi,* auf *ambitu* bezüglich?

[2]) *scultum* rot, ein *p* schwarz hineincorrigiert.



possit, während wir später bei Gropp die richtige lesart *poscit* finden.[1]) Es wäre zwar möglich, dass dies eine gelehrte correctur sei, aber auffallend bleibt es immer. Nun giebt Gropp in den scriptores (collectio novissima) I, s. 831 bei abdruck des capitels 'De laudabilibus gestis etc.' an, er habe es aus einer handschrift des klosters St. Stephan in Würzburg entnommen. So gut nun wie dieses capitel auch im sog. manuale und in der sog. liederhandschrift enthalten ist, könnten ihrerseits auch jene 3 grabschriften in der st. stephaner handschrift sich befunden und darin die auf Walther bezügliche vielleicht die richtige lesart *poscit* geboten haben. Es wird gut sein, diesen punkt im auge zu behalten.

Zur zeit sind wir auf jene 2 überlieferungen beschränkt. Beide überschriften, obwol im wortlaut auseinander gehend, stimmen doch darin überein, dass sie die inschrift als nicht mehr vorhanden bezeichnen: *sculpti erant isti versus subscripti* heisst es im manuale, *sculptum erat* in der liederhandschrift. Also ums jahr 1350 existierte der grabstein nicht mehr, und vielleicht dürfen wir noch weiter gehen, und vermuten, dass überhaupt Michael de Leone ihn nicht mehr gekannt habe; er würde das doch wol mit einem worte angedeutet haben, wie er es (s. u.) bei der grabschrift des bischofs Konrad tut. Da nun Michael aller wahrscheinlichkeit nach noch im 13. jahrhundert geboren ist, und zwar in Würzburg selbst, und da er dort seine jugend verlebte, so dürfte daraus wol folgen, dass der grabstein bereits am ende des 13. jahrh. nicht mehr vorhanden war. Dass er sich den blicken des canonicus und geschichtschreibers des neuenmünsters sollte entzogen haben, ist absolut undenkbar.

Hiermit fallen alle behauptungen späterer bis in die neuere zeit, die den stein noch gesehen haben wollten oder sonst sich seiner noch zu erinnern glaubten.[2]) Das sind selbsttäuschungen, die sich überall da einzustellen pflegen, wo man von dem,

---

[1]) Nur die lesart *poscit* entspricht dem sinne; Wackernagels annahme, *quod* stehe für *ut*, ist nicht nur unmöglich, sondern dann müsste es auch heissen *habeat*, nicht *habere possit*.

[2]) Vgl. z. b. Kobersteins mitteilung an Wilh. Grimm, dass der legationsrat Scharold, ein bekannter altertumsforscher in Würzburg, Walthers leichenstein dort noch gesehen habe, zeitschr. f. d. a. I, 33.

nach dessen erinnerung man gefragt wird, vorher unterrichtet wurde.

b. Die deutsche notiz.

Diese findet sich in der zweiten der oben genannten handschriften, in der sog. würzburger liederhandschrift. Am schlusse der lieder Reinmars des alten folgt bl. 191b mit kleinerer schrift ein gedicht Lupold Hornburgs von Rotenburg über die 12 alten singer. Es ist nachgetragen, aber doch noch vor beendigung der hds., also noch vor 1355, eingeschrieben, da das noch von Michael selbst angelegte register auch dies gedicht mit aufzählt (bei Ruland s. 10, XXV). Andererseits wird das gedicht aber auch nicht viel älter sein, denn von seinem verfasser stehen in der handschrift bl. 226 (bei Ruland s. 32) fg. noch weitere gedichte und darunter eines (bl. 232b), in welchem Lupold des plagiats an einem gedichte des Otto Waldemann von Karlstat bezichtigt wird; und dieses gedicht hatte nach v. d. Hagens MS. IV, 882b bezug auf ein ereignis des jahres 1348; also war Lupold ein um die mitte des 14. jahrh. lebender dichter. Jenes gedicht nun über die 12 alten singer hat folgende überschrift (Ruland s. 23 fg.):

> *Herr Walther von der vogelweide begraben ze Wirzeburg. zu dem Nuwemunster in dem grasehove. und er reimar von zwetel an dem Rin. begraben in Franken ze Esfelt. bie irn ziten tiechten vñ sungen gein ein ander widerstriet* u. s. w.

Ob diese notiz unabhängig ist von der kenntnis der lateinischen grabschrift, lässt sich schwer entscheiden, wenn auch die gleichzeitige erwähnung des grabmals Reinmars von Zweter für unabhängigkeit dieser nachricht von jener lateinischen sprechen möchte. Eine bestätigung freilich gewährt sie nicht, denn auch für die nachricht von Reinmars grab fehlt jede gewähr, um so mehr, als man nicht einmal sicher ist, welches Esfeld oder Eisfeld gemeint sein möge. Nachforschungen in dem Esfeld bei Ochsenfurt haben einen erfolg nicht gehabt.

Wir kehren noch einmal zu der lateinischen inschrift zurück.

War diese etwa ein blosser lusus ingenii? geistvolle gedenkverse eines lateinischen poeten, deren es ja in Würzburg gab, wie unseres Michael handschriften selbst uns beweisen

können? In Würzburg war im 14. jahrh. ein hof 'zur vogelweide', wie wir urkundlich sicher wissen (vgl. Pfeiffer in der Germ. 5, 10). Dieser hof, wenn er auch seinen namen ohne alle beziehung auf den dichter führte, konnte in beziehung zu diesem gesetzt worden sein, dies konnte die annahme, der dichter habe in Würzburg gelebt, sei dort gestorben, erzeugt haben und ein feiner Kopf könnte darauf hin jene verse gemacht haben, denen ja die officielle form einer grabinschrift offenbar fehlt.

Gewiss ist dies möglich, aber jedenfalls müssten jene verse dann sehr frühe entstanden sein, denn Michael ist offenbar von der authenticität seiner mitteilung ganz überzeugt, und wenn einer, so konnte er, wo es sich um das stift zum neuenmünster handelte, als classischer zeuge gelten. Hatte er die inschrift auch nicht mehr selbst gesehen, so musste er doch glauben, zuverlässige kunde zu haben. Hätte es sich um ein unsicheres gerücht gehandelt, so würde er schwerlich so bestimmt gesagt haben *sculptum erat*, *sculpti erant.*

Auch die beiden anderen inschriften bestätigen einen solchen verdacht nicht. Die eine derselben ist offenbar authentisch und die andere galt wenigstens dem Michael dafür.

Die auf Konrad war zwar schon vielfach von geschichtschreibern erwähnt, bereits in Arnolds chronica Slavorum (VII, 2), die bis 1209 geht; aber Michael entnahm die notiz in seinen handschriften offenbar dem denkmal selbst. Er giebt den ort der tat genau an: *prope curiam marmelstein*, und beschreibt den platz der inschrift, die er als noch vorhanden ausdrücklich bezeugt: *ubi in circulo erecte ibi lapidee crucis hii versus habentur.* Beachtenswert ist, dass die inschrift bei Michael zwei offenbare fehler und darunter einen ganz entstellenden hat: *Hic pro tumbo* (statt *procumbo*) *solo, sceleri quia* (bei Arnold *dum*) *parcere nolo*: *Vulnera facta dolo. dant* (statt *dent*) *habitare polo.* Vielleicht stammen diese fehler daher, dass die inschrift damals schon schwer lesbar geworden war.

Bei der inschrift auf Friedrich II., der auch wie der auf Walther der officielle stil mangelt, kann natürlich von ähnlich authentischer quellenbenutzung nicht die rede sein, und vielleicht ist diese inschrift auch wirklich nicht echt. Wenigstens giebt das palermitaner martyrologium, dem wir allein die inschrift

mit officiellem character verdanken (bei Huillard Breholles VI, 813), sie nicht an. Aber eine etwaige gleichzeitige entstehung mit den versen auf Walther ist gänzlich ausgeschlossen, und Michael hatte allen grund, die von ihm gegebene inschrift auf Friedrich für authentisch zu halten; denn er fand sie in gangbaren werken seiner zeit. Es sind dies italienische chroniken des 14. jahrhunderts. In diesen kennen wir zwei überlieferungen, eine vollständige und eine unvollständige. Die vollständige findet sich, soviel ich weiss, zuerst bei Gervasius Ricobaldus, dessen compilatio chronologica bis 1312 führt. In diesem werke (bei Muratori IX, s. 249) lautet sie:

Annis millenis bis centum pentaque denis
Dives mendicus decessit rex Fredericus,
Illonamque die celebrantur festa Luciae.
Si probitas, sensus, virtutum copia, census,
Nobilitas orti posset obsistere morti,
Non foret extinctus Fredericus qui iacet intus.

Dagegen nur die letzten drei verse finden sich bei dem um dieselbe zeit schreibenden Franciscus Pipinus, dessen chronicon bis 1314 führt. Vgl. bei Muratori IX, s. 662. Wie zweifelnd fügt der verfasser hinzu: *apicibus exaratum . . . huiusmodi fuisse refertur.* In dieser halbierten form ist die inschrift seitdem meist reproduciert worden, hie und da mit der variante *virtutum gloria,* z. b. bei Matthaeus Palmerius († 1475) in seinem chronicon (bei Gräve-Burmann XIII, 143), wo er sich auf den bekannten juristischen commentator Lancelottus Decius († 1503) beruft (auf dessen commentar zum cod. justinianeus lib. I, tit. 2: de sacros. eccles.). Auch unsere neuesten geschichtschreiber, Raumer, Schirrmacher, Huillard Breholles (VI, 814) kennen merkwürdigerweise nur die verkürzte inschrift, und weisen eine neue variante auf: *virtutum gratia*, die noch weniger als *gloria* befriedigt: *copia* allein kann das richtige sein.

Aus gleicher quelle entnahm nun auch Michael seine grabschrift auf Friedrich II., die ebenfalls nur die zweite hälfte bietet. Sie war für ihn durchaus nicht zu beanstanden[1]), und

---

[1]) Wenn es bei Michael (vgl. Ruland s. 28) heisst: *Fr. sec., de quo loquitur c. ad apostolice. de. sen. et re iudi. li.* VI°, d. i. decretalensammlung (oder lib. VI des corpus iuris canonici) II, 14 de sententia et re iudicata, so entnahm er daher die grabschrift nicht, denn dort werden

wir müssen daher sagen: äussere verdachtsgründe sind aus ihr gegen seine überlieferung der Waltherinschrift nicht geltend zu machen, selbst wenn die inschrift auf Fr. II. eine fiction sein sollte. Sollte die inschrift auf Walther sich doch noch einmal als eine fälschung erweisen, so würde sie unter solchen umständen entstanden sein müssen, dass selbst Michael trotz seiner günstigen lage getäuscht werden konnte.

In Würzburg galt fortan die inschrift als ein authentisches document, und je mehr die erinnerung an den dichter sich verlor, um so mehr spann sich die sage um dieselbe.

Das nächste zeugnis von dieser fand Ignaz Gropp in einer handschriftlichen würzburger chronik, die seitdem nicht wider aufgetaucht ist. In seiner 'Lebensbeschreibung der heiligen Kiliani ... Colonati u. s. w. nebst gründlicher nachricht von dem alten Domb- und nachmalen Collegiat-Stifft zum Neuen Münster etc.' (Wirtzburg 1738) sagt er s. 207 in den probationes et notae.

> 45. *Facetum est, quod in quodam chronico Wirzeburgensi MS. reperi, Waltheri cujusdam testamentum pro volucribus scriptum, atque hic referri meretur. Verba citati chronici reddo:* In Novi Monasterii ambitu, vulgo Lusems-Garten, sepultus est aliquis nomine Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento volucribus super lapide suo dari blanda et potum, et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit 4 foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero Novi Monasterii suum hoc testamentum volucrum transtulit in semeltas (l. semellas) dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu praefati horti vulgo im Creutzgang de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

(dann folgen die verse, doch mit der bedeutungsvollen variante *poscit*, so dass hier die inschrift allein richtig gelesen wird)

> Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
> Qui flos eloquii, qui Palladis os, obivisti:

---

nur fragmente aus einer decretale Innocenz' IV (vollständig abgedruckt bei Mansi, ampl. conciliorum collectio XXIII, 613) aus dem jahre 1245 gegeben, also aus der zeit vor Friedrichs tode.



E r g o, quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus, istius miserere.

Ein zusammenhang mit der angabe bei Michael de Leone (oder mit einer ähnlich lautenden quelle) scheint sich noch durch den ausdruck *in ambitu . . . sepultus* zu verraten. Im übrigen sehen wir nur die sage und die unkritik tätig gewesen. Jene scheint ein grab im garten des kreuzganges, das von einem baume beschattet ward, als das gemeinte bezeichnet zu haben; die irrig gedeuteten 4 höhlungen auf dem stein gaben veranlassung, den gedanken der lateinischen grabschrift über den tod des dichters hinaus auszudehnen, und so das testament zu erfinden; ein gebrauch, den uns Gropp a. a. o. s. 90 aus einer 'alten urkunde' meldet, gab an die hand, wie das wideraufhören der vom testament vorgeschriebenen fütterung der vögel zu erklären sei. Gropp meldet nämlich nach jener quelle: 'Das Stifft Neu-Münster thut von Alters und vielen langen Jahren anhero allwegen auf den siebenden Monaths-tag Octobris Bischoffen Adalberoni als Fundatori ein sonderlichen herrlichen Anniversarium und Jahr-tag halten und celebriren; alldahero die Canonici und der Dechant nacheinander secundum senium in der Vigil die Lectiones lesen, und Vers singen müssen, und hierauffer zugleich allen Stiffts-Personen, Chor-Herrn und Vicarien Semmeln oder Pfründ-Brod ausgetheilet werden, welches sonsten in keinem Anniversario beschehen thut.' Die unkritik, mit der die sage zu verfahren pflegt, nahm an solcher übertragung natürlich keinen anstoss, und auch die unkritik und leichtfertigkeit des verfassers war gerade gross genug, um auch seinerseits eine solche verwechslung ungescheut begehen zu können. Sagt er doch mit zuversichtlichster miene, die inschrift sei noch auf dem steine zu lesen; diesen verlegt er aber, da jener stein unter dem baume offenbar nicht zu verwenden war, in den kreuzgang, und octroyiert so unserm Walther gegen alle glaublichkeit einen doppelten grabstein, den unter dem baume mit den 4 höhlungen und den im kreuzgange mit der inschrift.

Aus welcher zeit jene chronik stammte, sagt uns Gropp nicht. Wir werden wol nicht irren, wenn wir sie dem 16. oder 17. jahrhundert zuweisen, wegen der antimönchischen tendenz vielleicht am wahrscheinlichsten dem 16. jahrhundert.

Die sage aber lebte auch ferner fort, noch durch das 17. jahrhundert. Den dichter hatte man längst vergessen, aber den baum in dem stiftsgarten und dass darunter ein freund der vögel ruhe, behielt man in der erinnerung. Dafür liefert einen beweis eine mitteilung des würzburger lehnsecretärs und fleissigen sammlers Joh. Wolfg. Fabricius (studierte 1620 in Altorf, 1624 in Strassburg, 1629 in Marburg) in einem seiner auf der universitätsbibliothek in Würzburg befindlichen collectaneenbände. Reuss hat sie 1843 in seiner biographischen skizze über Walther v. d. v. s. 13 fg. zum abdruck gebracht. Sie lautet: 'Den 15. Maii zwischen 3—4 Uhren Nachmittags anno 1647, als ein Schieferdeckergesell auf den hohen Lindenbäumen (über Walthers grab) gestiegen, um Tholennester zu zerstören, und vier Jungen allbereit schon herabgestürt hatte, und auf einen andern Ast steigen wollen, um dasselbige Nest auch mit einer stangen herabzustüren, ist selbiger Ast gebrochen und er bald mitten des Baumes auf einen Knorz vorderwärts herab auf den Bauch gefallen, sich überschlagen, und unterwegs, als man ihn nach Haus getragen, gestorben.' Man sieht, die öffentliche stimme sah hierin eine strafe für den frevel, dass er auf dem baume über Walthers grab den vögeln ein leid angetan hatte.

Seitdem ist mir kein weiteres zeugnis für das fortleben der sage bekannt geworden. Seit dem jahre 1711 ward das stift vollständig umgebaut, alle localitäten änderten sich, der baum, wenn er sich bis dahin gehalten haben sollte, und das grab unter demselben verschwanden nunmehr, die sage ward gegenstandslos und so verstummte sie und schlief ein, wenige decennien bevor der dichter, dessen name zu ihr die veranlassung gegeben hatte, zu neuem leben erwachen sollte.

Das verdienst, in dieser neuen periode die aufmerksamkeit wieder auf die grabschrift des dichters gelenkt zu haben, gebührt dem dr. Franz Oberthür, der in seinem wunderlichen buche 'Die Minne- und Meistersänger aus Franken als Entwurf zu einem vaterländischen Geister-Drama, mit Gesang und Instrumental-Musik, in drei Aufzügen' (Würzburg 1818) s. 30 die oben angeführte stelle aus Gropp von den worten *In Novi Monasterii ambitu* an wieder abdrucken liess, freilich mit mehreren druckfehlern (so *Lorens-Garten* statt *Lusems-Garten*, *oblivisti*

statt *obivisti*) und mit fortlassung des charakteristischen *aliquis nomine* vor *Waltherus*. Von ihm entnahm die stelle Uhland in seinem buche über Walther s. 154 anm., und damit ist sie gemeingut unserer forschung geworden. Aber bis zu den weiter zurückliegenden quellen ist nur nebenbei der eine oder andere gelangt, und so hoffe ich wird man es willkommen heissen, im vorstehenden eine genaue darlegung des actenbefundes erhalten zu haben.

2. Zu Walther 17, 11.

Die ansicht Kobersteins (1823, Wartburgkrieg s. 32), dieser spruch scheine auf die eroberung Konstantinopels durch die lateiner zu gehen, hat keinen anklang gefunden. Schon 1827 erklärte sich Lachmann in seiner ausgabe Walthers dagegen, und ihm sind seitdem alle forscher gefolgt. Die hinweisung auf die *Kriechen* nahm Lachmann als eine allgemeine, nur beispielsweise hindeutung auf den orient, die er in der zweiten ausgabe von 1843 noch durch ein weiteres für Walther in anspruch genommenes beispiel glaubte stützen zu können, und W. Wackernagel in seinen anmerkungen zu Simrocks übersetzung (1833) II, s. 154 meinte specieller, der dichter habe wol nur eine novelle im sinne, wie man von griechischen königen deren manche im mittelalter erzählt habe. Auch diese ansicht fand allgemeinen beifall, und wol nur Pfeiffer hat sich ihr entzogen, indem er in seiner ausgabe (no. 103) sagt, auf welches ereignis aus der griechischen oder byzantinischen geschichte hier angespielt werde, sei unbekannt.

In betreff des fürsten, auf den dieser spruch ziele, änderte Lachmann seine ansicht. Anfangs (1827) bezog er ihn auf Otto IV. (und hierin folgte ihm 1833 W. Wackernagel a. a. o., und später Rieger), in der zweiten auflage aber (1843) auf Philipp, und er setzte ihn nun ins jahr 1205. Auch in dieser ansicht ist ihm die mehrzahl der fachgenossen gefolgt; Wilmanns weicht nur darin ab, dass er dem jahre 1202 den vorzug giebt.

Die beziehung auf Philipp sehe ich als gesichert an. In demselben tone wie unser spruch ist 16, 36 verfasst, in welchem Philipp, und zwar bereits mit gelindem tadel, genannt wird; die vier übrigen sprüche sind nicht datierbar, und wenn Lach-

mann 18, 15 ins jahr 1212 setzt, so hängt dies noch mit seiner früheren beziehung des spruches 17, 11 auf Otto zusammen. Allerdings waren Dietrich von Meissen und Ludwig von Baiern 1212 am 20. märz und wieder am 10. mai gemeinsam auf einem hoftage, aber auch sonst, z. b. 1205 am 14. april und am 24. mai bei Philipp. Wir werden also durch den ton aus der zeit Philipps nicht hinausgewiesen, denn ich möchte wissen, wie man beweisen wollte, dass Walther 1205 noch nicht mit dem Meissner, dem Schwiegersohn des landgrafen Hermann, bekannt gewesen sein könne; auch Ludwig v. Baiern war damals bereits seit mehreren jahren der schwager Hermanns, und so auch eine verbindung Walthers mit ihm bereits 1205 wol erklärlich.

Nun zur deutung der in den worten *ze Kriechen* liegenden beziehung. Selbstverständlich kann, wenn der zusammenhang es sofort verständlich macht, ein so entferntes land wie Byzanz auch einmal für ein fernes land überhaupt gebraucht werden, wie noch in Goethes Faust der name der Türkei so verwandt wird. Aber Wilmanns paraphrase 'das morgenland, das land der fabel' geht doch zu weit. So entfernt lag der vorstellung des abendlandes Byzanz nicht, seit die kreuzzüge vielfach über Konstantinopel geführt hatten, seit Byzanz in den berechnungen der abendländischen politik eine wichtige rolle spielte, obenein zu einer zeit, wo eine schwester des königs von Ungarn auf dem griechischen throne sass, eine griechische prinzessin die gemahlin des deutschen königs, eine andere die des herzogs Leopold von Oestreich war, wo der könig Philipp ansprüche auf den griechischen thron geltend machte, die er bereits von der politik seines vaters überkommen hatte. Das 'land der fabel' war jetzt nicht mehr Griechenland, sondern Indien. Auch schwächt Wilmanns seine erklärung selbst wesentlich ab, wenn er den ausdruck *hêr künec ze Kriechen*, den Lachmann zur stütze seiner allgemeinen deutung beigebracht hatte, auf jene realen ansprüche Philipps bezieht (zeitschr. f. d. a. XIII, 251). Wir werden auch die erwähnung in unserem spruche, so ohne weitere andeutung wie sie da steht, nicht anders als wirklich auf Griechenland, auf Byzanz, beziehen dürfen.

Ich greife also im wesentlichen auf Kobersteins vermutung zurück, wenn ich sie auch nicht ganz ihrem wortlaute nach

adoptiere. Nicht die eroberung Konstantinopels durch die lateiner, sondern die ihr vorangehenden ereignisse werden gemeint sein.

Am 1. August 1203 hatten die kreuzfahrer, die durchweg im einvernehmen mit könig Philipp handelten, den vertriebenen Alexios, Philipps schwager, neben seinem vater Isaac Angelos auf den thron des oströmischen reiches erhoben. Als lohn dafür hatte Alexios bereits früher bestimmte gegenleistungen versprochen, darunter auch die zahlung grosser geldsummen. Als er nun auf dem thron sass und sich allmählig sicherer fühlte, suchte er mit den versprochenen summen zu kargen. Gottfried von Ville-Hardouin, der bekanntlich dem zuge als einflussreicher magnat beiwohnte und ihn ausführlich und wahrheitsgetreu geschildert hat, führt uns diese lage sehr anschaulich vor, cap. 110 der ausgabe in Petitot's collection complète des Mémoires I, 243: *L'Emperéres qui mult ot bien fait son afaire, et mult cuida estre d'elx desseuré, s'en orgueilli vers li baron, et vers cels que tant de bien li avoient fait. Ne les alla mie veoir si com il soloit faire en l'ost. Et il envoient à lui. Et prioient que il lor feist paiement de lor avoir, si com il lor avoit convent. Et il les mena de respit en respit. Et lor faisoit dotes en altres petit paiemenz et povres. Et en la fin devint noienz li paiemenz.* Der Markgraf Bonifacius von Monferrat wird zu ihm gesant, ihm vorstellungen zu machen. Aber *il le menoit par respit, ne chose qu'il lor creançast ne tenoit.*

Die summen, die der leichtsinnige junge Alexios früher versprochen hatte, mögen unerschwinglich gewesen sein, wenigstens bietet uns der ebenfalls gleichzeitige und bestunterrichtete byzantinische geschichtschreiber Nicetas ebenso anschaulich die kehrseite des bildes. Mürrisch klagt er über die grossen ehren, die den fremdlingen erwiesen worden seien, dass sie z. b. in gegenwart der kaiser hätten sitzen dürfen, u. s. w. Dann, auf die geldzahlungen übergehend, sagt er (in der ausgabe von Fabroti, 1647, s. 355): *οὐ ταῦτα δὲ μόνον, ἀλλὰ καὶ πάσης μέτειχον φιλοφροσύνης καὶ δεξιώσεως, θεραπευτήριά τε καὶ τρυφητήρια τούτοις ἐπινενόηνται. Ἰσαάκιος γὰρ εἴ τί που ἔστεγεν ἔνδον τὸ βασιλείας γαζοφυλάκιον, καὶ αὐτὸς δὲ συμπορισάμενος ἦν, συνειληφὼς Εὐφροσύνην τὴν βασιλίδα, καὶ τοὺς τὸ γένος εἰς αὐτὴν ἀναφέροντας, ἐξεφόρει τε ἀμφοτέραις,*

καὶ μετήγγιζεν ἀδεέστερον. ἐπεὶ δὲ ταῦτα ὡσεὶ καὶ ῥανὶς ἐκρίνετο τοῖς λαμβάνουσιν (οὐδὲν γὰρ ἔθνος ἐρασιχρηματώτερον τοῦδε τοῦ γένους, τρεχεδειπνότερόν τε καὶ δαπανηρότερον ἕτερον) καὶ διψῶντες ἦσαν ἀεὶ προχοῶν πελάγους Τυρσηνικοῦ, ἅπτεται καὶ τῶν ἀψαύστων παναθεμίτως, ὁπόθεν, οἶμαι, καὶ τὰ Ῥωμαίων ἀνατέτραπται τέλεον, καὶ ἠφάντωται. ὡς γὰρ χρημάτων ἐσπάνιζεν, καὶ τοῖς θείοις ἐπεφύει διὰ τοῦτο τεμένεσιν. ἦν γὰρ ἰδεῖν, οὐ μόνον τὰς ἱερὰς εἰκόνας Χριστοῦ ἀξίναις ἐκκοπτομένας, καὶ χαμαὶ ῥιπτομένας, καὶ τοὺς αὐτῶν κόσμους μὴ σὺν φειδοῖ, ἀλλ' ὡς ἔτυχεν, ἐκσπωμένους, καὶ πυρὶ παραπεμπομένους· ἀλλὰ καὶ σκεύη τὰ σεπτά τε καὶ παναγῆ ἀπεριθαμβήτως ἐκ τῶν ναῶν ἁρπαζόμενα καὶ πυρούμενα, καὶ ὡς κοινὸν ἀργύριον καὶ χρυσίον τοῖς πολεμίοις στρατεύμασιν παρεχόμενα. Dann nach schilderung der grossen feuersbrunst fährt er fort (s. 357): *Μήπω δὲ καθαρῶς λωφήσαντος τοῦ πυρὸς, ἡ τῶν θείων αὖθις κειμηλίων συλλογή τε καὶ καταχώνευσις ὑπὲρ τὸ πρὶν ἐπετείνετο.* Als der markgraf Bonifacius den Alexios mit einem heere durch die städte Thraciens begleitete, wurde wieder eine bedeutende summe verlangt und Nicetas schreibt (ebenda): *ἀμέλει καὶ τὰς Θρακίας πόλεις περιελθὼν, καὶ ταύτας καταστησάμενος, εἰπεῖν δὲ καὶ καλαμησάμενος. ὁ γὰρ συνέκδημος ἐκείνῳ στρατὸς συχνάκις ὠρεκτία τῶν χρυσοῤῥείθρων ἀρύεσθαι, καὶ κατὰ τοὺς διψάσι δειχθέντας πίνων οὐκ ἐκορέννυτο.* Endlich nochmals s. 359 heisst es: *οἱ δὲ βασιλεῖς οὐδὲν ὅτι μὴ τὴν συλλογὴν τῶν χρημάτων ἔργον ἀσχολίας πάσης εἶχον, καὶ πάλιν ἀνώτερον, ἐπεὶ μηδὲ κόρος ἦν παρὰ τοῖς λαμβάνουσι λήψεως. ἀλλ' ὅσον αἱ δόσεις προὔβαινον, τοσοῦτον ἐνήκμαζε τὸ φιλόχρυσον. ἀμέλει κἀκ τῶν πολιτῶν φόρων ὠδίνοντο συλλογαί. τούτου δὲ μὴ ὁμαλῶς προχωροῦντος (ὁ δὲ λεὼς ὅσα καὶ πέλαγος ἀχανὲς καὶ ἀόριστον ἀνέμῳ, τοῖς μὴ θυμήρεσι διαῤῥιπιζόμενον, ἐπέφρισεν εἰς ἀπόστασιν) τῆς μὲν προθέσεως ταύτης ἀπέστησαν. τοὺς δὲ ζαπλούτους ἐπιλέγδην ἐσύλησαν ὅπως ἡ Λατινικὴ γαληνιάσειε βούπεινα. καὶ τὰ χρύσεα δὲ τοῦ μεγίστου νεὼ ἔπιπλα βαρυτάλαντα ὄντα, καὶ αἱ λυχνίαι σὺν αὐτοῖς αἱ ἀργύρεοι ἀφαιρούμεναι καὶ παραδιδόμεναι πυρὶ, πρὸς βρῶσιν ἀτεχνῶς προβέβληντο τοῖς κυσὶ, καὶ μίξις ἦν τῶν ἀμίκτων ἀνόσιος. Ἀλλὰ καὶ τούτων οὕτω γινομένων, καὶ προδήλως ἀνομουμένων, οὐδὲν ἐπεραίνετο. ἠβούλοντο γὰρ οἱ τῶν χρημάτων εἰσπράκτορες, τῆς*

τῶν Ῥωμαίων εὐηθείας καταπαίζοντες, τοὺς μὲν τὰς τιμίας ὕλας ἀποφορτίζεσθαι παρ' αὐτοῖς, τοὺς δὲ παρεστάναι ἀχθοφοροῦντας, ἄλλους προσιέναι χρυσαγωγούς, ἐνίους δὲ ἐνσκευάζεσθαι πρὸς τὴν ἄφιξιν, καὶ οὕτω δρᾶσθαι διὰ παντός.

So drastisch schildert der Byzantiner die habgier der lateiner. Man sieht, es handelte sich um geld und wider geld. Wer hier in seinem recht war, ist für uns gleichgültig; nach dem occident kam natürlich nur die den lateinern günstige auffassung, dass der junge fürst sich knauserig benommen habe. Die lateiner kündigten den kaisern den krieg an, diese wurden dem eignen volke verdächtig und am 27. januar 1204 ward in einer versammlung, an der der senat, die oberste priesterschaft und die höchsten richter teilnamen (*ἡ σύγκλητος ἥ τε τῶν ἀρχιερέων ὁμήγυρις καὶ οἱ τῆς βήματος λόγιμοι*) Nicolaos Kanabos gewählt. Aber fast gleichzeitig nahm Alexios Dukas, mit dem beinamen Murzuphlos, die kaiser verräterisch gefangen, und ihm, der sich früher gegen die lateiner ausgezeichnet hatte, fiel nun das volk zu und Kanabos ward ins gefängnis gebracht.

Soweit lagen vermutlich die berichte aus dem orient vor, als Walther seinen spruch dichtete. Ueber die details konnte er schwerlich genau unterrichtet sein, er besass auch schwerlich exacte kenntnis der verhältnisse. Er wusste nur, dass Alexios, der schwager könig Philipps, in folge seiner knauserei seines thrones verlustig gegangen sei und dass zur widerbesetzung der stelle eine wahlversammlung der vornehmsten des reiches gehalten worden sei. Ob er bereits von dem tode des Alexios, den Murzuphlos bald nachher erdrosselte, unterrichtet war, lässt sich nicht sagen, tut auch nichts zur sache; für Walther kam es nur auf das moment der absetzung an.

So genommen, passt der spruch durchaus in die politische lage jener zeit. Die nachricht von Alexios absetzung kann im märz in Deutschland bekannt geworden sein, und da stand es mit Philipp noch recht bedenklich. Das jahr 1203 war für Otto über erwarten günstig gewesen, im winter trug er sich mit der hoffnung, seinen gegner seiner anhänger vollends berauben zu können, erst der sommerfeldzug im jahre 1204 entschied wider für Philipp, der fortan die herschaft so gut wie unbestritten führte. Vorher, im frühling, konnte aber

eine mahnung wie die unseres spruches noch gar wol am platz sein.

Auch das wenig edle bild, das unser spruch verwendet, mag besondere absicht haben. Die teilnehmer des vierten kreuzzuges waren fast ohne ausnahme französische barone, mit denen man in Deutschland nicht so ganz harmonierte. Es mögen stimmen laut geworden sein, die spöttisch über die von jenen verlangten trinkgelder sich aufhielten, und diese auffassung würde zu Walthers bilde wol stimmen. Wenn er gerade von braten und köchen spricht, so kann es gar wol sein, dass Wilmanns richtig gesehen hat, wenn er hierein eine anspielung auf die von Philipp neu errichtete würde eines küchenmeisters (1201/2) vermutet. Vielleicht ist mancher scherz und manches bonmot hierüber noch lange bei hofe umgelaufen.

Der spruch wird eine doppelte spitze haben, die eine gerichtet gegen die unpolitische unmilde könig Philipps, die andere gegen die trinkgelderverlangenden fürsten des reiches, denen Walther denselben tadel anhängt, der vielleicht gegen die französischen barone ausgesprochen war.

3. Zu Walther 21, 25.

Lachmann hat eine datierung dieses spruches nicht gegeben. W. Wackernagel setzte ihn anfangs (1833), ohne eigentlich beweisende unterlagen, ins jahr 1227 (zu Simrock II, 189), was schon des tones wegen unmöglich ist, denn einige in demselben verfasste sprüche gehören noch dem 12. jahrhundert an. Otto Abel (zeitschr. f. d. a. IX, 141 fg.) sprach sich für das jahr 1207 aus, in welchem von mehreren schriftstellern erscheinungen an der sonne, auch eine sonnenfinsternis, erwähnt werden; Pfeiffer (no. 84) hat ihm hierin zugestimmt, und auch W. Wackernagel vertauschte seine frühere annahme mit dieser. Aber das jahr 1207 passt durchaus nicht zu dem inhalte unseres spruches, der das reich in verwirrung schildert; denn damals war Otto so gut wie abgetan, selbst Rom fing an seinen frieden mit Philipp zu machen. Am wenigsten konnte man damals so sprechen, als sei der wirrwar im reiche recht eigentlich erst im beginne (*gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet*). Mit recht sagt daher Wilmanns (zu 51, 181), der spruch müsse im jahre 1198 oder bald darauf entstanden sein.

Eine nähere datierung aber hat Wilmanns nicht versucht, obwol doch vers 31 einen anknüpfungspunkt gewährt. Denn ausser zweifel ist es, dass die worte *diu sunne hât ir schîn verkêret* sich auf etwas wirklich vorgekommenes, und zwar auf eine sonnenfinsternis beziehen müssen: bloss athmosphärische, also rein locale erscheinungen können nicht in betracht kommen.

Für die etwa vorgekommenen sonnenfinsternisse können wir nun allerdings die gleichzeitigen geschichtschreiber als quellen herbeiziehen, wie O. Abel es für das jahr 1207 getan hat, aber es unterliegt doch sehr dem zufall, ob ein solches ereignis auch gerade eine aufzeichnung erfahren hat: auch die bedeutendsten verfinsterungen sind doch keineswegs alle in den chroniken verzeichnet, ja es scheinen in der regel besondere gründe hinzugetreten zu sein, wie im jahre 1207 die nachträgliche hindeutung auf den königsmord des folgenden jahres, um eine erwähnung zu veranlassen. Wir haben aber eine viel sicherere quelle, die vom zufall unabhängig ist, unsere astronomische wissenschaft, die noch heute alle vorgekommenen verfinsterungen genau zu berechnen im stande ist.

Daher wandte ich mich an den director unserer sternwarte, herrn geh. rat C. Bruhns mit der bitte um auskunft über die sonnenfinsternisse der jahre 1198—1206, und dieser hatte mit entgegenkommender freundlichkeit die güte, die nötigen berechnungen anstellen zu lassen und mir das resultat mitzuteilen, das, wie wir sehen werden, eine völlig plausible datierung für unsern spruch an die hand giebt.

Es haben sonnenfinsternisse überhaupt stattgefunden während jenes zeitraumes

1198 den 7. februar,
1199 den 28. januar und den 24. juli,
1200 den 12. juli und den 8. december,
1201 den 27. november,
1202 den 23. mai,
1203 den 12. mai,
1204 den 1. mai,
1205 keine,
1206 den 11. märz und den 4. september.

Von diesen kommen aber die folgenden für Süd- und Mitteldeutschland nicht in betracht, weil sie für diese gegenden in die nachtzeit fielen: die des jahres 1198, die beiden des jahres 1199 sowie die beiden des jahres 1200, ferner die des jahres 1202 und 1203. Die des jahres 1204 war eine so unbedeutende, dass auch sie in Deutschland nirgends hat bemerkt werden können. Von den übrigen drei, die allerdings für die westliche halbkugel bei tage statt fanden, sind die rechnungsdaten die folgenden: die am 11. märz 1206 war nur sichtbar in Afrika und im südlichen Europa, die grösste verfinsterung war vormittags gegen 10 uhr; auch die vom 4. september desselben jahres war nur sichtbar in den tropen und in dem südlichen teil der nördlichen gemässigten zone; die grösste verfinsterung war nachmittags.

Also bleibt nur übrig die vom 27. november 1201. Aber diese entspricht auch allen von unserm spruch gestellten anforderungen. Die verfinsterung betrug in Süddeutschland gegen 9 zoll (den durchmesser der sonne zu 12 zoll gerechnet), also nahezu $^3/_4$ des sonnendurchmessers, und die grösste verfinsterung fiel gerade zur mittagszeit.

Und ganz stimmt dazu die politische lage Deutschlands. Im juli 1201 hatte der päpstliche legat in Köln die entscheidung des papstes für Otto proclamiert und Philipp mit den seinigen in den bann getan. Dadurch war die verwirrung im reiche von neuem erregt und aufs höchste gesteigert worden (*daz was ein nôt vor aller nôt*). Am 8. september hatten die deutschen fürsten in Bamberg einen protest gegen dieses eingreifen in ihre laienrechte erhoben, und diese ganze bewegung hatte Walthern in lebhafte mitleidenschaft gezogen (*die pfaffen wellent leien reht verkêren*). Um diese zeit, im herbst und winter 1201, dichtete er die sprüche 25, 11 und 9, 16. Um diese zeit, wol bald nach dem 27. november, auch unsern spruch.

4. Zu Walthers leich.

Müllenhoff hat sich das verdienst erworben, in der 5. auflage durch eintragung der Wilmannschen collation von *l* die varianten benutzbar gemacht zu haben, die bis dahin mehr verwirrten als aufklärten. Aber an einigen stellen lassen sie auch jetzt

noch im stiche oder verführen zu falschen annahmen über die lesart in *l*. Herr dr. A. Schröer jun. in Wien hat die freundlichkeit gehabt, auf meine bitte die betreffenden stellen in der handschrift nachzusehen, und ich gebe nachstehend die resultate der vergleichung, die bestätigen, was man aus den allgemeinen verhältnissen der handschriften zu einander vermuten konnte. Es ist zu lesen:

3, 25 und *fehlt kl*. 3, 26 diner krefte k^1 (*denn es ist doch wenig angemessen, dass k in den varianten eine doppelte bedeutung hat, einmal* = k^1, *dann* = $k^1 + k^2$), diner kraft Ck^2l. 4, 21 magetlicher *kl*. 5, 7 di nement *kl*, nu nemt *C*. 6, 7 mac *kl*, kunde *C*. 6, 16 helfe funt (funft *l*) *kl*. 7, 4 Swer *kl*. 7, 9 eine *C*, ein *kl*.

Das verhältnis der handschriften k^1k^2l ist dies, dass von 6, 27 an k^2 und *l* evident zusammen stimmen und auf dieselbe vorlage zurückweisen; in der früheren partie ist dieser zusammenhang kein so offensichtlicher, aber es ist auch keine stelle vorhanden, die jenem verhältnisse widerspräche, und die lesart 3, 26 kann jetzt immerhin als eine bestätigung gefasst werden.

Wie haben wir nun dies verhältnis zu erklären, wenn die annahme richtig ist, die auch noch der bezeichnung k^1 und k^2 zu grunde liegt, dass die grosse koloczaer hds. (k^2) eine abschrift der grossen heidelberger (k^1) sei oder wenigstens beide aus derselben vorlage geflossen seien? Denn eine abschrift von k^2 kann *l* nicht sein, wie das, von anderen gründen abgesehen, schon die lesarten, z. b. die zu 3, 9. 3, 24. 4, 15 dartun.

Eine genauere vergleichung schon des inhaltes und der reihenfolge der stücke in k^1 und k^2 zeigt uns, dass wir es mit einer so einfachen abhängigkeit nicht zu tun haben, sondern dass die beiden grossen handschriften aus einzelnen partien zusammengewachsen sind, ähnlich wie die liederbücher, und dass jene einzelnen teile zu einander in abhängigkeit stehen, nicht die gesamtsammlungen. Dieselbe beobachtung gilt auch für die sammlung *l*.

Gehen wir von k^1 aus, so zerfällt diese sammlung in folgende gruppen, die ich mit römischen ziffern bezeichnen will:

I, k^1 1—5 (vgl. Wilkens gesch. d. heidelb. büchers. s. 417 f.), gedichte auf die jungfrau Maria, nämlich die goldene schmiede, Walthers leich, die mariengrüsse, die marienklage, vom jüngsten tage.

II, k^1 6—33, die bekannte sammlung von marienlegenden: die eigentliche sammlung bestehend aus no. 6—28, woran sich noch no. 29—32, ebenfalls auf die jungfrau bezug habend, anschliessen, und no. 33, welches gedicht ausserhalb des marienkreises zu stehen scheint.

III, k^1 34—36, drei didactische gedichte: der deutsche Kato, der spiegel aller tugend, der tugend kranz.

IV, k^1 37—39: die wiener meerfahrt, der frauen turnei, der kumber.

V, k^1 40 und 41, zwei geistliche gedichte: warum gott sein haupt geneigt, und vom mönch Felix. Dann beginnt

VI, k^1 42—204, die grosse sammlung von erzählungen, durch die diese handschriften ihre hauptbedeutung erlangt haben. Auf gliederungen innerhalb dieser sammlung noch weiter einzugehen, liegt hier ausserhalb des zweckes.

In k^2 finden sich dieselben gruppen, aber in veränderter folge, woraus hervorgeht, dass nicht die sammlung im ganzen, sondern die einzelnen teile derselben noch selbständig vorgelegen haben. Es folgen nämlich in k^2

I (ohne die goldene schmiede, k^2 1—4), III (k^2 5—7), V (k^2 8 und 9), II (k^2 10—37), IV (k^2 38—40), VI (k^2 42—184, gegen ende mit mancherlei auslassungen).

Zum teil aus denselben gruppen ist nun auch *l* zusammengesetzt, nämlich aus

II (*l* 1—27, d. h. *l* 1—26 = k^1 6—32 = k^2 10—36, also fehlt in *l* das gedicht k^1 33 = k^2 37, das nicht mehr zum marienkreise gehört, dagegen ist zugesetzt *l* 27, ein allegorisches gedicht)[1]), I (*l* 28—33, aber in der reihenfolge k^1 5. 1. 2. 3. 4; wahrscheinlich war in dieser kleinen sammlung das letzte blatt der lage nach vorn gefaltet; ausserdem ist zwischen k^1 3 und 4 ein gedicht, *l* 32, eingeschoben: von unser frauen freude. Hiernach folgt eine sammlung x, *l* 34—41, die völlig

[1]) Herausgegeben, doch ohne benutzung von *l*, durch Milchsack in diesen beiträgen 5, 548 fg.

unabhängig ist von k^1 und k^2 (man vergleiche die reihenfolge nach k^1: 122 ... 40. 55. 199. 124. ...), endlich noch y, *l* 42—46, eine sammlung von legenden auf weibliche heilige.

5. Zu Walther 80, 17 und Wolframs Titurel 20, 3.

Obwol ich das nachstehende in der hauptsache bereits an anderem orte (im lit. centralbl. 1877, no. 10, s. 313) dargelegt habe, so mag es doch wol, da es sich um zwei wichtige stellen handelt, gestattet sein, es den augen der fachgenossen an diesem orte näher zu rücken.

Walther 80, 17 klagt über die herren, welche leichtsinnige versprechungen machen, die sie dann nicht einzulösen im stande seien. Er schliesst:

swes er niht müge ûz geborgen
noch selbe enhabe, versage doch daz.

ûz geborgen erklärt Jac. Grimm im d. wörterb. 1, 834: *foenori dare, ausleihen,* zugleich auf unsere stelle verweisend. Dem entsprechend deutet Wilmanns diese in seiner ausgabe 83, 55 'was er nicht ausleihen, nicht missen kann'. Aber der gegensatz 'was einer weder entbehren kann noch selbst besitzt' ist nicht logisch, es müsste heissen 'sowol was einer nicht entbehren kann wie was er nicht besitzt'. Der sinn verlangt den gegensatz 'was einer weder selbst hat noch sich von andern aushülfsweise zu verschaffen im stande ist.' In dieser bedeutung = fenori accipere ist aber *ûz borgen* bisher nicht nachgewiesen worden.

Wäre dies geschehen, so würde auch eine zweite stelle klares verständnis erlangen. In Wolfr. Titurel 20, 3 heisst es von Kyot beim tode seiner gattin Schoysiane:

Schoysiânen tôt half im ûz borgen
die flust an rehten freuden und gewin immer mêre an den sorgen.

Hierfür scheint das mhd. wörterbuch 1, 163a ebenfalls mit der bedeutung 'ausleihen' auskommen zu wollen, indem es ein komma hinter *half* setzt, also das *im* zu *ûz borgen* bezieht und demnach zu erklären scheint: 'war behülflich, dass ihm geliehen wurde'. Glatter wäre auch hier die construction und der sinn, wenn sich die in der waltherschen stelle als wünschenswert erscheinende bedeutung 'erlangen, auf borg sich verschaffen' nachweisen liesse.

Und sie lässt sich nachweisen, und nachdem man einmal darauf geachtet hat, werden sich die beispiele gewiss mehren. Es muss eine in Süddeutschland geläufige ausdrucksweise sein, *ausborgen* auch für entleihen zu gebrauchen. Die mir bekannt gewordenen stellen stehen in dem von seinem herausgeber fälschlich für ein werk Lessings ausgegebenen schauspiel: Johann Faust. Ein allegorisches drama[1]) (aus einem anonymen drucke von 1775 herausgegeben von Carl Engel, Oldenburg 1877). Dort heisst es s. 32: *'Das elendeste geschöpf auf erden. Ein spieler, der tag und nacht an einem sessel angeleimt ist, um das vergnügen zu haben, sein geld zu verlieren. Er flucht eben über das spiel, und wird gleich wieder spielen, sobald er geld ausgeborgt hat.'* Und s. 23 sagt Mephistopheles: *'Sieh, hier kommt Silbergeiz. ... durch deine woltaten besitzt er jetzt millionen. Prüf' ihn einmal, wozu er sein geld verwendet. Ich gebe dir hiemit die gestalt seines vertrauten dieners. Ich aber werde von ihm geld ausborgen';* und später tritt Mephisto an ihn heran mit der bitte: *'Leihen sie mir auf meine handschrift zehn taler.'*

6. Zu Wolframs Titurel.

In der münchener hds. (G) und der ambraser (H) des wolframschen Titurel stimmt bekanntlich die reihenfolge der strophen nicht immer überein. Lachmann ist mit ausnahme dreier stellen (str. 18. 56 u. 66), wo der fehler evident ist, der münchener hds. gefolgt. Er hätte diese aber auch an den noch übrigen drei stellen aufgeben sollen, an denen ebenfalls die stellung der strophe in der ambraser hds. notwendig oder höchst wahrscheinlich die richtigere ist.

1. Notwendig richtiger ist die reihenfolge, die H bietet, bei str. 28, die in H vor 26 steht. Der zusammenhang, wie wir ihn jetzt lesen, ist dieser: der könig Tampunteire, der bruder

[1]) Es ist im höchsten grade wahrscheinlich gemacht worden, dass der verfasser dieses dramas Paul Weidmann ist, der unter seinen mehr als 40 dramen in demselben jahre 1775 in Prag ein drama unter demselben titel erscheinen liess (vgl. Goedeke grundris s. 1070 P. Weidm. no. 32). Sollte nicht irgendwo ein exemplar des letzteren stückes vorhanden sein, durch dessen vergleichung die verfasserschaft endlich definitiv festgestellt werden könnte?

und lehnsherr des fürsten Kyot, nimmt dessen tochter Sigune, bei deren geburt die Schoysiane gestorben ist, zu sich und lässt sie mit seiner kleinen Kondwiramurs aufziehen (25). Um dieselbe zeit ist Kastis gestorben und hat die mutterschwester der kleinen Sigune, die Herzeloyde, als jungfräuliche witwe zurückgelassen (26 u. 27). Nach 5 jahren stirbt Tampunteire (28). Nun erinnert sich Herzeloyde ihrer nichte und lässt sie zu sich bringen (29).

Es fällt doch auf, dass Herzeloyde, die tante Sigunens, fünf jahre als kinderlose witwe wartet, ehe sie sich ihrer schwestertochter erinnert. Näher stand ihr diese doch gewiss als dem lehnsherrn des vaters, wenn dieser auch ihr oheim war. Und warum wird ausdrücklich erwähnt, dass Herzeloyde verwitwet worden sei, gerade als Tampunteire die kleine zu sich nahm? In der wirklichen geschichte, wenn so etwas vorkommt, wird die geschichtschreibung es ja auch so zu erwähnen haben. In der poesie aber, wo der dichter die vorgänge zweckmässig zu bestimmen hat, fällt diese unmotivierte, ja zweckwidrige gleichzeitigkeit auf.

Alles ist in ordnung, wenn wir mit H str. 28 vor 26 setzen. Dann heisst es so: Tampunteire nimmt Sigune zu sich (25). Fünf jahre wird sie in seinem hause erzogen, dann stirbt er (28). Das war um dieselbe zeit, als Herzeloyde jungfräulich, also ohne aussicht auf eigene kinder, verwitwet ward (26 u. 27). Da denkt sie ihrer nichte und lässt sie zu sich kommen (29). Früher konnte sie sich ihrer nicht annehmen, weil sie noch auf dem gralschlosse von der welt abgesondert lebte; erst ihre vermählung mit Kastis führte sie in diese ein. Jetzt kann sie es und tut es, zugleich der eigenen kinderlosigkeit durch die kleine Sigune sich getröstend.

2. Fast notwendig ist die strophenfolge, die H giebt, bei str. 8, die in H hinter 10 folgt. Jedermann muss es bei der abschiedsrede des Titurel, wie wir sie jetzt lesen, auffallen, wie matt sie ausläuft, mit einer aufzählung und belobigung der kinder des Frimutel. Welcher könig schliesst so einen so bedeutenden akt? In H ist der schluss vortrefflich. Str. 8 bietet ihn: ‘mein sohn, wenn du bisher in not geraten warst, da war ich zu deiner hülfe bereit. Jetzt ist es mit meiner kraft zu ende: nun musst du auf eigenen füssen stehen: *Nu wer dich,*

sun, al eine!' Das ist markig gesprochen und ergreifend geschlossen. Wie der schreiber auf die umstellung kam, ist erklärlich. Er stellte die strophe, die von dem sohne handelt, zu den übrigen, in denen von diesem die rede ist, so dass nun Frimutel und seine kinder der reihe nach durchgenommen werden. Er glaubte eine verbesserung vorzunehmen, aber er täuschte sich völlig über die situation und die rhetorische bedeutung der strophenfolge.

3. Mindestens besser ist die reihenfolge in H bei strophe 24, die dort schon hinter str. 21 folgt. Jetzt ist der zusammenhang, den wir lesen, dieser: Schoysiane wird feierlichst bestattet (21). Ihr Gatte Kyot giebt sein land auf zu gunsten seiner tochter (22). Sein Bruder Manfilot entsagt ebenfalls der welt (23). Das kind war Sigune genannt; ihre mutter Schoysiane war die erste, von der sich der gral tragen liess (24). Tampunteire führt die kleine zu seiner tochter (25).

Das ist ja erträglich. Aber auffällt doch, dass in str. 24 noch einmal zurückgegriffen wird auf das lob der Schoysiane. Es steht hier recht ohne fühlung mit dem voraufgehenden und nachfolgenden. Und besser ist doch auch, dass, wenn die kleine mit einem lande belehnt wird, man ihren namen bereits erfahren habe. Besser auch, wenn das gleichzeitige bei einander steht. So giebt es H, wo der zusammenhang nun dieser ist: Schoysiane wird feierlichst bestattet (21). Die kleine wird getauft und Sigune genannt. Unendlich hatte der vater durch ihre geburt verloren, die herrlichste gattin, sie, von der der gral sich zuerst hatte tragen lassen (24). So aufs tiefste ergriffen, entsagt er der herschaft zu gunsten seiner tochter (22), ihm nach sein bruder (23). Da bleibt nur Tampunteire als weltlicher schutz der kleinen Sigune und er nimmt sie in sein haus (25).

So ist zweckmässigkeit in nennung des namens, richtige aufeinanderfolge der vorgänge und feinere motivierung des zusammenhanges gleichmässig erreicht, und demnach bezweifle ich nicht, dass auch hier die strophenfolge in H die ursprüngliche sein wird.

7. Zum jüngern Titurel.

Bekanntlich finden sich in der gruppe II der Titurelhandschriften, unmittelbar vor dem beginne der beiden wolframschen lieder, strophen, die auf die ursprüngliche zweireimigkeit derselben und ihre überarbeitung bezug haben: die an der ersten stelle beginnend mit den worten *Mit rîmen schôn zwigenge* (no. 1), die vor der zweiten einreihung mit den worten *Rîme die zwifalden* (no. 2). Gewiss fällt dieser umstand sehr schwer ins gewicht zu gunsten der ansicht, dass Wolfram nicht wesentlich mehr als die uns erhaltenen strophen gedichtet habe. In der heidelberger hs. 141 (H), die eine mittelstellung unter den handschriften einnimmt, fehlen beide; in der gruppe I fehlt die zweite ganz, die erste an der ihr zukommenden stelle, die vor 476 bei Hahn gewesen wäre, dagegen erscheint sie mitten in der schilderung des kampfes des Gahmuret, nach 884 bei Hahn als 885. Selbstverständlich kann sie hier nicht ursprünglich gestanden haben.

Aber nicht bloss diese beiden strophen sind es, die auf die überarbeitung bezug nehmen, sondern im anschluss an diese noch 4 andere in sich zusammenhängende. Merkwürdig ist es nun, dass diese letzteren in II im anschluss an nr. 2 stehen, in I im anschluss an nr. 1 (also 886—889 Hahn).

An welche stelle gehören sie, zu nr. 1 oder nr. 2?

Ich glaube zu nr. 1. Nicht bloss, weil eine ausführlichere auseinandersetzung da am meisten am platze ist, wo der gegenstand derselben zuerst erwähnt wird, sondern, weil jene strophen im anschluss an nr. 1 einen zusammenhängenden sinn geben. In nr. 1 wird gesagt, dass die folgenden strophen früher nur zwei reime gehabt hätten, dass sie aber in richtigem versmass gedichtet gewesen wären; an der übeln gestalt, in der man sie jetzt lese (wie ja noch heute die überlieferung in der ambraser und münchener hds. bestätigt), seien die schreiber, nicht herr Wolfram schuld. Nun heisst es in den erwähnten vier strophen weiter, dies sei ein prüfstein für den verstand der leute; eine so entstellte unrhythmisch gewordene form noch zu loben (was also auf Wolframs namen hin geschehen sein muss) sei unverständig, wie wenn jemand kostbare borten mit bast unterfüttere, rosen mit gänseblumen zusammen dulden

wolle. Er, der bearbeiter, wolle es anders machen, er wolle nicht das schlichte rauh machen (wie es mit Wolframs versen geschehen war), sondern wünsche nur, dass er alles unrecht in der welt so entfernen könne, wie er in dieser strophe das unrichtige wider zurecht gerückt (den richtigen rhythmus wider hergestellt) habe. Und so etwas komme vor unter den höfisch gebildeten, während herr Neithart geklagt haben würde, wenn bauern es so gemacht hätten. Die strophen lauten im zusammenhange nach widerherstellung aus den handschriften:

1. Mit rîmen schôn zwigenge
sint dise lieder worden
gemezzen rehter lenge
gar in ir dôn nâch meistersanges orden:
ze vil ze klein, des werdent liet verswachet.
her Wolfram sî unschuldec,
ein schrîber dicke reht unrihtec machet.

2. Hie mit sô sint versûchet
die wîsen und die tumben.
vil manger sleht unrûchet
und habt sich gar mit alle zû dem krumben:
ist ieman solch getiht als ungemezzen
ze rehter künste lobende,
der ist an spehender merke der versezzen.

3. Swer edel rîche borten
mit baste vil furrieren,
der wil zû allen orten
mûtwillec durch gespötte pârâtieren:
waz solden mir bî rôsen genseblûmen?
für ziser und visôle
nim ich muscât und edel kardamûmen.

4. Kan ich die slihte riuhen,
daz ist hie niht erzeiget.
künd ich die lôsen diuhen,
daz ir unrehte hôchfart würd geneiget,
unreht gewalt, der müest ouch sîn verdrücket,
als ich daz ungerihte
an disen lieden hân ze reht gerücket.

5. Niht wan durch die lôsen,
die sich der merke rüement
und dâbî reht verbôsen[1])
künnen gar und swache tihte blüement.

[1]) *verdôsen* strassburger bruchstück.

daz wirt an den gehoften dick erfunden:
her Nîthart wærz der klagende,
und hêten sichs gebûren underwunden.

Man sieht, das hängt gut zusammen und ist passend gesagt, wo der überarbeiter zuerst von seiner rhythmischen widereinrenkung der durch die überlieferung verwilderten wolframschen verse spricht. Dass mit dieser widereinrenkung zugleich die zugabe des dritten reimpaares verknüpft war, wird uns nicht ausdrücklich gesagt, ist aber der lage der sache nach selbstverständlich.

An nr. 2 passen diese strophen durchaus nicht. Dort wird einfach gesagt, dass die folgenden strophen früher nur 2 reime gehabt hätten und dass sie 50 jahre nach ihrer abfassung umgebildet seien, von 'recht' und 'unrichtig', worüber nr. 1 und die 4 anderen strophen handeln, ist hier nicht die rede.

Wie sich diese 4 strophen in II von nr. 1 abgelöst und zu nr. 2 gefunden haben, und wie sie andererseits in I, richtig zusammen mit nr. 1, an eine ganz falsche stelle geraten sind, das gehört zu jenen verwickelten vorgängen, die bei schwieriger überlieferung sich öfter zeigen und die den, der gerne von allem eine klare vorstellung gewinnen möchte, in gelinde verzweiflung versetzen können.

Noch ein umstand ist zu beachten. In I wie in II folgt noch eine sechste strophe, die von dem excurs der voraufgehenden strophen wider in die erzählung einlenkt. Sie lautet natürlich in beiden bearbeitungen ganz verschieden, entsprechend dem zusammenhange, zu dem sie überleiten will:

in I, Nu kêren von den mæren
hin wider an diu erren,
zû dem wirdebæren
drîer künecrîche fürsten herren (d. i. Gahmuret),
wie ers mit gedrenge hie dâ wirret,
daz manec stolze amîe
an ir vil hôhen freuden wart verirret.

in II, Nu kêren von den mæren
und sagen, wie die klûgen (d. i. Signune und Schionat.)
dô hie gevarnde wæren.
swie lang si kumber nôt und angest trûgen
mit gesundem lîbe und doch mit êren,
al ir kumber was enwiht
wan der hie êrste nu wil gên in kêren.

Beide strophen weisen in ihrem eingange auf eine gemeinsame vorlage hin, keine von beiden kann weiterhin das richtige bieten, denn nach dem oben ausgeführten standen die voraufgehenden strophen im original weder an der stelle, wo I, noch an der, wo II sie bietet, sondern vor Titurels abdication, wo jetzt nur noch no. 1 (und auch diese strophe nur in I und getrennt von den 4, resp. 5 folgenden) steht.

Man sieht von neuem, mit einer wie verwickelten überlieferung wir im jüngeren Titurel zu rechnen haben.

LEIPZIG. FR. ZARNCKE.

Berichtigungen und zusätze (zu bd. VII, s. 1—104).

Bei erneuter durchnahme mehrerer punkte habe ich mich leider überzeugt, dass ich nicht überall mit der nötigen genauigkeit verfahren bin. Von den bemerkten versehen berichtige ich hier die wichtigeren.

1. Streiche:

s. 36. z. 10 v. u. off für af. Merf. 1461. s. 38. z. 17 v. o. Arnsb. 1360. 1. jenne. s. 46. z. 3 v. u. Gött. 1417. 2 slicht. s. 49. z. 12 v. u. 1415 beer. s. 53. z. 11 v. u. waerschup. s. 55. z. 20 v. o. Qu. 1362 biesundern. s. 61. z. 10 v. o. 1393. 1. boret. s. 65. z. 15 v. u. Dortm. 1358 leet. s. 66. z. 3 bis z. 1 v. u.: w *bis* verdumpft. s. 72. z. 16 v. o. stades. s. 84. z. 18 v. o. Werl 1395 dey hogeste brucke. s. 86 z. 10 v. u. Lüneb. 1366. s. 88. z. 15 v. u. Stend. 1454. z. 13 v. u. Stend. 1353. s. 90. z. 6. v. u. seen.

2. Lies:

s. 4. z. 14 v. o. Fahne, gratschaft und freie reichsstadt Dortmund	*für*	Fahne, geschichte von Dortmund.
s. 4. z. 15 v. o. Falckenheiner	„	Falckenheimer.
s. 19 anm. § 36	„	§ 37, I.
s. 23. z. 4 v. o. III, 1	„	III, 2.
s. 32. z. 4 v. u. 38	„	39.
s. 45. z. 20 v. o. Arnsb. 1360. 2	„	1360. 3.
s. 47. z. 12 v. u. (uft. ö)	„	uft (ö.).
— z. 9. v. u. (oyfte)	„	oyfte.
s. 48. z. 14. v. u. Stend. 1346.	„	Stend. 1345.
s. 56. z. 1 v. o. alts. iu, ew	„	alts. iu.
s. 57. z. 9 v. o. uw = alts. ew, iuw	„	uw = alts. euw.
s. 62. z. 5 v. u. (ew)	„	eu
— z. 4 v. u. Alts. iu wird in der regel zu û, iuw und ew zu ûw.	„	Alts. iu, eu *bis* regel zu û.
— z. 2. v. u. iuw, ew	„	euw.

s. 70. z. 13 v. u. oder mir wenigstens nicht zur hand *nach* belegt.
s. 78. z. 19 v. o. twisghen *für* twinghen.
s. 84. z. 4 v. o. dritteghestem „ dritteghesten.
s. 88. z. 3 v. o.: n. „ m.
s. 90. z. 17 v. o. 1465 „ 1464.
s. 103. z. 5 v. u. (ew) „ eu.

Bemerkungen:

s. 4. z. 14 v. o. Die urkundenabdrücke Fahnes sind unzuverlässig nach Rübel, beitr. zur gesch. Dortmunds von dem hist. verein zu Dortm. I, 1875 s. 26 ff., aus deren II. hefte man zu unserer arbeit den aufsatz von Schulze, 'vocalism. der westf.-märk. mundart auf grund des got. und alts. und mit möglichster berücksichtigung der ihr angehörenden mnd. laute' vergleiche.

s. 5 ff. Dem urkundenverzeichnis sind folgende UK. beizufügen: Dieph. 1356. Dieph. UKB. 60. — Osn. 1461. Mitt. II, 368. — Qu. 1342. Gqu. v. Sachs. II, 140.

s. 15. Vgl. für Kurhessen: Vilmar, Idiotikon s. III, für Waldeck: Bauer, Korrespondenzblatt des V. f. nd. sprachforschung IV, s. 82.

s. 50. z. 2 v. u. Der form: frame stehen formen wie: Ramende gleich.

s. 89—91. Verschiedene der als ind. pl. aufgeführten formen sind wol conj.; es muss noch untersucht werden, inwieweit überhaupt das mnd. im pl. ind. und conj. unterschied.

s. 87. z. 13 v. o. Vergl. die etwas abweichenden angaben von Seelmann, Korrespondenzblatt des v. f. nd. sprachforschung III, 335.

s. 94. Es hätte zur charakteristik des westens auf vur neben vor § 21 und auf assimilation eines d an vorhergehendes n § 51, der westgrenze auf frühes vorkommen von a für o § 22, des süden auf vereinzeltes z, s und f für t und p § 52, 57 aufmerksam gemacht werden dürfen. Dagegen ist z. 13 v. u. zu streichen: für heft herscht hevet, hebbet § 71.

GOTHA. HERMANN TÜMPEL.

Nachtrag (Zu VII, s. 338.).

In der zimmerischen chronik (bd. I, s. 286 der ausgabe von Barack) folgt auf die erzählung von Bodman die sage vom edlen Moringer, welche mit folgenden (bereits von Uhland Germ. 4, 95 abgedruckten) worten eingeleitet wird: 'Aber den eltesten landfarer, den wir in unsern hochen deutschen landen gehapt, darvon wir noch wissen, das ist der edel Moringer gewesen. Denselbigen wellen etlich, er seie ein Meichsner oder ain Sax gewesen, gleichwol auch

ainer vor jaren mag gelept, so der Moringer hat gehaiszen; soll zu Leipzig gesessen und in groszem thon gewesen sein, wie man furgibt. Aber diser unser Möringer ist ain Schwab gewesen' u. s. w. Dass der Moringer, welcher zu Leipzig gesessen haben soll, Heinrich von Morungen ist, leidet wol keinen zweifel; es hatte sich also bis in die 2. hälfte des 16. jahrhunderts bestimmtere kunde über Morungens heimat und ansehen erhalten. Ferner ist von interesse, dass hier ausdrücklich gesagt wird, es gebe manche, welche den Moringer der sage für identisch halten mit dem einst zu Leipzig sesshaften, eine ansicht, gegen welche dann freilich der chronist im folgenden polemisiert.

LEIPZIG. EMIL GOTTSCHAU.

Berichtigungen (zu VII, 482 ff.).

S. 483 z. 16 v. u. lies *ā* statt *a*.
„ 486 z. 11 ist das komma zu streichen.
„ 489 z. 1 lies *ō* statt des ersten *o*.
„ 494 z. 22 v. u. ist nach *φϑᾱ* das komma zu streichen.
„ „ z. 4 v. u. lies crassitudo.
„ 497 z. 6 v. u. lies *bh* statt *bl*.
„ 499 z. 15 besser *p̩dòs, bh̩ròs*, s. 501 z. 19 *s̩nêd.*
„ 502 z. 14 l. *sta'la-s* statt *stála-s*.
„ „ z. 14 v. u. l. *ἵππος* statt **ἵππος*.
„ 503 unten l. ‘Flexion faible’ haben ... die paroxytona.
„ 504 z. 18 l. *c* statt *ė*.
„ 547 z. 1 v. u. füge hinzu: part. pass. *-ōt-s*, dessen flexion s. 506 f. (jünger nach der *o*-decl. *-ōtó-s*, s. s. 477 f.).

H. M.

Halle, Druck von E. Karras.

Literaturblatt
für
germanische und romanische Philologie.

Unter Mitwirkung von
Professor Dr. Karl Bartsch
herausgegeben von
Dr. O. Behaghel u. Dr. F. Neumann,
Docenten an der Universität Heidelberg.

Nr. 1. Januar. Inhalt. 1880.

Vorwort. Recensionen: H. Paul, Ueber das Keronische Glossar v. Rudolf Kögel. — P. Piper, Die althochdeutschen Glossen v. El. Steinmeyer u. Ed. Sievers. — K. Bartsch, Ezzos Gesang u. Notkers Memento mori v. K. A. Barack. — K. Maurer, Bidrag til an histor.-topogr. beskrivelse af Islands Nordlændinge-fjærding v. P. E. Kristian Kalund. — Henry Nicol, An Etymol. Dictionary of the English Language v. Walter W. Skeat. — H. Suchier, Ueber die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland v. Adolf Rambeau. — E. Picot, La gente Poitevinrie, aveque le Procès de Jorget et de son vesin et Chansons ieouses compousi in bea poictevin. La gente Poetevin'rie, ouecque le Precez de Jorget & de san vesin & chonsons jeouses compousie in béa poiteuin v. L. Favre. — F. Liebrecht, Ueber die den prov. Troubadours des XII. u. XIII. Jahrh. bekannten epischen Stoffe v. Dr. A. Birch-Hirschfeld. — J. F. Kräuter, Kurzgefasste systematische Grammatik der französischen Sprache v. Dr. K. Plötz. — Bibliographie: Zeitschriften. Neu erschienene Bücher. Recensionenverz. Literarische Mittheilungen, Personalnachrichten etc. Anfrage. Notiz. Literarische Anzeigen.

Nr. 2. Februar. Inhalt. 1880.

Recensionen: Symons, Müllenhoff, d. alte Dichtung v. d. Nib. — Munker, Hamel, zur Textgesch. des Klopst. Messias. — Dahn, Sickel, Geschichte der deutsch. Staatsverf. — Böddecker, Konrath, zur Erkl. u. Textkritik d. Will. v. Schorham. — Mussafia, Les joies nostre dame de Guill. le clerc, ed. Reinsch. — Brunnemann, Molière, les Fâcheux, hrsg. v. Fritsche. — Bartsch, Beschnidt, Guill., de Capestaing. — P. Förster, Las mocedades del Cid de Guill. de Castro ed. W. Förster. — Liebrecht, canti popol. Istriani racc. da a Jve. — Scarrtazzini, die jüngste Dante-Literatur. — Bibliographie: Zss.; neu erschienene Bücher; Recensionenverz.; Liter. Mittheil.; Personalnachrichten etc. Notiz. — Literarische Anzeigen.

Nr. 3. März. Inhalt. 1880.

Recensionen: Vetter, Lange, un trouvère allemand. Étude sur Walther v. d. Vogelw. — Nagele, Wigand, d. Stil Walthers v. d. Vogelw. — Schröer, Hoffmann, d. Entwickelungsgang d. deutschen Schauspiels. — Kräuter, Huss, das Deutsche im Munde des Hannoveraners. — Cederschiöld u. Behaghel, die nordd. Version der Tristan-Sage, ed. Kölbing. Saga af Tristram ok Isönd, ed. Brynjulfsson. — v. Amira, Brenner, über die Kristin-Saga. — Wissmann, Hausknecht, über Sprache u. Quellen des Sowdan of Babylon. — Ludwig, Wölfflin, Lat. u. rom. Comparation. — Stengel, Ottmann, die Stellung von V4 in d. Ueberlief. des afz. Rolandsliedes. — Mussafia, Weber, über den Gebrauch von devoir, laissier, pooir, savoir, soloir, voloir im Afr. — Bartsch, Barth, über den Troub. Wilhelm IX., Grafen v. Poitiers. — Lemcke, Teatro español, ed. Lehmann. — Gaster, Cihac, Dictionnaire d'Étymologie Daco-Romane. — Programmschau: Sachs, Abhandl. über frz.

Sprach- u. Literaturgesch.; Foth, Mebes, über d. Wigalois v. Wirnt u. s. afr. Quelle; ders., Herz, eine afr. Alexiusleg. d. 13. Jhs. — Bibliographie: Zss.; neu erschienene Bücher; Recensionsverz.; Liter. Mittheil.; Personalnachrichten etc. Notiz. — Literarische Anzeigen.

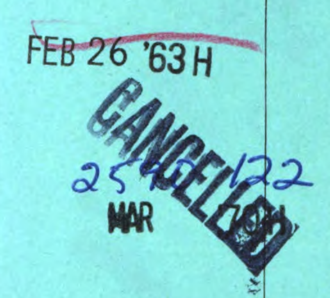
Nr. 4. April. Inhalt. 1880.

Recensionen: Köhler, Liebrecht, zur Volkskunde. — Tobler, Tomanetz, die Relativs. bei den ahd. Uebersetzern des 8. u. 9. Jhs. — Wilmanns, Bechstein, Gedichte Walthers v. d. Vogelw. etc. — Martin, Carmina burana selecta v. Adolf Pernwerth v. Bärnstein; Golias, Studentenl. aus d. Mittelalter v. Laistner. — Lambel, Gedenkblätter v. Charlotte v. Kalb. Hrsg. v. Palleske. — Branky, Fronius, Bilder aus Siebenbürgen. — Koch, La vie de Ste. Marguerite etc. p. A. Joly. — Suchier, Stimming, Bertran de Born, s. Leben u. s. Werke. — Bartsch, Clédat, du rôle historique de Bertrand de Born. — Koerting, Zumbini, il Filocopo del Boccaccio. — Reinhardstöttner, Avé-Lallemant, Luiz de Camoens. — Gartner, Storia d' S. Genofefa trasportada t' nosc' lingaz etc. — Programmschau: Foth, Hummel, der Werth der neuern Sprachen als Bildungsmittel; ders., Thum, Anm. zu Macaulay's Hist. of Engl.; ders.; Rovenhagen, Altengl. Dramen; Sachs, Progr. engl. u. ital. Sprache u. Lit. betr.; Reinhardstöttner, Schmitz, Observações sobre a allegoria nos Lusiadas de Camões. — Bibliographie: Zss.; neu erschienene Bücher; Recensionenverz.; Liter. Mittheil.; Personalnachrichten etc.; Anfrage; Notiz. — Literarische Anzeigen.

Diejenigen Herren Interessenten an Universitäten und höheren Lehranstalten, welche sich bis jetzt noch nicht zum Abonnement entschlossen hatten, wollen ihre Bestellung nun baldgefl. machen. — Sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und legen auf Verlangen Probenummern vor.

Die Verlagsbuchhandlung

Gebr. Henninger in Heilbronn a. N.


FEB 26 '63 H
CANCELLED
MAR

